

HEINRICH HEINES BRIEFWECHSEL

REICHVERMEHRTE GESAMTAUSGABE AUF GRUNDLAGE DER HANDSCHRIFTEN / GESAMMELT, EINGELEITET UND ERLÄUTERT

VON FRIEDRICH HIRTH

MIT FÜNFZIG BILDERN UND
FÜNF FAKSIMILES
ERSTER BAND





Heinrich Heine.

HEINRICH HEINES BRIEFWECHSEL

HERAUSGEGEBEN VON

FRIEDRICH HIRTH

ERSTER BAND



1 · 9 · 1 · 4

MÜNCHEN UND BERLIN BEI GEORG MÜLLER

EINLEITUNG.

I.

Mit dem Entweichen des Prinzips der Goetheschen Zeit, der Kunstidee, und dem Aufstiege einer neuen Zeit mit einem neuen Prinzip begann nicht nur die Insurrektion gegen Goethe, die Heinrich Heine äußerlich erschreckt, aber innerlich voll Teilnahme hereinbrechen sah, sondern gleichzeitig auch ein eifervolles Sammeln Goethescher Reliquien, die zum Troste und zur Erbauung seiner großen Gemeinde ehrfürchtig ausgestellt wurden. Dem Ansturm gegen Goethes überragende und erdrückende Persönlichkeit ging die Veröffentlichung der köstlichsten und seltsamsten Erinnerungen an ihn beinahe gleichen Schrittes zur Seite: der Mercksche und der Bettinasche Briefwechsel sowie der Knebelsche Nachlaß gewährten ungeahnte Einblicke in Goethes Persönlichkeit und Lebenskreis, sein Briefwechsel mit Zelter ward ungefähr um dieselbe Zeit abgeschlossen an die Öffentlichkeit gebracht. Und diese Zeugnisse der Mitlebenden des Dichters wirkten so wuchtig, daß sie, wie Theodor Mundt damals trübe bemerken mußte,*) „an Interesse die eigenen produktiven Erscheinungen des neuesten lebenden Deutschlands verdrängten“. Die Zeit, so mannigfach literarisch bewegt sie auch war, hatte ihren historischen Sinn entdeckt, dem sie sich schrankenlos hingab. Wie kraftvoll und wagemutig einerseits ein junges Geschlecht vorstürmte, das, von einem gleichgesinnten, stimmkräftigen, vielfach verästelten journalistischen Troß gefördert, mit neuen und freien Ideen ge-

*) Literarischer Zodiakus, 1835, Januar bis Juni, Seite 94.

sättigte Tendenzliteratur auszubreiten suchte, wie sehr andererseits eine seichte, banale, in Trivalitäten plätschernde und dadurch den oberflächlichsten Masseninstinkten schmeichelnde belletristische Produktion in ungehemmtem Strom sich über Deutschland ergoß — man war weit entfernt davon, sich von jenen berauschen, von diesen einlullen zu lassen, und unwiderstehlich zog es das lesende Publikum zu den Denkwürdigkeiten des Weimarer Kunstgreises, wie sie von seinen Getreuen gespendet wurden. Waren von ihm keine dichterischen Produkte mehr zu gewärtigen, so verschlang man gierig, was sich von ihm in Briefen und Gesprächen erhalten hatte. Und damit in engstem Zusammenhange stand ein zweites weitreichendes Interesse der deutschen Leser um 1835: nie waren sie beflissener, sich, da die Literatur der Zeit nur spärlich tiefgehende Eindrücke zu erwecken imstande war, in die vergangener Zeiten zu versenken. Nicht als ob man zu den Werken der Dichter aus früheren Jahrhunderten gegriffen hätte; denn dazu waren die Gemüter der Deutschen im 4. Dezennium des 19. Jahrhunderts zu aufgewühlt, zu wenig von innerem Behagen gewärmt. Aber man ergötzte sich in seltsamer Einmütigkeit an anekdotischen Darstellungen aus dem Leben der Dichter und Künstler, die in Romanen und Dramen immer wieder, heldenhaft aufgereckt, Auferstehungen feierten. Vielleicht, daß auch hier Goethes Wirken von entscheidendem Einflusse war, der Torquato Tassos Geschicke dramatisch gestaltet hatte, freilich nur mit recht äußerlicher Anlehnung an zweifelhafte Quellenwerke, aber verinnerlicht durch eigenes Erleben, Denken und Anschauen. Davon waren die biographischen Romanciers und Dramatiker der dreißiger Jahre weit entfernt; anekdotischer Kleinkram genügte vollauf für ihre Leser, die nicht erhoben, nur unterhalten sein wollten. Was von dieser Art Literatur in bunter Menge aufgetischt wurde,die mit Friedrich Kinds „Van Dycks Landleben" schüchtern einsetzte, um in Deinhardstein ihren vielbewunderten kläglichen Höhepunkt zu erreichen, war jeder Tendenz durchaus abhold. Nicht einmal so weit ging dieses blutleere Anekdotisieren, um sich zu selbst

schüchternem Apologetentum aufzuschwingen. Nichts findet sich in dieser ganzen Literatur von jenem Überschwang, mit dem z. B. in Gedichten die Schlegel ihres Freundes Tieck Dichtungen oder ihr „Athenäum“ gefeiert hatten, worin ja zweifellos bestimmte Absicht lag. Nur der Lust am Fabulieren ward gefrönt. Aber ein starkes historisches Interesse, wie es aus der Freude an biographischen Denkmälern aus Goethes Leben und Zeit hervorgeht, läßt sich doch auch aus diesem oberflächlichen Vergnügen an epischer und dramatischer Literaturgeschichte erkennen, und die Bereitwilligkeit, sich aus der Literatur der eigenen Zeit zu flüchten und in die der Vergangenheit zu versenken, war eine Erscheinung, die vornehmlich aus dem Verdrusse über die Dichtungen dieser eigenen Zeit zu erklären ist. Gewiß war das Walten der Zensur- und Polizeibehörden, die die tendenziöse Literatur rücksichtslos verfolgten, nicht ganz ohne Einfluß auf das Entstehen der geschichtsklitternden Bellestritik; aber nur auf das Entstehen, nicht auf die Verbreitung. Denn wenn in einem von polizeilichen Maßregeln betroffenen Werke wirklich ästhetische, ethische, politische und selbst kritische Schätze gehoben wurden, dann wanderte es heimlich von Hand zu Hand und sein Inhalt von Mund zu Mund. Leider enthalten die deutschen Büchermassen nach der Julirevolution, wenn man von der Lyrik absieht, die die reichsten und feinsten Blüten zeitigte, im allgemeinen nur recht weniges, was, wenn es sich tendenziös geberdete (und die den Stoffen oft nur äußerlich mühsam verwobene Tendenz wurde nicht einmal von den Autoren immer ehrlich anerkannt), inhaltlich oder formell als ästhetisches Gut anzusprechen wäre. Und lediglich deshalb, nicht wegen behördlicher Vexationen, schlug es bei den Lesern nur recht schwache Wurzeln, wodurch sich letzten Endes sogar die Tendenzschriftsteller gezwungen sahen, die Pfade der von ihnen verachteten und befehdeten Nurbelletristen einzuschlagen, um dadurch — freilich brauchte diese Erkenntnis mehr als ein Dezennium, bis Laube Episoden aus Schillers Leben, Gutzkow aus dem Goethes auf die Bühne brachte — auch den Erfolg bei der großen Menge zu erringen.

Dieses Bild der Abkehr des Publikums von der tendenziösen Zeitliteratur und der Hinneigung zum Versenken in eine durch Chroniken, Memoiren und Briefsammlungen aufgehellte Vergangenheit findet in unseren Tagen seine volle Erneuerung. Von einer Periodizität aller historischen Ereignisse spricht einmal Treitschke, eine aller literarhistorischen läßt sich kaum übersehen, ohne daß man dabei nur an die geniale Scherersche Hypothese denken müßte, die eine Wiederkunft von Höhepunkten und Tiefständen in der deutschen Literatur im Wechsel von je drei Jahrhunderten erkennen wollte. Was sich vor etwa 80 Jahren im literarischen Deutschland ereignete, spielt sich heute wieder ab: ein junges Geschlecht, so dankenswert sein Eindringen in die durch morsche Hürden schlecht abgezäunte literarische Arena war, befreite uns wohl für kurze Zeit von einer ursentimentalen, licht- und freudlosen Belletristik und Dramatik, wies mehr suchend und tastend als erfüllend die Wege zu neuen Formen und Gestalten, belebte auch das literarische Interesse der Gegenwart nicht unwesentlich durch oft willkürliches Aufpfropfen von aktuellen Tendenzen, um freilich nach kaum zwei Dezennien der tiefgehenden Erkenntnis Raum zu schaffen, daß nur wenige Blütenträume der neuen Kunst wirklich ausreiften, daß zwar — wie in den dreißiger Jahren — in der Lyrik Produkte voll ergreifendster Schönheit entstanden, die Zeugnis von der umwälzenden Kraft der Literaturrevolution durch die ,,Moderne" dauernd ablegen können, daß aber Epik und Dramatik nur zu rasch wieder den Rückweg zu der heuchlerischen, verlogenen Sentimentalität und Familienblattromantik der siebziger Jahre einschlugen, der die Hauptmasse der Leser im Grunde immer treu geblieben war. Die literarische ,,Moderne" ward nur zu leicht wieder überwunden; selbst ihre Stimmführer — man denke bloß an Arno Holz, der in seinem ,,Traumulus" verzopfteste Gartenlaubensentimentalität breitschlug — streckten bald ihre tendenziösen Waffen im Kampfe um die Publikumsgunst und machten dieser jegliches erdenkliche Zugeständnis.

Der Vergleich zwischen dem jungdeutschen Sturm und

Drang und dem der Modernen um 1880 ließe sich übrigens noch viel weiter durchführen; dort wie hier die starke Befruchtung durch ausländische, besonders französische Muster; dort die Verquickung der Poesie mit saint-simonistischen, hier mit sozialistischen Ideen, die ja untereinander nicht völlig unabhängig sind, und endlich dort wie hier die anklägerische Pose gegen die Literatur und gegen staatliche, soziale und politische Verhältnisse der eigenen Zeit. Und auch der Effekt war beidemale derselbe: das allmähliche Abrücken der Leser von allen literarischen Doktrinarismen und Fanatismen und die Flucht in die Reiche der Illusion und der Historie. Nie war in Deutschland das Interesse an Memoiren und Briefsammlungen lebendiger und gefesteter; je deutlicher sich die dichterische Produktion unserer Tage als ein Abglanz und Nachklang nicht nur der klassischen Muster, sondern selbst der eigenen Werke der jetzt schaffenden Dichter offenbarte, um so häufiger wurde das Verlangen nach Schilderungen bewegter Vergangenheitstage, wie sie in Memoiren und Briefwechseln anzutreffen sind. Der Schluß wäre gewiß verfehlt, daß diese fast unbegrenzte Sucht nach dokumentarischer Lektüre die Schaffensfreude und Schaffensmöglichkeit der lebenden Schriftsteller entwurzele; nur der umgekehrte ist richtig, daß die moderne Literatur, nachdem sie einige spärliche Gewinste in Sicherheit hatte bringen können, kaum mehr imstande ist, die unbezweifelbar vorhandenen starken Lesebedürfnisse der Nation zu befriedigen, daß ihre poetischen Kräfte nicht so weitreichend sind, um alles unwiderstehlich in ihren Bann zu ziehen, und man deshalb gezwungen ist, anregende Lesestoffe dort zu suchen, wo sie bestrickend und bezwingend geboten werden: in Denkwürdigkeiten und Korrespondenzen.

Nichts wäre unrichtiger, als unserer Zeit jeden poetischen Schwung und selbst Eigenart abzusprechen; viele Erscheinungen sitzen an ihrem dichterischen Webstuhl, die wertvolle lyrische Werke hervorbringen. Aber die Produkte fehlen unstreitig seit Jahren, die ein Aufstreben der Literatur zu ragenden Höhen erkennen ließen, die auch nur einem Werke

ein über das Erscheinungsjahr hinausreichendes Interesse sicherten. Seit Thomas Manns „Buddenbrooks“ und seines genialen Bruders Heinrich „Göttinnen“ ward uns immer wieder nur mit größten Einschränkungen als vollgültig Anzusprechendes geschenkt; die dichterischen Kräfte verzetteln und zersplittern sich, ohne restlose Ausgeglichenheit und Ausreifung zu bekunden; und die starke Persönlichkeit, die allseits erfreuen und erheben könnte — soweit sich dies bei den ungeheuren Geschmacksdifferenzierungen eines nach Millionen zählenden Leserpublikums überhaupt erreichen ließe — ersehnen wir seit langem vergeblich. Aber dieser Sehnsucht entspringt das immer weiter um sich greifende Versenken in die antiquarischen Schätze einer tatenfrohen Vergangenheit, der Deutschland heute huldigt.

Dieser Freude an Memoiren und Briefwechseln will eine neue Ausgabe von Heinrich Heines Briefwechsel, die in diesen Bänden vorgelegt wird, nicht allein entgegenkommen. Gewiß unterschätzt sie das Bedürfnis der Zeit nach Erkenntnis dichterischer oder historischer Persönlichkeiten aus ihren Selbstbekenntnissen keineswegs; denn unseres Dichters Briefe, die eine faszinierende Persönlichkeit und eine kulturhistorisch noch nicht genügend aufgehellte Zeit widerspiegeln, verdienten es nicht, einer Generation vorgelegt zu werden, die ihre Lesefreude etwa ausschließlich bei Dichtern der unmittelbarsten Gegenwart befriedigte. — So sehr also auch das allgemeine Interesse an Neuausgaben von Dokumenten prominenter Persönlichkeiten ein Schrittmacher für eine Edition der Briefe von und an Heine ist, so könnte dieses doch nicht der ausschließliche Grund für eine solche sein, da wir ja bereits zwei sogenannte vollständige Ausgaben (von Adolf Strodtmann und Gustav Karpeles) und eine sorgsame Auswahl, die Hans Daffis besorgt hat, besitzen.

Aus diesen drei Publikationen, zu denen sich eine Überfülle von solchen einzelner Briefe durch Ernst Elster, Karpeles u. v. a. in Zeitschriften und Tagesblättern gesellt hat, ist uns das Bild des Briefschreibers Heine, wie man annehmen könnte, durchaus geläufig geworden; wir verkennen den

unermeßlichen Wert seiner in Briefen abgelegten Selbstbekenntnisse nicht, überschauen die Zettelungen und Intrigen, in die sich der Dichter oft nicht ohne Schuld selbst verstrickte, und ebenso die finanziellen Misèren, die ihn durch sein ganzes Leben begleiteten. Über seine Verlegerfatalitäten orientieren die bisher bekannt gewordenen Briefe nicht minder als über seine herzlichen Familienbeziehungen zur Mutter, Schwester, zwei Brüdern, einem gehaßten und einem geliebten Oheim, und endlich gewähren die bisher ans Licht gezogenen Briefe Einblick in seine wechselvollen freundschaftlichen und literarischen Beziehungen.

So möchte man also glauben, daß eine Neuausgabe der Briefe keine Daseinsberechtigung habe, daß sie vielleicht nur wiederhole, was längst bekannt gewesen ist, daß sie nur wieder einmal dem unserer Zeit liebgewordenen Hange nach Neuausgaben entgegenkomme.

Der neue Heinesche Briefwechsel wird diese Vermutungen völlig entkräften können; er wird kein Neudruck sein, der am Bestehenden nichts ändert, sondern er wird sich als ein von Grund aus umgeformtes Werk darstellen, in dem der Leser auf Schritt und Tritt Neuland betreten kann. Er wird die wichtige Erkenntnis schaffen, daß der Briefschreiber Heine bis jetzt nur eine sehr schlecht bekannte Persönlichkeit war, an die sich Irrtümer — unbeabsichtigte und böswillige — in Hülle und Fülle geheftet hatten, die das Bild, das sie darstellen sollten, oft sehr arg verzerrten und viele falsche Vorstellungen erweckten.

Einer selbst flüchtigen Begründung, daß Heines Briefe für die Darstellung seines Lebens und Schaffens, sowie für die einer bedeutungsvollen Periode deutscher literarischen Entwicklung nachdrücklichst herangezogen werden müssen, bedarf es sicherlich nicht. Darüber ist längst Gewißheit geschaffen, daß wir in des Dichters Briefen nicht selten die aufschlußreichsten Kommentare zu markanten Ereignissen seines Lebens- und Dichterkampfes besitzen, daß sie in ihrem wogenden Auf und Ab von Stimmungen und Verstimmungen manches tiefe Dunkel erhellen und den freilich nur notdürf-

tigen, aber doch sehr wichtigen Ersatz für den ungeheuren Verlust seiner Memoiren bilden. Sie ergeben, fortlaufend gelesen, eine Autobiographie von prickelndem Reiz, der um so einschmeichelnder wirkt, je weniger sich in den einzelnen Briefen die Absicht kundgibt, jemals weitere Publizität zu erlangen, die vielmehr bloß dem Adressaten Tatsachen oder Reflexionen übermitteln wollten. Nie sind Heines Briefe frisiert und kostümiert, nie kokettiert der Schreiber im entferntesten mit dem Gedanken, daß seine intimen Bekenntnisse den Weg in die Öffentlichkeit finden könnten. Frei und ungezwungen gibt sich der Briefschreiber Heine im Lieben und Hassen, im Frohlocken und Grollen, im Ernst und im oft zynischen Scherz. Sein Briefstil tritt niemals gleichsam im Ballstaat auf, wie dies von Gustav Pfizer*) den Prosawerken nicht ganz unbegründet zum Vorwurfe gemacht wurde. Diese völlige Ungezwungenheit macht Heines Briefe zu den glaubhaftesten Herzensergießungen, die eines niemals missen lassen, daß sie nämlich zuverlässigste Kunde von Leid und Freud einer hochgestimmten Seele ablegen.

Gewiß läßt sich nicht verkennen, daß Heine durch seine Briefe — im Gegensatz zu Schiller, dessen Charakterbild durch seine brieflichen Mitteilungen erheblich gewinnt — an Schätzung verlieren kann, eben dadurch, daß er sich darin völlig ungezwungen und förmlich unbelauscht gibt. Und der Vorwurf ist nicht ganz ungerechtfertigt, den man Heines literarischen Verehrern schon gemacht hat, daß sie in ihrem Streben, durch tunlichst restlose Veröffentlichung seiner Korrespondenz alle Fugen und Lücken seines Lebenslaufes zu schließen, viel zu weit gingen und selbst solche Schriftstücke veröffentlichten, die auf Heines Charakter nicht immer die günstigsten Streiflichter fallen ließen. Diese Anklage ist nicht ohne jede Begründung; sie übersieht aber den sehr wesentlichen Umstand, daß gerade ein Bewunderer von Heines Kunst keinen Anlaß habe, an seinen unbestreitbaren Schwä-

*) „Heines Schriften und Tendenz." Deutsche Vierteljahrsschrift, 1838, Heft 1, Seite 189.

chen und Fehlern blind vorüberzugehen. Erst dann erlangt eine biographische Darstellung vollsten Anspruch auf Beachtung, wenn sie imstande ist, Licht und Schatten gleichmäßig zu verteilen, um in sorgfältiger Erwägung des Für und Wider zu einem vollgültigen Endurteile zu gelangen. Nie darf dieses für einen ernst zu nehmenden Darsteller eines Dichterlebens von vornherein feststehen, sondern es muß ihm an der Hand aller erreichbaren Zeugnisse erwachsen. Und als die maßgebendsten Zeugnisse wird man sicherlich stets Briefe betrachten müssen, weil sie ohne jede Rücksicht auf ein „später" geschrieben werden und die richtigsten und unbeeinflußtesten Gradmesser jeder momentanen Stimmung sind, wie Heine selbst einmal an Rudolf Christiani (Brief vom 7. März 1824) schrieb: „. . . Bey mir ist der Brief, den ich schreibe, ein Thermometer, woraus man meine Gemüthsstimmung erkennen kann."

Dazu kommt aber noch ein zweiter Umstand, der gerade für Heine die denkbar weitestgehende Vorlage aller seiner Briefe verlangt. Wir haben keinen Anlaß, uns jedes seiner Werke (Prosaschriften und Gedichte) ästhetisch und ethisch vollends zu freuen, und fragen uns oft sehr verwundert, wie sich Heine zu seinen oft unbegreiflichen literarischen Exzessen verleiten lassen konnte. Auf diese unabweisbare Frage geben seine Briefe, wenn sie in die richtige Relation mit seinen Aufsätzen und Gedichten gebracht werden, die aufschlußreichsten Auskünfte. Eine Verstimmung, die in dem Dichter infolge eines persönlichen Zerwürfnisses, infolge kritischer oder politischer Vexationen aufstieg, und worüber uns die Briefe immer wieder mit vollster Klarheit unterrichten, konnte dieses so unendlich leicht erregbare Temperament zu den blasphemischsten Gedichten reizen. Der Zusammenhang ist psychologisch durchaus begreiflich, wenn er auch nicht immer sehr erfreulich ist. Aber darüber besteht kein Zweifel, daß Heine eine leider oft sehr ungezügelte Natur war, der nur selten in seinem Leben ein guter weiblicher Genius Einhalt gebot. Die drei Perioden seines Lebens, in denen er die milde lenkende Hand einer ihm geistig ebenbürtigen Frau verspürte — Ver-

kehr mit Rahel Varnhagen, der Prinzessin Belgiojoso und der Mouche — verraten nur allzu genau die ausgezeichnete Beanlagung unseres Dichters, der, von feinfühliger Weiblichkeit beeinflußt, sicherlich nie auf jene Irr- und Abwege geraten wäre, auf denen man ihn seines hohen Talentes wegen so ungern begleiten muß. Daraus ergibt sich aber auch schon folgerichtig der Schluß, daß Heine immer, wenn er nicht im „Minnedienste“ einer gleichgestimmten Frauenseele stand, ungebärdig und haltlos wurde. Er hat die Frauen wie selten ein anderer Dichter verherrlicht, leider hat er niemals dauernd eine so an sich gefesselt, daß er in seinem exzentrischen Tun rücksichtsvoll gehemmt worden wäre. Denn die eine, mit der er sich fürs Leben verband, hat ihn am wenigsten verstanden und seine Liebe geistig doch nur sehr wenig erwidert, und ihr wird man — das soll die genaue Briefpublikation immer wieder lehren — ein vollgerüttelt Maß von Schuld aufbürden müssen, da sie Heine von Fehlgängen nicht nur nicht abhielt, sondern ihn zu solchen immer wieder veranlaßte.

Aus der Art, wie Heines Briefe bisher bekannt waren, ist das nie so recht ersichtlich worden. Seine Familienbriefe, diese tief ergreifenden Rechenschaftsberichte, sind in unerhörtester Verstümmelung der Öffentlichkeit übergeben worden. Was nur im mindesten irgend einem Mitgliede der Heineschen Familie geschadet hätte, tilgte der Herausgeber, Heines Neffe, Baron Ludwig Embden. So wurden sorgsam alle Klagen Heines über Mathilde entfernt, die der Dichter nie anders als seine „Verbrengerin“ nannte. Verschwenderin wird man dieses Wort aus dem Jargon wohl am richtigsten ins Schriftdeutsche übertragen, und diese unentwegt vorgebrachte Bezeichnung gibt schon den Fingerzeig, woran Heine am meisten zu leiden hatte: an Mathildes Verschwendungssucht, die der Dichter, da er diese Frau mit vergötternder Zärtlichkeit liebte, durch seiner Hände Arbeit befriedigen sollte. Leider waren dazu seine physischen Kräfte und vor allem die erbärmlichen Honorare, die ihm gezahlt wurden, zu gering. Denn auch darüber wird der Briefwechsel Heines

erschöpfende Auskünfte geben, daß der Dichter von seinem Verleger Campe mit wahrhaft kläglichen Summen abgelohnt wurde. Auch diese Briefe an den Hamburger Buchhändler waren bisher meist nur in dem für Campe günstigen Sinne bekannt; was auf seine Gebarungsweise ein schiefes Licht hätte werfen können, wurde in den Briefen an ihn sorgsam ausgemerzt. Mathildes Verschwendungssucht und Campes geringe Honorare waren nur schwer in Einklang zu bringen, und so griff Heine, was gewiß ethisch unentschuldbar ist, nicht immer zu ganz reinlichen Mitteln, um von seinen Freunden Geld, dessen er immer bedurfte, zu erlangen. Erst der vollständige Druck seiner Briefe wird über diese zwei wichtigen, im engsten Zusammenhange stehenden Tatsachen sehr beredte Aufschlüsse ergeben.

Die Verschleierung dieser beiden kohärenten schicksalsschweren Tatsachen aus Heines Leben in den bisher bekannt gewesenen Briefpublikationen, die sich aber durch die neue Ausgabe in völlig anderem Lichte darstellen werden, erwiese es allein, wie notwendig für eine genaue biographische Durchdringung dieses Dichterlebens und der vielen Hindernisse, die es zu überwinden hatte, ein authentischer Abdruck seiner Briefe ist, worum es mit wenigen rühmenswerten Ausnahmen, die sich an Ernst Laurs, Hermann Hüffers, Eugen Wolffs und Ernst Elsters Namen knüpfen, bisher durchaus arg bestellt war. Man darf die Behauptung wagen, daß keines Dichters Handschriften so vielen und ungeheuerlichen Entstellungen und Verfälschungen ausgesetzt waren, wie die Heinrich Heines — eines Schriftstellers, der immer auf die sorgfältigste Gestaltung seiner Texte das größte Gewicht legte, der in der sorgsamsten Ausfeilung und Korrektur aller Drucke bis knapp vor seinem Tode unermüdlich war. Der hohlste und unkritischste Dilettantismus schien sich gerade gut genug, mit den Worten eines der feinsten Sprachkünstler willkürlich zu schalten und zu walten. Personen, denen er „nicht die Geheimnisse seiner Katze, geschweige seines Herzens“ anvertraut hätte, warfen sich zu Hütern seines Andenkens auf, die, indem sie dem Dichter Ruhmestempel zu errichten vorspiegel-

ten, nur seinen gehässigsten Gegnern durch die Sorglosigkeit, mit der sie zu Werke gingen, die Waffen zu Angriffen schmiedeten. Hätten wir Heines Briefe in nur annähernd richtiger Gestalt besessen — manches Fehlurteil wäre vielleicht unausgesprochen geblieben, ganz abgesehen davon, daß die Geschichte seines Wirkens endlich in einer nur durch die Tatsachen bedingten Form hätte niedergeschrieben werden können. So aber waren die wenigen ernst zu nehmenden Biographen Heines oft und oft auf bloße Hypothesen angewiesen, mußten sie sich damit bescheiden, wesentliche Einzelheiten unaufgeklärt und über wichtige Vorkommnisse ununterrichtet zu lassen. Manchen von ihnen, wie den letzten Biographen, Rudolf Fürst, beirrten diese bedeutungsvollen Umstände nicht weiter; aber bemerkenswert ist es, daß wir seit Strodtmanns 1867 zum ersten Male erschienener Biographie, der erhebliche Vorzüge nicht abzusprechen sind, die aber begreiflich genug nur die damals bereits aufgehellten Tatsachen verwerten konnte, keine großzügige, wissenschaftliche Forderungen völlig befriedigende erhielten. Gewiß enthält der kurze Essay Elsters, den er seiner mustergültigen Ausgabe der Werke vorausgeschickt hat, alles Wissens- und Bemerkenswerte; nicht minder wird eine ästhetische Würdigung, wie sie Oskar Walzel, großzügig wie immer, an die Spitze seiner Ausgabe stellte, wegen ihres sichern Eindringens in die Gefühls- und Gedankenwelt Heines als eine der feinsten analytischen Darlegungen, wie sie je einem Dichter beschieden waren, angesehen werden müssen; nur daß jene wie diese Studie völlig sicherer Stützen entraten mußte, um durchaus tragfähig zu sein, der Stützen nämlich, die sich aus autobiographischen Kundgebungen ergeben, davon ganz zu schweigen, daß alle biographischen und kritischen Forschungen manches Rätsel ungelöst lassen müssen, da wir ja noch immer nicht im gesicherten Besitz der Werke Heines sind, insoweit nämlich für den Druck vieler von ihnen noch keine Handschrift des Dichters festzustellen war, aus der die unverrückbare Ansicht des Schreibers ersichtlich geworden wäre. Wir kennen heute, mehr als ein halbes Jahrhundert nach Heines

Tode, noch immer nicht die Hauptmasse seiner Handschriften und müssen uns mit der Kenntnis dessen begnügen, was uns gelegentliche glückliche Zufälle überantworten.

Daß die Textkritik von Heines Werken, trotz Elsters wertvollen Forschungen, die nichts Erreichbares unberücksichtigt ließen und trotz der Fülle wertvoller Untersuchungen anderer noch nicht als abgeschlossene Arbeit angesehen werden kann, wäre nicht die betrüblichste Erscheinung, die die gesamte germanische Philologie aufzuweisen hat; daß sie es aber noch nicht einmal zuwege brachte, die von Zensurverstümmelungen nicht berührten Texte vorzulegen, ist beklagenswert. Man lästert in gewissen ästhetisierenden Kreisen die Kleinarbeit der Philologen gern über jedes erlaubte Maß hinaus; für Heine müßte man es sehnlichst wünschen, daß die vielangefeindete Philologie sich seiner annehme und darauf dringe, endlich die von ihm selbstgeschaffenen Texte der Öffentlichkeit zu übergeben. Heute fehlen z. B. in der „Romantischen Schule" noch immer belangreiche Stellen, ist „Waterloo" in einer nach dem Einblicke in die Handschrift kaum wieder zu erkennenden Form gedruckt — aller anderen Prosawerke nicht zu gedenken. Gewiß hat Adolf Strodtmann einzelnes, was die Zensuren oder Julius Campe in den Erstdrucken nicht toleriert hatten, in der Gesamtausgabe der Werke sehr vorsichtig restituiert; aber er war dabei immer abhängig von des Verlegers Wünschen, denen er sich leider fügen mußte, und dessen Zensur Heine auch nach seinem Tode unterworfen war, wie er es bis zum heutigen Tage geblieben ist. Es ist bedauerlich, daß Strodtmanns literarischer Nachlaß in alle Winde verstreut wurde, so daß trotz meiner eifrigsten Bemühungen bei zwei noch lebenden Verwandten und vielen seiner Freunde davon nichts mehr eruierbar war; der wackre Mann, der um Heine seine unanfechtbaren, großen Verdienste hat, wird sicherlich oft mit den Zähnen geknirscht haben, wenn er, um Julius Campes Wünschen zu genügen, manche wichtige Stelle, die echtestes Heinesches Gut ist, auch in der Gesamtausgabe ungedruckt lassen mußte. Denn es ist kaum glaubhaft, daß Strodtmann, wenn er von den Zensuren hervorgerufene

Lücken auch noch in der ersten Gesamtausgabe nicht ausfüllte, dabei seinen eigenen Impulsen folgte, wiewohl ihm z. B. der Vorwurf nicht zu ersparen ist, daß er die von Friedrich Hebbel an ihn gerichteten Briefe leider auch nur in sehr willkürlichen Auszügen abdrucken ließ, ein Verfahren, das darum so schmerzlich berührt, weil — wie erwähnt — Strodtmanns Nachlaß als unauffindbar gelten muß, wenn nicht irgend ein günstiger Wind uns doch noch einige verwehte Spuren zuträgt. — —

Was von Heines Werken gesagt wurde, deren endgültiger Text noch immer nicht festgestellt erscheint, gilt in verstärktem Maße von seinen Briefen. Aber während uns die poetische und prosaische Produktion doch wenigstens zum größten Teile in korrekten Drucken vorliegt — von einzelnen in den letzten Jahren erschienenen Ausgaben natürlich abgesehen — versagen die Briefausgaben fast gänzlich. Über diesen walteten immer die unglücklichsten Geschicke, und deshalb mußte es wohl als die wichtigste Aufgabe erscheinen, daraus endlich das Sammelsurium von Fehlern, Verdrehungen und Auslassungen zu beseitigen, um dann — wenn einmal die Bahn für den korrekten Heine freigemacht, wenn wenigstens das notdürftigste Fundament für eine nähere Beschreibung seines Lebens errichtet war — die endgültige Redaktion seiner Werke vorzunehmen. —

Seit 71 Jahren gelangen Briefe Heinrich Heines an die Öffentlichkeit, wird ihr Inhalt der ausschließlichen Kenntnis der Adressaten, an die sie unmittelbar gerichtet sind, entzogen und einem weiteren Leserkreise durch Abdrücke vermittelt; seit 71 Jahren treten aber die meisten von ihnen verstümmelt, verderbt und entwertet durch willkürliche Eingriffe in das Gefüge ihres Baues vor das große Publikum. Diese beiden Tatsachen müssen zusammengehalten werden. Sie lehren, daß man sich schon sehr früh bewußt ward, welche nachdrückliche Bedeutung Heines brieflichen Äußerungen zukomme, die man in der Prägung durch den Dichter, unverkürzt und unangetastet, vorzulegen sich weigerte oder sich scheute. So erging es schon dem ersten schüch-

ternen Abdruck von drei Briefen Heines, die sein Bonner Universitätsfreund Friedrich Steinmann im Jahre 1842 in seiner „Revue der deutschen Gegenwart in Skizzen und Umrissen", der er den Titel „Mefistofeles" gab, veranstaltete.*) Dieser Steinmann, der diese drei Briefe noch wiederholt abdrucken ließ, ist in der Geschichte der Heineforschung als Schwindler unrühmlich bekannt geworden; er erkühnte sich, nach Heines Tode eine Fülle von Briefen und Gedichten eigener Faktur als ihm zur Veröffentlichung übergebene Werke des Verstorbenen auszugeben. Die drei Briefe, die er 1842 publizierte, sind zwar echt gewesen, und die Fassung, in der sie damals erschienen, wird wohl als die maßgebende zu betrachten sein (Steinmann stilisierte diese Briefe später verschiedentlich um); doch scheute sich Steinmann, die Namen der in den Briefen genannten Personen abdrucken zu lassen und ersetzte diese immer durch drei Gedankenstriche. Jedenfalls war er also keineswegs der berufene Herausgeber der an ihn gerichteten Briefe, deren Text sich leider noch immer nicht auf Grundlage der Handschriften herstellen läßt. Dasselbe gilt von den Briefen Heines an andere Jugendfreunde, soweit wir deren Kenntnis Steinmann verdanken. Für unbedingt zuverlässig wird der Wortlaut der Briefe an diese nicht gelten können; von einem dieser Schreiben, an den Komponisten Joseph Klein, fand J. Nassen einen erweiterten Druck auf, der gewiß maßgebender ist als der von Steinmann besorgte. Vergleicht man nun gar die von Steinmann selbst wiederholt hergestellten Abdrücke der drei wirklich an ihn gerichteten Briefe untereinander, so ergeben sich die unerfreulichsten Einblicke, die das vorhin ausgesprochene Urteil, daß über Heines Briefpublikationen von Anfang an die unglücklichsten Geschicke walteten, rechtfertigen. Ein sehr energischer Protest, den Heine in einem Briefe an Laube (Ende Januar 1843) aussprach, und den dieser auszugsweise in der „Zeitung für die elegante Welt" (8. Februar 1843,

*) Einer davon schon im Dezember 1841 im Berliner „Figaro" (Nr. 302).

Nr. 6) veröffentlichte, wirkte nicht nur bei Steinmann nichts; auch andere, denen man mehr Gewissenhaftigkeit in der Behandlung Heinescher Briefe zutrauen sollte, scheuten sich nicht, schon zu des Dichters Lebzeiten herausgerissene Stellen aus seinen Briefen durch den Druck der Allgemeinheit zugänglich zu machen. So ist ein Abdruck eines Fragmentes aus dem an Campe gerichteten Schreiben vom 1. September 1846 im „Telegraph für Deutschland" (Nr. 157, Seite 627), der bald danach in fast alle Zeitungen des genannten Jahres (vgl. z. B. Frankfurter Conversationsblatt 1846 Nr. 274) überging, auf den Verleger zurückzuführen, was Heines Unzufriedenheit erregte (vgl. Heines Brief vom 12. November 1846), und Alexander Dumas publizierte im „Mousquetaire" vom 14. Februar 1855 das an ihn gerichtete Schreiben vom 8. Februar dieses Jahres stark verkürzt.

Schlimmer wurden diese eigenmächtigen Eingriffe in Heines Briefe, als unmittelbar nach seinem Tode deren Publikationen lebhafter einsetzten — von Steinmann, der schon 1857 wieder in seinen „Denkwürdigkeiten und Erlebnissen" von sich hören ließ, ganz abgesehen. Alfred Meißners „Erinnerungen" (Hamburg 1856) enthielten nur fragmentarische Drucke einiger Briefe an den Verfasser dieser Erinnerungen, an Dumas und an die Mouche; die Unbrauchbarkeit dieser Erinnerungen ließ sich glücklicherweise feststellen, da die Eruierung dieser Briefe — mit Ausnahme des an Dumas gerichteten — gelang. Weniger glücklich war ich bei anderen Briefen, die knapp nach Heines Tode, zweifellos in unzulänglicher Form, bekanntgemacht wurden; als authentisch kann nur ein von Jacquot unter dem Pseudonym Mirécourt in seinen „Contemporains" faksimiliert mitgeteilter Brief an Weill gelten. Dagegen ist der von Adolf Stahr in seinen Pariser Studien „Nach fünf Jahren" Seite 210 abgedruckte Brief — das Original besitzt Herr Geheimer Oberfinanzrat Lewald in Berlin — ungenau mitgeteilt worden. August Lewald, der in den „Hausblättern" von Hackländer und Höfer einen Teil der ihm von Heine übermittelten Korrespondenz anonym vorlegte, verzichtete aus

unerkennbaren Gründen auf den vollständigen Wortlaut der Briefe, der noch immer nicht fixierbar ist, da sich von Lewalds Papieren auch nicht ein Blättchen auftreiben ließ. Ob diese von dem Frommgewordenen in einer Stunde religiösen Überschwangs zerrissen wurden, ob sie an Autographensammler, die Lewald immer hart bedrängten, verschenkt wurden, ist eine nicht zu beantwortende Frage. Der beklagenswerte Verlust dieser wichtigen Schriftstücke bleibt bestehen. Auch die Veröffentlichung eines Schreibens Heines an den ungarischen Schriftsteller K. M. Kertbeny in dessen „Silhouetten und Reliquien" vom Jahre 1861 bildet kein Ruhmesblatt in der Geschichte der Herausgabe Heinescher Briefe. Leider muß auch diese, glücklicherweise nicht allzu reichhaltige Korrespondenz als verschollen angesehen werden; Kertbenys Nachlaß ist zwar jetzt im Besitz des königlichen Nationalmuseums in Budapest; von Heines Briefen findet sich aber nichts darunter. (Ein Brief an ihn, im „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes", 59. Jahrgang, Nr. 24 scheint korrekt wiedergegeben zu sein.)

Einen erquickenden Lichtblick in dieser Überfülle von entstellten Abdrucken Heinescher Briefe bedeutete dann im Jahre 1862 die anonyme Herausgabe der Briefe an Moses Moser durch Eugen Laur; hier war zum ersten Male ein feinfühliger Gelehrter an eine literarische Kostbarkeit höchsten Ranges geraten, und er war sich der Bedeutung der Aufgabe, an die er herangetreten war, durchaus bewußt und kam ihr ausgezeichnet nach. Heines Briefe an Moser waren von diesem seinem Freunde Benary geschenkt und von diesem Eugen Laur zur Veröffentlichung übergeben worden. Wie es kam, daß Laur nicht das ganze Korpus dieser Briefe veröffentlichte — durch drei an Moser gerichtete kann ich diese Korrespondenz bereichern; ein vierter wurde leider kürzlich nach England verkauft und blieb unzugänglich — ist nicht festzustellen. Glauben kann man wohl, daß Laur nicht mehr Briefe zur Einsicht und Abschrift erhielt, als er mit Hinzufügung einer knappen feinen Würdigung dieser Briefe erscheinen ließ. Man muß seiner Ausgabe als eines Muster-

werkes philologischer Akribie dankbar gedenken und darf nur bedauern, daß spätere Herausgeber an Laurs vorbildlicher Korrektheit nichts zu lernen wußten.

Nicht so unbedingt wird man Adolf Strodtmanns erste Veröffentlichung von Heines Briefen im „Orion" (1863) loben dürfen. Durchaus verdienstlich war sein Unternehmen; er brachte als erster einen wichtigen Brief an Emil Wohlwill vom 1. April 1823 und Leopold Zunz vom 27. Juni 1823 zu unserer Kenntnis; inwieweit er fehlerlos edierte, ließ sich nicht feststellen, da Heines Briefe an Zunz unauffindbar sind und der an Wohlwill geschriebene, trotz meiner schriftlichen und persönlichen Bemühungen bei dem gegenwärtigen Besitzer, Professor Adolf Wohlwill in Hamburg, nicht zu erlangen war. Es war unmöglich, dem Historiker Wohlwill, der bei seinen Forschungen die Bedeutung des Einblickes in Originalakten hätte schätzen lernen müssen, begreiflich zu machen, daß eine Vergleichung der Handschrift mit dem Strodtmannschen Drucke lediglich einem wissenschaftlichen Zwecke entspringe. Die in Aussicht gestellte gute Absicht, einen Wohlwillschen Familienrat einzuberufen, der entscheiden sollte, ob die Gewährung des Einblicks in dieses Schriftstück keinerlei Gefahren für die Familie enthalte, wurde von mir dankend abgelehnt, zumal dieses Konzil erst viele Monate nach der Herausgabe dieses Briefwechsels hätte zusammentreten können. Feststellen möchte ich aber bei diesem Anlasse, daß mit Ausnahme des Buchhändlers Brockhaus, dem man auch einiges Verständnis für die Bedürfnisse der Forschung zutrauen sollte, aus der er ja oft seine Gewinste zog, kein Besitzer von Briefen Heines sich so unzugänglich erwies wie der Professor Wohlwill, dessen Entgegenkommen in dieser, an sich vielleicht nicht allzu bedeutenden Frage nicht zu erlangen war. Es ist nur zu hoffen, daß Strodtmann den Brief unverkürzt und korrekt veröffentlichte, ein Vorzug, der den Drucken Heinescher Briefe, die er veranstaltete, nicht immer zuzuerkennen ist. Aus Drucken der an Immermann gerichteten Briefe im „Orion" und gleichzeitig in der ersten Gesamtausgabe der Briefe (Heinrich

Heines sämtliche Werke, rechtmäßige Original-Ausgabe. 19. und 20. Bd., Hamburg 1863) geht beim Vergleich mit den Handschriften (im Goethe-Schiller-Archiv, bei Herrn Geheimen Oberregierungsrat Haas [†] in Kiel usw.) hervor, daß ihnen gelegentlich nicht unerhebliche Mängel anhaften, die getilgt werden konnten. Dadurch wurden auch einige Lücken, die in den Drucken dieser Briefe bisher enthalten waren, geschlossen, ein Verfahren, das ich gleich hier rechtfertigen möchte.

Die bisher unbekannt gewesenen Stellen in den Briefen an Immermann gehören nicht zu den erfreulichsten Eingebungen Heines. Sie enthalten die rüdesten Angriffe auf den Grafen Platen, indem sie seine Neigung zu sexuellen Verfehlungen schärfstens betonen. Diese Stellen auch heute noch von einer Gesamtausgabe der Briefe ferne zu halten, schien unnötig. Der Prozeß Heine-Platen gehört der Literaturgeschichte an, die ihn meistens zuungunsten Heines entschieden hat. Mir scheinen die den Drucken der Briefe an Immermann ferngehaltenen Stellen schwache Milderungsgründe für Heine zu enthalten, der die Entschuldigung für sich vorbringt, daß er in den „Bädern von Lucca" nicht alles von Platen gesagt habe, was ihm zugetragen worden sei. Ob die Geschichten, die Heine erzählt wurden, durchaus richtig sind, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls wird man ihm aber zubilligen müssen, daß er sich immerhin eine gewisse Reserve auferlegte und nicht alle ihm hinterbrachten schmutzigen Histörchen in der peinlichen Abrechnung mit seinem Gegner vortrug. Sie auch heute noch ungedruckt zu lassen, war um so weniger Anlaß, als uns jetzt auch Platens Epigramme mit ihren nicht immer sehr glimpflichen Angriffen auf Heine in der mustergültigen Ausgabe Max Kochs und Erich Petzets vollständig vorliegen.*) So war es also gewiß angebracht, diese Expektorationen Heines, so wenig erfreulich sie auch anmuten, nicht länger auszuschließen. —

---

*) Man kann Heines Zorn begreifen, wenn man das — ihm freilich kaum bekannt gewordene, erst jetzt publizierte — Epi-

Was nun Strodtmanns Herausgebertätigkeit betrifft, so ist ihr — wie erwähnt — unbedingteste Zuverlässigkeit nicht durchaus nachzurühmen. Das gilt ebenso von den Briefen an Immermann, wie von den Änderungsvorschlägen zu Immermanns „Tulifäntchen" (Bd. XIX, S. 380—401), am meisten aber von den Briefen an Julius Campe. Schon Maximilian Heine, der freilich allen Grund gehabt hätte, über andere Herausgeber unbedenklich zu schweigen, warf in seinen „Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie" Strodtmann vor, dieser habe auf Gelddifferenzen bezügliche Erörterungen nicht des Abdruckes wert gehalten. Strodtmann erwiderte (H. Heines Leben und Werke; II. Auflage, I. Bd., S. 703—704) auf diesen Angriff, daß ihm von Campe bei Aufnahme und Weglassung einzelner Stellen in den Briefen Heines völlig freie Hand gelassen worden sei. Trifft diese Behauptung zu, so muß Strodtmann ein Teil der Schuld beigemessen werden, daß Heines Briefe an den Verleger nicht immer unverstümmelt zum Abdrucke gelangten. Und wenn Campe wirklich so liberal war, wie Strodtmann es darstellt, daß er sogar die oft heftigen Angriffe Heines auf ihn abzudrucken gestattete, dann ist wirklich nicht einzusehen, wie ein um Heine hochverdienter Schriftsteller dazu kam, seinem Helden günstige und wichtige Briefstellen auszumerzen. Denn die zensurierende Tätigkeit Strodtmanns beschränkte sich auffallenderweise nicht nur darauf, einzelne auf Honorarfragen, die zwischen Heine und Campe immer schwebten, bezügliche Abschnitte zu streichen, sondern auch dessen Angriffe auf viele seiner Gegner, vornehmlich Gutzkow, Jeanette Strauß-Wohl u. a. Nun ist es ja fraglos, daß die breite Ausspinnung von materiellen Angelegenheiten in

---

gramm liest, das für die Gesinnung Platens sehr bezeichnend ist:

An den Dichterling Heine.

Täglich bedanke Dich im Gebet, o hebräischer Witzling,
Daß bei Deutschen und nicht unter Griechen Du lebst:
Solltest Du nackt Dich zeigen im männlichen Spiel der Palästra,
Sprich, wie verstecktest Du dann jenen verstümmelten Teil?

(Ausgabe von Koch-Petzet, IV. Band, Seite 227.)

Dichterbriefen ermüdend wirkt, daß es wenig erhebenden Eindruck macht, wenn in solchen Briefen die Worte „Honorarzahlungen", „Wechseltrassierungen", „finanzielle Transaktionen" usw. bis zur Unerträglichkeit wiederkehren. Rein ästhetisch genommen, gewinnen also Heines Briefe durch diese Evakuierungen, biographisch verlieren sie einen wichtigen Teil ihres Wertes. Denn nur wenn wir diese Briefe, die an die für Heine nächst seinem Oheim wichtigste Persönlichkeit gerichtet waren, vollständig kennen, gestatten sie sichere Schlüsse, in welcher schweren Not er eigentlich sein ganzes Leben verbrachte, und wie nur diese es war, die ihn oft und oft zu unüberlegten, von seinen Feinden mit froher Genugtuung aufgefaßten Schritten bewog. Campe mag seine Verdienste um Heine gehabt haben; wenn man aber die an ihn adressierten Briefe fortlaufend liest, wird man es beklagen müssen, daß der Dichter nicht das Glück hatte, einen feinfühligeren, generöseren Verleger gefunden zu haben. Man darf keinesfalls verkennen, daß Campe Heine in literarischen Fragen immer ein guter Berater war; er suchte ihn oft und oft von der politischen Schriftstellerei abzuleiten und auf den Weg zu drängen, auf dem Heines unumstrittene Meisterschaft gelegen war: zur Lyrik, von der ja selbst die erbittertsten Gegner des Dichters zugeben müssen, daß ihm auf diesem Gebiet vollwertige Kunstwerke gelangen. Hätte Heine diesen Ratschlägen Campes gefolgt, so wären wir vielleicht um manches hinreißende, aber auch manches recht anfechtbare Prosawerk aus seiner Feder ärmer. Jedenfalls wird man es Julius Campe zubilligen müssen, daß er um Heines Ruhm, der durch die Prosaschriften zu des Schriftstellers Lebzeiten nicht gerade erheblich stieg, ehrlich besorgt war, obwohl er bei den Empfehlungen, ausschließlich Gedichte zu produzieren, nicht übersah, daß lyrische Sammlungen Heines seinen Finanzen vortrefflich zustatten kamen.

Wenn wir also Campe und seinen Verdiensten um Heine in jeder Weise gerecht werden, „aller Verleger Blüte" war er keineswegs. Man lernt ihn immer nur als allzu genauen Rechner kennen, der sich nie den geringsten Vorteil ent-

gehen ließ, und dem Heine durchaus nicht gewachsen war. Wir hören ein einziges Mal von einer größeren Summe, die Heine von ihm bezog, als er ihm den Verlag seiner sämtlichen Schriften um 20000 Franks verkaufte — gewiß ein Betrag, der nicht nur nach heutigen Begriffen als lächerlich klein anzusehen ist. Sonst aber lesen wir durchaus beschämend niedrige Ziffern: eine Rente von 1200 Mark Banko, die Heine seit der Zeit des schwersten Siechtums (und gegen die Abtretung aller Rechte an den Schriften nach dem Tode) bezahlt wurde, Honorare von 1200 Mark Banko für den „Atta Troll“, von 1000 Mark für das „Wintermärchen“, von 2000 Mark Banko für die „Romantische Schule“ und den 3. Salonteil; als Heine für seine „Lutezia“ 6000 Mark forderte, geriet Campe in Harnisch. Geradezu anwidernd ist die Korrespondenz aus diesen Tagen; den Verleger dauerte der Zustand seines „Freundes“ nicht; er nötigte ihn zu den beschämendsten Zugeständnissen, jammerte über die schlechten Geschäfte, die er mit Heines Schriften machte, wie er auch kühn genug war, nach Heines Tode vor Ludmilla Assing, die ihm den Verlag der an Varnhagen von Ense gerichteten Briefe antrug, den schlechten Absatz der Gesamtausgabe der Werke Heines zu beklagen.*) Welche geringe Rechte einem vielgelesenen Dichter des 19. Jahrhunderts von seinem Verleger eingeräumt wurden, mag der Abdruck des zwischen Heine und Campe abgeschlossenen Kontraktes lehren.

CONTRACT.

Zwischen Heinrich Heine, Schriftsteller, und Julius Campe, Inhaber der Buchhandlung Hoffmann & Campe in Hamburg, für sich, seine Erben und Rechtsnachfolger, ist unter heutigem Datum folgender Contract abgeschlossen worden.

§ 1

H. Heine gestattet dem J. Campe, eine Gesammtausgabe aller seiner bisher als einzelne Schriften oder als zerstreute Aufsätze erschienenen literärischen Produkte zu veranstalten.

*) Die Stelle ist in meinem Buche „Aus Friedrich Hebbels Korrespondenz“, München, bei Georg Müller, Seite 94 angeführt.

§ 2

Diese Gesammtausgabe soll dem J. Campe als Erbeigenthum für alle Zeit zugehören, dergestallt, daß er oder seine Erben und Rechtsnachfolger davon so viele Auflagen herausgeben dürfen, als ihnen beliebt, ohne daß H. Heine oder seine Erben außer den in diesem Contracte stipulirten Zahlungen irgend einen Anspruch auf ein nachzuzahlendes Honorar machen können.

§ 3

Von den bisher im Verlage von J. Campe erschienenen Schriften H. Heines soll ersterer oder seine Erben und Rechtsnachfolger ebenfalls so viele Auflagen machen dürfen, als ihnen beliebt, und in Betreff derselben begiebt sich H. Heine für sich und seine Erben in gleicher Weise jedes Anspruches auf ein nachzuzahlendes Honorar.

§ 4

Da durch obenerwähnte Gesammtausgabe dem Publikum ein vollständiges Denkmal der literärischen Bestrebungen und Wirksamkeit der Geistesthat des Autors überliefert werden soll, so gestattet derselbe dem J. Campe von den Schriften, die H. Heine späterhin als besondere Bücher herausgiebt, nach Ablauf von zehn Jahren (von dem Tage an gerechnet, wo sie im Buchhandel erscheinen) ihm, dem J. Campe, jede Schrift in der Gesammtausgabe unentgeltlich aufnehmen zu dürfen: Solche der Gesammtausgabe einverleibte Schriften darf aber J. Campe, im Fall er sie nicht selber als Einzelwerk zuerst verlegt hat, niemals besonders abdrucken u. besonders verkaufen, damit die Rechte des Buchhändlers, bei welchem sie zehn Jahre früher als Einzelwerk im Verlag erschienen, nicht beeinträchtigt werden. Dagegen darf kein neues Werk, das in einem andern Verlage erscheint, den Titel der Gesammtausgabe, „Theil", usurpieren. Geschähe es, dann würde damit die Erlaubnis ertheilt, das Werk sofort ohne weitere Vergütung dieser Ausgabe anzureihen.

§ 5

Der Contract von 1837 durch welchen H. Heine eine eilfjahrelange Ausübung seiner bis damals in Druck erschienenen Schriften als Gesammtausgabe und zum Theil auch als Einzelwerke an J. Campe verkaufte, ist durch die erweiterten Bestimmungen des gegenwärtigen Contractes anulliert, es sollen jedoch die in dem früheren Contracte stipulierten Zwanzig Tausend Francs, welche H. Heine bereits empfangen, demselben jetzt verbleiben, und J. Campe begiebt sich jedes Anspruchs auf diese Summe.

§ 6

Unter dieser Gesammtausgabe sind aber nicht einbegriffen alle diejenigen Werke, größere oder kleinere Arbeiten, welche H. Heine noch schreiben wird, dem H. Heine bleibt vielmehr sein Recht offen, diese an wen er will zu verkaufen, er ist nur verpflichtet, sie dem Buchhändler J. Campe vorzugsweise vor anderen zuerst anzubieten. Im Fall sich beide über das Honorar einigen, soll es J. Campe freistehen, diese neuen Schriften als solche einzeln oder als Theile der sämmtlichen Werke zu verkaufen. Im Fall nach dem Tode H. Heines ein literarischer Nachlaß von seinen Testamentsexecutoren oder Rechtsnachfolgern herausgegeben wird, sollen dieselben ebenfalls verpflichtet seyn, von diesem Nachlaß das Verlagsrecht zuerst dem J. Campe anzubieten, und derselbe soll bei gleichen Honorarofferten vor jedem andern Buchhändler den Vorrang genießen.

§ 7

J. Campe verpflichtet sich für sich, seine Erben und Rechtsnachfolger, dem H. Heine die Summe von Zwölfhundert Mark Banco als eine lebenslängliche Rente jährlich zu entrichten, und im Fall die Ehefrau desselben, Frau Crescentia Heine geborene Mirat ihren Gatten überlebt, soll jene Rente auf sie übergehen, das heißt, daß J. Campe ihr bis zum Tage ihres Absterbens jedes Jahr die Summe von Zwölfhundert Mark Banco auszahlen muß.

§ 8

J. Campe verpflichtet sich für sich, seine Erben und Rechtsnachfolger ausdrücklich diese Summe von Zwölfhundert Mark Banco jährlich in den zu stipulierenden Terminen dem H. Heine oder nach dessen Tode seiner überlebenden Wittwe prompt und ohne Widerrede unweigerlich zu zahlen, und er erklärt insbesondere durch keinerlei Einsprüche, die aus Zeitereignissen, Regierungsedikten oder Privatzerwürfnissen entstehen möchten, sich jener Zahlung entziehen zu dürfen.

§ 9

Im Fall, wo J. Campe in der Zahlung der hier stipulierten Rente säumig befunden und zwei Jahre von demselben nicht ausgezahlt werden sollte, soll dem H. Heine und respective dessen Ehefrau das Recht zustehen, die Zahlung der restierenden Rente jedesmal gerichtlich als eine liquide Schuld einzutreiben und, im Falle solche nicht bezahlt werden kann, fällt das Eigenthumsrecht der Gesammtausgabe als freies Eigenthum an den Autor oder dessen Wittwe zu-

rück und können dieselben nach Gutdünken darüber anderweitig verfügen. In Betreff der Einzelwerke treten dann die früheren Verhältnisse wieder ein. Sollten unvorhergesehene Unglücksfälle jene Zahlung verhindern oder gar unmöglich machen, so ist es der Billigkeit des H. Heine überlassen, diese Stipulation nach Ermessen zu mildern.

§ 10

Das Jahrgehalt wird jede sechs Monat pränumerando mit sechshundert Mark Banco in Hamburg ausbezahlt, doch der erste Termin beginnt mit der Jubilate Messe achtzehnhundertachtundvierzig.

§ 11

Stirbt H. Heine noch vor dem Jahre 1848, so soll seine überlebende Wittwe, Frau M. Crescentia Heine, geb. Mirat, schon gleich nach dem Tode ihres Mannes jedes Jahr die stipulierte Rente von Zwölfhundert Mark Banco von Julius Campe ausbezahlt bekommen.

§ 12

Bis zum Jahre 1848 zahlt J. Campe an H. Heine jährlich die Summe von 200 M. B. als eine besondere Gratification.

§ 13

J. Campe zahlt dem H. Heine auch noch die besondere Summe von 1200 Mark Banco, wofür H. Heine sich verpflichtet, dem J. Campe seine in einzelnen Schriften und Zeitschriften bis jetzt erschienenen und neuen Gedichte, worunter namentlich der Atta Troll als ein und zwanzig Bogen starkes Einzelwerk, in Verlag zu geben und zugleich der Gesammtausgabe einzuverleiben.

Beide contrahierenden Theile haben diesen Contract zum Zeichen ihrer Genehmigung, ihrer wechselseitigen Verpflichtung, unter Verzicht auf alle dawider zu erhebenden Einreden eigenhändig unterzeichnet.

Hamburg, d. 5. Decbr. 1844. gez. Heinrich Heine
Julius Campe.

Dieser Vertrag zeigt, wie wenig ertragsreich Heines Schriftstellerei war, und er entschuldigt es vielleicht, daß sich der Dichter gelegentlich andere, nicht immer einwandfreie Einnahmen zu sichern suchte.

Der Eindruck, den man von Campe nach der Lektüre dieses Kontraktes gewinnt, wird durch den Einblick in die

von Heine an ihn gerichteten Briefe erheblich verstärkt. Diese ganze Korrespondenz zeigt Heine von Anfang an in die größten Verdrießlichkeiten verstrickt. Zaghaft setzen diese schon in der Zeit der ersten Beziehungen zu Campe ein; Friedrich Merckel gegenüber mußte Heine, bald nach seinem Bekanntwerden mit dem Verleger, über dessen Knickrigkeit Klage führen, die in den 29 Jahren ihres Zusammenseins nie mehr verstummen sollte. Aber je häufiger diese in Heines Briefen wiederkehrte, desto beflissener war Strodtmann, sie beim Abdruck daraus zu entfernen. Diese zahlreichen Stellen, die Strodtmanns zensurierendem Stifte zum Opfer fielen, hier anzuführen, führte viel zu weit; aber eine kleine Auslese mag doch geboten werden, die zeigen kann, wie ängstlich er bemüht war — und nach seinem eigenen Bekenntnisse in der Heine-Biographie war es sein freier Entschluß, die betreffenden Stellen auszuscheiden — alles Campe Belastende zu amovieren. So fiel schon in einem der ersten Briefe (28. Dezember 1832) der Passus: „Bey Leibe lassen Sie sich nicht durch Ihre mercantilischen Nücken davon abhalten, mir gleich die Ex. mit der Post zu schicken." Heines Wunsch nach Exemplaren der „französischen Zustände" wird Strodtmann kaum veranlaßt haben, den Satz zu streichen; nur die „mercantilischen Nücken" werden es ihm angetan haben, wie es ihn auch kränken mußte, daß Heine am 11. März 1841 schrieb: „Sagen Sie mir daher einmal die Wahrheit — nicht wieviel Ex. Sie gedruckt, denn das sagen Sie ja doch nicht — aber in wieviel Zeit ich auf die zweyte Auflage rechnen kann?" Von „die Wahrheit" bis „aber" sind alle Worte Heines säuberlich fortgeschafft — gewiß nicht dem Dichter zu Gefallen, sondern nur Julius Campe. So kurz die Auslassung ist, so bedeutungsvoll muß sie erscheinen. Denn sie bekundet prägnant, wie schwer das Zusammenarbeiten mit Campe war, dem Heine klipp und klar mangelnde Wahrheitsliebe vorwerfen durfte. War dadurch nicht sein Verkehr mit dem Verleger bedenklich erschwert? Und läßt sich, wenn die Schwierigkeiten erwogen werden, die Heine in dieser für ihn so bedeutungsvollen Be-

ziehung zu bekämpfen hatte, nicht einigermaßen begreifen, daß er verbittert und vielleicht sogar moralisch depraviert werden konnte? Nicht als ob seine Handlungen beschönigt oder gebilligt werden sollten! Aber erklärt können sie werden, und Julius Campes oft recht schnödes Verhalten hat nicht am wenigsten dazu beigetragen, daß Heine in der Auffassung finanzieller Fragen gelegentlich sehr skrupellos wurde. Ihm gegenüber war Campe immer unbedenklich; stets trat er als nüchterner Geschäftsmann und sehr kühler Rechner auf, der idealistische Stimmungen nicht aufkommen ließ und weit davon entfernt war, seinen zugkräftigsten Autor soweit materiell zu fördern, als es im Interesse Heines hätte geschehen müssen, um ihn vor Unüberlegtheiten zu bewahren. Auf die kondizionelle Frage, ob eine Betrachtung des Lebenswerkes Heines nicht zu reineren Eindrücken führte, wenn ihm Campe, der ihm seinen Reichtum verdankte, wirklich als der Freund zur Seite gestanden hätte, als den ihn Heine oft und oft apostrophierte, läßt sich ja mit zutreffendster Sicherheit keine Antwort mehr erteilen; aber sie verdient ihre sorgsamste Erwägung bei Beurteilung des Gesamtcharakterbildes Heinrich Heines.

Man mag die durch Strodtmann besorgte Publikation der Briefe an Campe aufschlagen, wo immer man will, immer wird man den bemerkenswertesten Auslassungen begegnen. Die Klagen über Campes Geiz begegnen ebenso häufig wie Worte des Unmutes, daß die wichtigsten Briefe von Campe überhaupt keiner Antwort gewürdigt wurden. Das lag so in seiner Natur; war ihm ein Brief unbequem, so wurde er als nicht eingelaufen betrachtet und die längste Zeit unbeantwortet gelassen. So schreibt Heine am 20. Juni 1847: „Das Schreiben wird mir zu sauer, sonst würde ich über die fast beleidigende Weise, womit Sie in Bezug auf Atta Troll meine dringendsten Wünsche unberücksichtigt ließen, die bitterste Meinung aussprechen . . . Ihnen genügt der Verkauf . . . Unter den furchtbarsten Körperleiden arbeitete ich, um Ihren Wunsch zu erfüllen an dem mir schon entrückten Gedichte... Haben Sie auch nur den Gedanken geäußert, daß mir wenig-

stens für diese Mühe eine Honorarvergütung gebührte? ..." Oder ein andermal (26. Juli 1835): „... Wahrlich trotz aller meiner deutschen Renomeen müßte ich vermodern, wenn ich nur Hoffmann und Campe zu Zahlmeistern hätte." Diesem Satz wird man nicht nur wegen des Vorwurfs, den er gegen Campe enthielt, Bedeutung zuerkennen müssen; er scheint darauf hinzudeuten, daß Heine schon 1835 seine Pension von der französischen Regierung oder — wie Alexander Weill in seinen anfechtbaren „Souvenirs de Henri Heine" glauben machen will — von Louis Philipp bezog. — Mit der gegen Campe erhobenen Anklage zusammengehalten, liegt vielleicht in dem Sätzchen ein leiser Milderungsgrund für diese Pensionsannahme Heines. Hätten ihn Hoffmann und Campe nicht vermodern lassen, so wäre ermöglicherweise nicht darauf angewiesen gewesen, sich andern Zahlmeistern zu verschreiben. Der fröhliche, liebenswürdig-ironische Ton des ganzen Schreibens scheint darauf hinzudeuten, daß sich Heine damals, vielleicht weil ihm gerade zum ersten Male die französische Pension ausbezahlt wurde, in heiterer Stimmung befand, die sich in dem Briefe kundgibt und kaum zu erklären wäre, wenn Heine seine materielle Zukunft nicht als etwas gesicherter hätte betrachten können. Allerdings war das nur eine Freude des Augenblicks; seine Sorglosigkeit in Geldfragen war immer viel zu groß, als daß alle seine Einnahmen hingereicht hätten, seinen und Mathildes Ansprüchen zu genügen. Und so erklingt die häßliche Melodie des Geldforderns unablässig aus den Briefen an Campe, der freilich nicht gesonnen war, sich von ihr gefangennehmen oder erweichen zu lassen. Daß er sich wirklich als Heines Freund bewährt hätte, muß man in Zweifel ziehen, der noch verdichtet wird, wenn man seine Haltung in einer peinlichen literarischen Angelegenheit Heines betrachtet.

Dessen Buch über Börne, dem Campe eigenmächtig den präpotenten Titel „Heinrich Heine über Ludwig Börne" gegeben hatte (die vorhandene Handschrift besagt ausdrücklich: „Leben Ludwig Börnes von Heinrich Heine") kann gewiß nicht ungeteilte Zustimmung auslösen. Das war

ja Heines Art leider niemals, vornehm zu schweigen, wenn er angegriffen worden war. Hatte sich aber Campe einmal zum Verlage dieses Buches entschlossen — die Verhandlungen darüber waren ungebührlich lange geführt worden; auch dieser Teil der Korrespondenz war bisher größtenteils unbekannt — so war es seine selbstverständliche Pflicht, sich beherzt vor den Autor zu stellen und ihn zu schützen. Campes Verhalten muß zweideutig genannt werden; unstet schwankte er zwischen Heine und dessen schärfstem Gegner, Carl Gutzkow, hin und her, und Heines (bisher unbekannte) Klage war nur allzu berechtigt: „Sie haben bey diesem Buche nicht freundschaftlich gegen mich gehandelt; lassen Sie wenigstens dabey meine Geldinteressen nicht in so großem Grade verkürzt werden wie die Interessen meines guten Leumunds. Verleiden Sie mir nicht auf immer das Herausgeben von Büchern, wobey ich alles für Sie thue und für mich nur Undank einernte. Etwas Liberalität von Ihrer Seite wäre diesmal sogar Klugheit." Mit vollem Rechte mußte Heine Campes peinliches Verhalten auf das Konto der Umtriebe Gutzkows setzen, den er denn auch immer wieder in seinen Briefen erbittert angriff. Auch davon war bisher nur wenig bekannt; in einem großen Rechtfertigungsschreiben vom 18. Februar 1840 findet sich nur ein sehr harmloses, auf Gutzkow bezügliches Sätzchen, wodurch der wuchtigen Anklage Heines die Spitze abgebrochen ist, wie dies in der Strodtmannschen Briefausgabe durchwegs geschah, wenn sich Heine gegen Gutzkow zur Wehr setzte. Man vermißt z. B. in dem Briefe vom 27. April 1843 die charakteristischen Sätze: „. . . Mißlicher ist die Sache mit dem Gutzkow. Hier verdanke ich Ihnen die größten Widerwärtigkeiten. Ohne Ihre Vermittlung hätte der Patron nie an mich herankommen können. Ich glaubte, Sie würden am Ende von ihm los sich reißen, Sie ließen es mich bestimmt hoffen, ich absolvirte Sie schon von allen Mißgriffen der Vergangenheit — und siehe! Sie lassen sich aufs Neue mit ihm ein und erneuern Ihre Complizität mit dem Telegraphen! . . . . Es ist nemlich ein Faktum, daß meine Werke Ihr einträglichster

Verlagsartikel, so wie es ein Faktum, daß der Verleger immer bey Gutzkow sein Geld einbüßt. Soll ich nun Ihre Interessen durch alle möglichen Anstrengungen befördern, damit Sie reichlicher die Mittel erwerben, womit Sie den Mr. Gutzkow in den Stand setzen, sein schnödes Gewerbe fortzusetzen? Soll ich indirekt die Buben besolden, die Mr. Gutzkow (der ihre Thätigkeit durch Honorar-Anweisungen auf den Telegraph belohnt) gegen mich loshetzt? Nein, alter Freund, setzen Sie sich in meine Lage und würden gewiß dergleichen nicht dulden, wie es Klugheit und Ehrgefühl gebietet. Ich bitte Sie, Liebster, machen Sie sich endlich los; und sollte es Ihnen auch ein Geldopfer kosten, so werde ich es Ihnen gewiß zehnfach, wo nicht hundertfach wieder zu ersetzen wissen. Sacrifiziren Sie mich nicht einem Lump, der keine Zukunft hat, und gönnen Sie ihm nicht den Triumph, uns getrennt zu haben — denn auf diese Trennung war von jeher alles abgesehen, während er mir immer glauben machen wollte, als hätten Sie ihn gegen mich angehetzt! Dieses Manöver trieb er nemlich hier, wie er mir durch den A. Weil erklärte, daß Julius Campe ihn gegen mich zu allem verleitet, während er mich innerlich liebe u. s. w. Ich erinnere mich ganz genau der Worte, die mir Gutzkow durch den A. Weil überbringen ließ. Er sagte demselben nemlich buchstäblich: Heines Unglück ist, den Campe zum Verleger zu haben, hätte er einen anderen Verleger als Julius Campe, so könnte er in Paris sich ein Cabriolet halten — — Doch genug davon. — Thun Sie mir endlich eine Freude und eröffnen Sie mir ein gereinigtes Feld, wo wir ohne Störung und Unbehagen miteinander fortwirken können. Wo nur Zahlen im Spiel sind, werden wir leicht uns jedesmal verständigen, und haperts hier manchmal, so will ich die Geduld verdoppeln, und Sie wissen, ich bin eine verträgliche, uneigennützige Haut. Aber mit dem Gutzkow hat es eine andere Bewandtniß, ich kann hier nicht nachgeben, ohne mein Ehrgefühl verletzt zu sehen . . .“ Oder einige Monate später (29. Dezember 1843): „ . . . Hier höre ich, daß Gutzkow alle seine Intriguenwasser spielen läßt, um glauben zu machen, als bliebe er Herr des

Telegraphen, und er lasse ihn nur durch einen seiner Bedienten redigiren, weil er selber viel wichtigere Geschäfte habe. Er soll Feuer und Galle speyen, seit er vernommen, daß es ihm nicht gelungen, mich und Sie in ein Zerwürfniß zu bringen und keine Hoffnung mehr ist, mich von Ihnen zu trennen. Seine Getreuen werden mit Vorwürfen überschüttet, nicht bessere Polizey geübt zu haben, und wären Sie, liebster Campe, jetzt nicht Herr über den Telegraphen, so würden hier die Nergeleyen recht losgehen. In der Cöllner Zeitung darf er es noch nicht wagen, aus Furcht, sich schon bey seinem Debut bloß zu stellen. G. (ich weiß es durch Weil) ist über die Sicherung unseres Einverständnisses rein wüthend . . . .“

Diese aufs Geratewohl herausgegriffene Blütenlese aus den Auslassungen in den Campebriefen beleuchtet Strodtmanns Verfahren hinlänglich; die Lektüre dieser Briefe wird zwar durch die zahlreichen Erweiterungen beschwerlicher, aber sie ermöglichen es, eine wichtige Beziehung Heines lückenlos zu überschauen und den in tiefstem Ingrimme ausgesprochenen, noch ungedruckten Satz (Brief vom 19. Dezember 1838) zu verstehen: „Sie (Campe) waren Schuld, daß mir die ganze Schriftstellerey verleidet wurde, daß ich lieber gar nichts schrieb, als daß ich meine Kinder in Ihre ungetreuen Hände nach Hamburg schicken wollte.“

Das Urteil darüber, ob Strodtmann wirklich, wie er behauptete, nur um Heines Andenken zu fördern, ausschlaggebende Einzelheiten der Briefe ungedruckt ließ, wird jetzt wohl feststehen. Man wird ihm aber kaum soviel Urteilslosigkeit zumuten, daß er wirklich nicht wußte, was er eigentlich tat. Er ist kein leichtfertiger Buchmacher gewesen, wie etwa Maximilian Heine oder Baron Ludwig Embden, die nicht nur, wie er, alles ihnen bedenklich Erscheinende — und was erschien denen nicht bedenklich! — inhibierten, sondern von denen sogar an auch in ihrem Sinne unanstößigen Stellen Worte gedruckt wurden, die nicht von Heine herrühren, und deren Einfügung auf oberflächliches Lesen zurückzuführen ist. Strodtmann war ein treuer Diener am

Worte Heines; er hat, was er der Veröffentlichung für wert hielt, musterhaft ediert; die genaueste Nachprüfung kann seine Textgestaltung nirgends beanstanden. Wäre er ein nachlässiger Herausgeber gewesen, der seiner Arbeit nicht das nötige Verständnis entgegengebracht hätte, so ließen sich seine Zensurierungen verstehen; so aber wirken diese immer tendenziös, sowohl dort, wo er, ohne sie irgendwie kenntlich zu machen, Auslassungen eintreten ließ, als auch dort, wo er genaue Ziffernangaben durch die indifferenten Worte „eine Summe“ oder „eine kleine Summe“ verdrängte, gelegentlich Namen durch bloße Anfangsbuchstaben andeutete u. dgl. m.

Der gewichtige Vorwurf, der ihm gemacht werden muß, daß er durch seine willkürlichen Eingriffe die Bilder, die die Briefe an Campe entwerfen sollten, gewaltsam zerstörte, erfährt dadurch eine weitere Verstärkung, daß eine große Anzahl dieser Briefe bisher überhaupt nicht gedruckt war. Die Gründe hierfür sind nicht recht klar ersichtlich, mögen aber darin liegen, daß Julius Campe von Autographensammlern oft mit der Bitte um Heinebriefe angegangen wurde und diese anscheinend niemals abschlägig beschied. Aus deren oder ihrer Erben Besitz ließ sich deshalb gerade diese Korrespondenz vielfältig bereichern, was in vieler Hinsicht unsere Kenntnisse von dem Zusammenarbeiten Heines mit seinem Verleger erweitert und vertieft. Auch hiervon ruht noch manches Stück ungehoben und harrt seines Befreiers, der es ans Licht zieht. Dies gilt vornehmlich von zwei Briefen, die im Handel waren, und deren Käufer nicht zu erforschen waren. Die Auszüge aus dem Inhalte dieser Briefe vermögen ihren Wortlaut gewiß nur zum kleinsten Teil zu ersetzen. Aber da eine umfängliche Briefsammlung niemals im ersten Anlaufe zustande kommen kann, darf es vielleicht schon ein Gefühl der Genugtuung erwecken, daß die Hauptmasse dieser Episteln nunmehr zum ersten Male von allen Schlakken gereinigt, bedeutend erweitert und durch wertvolle neue Funde ergänzt vorgelegt werden kann.

Das Jahr, in dem Strodtmanns erste Sammlungen er-

schienen (1863), brachte auch am 1. Mai in den „Grenzboten“ ungedruckte Briefe Heines an einen nicht genannten Adressaten. Erst ein Dezennium später wurde dieser von Strodtmann in der 2. Auflage seiner Biographie (S. 701) als Friedrich Merckel festgestellt, nachdem Carl Goedeke (Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung III, 451) fälschlich auf Rudolf Christiani als Empfänger dieser Briefe geraten hatte. Sämtliche an Merckel gerichteten Originale konnten gesichert werden, und sie eröffneten die betrüblichsten Einblicke, wie mit Heineschem Gute geschaltet worden war. In die Originalbriefe selbst sind nämlich willkürlich Stellen aus anderen Briefen Heines eingetragen, und in dieser verballhornten Form traten diese freundschaftlichen Ergüsse auch zum ersten Male an die Öffentlichkeit. Der Urheber dieses Frevels gab dadurch Anlaß zu weitgehenden Irrtümern. So ist z. B. die Stelle des Briefes vom 13. Oktober 1826: „Ich befinde mich schlecht und voll Poesie. — Christiany hat einen Reisenden gesprochen, der eben durch ganz Deutschland gekreuzt und überall von meinen Reisebildern sprechen gehört. Gott! ich muß den zweyten Theil unendlich besser geben, und es soll geschehen“ handschriftlich in den Brief vom 6. Oktober hineingenommen, wobei aber auch noch die Erwähnung Christianis entfiel und der Satz nur lautete: „Ein Reisender, der eben in (!!) ganz Deutschland gekreuzt, hat überall von meinen Reisebildern sprechen gehört.“ Außerdem ist aber noch der Satz aus dem Briefe vom 28. August 1826 entstellt daran gefügt: „Auf was für elendem Papier ist Tiecks Cevennenkrieg gedruckt“ und „Lieber Merckel“ durch „Lieber Freund“ ersetzt. Und dieses Konglomerat wurde tatsächlich als ein Brief Heines dem Publikum vorgesetzt. Strodtmann scheint die Originalhandschriften wohl in Händen gehabt zu haben und löste wenigstens das Durcheinander von Zusammenfassungen verschiedener Briefe in einen auf; aber auch er brachte nicht den getreuen Wortlaut, den diese Ausgabe als erste enthält. —

In das Jahr 1864 fällt die Herausgabe von 5 Briefen Heines; davon wurde einer glücklicherweise faksimiliert am

1. März des genannten Jahres in „L'Autographe" reproduziert, während sich von 4 Briefen an den englischen Theaterdirektor Lumley die Originale leider nicht nachweisen ließen. Dies gelang aber vollständig bei den 1865 von Ludmilla Assing herausgegebenen Briefen an Karl August und Rahel Varnhagen von Ense, Ludwig und Friederike Robert. Die Varnhagen-Sammlung der königlichen Bibliothek in Berlin bewahrt diese Autographen und gestattete ihre uneingeschränkte Verwertung für diese Ausgabe. Ludmilla Assing, ein Spätling der romantischen Zeit, die — Bettinas Briefwechsel Goethes mit einem Kinde ist das überzeugendste Muster — sich kein Gewissen daraus machte, Briefe eigenmächtig zurechtzurichten, war nicht ängstlich in der Weglassung oft sehr wichtiger Partien. Weibliche Zaghaftigkeit gestattete ihr nicht, gewisse Derbheiten, die sich in Heines Briefen gelegentlich finden, wiederzugeben, und auch die Erörterung allzu intimer Dinge schien ihr die Pflicht aufzuerlegen, sie auszuschließen. Diese Bedenken ließen sich nicht mehr aufrechterhalten, und so erscheint jetzt dieser Teil der Korrespondenz in durchaus neuem Lichte. — Ob dies auch auf die von Ludmilla Assing 1874 veröffentlichten Briefe Heines an den Fürsten Hermann von Pückler-Muskau zutrifft, muß einstweilen unentschieden bleiben. Von diesen Briefen bewahrt die Berliner kgl. Bibliothek nur Abschriften, über deren Korrektheit sich kein Urteil aussprechen läßt.

Während Ludmilla Assing bei ihrer purifizierenden Tätigkeit wenigstens künstlerische Gründe leiteten — dieselben, die wohl auch die bloß auszugsweise Wiedergabe der an Cotta gerichteten veranlaßten (Wochenausgabe der Allgemeinen Zeitung im Dezember 1867); hier erscheinen sie dem vollen Wortlaute nach und durch wichtige unbekannte Briefe vermehrt — war das ausgesprochen fraudulose Vorgehen Maximilian Heines bei der Neubelebung der von seinem großen Bruder geschriebenen Briefe an die Familie und an Mathilde Heine von keinerlei artistischen Bedenklichkeiten diktiert. Wie er Heines Briefe umfälschte, nicht aus

dem Unvermögen heraus, die Herausgabe nicht besser besorgen zu können, sondern lediglich egoistischer Motive wegen, das gehört zu den stärksten Stücken in der Geschichte aller Literaturen. Kein Wort der Anklage erscheint für dieses hinterlistige Verfahren zu stark. Unter dem Deckmantel, das Andenken des Bruders zu ehren, ließ Maximilian nicht nur belangreiche Einzelheiten überhaupt aus — das taten auch andere Herausgeber, wenn auch vorsichtiger — sondern er substituierte Heines Worten sehr oft andere, und zwar in der ganz bestimmten Tendenz, seinen Bruder zu belasten, andere, reiche Mitglieder der Hamburger Bankiersfamilie zu entlasten. Man muß diese Textkorrumpierung deshalb als einen fraudulosen Vorgang bezeichnen, weil Maximilian Heine den Verlegern seines Buches — es waren Ferdinand Dümmlers Nachfolger, die wohl auch aus historischer Pietät, weil ihr Geschäftshaus einst Heines „Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo" verlegt hatte, sich zur Übernahme dieser Pseudoerinnerungen bereit erklärt hatten — zweifellos zugesichert hatte, daß er ihnen Heinrich und nicht Maximilian Heinesche Briefe zum Drucke übergebe. Nun steht ja Maximilians Charakteristik seit langem fest, und er, der die Stirne hatte, nach der Auffindung der schwerstwiegenden Zeugnisse, die Heines Liebe zu Amalia unumstößlich erwiesen, einem Manne, wie Hermann Hüffer, Irrtümer in dieser Frage vorzuwerfen,*) und zwar gegen seine bessere Überzeugung, ist ja für alle Zeiten gerichtet. Aber wessen sich dieser Max zu unterfangen erdreistete, lehrt doch nur eine Gegenüberstellung der von Heinrich Heine wirklich geschriebenen Briefe mit denen, die ihm Maximilian unterschob. Ein paar Zitate werden sehr deutlich sprechen. Am 5. August 1837 schrieb Heinrich Heine: „Zur Zeit, als ich von Krankheit ... und unverschuldetem Unglück bis zur äußersten Bitterkeit gestimmt

*) Vgl. den von Hüffer mitgeteilten impertinenten Brief Maximilians vom 9. April 1878 (jetzt bequem zugänglich in dem von Ernst Elster herausgegebenen Buche „Heinrich Heine von Hermann Hüffer", Seite 219 f.).

war, schrieb ich an Onkel in einem Tone, der ihm eher Mitleiden als Zorn einflößen mußte, und der dennoch nur seinen Zorn erregte, so daß er die ungerechteste Handlung gegen mich ausübte, — eine Handlung, die in Paris meine Ehre und sogar meine materiellen Verhältnisse aufs unleidlichste beschädigte.“ Der Satz ist nicht mißzuverstehen; Salomon Heine verübte gegen den Neffen eine höchst ungerechte Handlung, die dessen Ehre und materielle Verhältnisse schädigte. Was lesen wir bei Maximilian Heine? „Am meisten schmerzt mich die Meinung der Welt, die sich die Härte meines Oheims nicht anders erklären kann als durch irgend eine schlechte Handlung, die man in meiner Familie mir etwa vorwirft und dem Publicum verschweigt, eine Handlung, die in Paris meine Ehre und sogar meine materiellen Verhältnisse aufs unleidlichste beschädigte.“ Die Tendenz dieser Satzverschiebung ist durchaus klar. Die ungerechte Handlung, die Heines Ehre und materielle Verhältnisse beschädigte, verübte nicht der Onkel, sondern der Neffe. Dieser Maximilian wollte nicht schlankweg an die Stelle der Worte seines Bruders eigene setzen, nur stellte er sie an einen Ort, wo sie gerade das Gegenteil dessen besagen mußten, was sie besagen sollten. Das hielt er mit seinem Gewissen, wenn er eines hatte, für durchaus vereinbar und kam sich vielleicht noch als Ehrenmann vor, weil er ja wirklich Heinrich Heines Worte hatte abdrucken lassen. Ein anderes Beispiel! In dem Briefe vom 12. April 1843, als der Dichter sich schon „körperleidend“ fühlte — der brave Max machte „körperlich leidend“ daraus — heißt es: „Mit der Familie stehe ich gut genug, auch mit Onkel Heine; er giebt mir jährlich 4800 Francs, ungefähr das Drittel von dem, was ich brauche.“ In Maximilians „Erinnerungen“ werden aus den 4800 Franks 8000 Franken, und aus dem Drittel — die Hälfte dessen, was Heine brauchte. Die Differenz von 3200 Franks, die Heinrich gewiß sehr zustatten gekommen wäre, beglich aber nicht der auf dem Papier noble Bruder, von dem wir nur eines wissen, daß er dem Dichter einmal 2000 Franks lieh, die er aber (Brief vom 12. September 1848) in — 4000 umschrieb.

Die Erklärung, was Max zu diesen Vandalismen veranlaßte, liegt in der bezeichnenden Auslassung eines Parenthesesätzchens und eines Namens (Brief vom 5. August 1837). Dort schreibt Heinrich Heine: „Sogar was Salomon Heine oder Carl (welcher sich an mir versündigt) Dir von mir sagen möchte . . .“ Max wagt die respektlose Nennung des ihm heiligen Namens Salomon Heine nicht, sondern setzt dafür „der Onkel“, Carl wird überhaupt nicht genannt und seine Versündigung nicht erwähnt. So unbedeutend diese Eliminierung erscheinen kann, die uns nicht viel besagt, da wir ja wissen, daß Carl Heine vielleicht das todbringende Fatum seines Vetters war, für Maximilian Heine ist sie im höchsten Grade charakteristisch. Er hatte sich keine andere Aufgabe gestellt, als seine Erinnerungen nicht in maiorem gloriam Henrici, sondern Caroli Heine zu gestalten. Was diesen im entferntesten belastete, fiel seinem Tilgungseifer zum Opfer, für den er gewiß seine materielle Entlohnung erhalten haben wird. Wie ja auch nur geringe Zweifel bestehen können, daß Maximilian den Streich verübte, aus Heinrich Heines Memoiren wertvolle Stücke zu verbrennen oder herauszuschneiden. Es gibt kaum einen herzzerreißenderen Anblick, als dieses mühsam unter schwerster körperlicher Not hingekritzelte Manuskript zu betrachten und darin oft und oft gewaltsame tiefe Eingriffe mit der Schere wahrzunehmen, vielleicht eine Freveltat Maximilians, der sich dabei als Hüter der Familienehre vorkommen mochte und sich nicht scheute, einen ideellen und einen materiellen Diebstahl zu begehen; jenen an der deutschen Literatur und seines Bruders Lebenswerke, diesen an Mathilde Heine, der die Memoiren als geldlich zu verwertendes Erbe zugefallen waren. Und dieser Diebstahl geschah vielleicht nicht so sehr im Auftrage Carl Heines, als in der Absicht, sich diesem gefällig zu erweisen und vor ihm die Rolle des sorgsam auf die Wahrung der Familieninteressen Bedachten zu spielen. Was Maximilian alles vernichtete, ist kaum abzusehen. Aber wir werden nicht fehlgehen, wenn wir einen bisher unbekannten Brief an Meyerbeer bei der Erörterung dieser Frage heranziehen, einen Brief, der,

wie ein zweites diesem beigelegtes Schreiben den Empfänger ausdrücklich beauftragte, Salomon Heine vorgelegt werden sollte und der gewiß auch vorgelegt wurde. Darin schreibt nun Heine (24. März 1839): „Die Summe dieser (von Salomon Heine erwiesenen) Generositäten, Wohlthaten, Unterstützungen und sonstigen Großherzigkeiten ist so armselig gering — (wie Sie einst aus meinen Memoiren bis auf Heller und Pfennig berechnen können) . . ." Es ist nicht unmöglich, daß sich diese Berechnung wirklich in den Memoiren vorfand — und daraus floß für Maximilian Heine die Veranlassung, die betreffenden Stellen unschädlich zu machen. Daß es auch andere gewesen sein mögen, die sein empfindsames Gemüt beleidigten, mag zugegeben werden. Jedenfalls haben wir nach der Art, wie er in den Briefen seines Bruders die unverfänglichsten Stellen ausmerzte, keinen Anlaß, zu glauben, daß die von ihm aus den Memoiren herausgeschnittenen Stellen irgend etwas enthalten haben könnten, was uns heute bedenklich erscheinen müßte oder irgend ein schiefes Licht auf Heinrich Heine würfe. Nur die Empfindungen des eitlen, fast größenwahnsinnigen Max wurden beleidigt und seine Furcht, daß Carl Heine sich durch gewisse sehr begründete Anschuldigungen des toten Vetters gekränkt fühlen könnte, verleiteten ihn zu dem teuflischen Anschlag auf seines Bruders geistige Hinterlassenschaft.

Von diesem Carl Heine werden wir nach der Lektüre der von Heinrich Heine wirklich geschriebenen Briefe behaupten müssen, daß er der böse Dämon im Leben des Dichters war. Nicht Carl, sondern Franz Moor feierte in ihm seine Auferstehung. Wie dieser verleumdete er unentwegt den Vetter bei dessen Oheim, und er wird den Keil zwischen Heinrich und Salomon Heine eingerammt haben. Er und seine Hamburger Freunde setzten alle Verleumdungen gegen den gewiß leichtlebigen Dichter in die Welt und trugen sie immer sogleich dem mißtrauischen, seinen Geldbeutel fest verschnürt haltenden Salomo zu. Und zweifellos beging Carl Heine denselben Streich wie Franz Moor: er unterschlug ein wichtiges Schreiben des Dichters, einen Kondolenzbrief anläßlich des

Todes der Gattin Salomon Heines am 15. Januar 1837. Darauf bezieht sich wohl zunächst der vorerwähnte parenthetische Satz, daß sich Carl Heine an Heinrich versündigte; eine Stelle in dem Briefe an Meyerbeer vom 24. März 1839 läßt mit vollster Zuversicht darauf schließen. Sie ist von höchster Wichtigkeit und sei vollständig auch hierher gesetzt: „...Grausam, empörend grausam ist aber (die Seele zittert mir vor Wuth), schändlich grausam ist aber die Interpretazion eines anderen Briefes, worinn ich ihm über den Verlust meiner armen Tante zu kondolieren hatte — — — Ich versichere Ihnen mit meinem Ehrenwort, es ist keine Sylbe in jenem Briefe, was ihn berechtigte, mich der schnödesten Gefühllosigkeit zu zeihen. Es war ein kurzgefaßter, förmlicher Brief, den das entsetzliche Ereigniß mir abtrotzte und den ich den damaligen Umständen gar nicht anders schreiben konnte; — denn kurz vorher hatte ich meinem Oheim die heiligste Versicherung gegeben, daß ich ihm in diesem Leben gar nicht mehr schreiben würde. — Und nun mußte ich ihm dennoch schreiben! Eigentlich nur, um das Andenken einer Frau zu ehren, die wie eine gütige Fee aus allen Erinnerungen meiner Jugend mir beständig entgegenlächelt, die mich gegen Rohheit und Noth so oft geschützt hat, die so schön und so liebenswürdig war — nur um einer Pflicht gegen meine seelige Tante zu genügen, schrieb ich jenen kurz-gefaßten Brief. Sollte mein Oheim auch gegen Sie behaupten, daß sich Gefühllosigkeit darinn ausgesprochen, so sagen Sie ihm nur: er möge sich von Carl Heine den Brief geben lassen, den ich demselben zu gleicher Zeit schrieb, und worinn die zurückgedrängten Gefühle sich wahrscheinlich desto gewaltsamer aussprachen. Denn ich erinnere mich, als ich jenen Brief an Carl Heine beendigt hatte, fiel ich ohnmächtig nieder und Mathilde mußte mir mit Essig die Schläfe reiben und um Hülfe rufen — Ich erinnere mich, der Bruder von Detmold, der den Brief auf meinem Tische liegen sah und ihn las, ward davon ganz erschüttert. Dieser Brief muß ja existiren, und Carl Heine, wenn sein Vater es ernsthaft verlangt, muß ihn vorweisen . . .“

Die zwei Briefe, die Heine hier erwähnt, sind bisher nicht aufgefunden worden; nicht der leiseste Zweifel drängt sich auf, daß sie nicht geschrieben worden wären oder nicht angekommen seien. Aber der herzliche, gefühlsschwere Brief ist von Carl Heine unterschlagen worden, in sehr bestimmter Absicht unterschlagen worden, weil er befürchtete, daß seines Vaters weiche Regungen, die diesem eigen gewesen sein müssen, zum Durchbruche gekommen wären und er dem Neffen, den er der Pietätlosigkeit anklagte, eine materielle Entschädigung, sei es durch ein einmaliges Geschenk, sei es durch eine größere Rente, zuerkannt hätte. An der Meinung, daß sich Carl Heine seinem Vetter gegenüber schnöde verhielt, ist nicht zu rütteln, und wenn er, nachdem er diesem den tödlichen Streich durch Entziehung der Pension im Jahre 1845 versetzt hatte, die Rente später wieder unverkürzt ausbezahlte, einmal sogar dessen Schulden beglich und gelegentlich verhältnismäßig nicht allzu große Summen schenkte*), so war es nicht innere Teilnahme, die ihn dazu trieb, sondern die Furcht vor Zeitungsskandalen, denen er entgehen wollte. Aber zur Verelendung Heines trug er vieles, wenn nicht alles bei, und davon können ihn Maximilian Heines Fälschungen niemals entlasten. Außer den eigenen Briefen Heines, die wir kennen — wieviel Max vernichtet haben mag, entzieht sich der Beurteilung — bürden diesem Carl die unverdächtigsten Gewährsmänner ein vollgerüttelt Maß dieser Schuld auf; ein einziges Zeugnis, das klar spricht, möge dieses bekräftigen. Es stammt von Felix Bamberg, der am 31. Januar 1848 an Friedrich Hebbel schrieb: „. . . Der Aerger von dem ihm längst feindlichen Carl Heine die Pension nur unter der Bedingung zu bekommen, wenn er nichts über Familienverhältnisse veröffentliche, hat ihn physisch gelähmt . . . Ich habe nun Carl Heines Brief an Meyerbeer gesehen, worin es deutlich heißt, daß, wenn Heinrich sich je unterfangen würde, gegen Salomon etwas zu schreiben, er als Sohn einen solchen

---

*) Wie Heine über seine „Großmut" dachte, lehrt der Brief an Campe vom 20. Juni 1847.

Menschen öffentlich durchprügeln würde . . ." Die Drohung wird, wenn nicht durch Carl Heine selbst, so doch indirekt zu Heines Ohren gedrungen sein, und daß sie ernst gemeint war, durfte er nicht bezweifeln. Aus seiner Matratzengruft gelangte kein die Heinesche Familie kränkendes Wort an die Öffentlichkeit; was Heinrich seinem Bruder Max über sie in Briefen seit 1848 anvertraute und was möglicherweise in den Memoiren stand, suchte der Schreiber der „Erinnerungen" zu beseitigen. Ihm stand Carl Heines Gunst höher als das Andenken seines von den Verwandten zu Tode gepeinigten Bruders. Wahrlich, keine Polizeimaßregel der deutschen Regierungen übte solchen Druck auf unseren Dichter, wie das Interdikt und die Vexationen seiner Familie, die übrigens auch heute noch nicht als die beste Hüterin seines Nachruhms zu betrachten ist.

Um Maximilians herausgeberische Tätigkeit noch abschließend zu charakterisieren, darf nicht übersehen werden, daß er nicht nur aus Willfährigkeit gegen Carl Heine den Briefen und Memoiren seines Bruders die Seele herausschnitt, sondern auch aus niedrigster, wahrhaft bornierter Eitelkeit. Nur vor dem Reichtum besaß er unbegrenzte Ehrfurcht; ärmerer Verwandten schämte er sich und die kleinste Harmlosigkeit, die sein ihm heiliges Ich tangierte, hielt er für unwürdig einer Wiedergabe. Wenn sich Heinrich (am 5. August 1837) darnach erkundigte, ob sich Salomo Heine wohlbefinde, beließ Maximilian die Frage; ihre Ergänzung „auch Henri?" fiel unter den Tisch. Nicht besser erging es dem von Max wohl als Lästerung empfundenen Passus: „Auch Du bist gewiß der alte Max nicht mehr — oder besser gesagt, Du fängst gewiß jetzt an, der alte Max zu seyn?" Liegt in dieser brüderlichen Bemerkung nur der Schimmer einer Kränkung? Für den überaus eitlen Max gewiß, der das Andenken seines Bruders mit weit geringerer Hochachtung behandelte als dessen sämtliche politische und literarische Gegner . . .

War Maximilian in seiner Eigenschaft als Sachwalter eines Teiles des Heineschen brieflichen Nachlasses genau zu kontrollieren, so gelang dies leider bei den ebenfalls 1868 ver-

öffentlichten Briefen an Josef Lehmann (Magazin für die Literatur des Auslandes 1868 No. 2f.) und Friedrich Wilhelm Gubitz (in dessen „Erlebnissen" 2. Bd. Seite 275ff.) nicht, da die Originale unwiederbringlich verloren zu sein scheinen. Unbedingte Zuverlässigkeit möchte man dem Abdruck weder im „Magazin" noch in den „Erlebnissen" zusprechen; beide Herausgeber scheinen manche Wendung eliminiert, manche umgestaltet zu haben.

Einen starken Schritt nach aufwärts macht die bisher wenig erfreuliche Geschichte der Heineschen Briefausgaben durch das Eingreifen Hermann Hüffers im Jahre 1874, der damals als erste seiner wundervollen Mitteilungen die Beziehungen Heines zu Christian Sethe unter Anschluß der von Heine an diesen geschriebenen Briefe im ersten Bande der „Deutschen Rundschau" darstellte. 16 weitere Heineaufsätze folgten in der Rundschau, in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" und in dem Sammelwerke „Aus dem Leben Heinrich Heines" — durchwegs die Ergebnisse redlichster Forscherarbeit, die in anschaulichster Lebendigkeit, formvollendetem Stil und ehrlichster, keineswegs aber schönfärbender Begeisterung für den Dichter des „Buches der Lieder" dargeboten wurden. Kaum jemals fand Heine einen feinsinnigeren Apologeten seines Ruhmes, der nachdrücklicher darauf bedacht gewesen wäre, die unverkennbaren Schwächen und moralischen Schäden zu verstehen, zu erklären und zu verzeihen. Hüffers Publikationen wichtiger Briefe (an Sethe, an Detmold, an Keller, an Schloß) halten strengster Nachprüfung stand. Einzelne kleine Lücken, die erzeugt worden waren, werden zwar in dieser Ausgabe ausgefüllt, bildeten aber, da sie immer nur sehr drastische Äußerungen Heines betreffen, keinen Verlust. Ein paar Textfehler erklären sich leicht aus Hüffers mit den Jahren immer hinderlicher werdendem Augenleiden, das die Entzifferung mancher Worte erschwerte, die immer dann undeutlich erscheinen, wenn Heine in der Hast einer starken seelischen Erschütterung schrieb. So erklärt es sich u. a., daß Hüffer in einem in der großen Not des Erbschaftsstreites hingeschleuderten Schreiben vom 9. Ja-

nuar 1845 zu lesen glaubte: „Die Leute sind an Dreck nicht gewöhnt, während ich ganze Mistkarren vertragen kann..." An sich ergibt der Satz einen Sinn, und der Gebrauch des Wortes Dreck ist Heine ohne weiteres zuzutrauen (einmal in einem Briefe an Moser, an Keller usw., Max nennt er in einem Briefe an die Mutter Max Hühnerdreck), aber an dieser Stelle schrieb Heine: „Die Leute sind an drgl. nicht gewöhnt..." Ein anderes Versehen in einem Briefe an Detmold vom 16. Januar 1838 (es ist in der Ausgabe der Aufsätze Hüffers von Elster beseitigt worden) erfolgte dadurch, daß 2 unmittelbar untereinander geschriebene Worte vertauscht wurden. Heine schrieb: „Sie [Mathilde] fängt an, so unbedingt liebevoll und zärtlich zu werden, daß ich am Ende glaube, sie hat die Absicht, mich cocu zu machen. — Uebrigens ist sie sehr krank. —

Ich habe also diesen Winter meine volle Freyheit..." Die Worte cocu und also wurden vertauscht, ein weiter belangloses Versehen, das nur deshalb erwähnt wird, weil Gustav Karpeles, von dem noch weitläufig zu sprechen sein wird, ohne die vollkommene Sinnlosigkeit der beiden Sätze zu erkennen, sie mit diesen Verschiebungen in die 2. und 3. Auflage seiner Briefsammlung (Heinrich Heines gesammelte Werke. Kritische (!!!) Gesamtausgabe. IX. Bd., Seite 102) aufnahm. — —

Seit 1876 erschien eine neue Auflage der Werke und Briefe Heines, von Adolf Strodtmann herausgegeben, bei Hoffmann und Campe; sie konnte sich der von Hüffer bis dahin gemachten Funde bedienen, enthielt auch einige neue Briefe, die Strodtmann entdeckt hatte, und die er auch gesondert ein Jahr später in Oskar Blumenthals „Neuen Monatsheften für Dichtkunst und Kritik" (1877, Seite 307—328) publizierte. Die „Correspondence inédite", die ebenfalls 1877 erschien (Paris bei Calmann Lévy) berücksichtigte die neuen Funde Hüffers und Strodtmanns noch nicht, sondern holte ihr Material aus der ersten deutschen Gesamtausgabe. Sie kannte die Briefe an Josef Lehmann, Gubitz, Pückler-Muskau, Alexander v. Humboldt noch nicht, bezeichnete Friedrich

Merckel (ebenso wie in der ersten deutschen Veröffentlichung der an ihn gerichteten Briefe) mit XX, beschränkte sich auf den Abdruck weniger Briefe an Varnhagen, Cotta, Maximilian und Betty Heine, Lewald, Campe, Kolb usw. Wertvoll ist ihre knappe Einleitung, die einen gut orientierenden Ueberblick über Heines Korrespondenz entwirft.

Die 1879 zum erstenmale erschienenen „Souvenirs de Madame C. Jaubert“ (Paris bei Hetzel et Cie.; jetzt schon in 4. Ausgabe) erschlossen einen ungemein reizvollen Abschnitt aus Heines Leben, seinen Verkehr mit der schöngeistigen Freundin Mussets, Berryers, Pierre Lanfreys und vieler anderen literarischen Pariser Notabilitäten der Vierzigerjahre. Als liebenswürdigen Charmeur Frauen gegenüber hatte man Heine bis dahin noch wenig kennen gelernt; seine sonst an Damen gerichteten Briefe (an die Rahel, an Friederike Robert) zeigten immer einen starken literarischen Einschlag, der in diesen Briefen nur selten hervortritt. Über die Genauigkeit ihres Abdruckes läßt sich keine bestimmte Behauptung aufstellen.

Ein paar kleinere Veröffentlichungen der folgenden Jahre (ein Brief an Gutzkow in der deutschen Revue, November 1880), ein Brief an Brockhaus (in der Biographie Friedrich Arnold Brockhaus' von Heinrich Eduard Brockhaus), ein Briefchen an Friedrich Kücken („Vor den Coulissen“. Originalblätter, herausgegeben von Josef Lewinsky) und ein Brief an die Mutter („Skizzen über Heinrich Heine“. Von seiner Nichte Fürstin della Rocca), ein Brieffragment an Campe und Mathilde Heine (in „L'Evénement“ vom 2. Februar 1884) förderten die Erkenntnis vom Leben und Wirken Heines nicht wesentlich. Außer dem faksimiliert mitgeteilten Briefe an die Mutter liefert keiner der aufgezählten Briefabdrucke die Gewähr der Vollständigkeit oder Korrektheit. Dies besagt bei den inhaltlich unbedeutenden, meist kleinen Briefen nicht viel; daß eine Kontrolle des Briefes an Brockhaus und eines zweiten an diesen gerichteten und von Karpeles veröffentlichten nicht zu erreichen war, muß sehr bedauerlich empfunden werden, darf aber dem Herausgeber dieser

Sammlung nicht zur Last gelegt werden. Schriftliche und mündliche Interventionen bei dem gegenwärtigen Chef der Firma Brockhaus fruchteten ebensowenig, wie ein warmes Eintreten des Mitgliedes der französischen Akademie S. Reinach, den mit Brockhaus jahrelange freundschaftliche Bande verknüpfen, und der Versuch, durch Heinrich Hubert Houben, den sogenannten literarischen Beirat dieses Geschäftshauses, eine Collationierung der Drucke mit den Originalen zu erlangen.

Im erfreulichen Gegensatze zu dieser behutsamen Verschlossenheit steht die Liberalität, mit der der Einblick in die an die Mouche gerichteten Briefe gestattet wurde. Sie erschienen bekanntlich 1884 zugleich an 3 Orten: in dem unter dem Pseudonym Camille Selden herausgegebenen Buche „Les derniers jours de Henri Heine" (Paris, Calmann Lévy), in dessen einziger autorisierten deutschen Ausgabe „Heinrich Heines letzte Tage. Erinnerungen von Camilla Selden" (Jena, Hermann Costenoble) und in der von Eduard Engel besorgten Ausgabe von „Heinrich Heines Memoiren, neugesammelte Gedichte, Prosa und Briefe" (Hamburg, Hoffmann und Campe). In Betracht kommen nur die beiden deutschen Ausgaben, die aber nicht die authentischen Fassungen der Briefe enthielten und sie auch nicht enthalten konnten, weil sie mehr oder weniger gelungene Rückübersetzungen aus dem Französischen waren, in das diese Billets übertragen worden waren. Die Originalbriefe wurden mir durch eine Dame zugänglich gemacht, deren Güte die getreue Veröffentlichung nunmehr ermöglicht. Warmer Dank gebührt dieser vornehmen Hüterin eines Teiles von Heines literarischer Hinterlassenschaft, die nicht nur Briefe, sondern — was unendlich bedeutungsvoller ist — eine Fülle von Gedichtehandschriften enthält. Die mir auferlegte Pflicht, den Namen der gütigen Bewahrerin so kostbarer Reliquien zu verschweigen, erfülle ich wahrhaft schweren Herzens. —

Engels oben genanntes Buch enthielt außer den Briefen an die Mouche noch solche an Michael Schloß, die schon Hüffer veröffentlicht hatte, einen an Goethe, sechs an Caro-

line Jaubert, die längst bekannt waren, und Briefe an Dr. L. Wertheim. Von den letztgenannten waren alle Originale erreichbar; dazu gesellen sich zwei Engel unbekannt gebliebene Briefe, einer an und einer von Wertheim (an die Redaktion der Allgemeinen Zeitung). Der Hauptwert der Veröffentlichung lag natürlich in dem ersten Druck der Memoiren; auch der als Bruchstück bezeichnete Entwurf zu einem angeblichen Testament Heines, das Bruchstück aus einer Denkschrift über Heines Verhältnis zur Allgemeinen Zeitung, Gedichte usw. waren nachdrückliche Bereicherungen unserer Kenntnis. Leider erfolgte die Veröffentlichung — vielleicht auf Wunsch des Verlegers — nicht nach philologischen Prinzipien; wir ersehen nirgends die weitreichenden Änderungen, die Heine immer wieder vornahm, die oft sehr interessanten Eliminierungen, die er veranstaltete usw. Auch an dem Wortlaut ist gelegentlich, trotz Engels gegenteiliger Versicherung (Seite 78), nicht festgehalten worden. Es wird gewiß nicht ohne Interesse sein, wenigstens eines dieser Manuskripte, das Engel „Bruchstück aus dem deutschen Entwurf zu einem Testament Heines" nennt, hier in seinem vollen Wortlaute abgedruckt zu sehen. Das Schriftstück fügt sich dem Inhalte dieser Briefausgabe völlig an, und zwar deshalb, weil wir es keinesfalls als Testamentsentwurf ansehen dürfen, sondern als einen Brief, der entweder direkt an Carl Heine oder an Maximilian Heine gerichtet war und von diesem Carl Heine übergeben werden sollte. Eine dritte, vielleicht die größte Plausibilität enthaltende Vermutung wäre die, daß Ludwig Embden der Empfänger sein sollte, da ja nach Heines Tode alle seine Papiere an diesen überzugehen hatten. Demnach wäre Ludwig Embden die Pflicht auferlegt zu wesen, Carl Heine die brieflich niedergelegte letzte Bitte des Sterbenden zu überreichen. Es ist bekannt, daß Mathilde Heine — davon muß noch ausführlicher in anderem Zusammenhange gesprochen werden — sich die Verwertung aller Schriftstücke vorbehielt und mit diesem Pfunde ganz bedeutend wucherte; aus diesem Grunde dürfte dieses Schriftstück Heines seinen Adressaten nicht er-

reicht haben. Als Testament darf es deshalb nicht angesehen werden, weil Heine, als er dauernd an sein Krankenlager gefesselt war, solche Willenskundgebungen sehr vorsichtig und nur in rechtsgültiger Form — in Gegenwart von Zeugen und Notaren — aufsetzte. Außerdem war sich Heine darüber im klaren, daß er Carl Heine, von dessen Gesinnung er ja unterrichtet war, nichts durch ein Testament auftragen durfte, sondern die Erfüllung seiner letzten Wünsche nur durch einen warmen, herzlichen Brief erbitten konnte. Soviel juristische Kenntnisse müssen wir Heine doch wohl zutrauen, daß er die rechtliche Ungültigkeit eines etwaigen Testamentes, das nicht bestimmte Vorkehrungen über Vermögensanweisungen, sondern nur Bitten um eine Gnadenbezeigung enthielt, von vornherein erkannte. So kann also nicht einmal von einem Entwurf einer Testierung die Rede sein, sondern ausschließlich von einem Brief, dessen Adressat nicht genannt ist. Übrigens macht es die darin erfolgte Erwähnung der Vernichtung seiner Memoiren durchaus wahrscheinlich, daß Heine diesen Brief, — alle Briefe Heines aus dem ausgehenden Jahre 1854 und aus dem Jahre 1855 sind ebenso wie dieser auf Foliobogen mit Bleistift geschrieben — keiner Öffentlichkeit (also auch keiner Gerichtsbehörde) überantwortet wissen wollte, sondern nur Carl Heine, der ja das größte Interesse hatte zu erfahren, daß seines Vetters gefürchtete Memoiren nicht mehr gefährlich seien.

Das Manuskript besteht aus 6 Foliobogen, einseitig beschrieben; die Blätter tragen die Numerierung 1—5, als Blatt 3 sind zwei Blätter bezeichnet. Anscheinend war Heine dieses Blatt 3 zufällig in Verstoß geraten, er schrieb es nochmals mit veränderten Worten, die aber ungefähr denselben Sinn ergeben. So erklärt es sich, daß einzelne Sätze des Manuskripts, im Zusammenhang gelesen, wie es hier auch getreu nach der Urschrift wiedergegeben wird, sich nicht recht aneinander zu fügen scheinen. Da aber keine Durchstreichung von Heine vorliegt, war kein Anlaß, irgend eine Änderung anzubringen. (Die durchgestrichenen Stellen, die unter dem eigentlichen Texte mitgeteilt werden, sind hier durch runde

Klammern ( ) bezeichnet; ein paar Einfügungen des Herausgebers, die das Verständnis erleichtern, wie auch sonst in dieser Ausgabe durch eckige Klammern [ ].) Dieser Brief lautet:

Seite 1 der Handschrift.

Ich glaube das Recht zu haben meinen Vetter Carl Heine als den natürlichen Schützer meiner Wittwe zu betrachten. Als er im Winter . . . zu mir kam um nicht durch einen Anwalt, sondern direkt mit mir sich über unsere Differenzen zu verständigen, zeigte er mir auch in Bezug auf meine Frau die großmüthigste Bereitwilligkeit allen mein Wünschen nachzukommen.

ich verlangte von ihm die Verpflichtung daß er die Hälfte meiner Pension, wie mir solches sein seliger Vater bereits zugesagt hatte, nach meinem Tode als ebenfalls lebenslängliche Pension auf das Haupt meiner Witwe übertragen solle;

Seite 2 der Handschrift.

mein Vetter Carl bewilligte mir dieses mit seinem Ehrenworte und reichte mir zur Bekreftigung dieser Stipulazion

---

Zeile 1 über der Zeile: (Als im Jahr ich Auch). — Zeile 2 betrachten] darnach: (Ich Ich habe daß er dieses sagen würde dafür bürgt mir seine Ehre und seine Großmuth. Ich habe in dieser Beziehung selbst zu einer Zeit wo wir noch in Hader bzw. mit einander haderten, die großmüthigste Willfährigkeit nur bey ihm gefunden. — Zeile 3 er] darnach: (mich von denk mich). — Zeile 3 einen] darnach (dritten). — Zeile 4 mir] darnach: (die unsre materie Differenzen auszu aus zu besprechen). — Zeile 7 nachzukommen] darnach: (und Ich nichts anders von ihm nichts anders begehren wollte als was sein seliger Vater, mein vielgeliebter Oheim, mir bereits zugesagt hatte, so stipulierten). — Zeile 8 ihm] darnach: (daß er). — Zeile 8 er] darnach: (nach meinem Tode die Hälfte, wie mir bereits sein seliger Vater versproch zugest versprochen hatte). — Zeile 10 zugesagt] darunter: (versprochen). — Zeile 11 solle] darnach: (und er übernahm diese ((darüber: mein Vetter, der übernahm)) Verpflichtung mit der diese Verpflichtung mit indem er mir). — Zeile 13 bewilligte] darunter: (versprach). — Zeile 12 mir] darnach: (die Hand die ich an meine Lippen preßte).

seine edle Hand, die ich an meine Lippen preßte. Ich war glücklich genug ihn versöhnlich gestimmt zu sehen. Er war gewiß keinen Augenblick gezögert mir für meine Witwe die die ganze Pension zu zusagen, wenn ich solches auch nur mit einer Sylbe verlangt hätte. Aber Ich verlangte es nicht, weil ich überhaupt nur diejenigen Ansprüche geltend machen wollte, die wo jede Einrede eine offenbare Ungerechtigkeit gewesen wäre; daß ich andre Ansprüche, die eben so gerecht auch eben so notorisch, aber minder beweißbar waren, verschwieg ich klüglich, ja böswillig. Und dann glaubte ich damals daß eine Verkürzung ihrer Pension nicht von allzu großer Wichtigkeit für meine Wittwe seyn mochte. Die oberwähnte Stipulazion mit meinem Vetter C. H. fand statt den ....

Damals war meine Lage so wie die Lage der Welt eine ganz andre. Unterdessen kam die Februarrevoluzion, die meine kleinen Ersparnisse fortschwemmte.

Seite 3[a] der Handschrift.

Im Bankrott der Februar Revoluzion gingen auch meine gringen Ersparnisse verloren welche in Akzien der Bank von Gouin u ähnlicher Etablissemente bestanden. Meine

---

Zeile 2 genug] darnach: (schon). — Zeile 2 ihn] darnach: (liebe). — Zeile 2 sehen] darnach: (Ich). — Zeile 2 Er] darnach: (hätte). — Zeile 2 war] darnach: (mir gewiß die ganze Pension ohne Verkürzung gefor zu Gunsten meiner Frau die ganze unverkürzte). — Zeile 3 gezögert] darnach: (mir). — Zeile 6 überhaupt] darnach: (über nur). — Zeile 7 die] darnach: (selbst die keiner Einrede aus Zugänglich ((darüber: bloßgestellt)) waren, waren, während eben so bela). — Zeile 7 Ungerechtigkeit] darnach: (war; die wahren). — Zeile 9 auch eben so] darunter: (aber minder). — Zeile 10 dann] darnach: (war meine Lage damals). — Zeile 11 Verkürzung] darnach: (obiger oberwähnter). — Zeile 14 war] darnach: (die La). — Zeile 14 meine] darnach: (kleinen Ersparnisse). — Zeile 16 Ersparnisse] darnach: (und meine großen Ressourzen). — Zeile 18 Im Bankrott] vorher: (Durch die Februar-Revoluzion verlor ich meine ganzen Ersparnisse, welche in Ak zum Theil). — Zeile 18 auch] darnach: (die). — Zeile 20 ähnlicher] darunter: (anderer). — Zeile 20 Etablissemente] darnach: (be gehörten).

zunehmende Krankheit erlaubte mir nicht viel zu arbeiten und verdoppelte, ja verdreyfachte meine Ausgaben. Dazu komt daß ich schon im Jahr 1846 mein bisheriges literarische Vermögen, die Eigenthumsrechte auf meine deutschen Schriften, für ein äußerst gringfügigies Honorar allienirt hatte.

Seite 3[b] der Handschrift.

Dazu kam meine Krankheit, die mich verhinderte durch angestrengte Arbeit ein bedeutendes Capital zu erwerben, während die zunehmenden Krankheitskosten mich nöthigten meine letzten Ressourzen zu erschöpfen. vor dem Tode meines Oheims, der mir zu einer glänzenden Zukunft Hoffnung machte, u mir jeden Hader mit Buchhandlern untersagte, hatte ich fast mein ganzes literarisches Eigenthum für momentane Vortheile vergeudet; was mir an Mspt. übrig blieb, mußte ich aus wichtigen Gründe zum größten Theil vernichten — Mit der Erbschaft meiner Witwe sieht es also nicht glänzend aus u ich werde glücklich genug seyn, wenn ich ihr nicht Schulden hinterlasse. Unter solchen veränderten Umstände —

Seite 4 der Handschrift.

Mein ganzes literarisches Vermögen zu Gunsten meines ham-

Zeile 3 im Jahr 1846] darunter: (Zu einer Zeit, wo ich meine Zukunft aufs glänzendste gesichert glaubte). — Zeile 9 angestrengte Arbeit] darunter: (Schriftstellerey). — Zeile 11 meine letzten] vorher: (die letzten ((darüber: selbst die))). — Zeile 11 erschöpfen] darunter: (meiner auszubeuten). — Zeile 11 vor dem Tode] vorher: (In bey der Aussicht durch die Fürsorge meines seligen ((darüber: liebreichen)) Oheims Mein früh ganzes Literarisches Eigenthum in Dland hatte ich). — Zeile 12 Oheims] vorher: (seligen). — Zeile 13 machte] darnach: (fast vergeudet). — Zeile 22 Vermögen] darnach: (hatte ich das Eigenthumsrecht auf meine Schriften habe ich bereits im Jahre 1846 für sehr gringes, lächerlich gringes Honorar allieniert, eine Allienazion, die weder ein Akt des Bedürfnisses noch des Leichtsinnes war, da ich dadurch nur den öffentlichen Kontestazionen mit). — Zeile 22 Gunsten] darnach: (mir).

burger Buchhandlers, um durch solches Opfer Prozesse zu vermeiden deren Skandal besonders meinem damals noch lebenden Oheim Salomon unmuthig gemacht hätte, indem derselbe, welcher durch letztwillige Verfügungen mir eine glänzende Zukunft zu bereiten versprach, wohl von mir erwarten konnte, daß ich wie bisher meine Talente nicht als Handelsmann zum bloßen Gelderwerb sondern als Dichter zur Verherrlichung unseres Namens anwenden würde. Die Mspte welche ich noch besaß waren leider von der Art, daß eine Umwandlung in meinen reliösen Ansichten und Rücksichten auf Personen, die ich nicht durch Mißverstand verletzten durfte, mich nöthigte zum größten Theile zu vernichten, vielleicht muß ich sie

Seite 5 der Handschrift.

am Ende gänzlich der Vernichtg preißgeben — so daß bey meinen Ableben auch diese Ressourze für mein Witwe verloren geht. Ich gestehe es, ohne die großmüthige Güte meines Vetters Carl, der mir jährlich eine Verdopplung meiner Pension auszahlte, hätte ich bereits, trotz aller Anstrengg, die Kosten meiner Krankheit nicht erschwingen können. Unter

---

Zeile 1 Buchhandlers] darnach: (allienirt). — Zeile 1 Opfer] darnach: (jeder off einer öffentlichen Contestazion mit demselben zu ent). — Zeile 2 vermeiden] darnach: (die mein Oheim Salomon Heine). — Zeile 3 Salomon] darnach: (mißfallen). — Zeile 5 versprach] darunter: (gedachte). — Zeile 6 ich] darnach: (hinfüro mein). — Zeile 6 Talente] darnach: (nur zur Verh). — Zeile 6 Handelsmann] darnach: (sondern). — Zeile 8 Mspte] unter der ganzen Zeile ein Strich und darunter: (3. Die Februar-Revoluzion kostete mir ver die Fluss durch ((darüber: die)) Februar-Revoluzion machte ((darüber: wurden)) meine kleinen Ersparnisse, welche in Bank-Akzien bestand zu Wasser). — Zeile 12 zum] darunter: (den). — Zeile 12 vernichten] darunter: (verbrennen ja mich). — Zeile 15 daß] darnach: (auch). — Zeile 17 geht] darnach: (Ich habe bereits Ich bin nicht mahl sicher ob die Vermehrung meiner Krankheitskosten u. die Unmöglichkeit des Arbeitens). — Zeile 18 der] darnach: (mein de facto mein). — Zeile 18 jährlich] darnach: (die).

solchen veränderte Umstände will ich meinen Vetter C. H. ebenfals mit einer posthumen Bitte behelligen von deren Erfüllung ich so sehr überzeugt bin daß ich ihm im Voraus meinen Dank abstatte. Ich bitte ihn nemlich nach meinen Tode nicht die Hälfte meiner Pension, sondern die unverkürzt ganze Pension, wie ich sie bey Lebzeiten seines Vaters genossen, jährlich auszahlen zu lassen; mein Oheim behandelte sie immer mit Liebe u Auszeichnung und auch in dieser Beziehung glaube ich meine Bitte gerechtfertigt. Ich ist wahrscheinlich, wie gesagt, überflüssig daß ich diesen Apell an die Liberalität meines Vetter mache und seiner Generosität vorgreife.

*

Dieser Brief dürfte, wie man nicht grundlos annehmen kann, auf Veranlassung Mathildes geschrieben worden sein, die ihre Interessen jederzeit sehr gut wahrzunehmen verstand und Heine in seinem Siechtum unablässig mit ihren Besorgnissen gepeinigt haben mag, ob ihre Zukunft nur gehörig sichergestellt sei. Um ihr willfährig zu sein, verstand sich Heine zu diesem ergreifenden und überaus demütigenden Schriftstück, das seine Wirkung deshalb verfehlen mußte, weil es nie in die Hände dessen gelangte, für den es bestimmt war. Denn über die Nachlaßpapiere Heines, über die sehr bestimmte Äußerungen des Erblassers vorliegen, wurde von Mathilde durchaus eigenmächtig verfügt. Sie stand dabei unter dem Einflusse des Advokaten Henri Julia, der durch seine in der „Deutschen Revue" seit 1884 erschienenen Erinnerungen an Heine seinen Namen mit dem des Dichters in Verbindung zu bringen wußte, obwohl er vielleicht allen Anlaß gehabt hätte, in dem bescheidenen Dunkel, in das ihn sein Beruf und dessen Ausübung verbannte, zu verharren. So spielt aber Henri Julia in der Ge-

---

Zeile 1 Umstände] darnach: (will fühle ich mich gedrungen meinen Vetter Carl zu bitten). — Zeile 5 die] darnach: (ganze). — Zeile 6 Pension] darnach: (die). — Zeile 8 Auszeichnung und] darnach: (ich denke daß mein Wunsch mit in jeder Beziehung ((mein)) seinem Sohne willkommen seyn wird, der ((wenn)) der Bitte die ich eben aussprach dürfte wird gewiß seinen).

schichte des Fortlebens Heinrich Heines eine zweideutige Rolle, die einmal näher beleuchtet werden muß. —

Aus Heines Briefen an Julius Campe ist bekannt, daß dieser seinem Verleger die bestimmtesten Zusicherungen wegen seines literarischen Nachlasses gemacht hatte, die freilich Mathilde und Gustav Heine nicht gesonnen waren einzuhalten (vgl. dazu Strodtmanns Biographie, 2. Auflage, II. Bd., Seite 405—406 [in der dazu gehörigen Anmerkung 165, Seite 436, muß es statt Band XXI richtig XXII heißen] und die Ausgabe der Briefe bei Hoffmann und Campe [1876], Bd. XXII, Anmerkung auf Seite 308f, wo die Angelegenheit ausführlich erörtert wird). Wichtige Ergänzungen zu den Verhandlungen zwischen Campe und Mathilde wegen des Erwerbs des ungedruckten Nachlasses liefern die Briefauszüge, die im folgenden zum ersten Male mitgeteilt werden; sie werfen die bezeichnendsten Schlaglichter auf Mathilde, die, wie sie im Leben niemals für Heines Wirken das geringste Verständnis gezeigt hatte, auch nach dem Tode ihres Gatten keineswegs darauf bedacht war, sein literarisches Andenken zu fördern, sondern nur möglichst viel Kapital herauszuschlagen.

Im Mai 1856 wurde Alfred Meißner, der damals seine „Erinnerungen" bei Hoffmann und Campe herausgab, nach Paris entsandt, um die ersten Unterhandlungen mit Mathilde und ihrem damaligen Vertrauensmann Henri Julia zu führen. Seine erfolglosen Bemühungen schildert er in den beiden folgenden Briefen an Campe (nur der Anfang wird hier wiedergegeben; die Schlußabsätze beziehen sich beide Male auf Korrekturen der „Erinnerungen" Meißners):

Paris. Hotel Brittanique
Cour du Commerce, Fbg. St.
Germain 8. Mai 56.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Ich schreibe Ihnen aus einer neuen Wohnung, doch dieser Umzug verspätet nicht die Antwort auf Ihren geehrten Brief vom 1. Mai. Auf diesen ließ sich nicht einfach mit Worten antworten, sondern ich mußte zuerst zu handeln versuchen. Ich fuhr nach Asnieres, um Frau Heine klar, offen und ohne jede Rücksicht ihre Lage auseinan-

der zu setzen, ihr zu zeigen, wie viel Bedeutung ein rasches und gutes Einvernehmen mit Julius Campe für sie habe und wie wenig jenes mit Herrn Julia. Ich traf Frau Heine aber nicht zu Hause. Doch seien Sie versichert, daß ich diese Angelegenheit zu der Meinigen gemacht, Ihret-, Heines und selbst der unwissenden aber gutmüthigen Frau Heine wegen. Heute oder Morgen hoffe ich Ihnen ein festes Resultat mittheilen zu können und ich will glauben, ein erwünschtes. Ihre Ansicht über Julia's Verhältniß zu Frau H. lasse ich dahin gestellt sein und will nur bemerken, daß ich es mir weit einfacher erkläre. Er war der erste beste Mensch, der Frau Heine an die Hand ging und ihre Sache führen wollte, der sie selbst sich nicht gewachsen fühlt. Ich schrieb Ihnen letzthin, sich an Herrn Julia zu wenden. Ich habe meine Ansicht geändert. Haben Sie es noch nicht gethan, so thun Sie es nicht. Ich glaube, man wird mit Frau Heine allein fertig werden. Ich will mir nur noch zwei Striche erlauben, um Ihnen die zwei in Rede stehenden Personen zu charakterisieren. Frau Heine leitet sicher kein Mißtrauen gegen Sie, keine Entfremdung, am wenigsten übler Wille, sondern eine ihrem Naturell eigene Apathie und Sorglosigkeit, mit Geschäftsunkunde verbunden, läßt sie aus der Ferne in diesem Licht erscheinen. Sie hat in diesem Augenblick nicht den Verlag des Nachlasses, nicht die Existenz und ihre Zukunft im Kopfe, sondern denkt fortwährend an die Schnecken, die das Gemüse in ihrem Garten auffressen. „Du matin au soir j'ai a faire la chasse au colimaçon", sagt sie. Herr Julia wieder ist, wie ich ihn auffaßte, ein viel zu vernünftiger Mensch, um in einer willkürlichen Schaltung mit dem Nachlasse irgend einen Vortheil zu suchen, es müßte ihn denn eine verkehrte Idee beherrschen. Das mir von Ihnen mitgetheilte „Staatsgeheimniß" werde ich als solches zu bewahren wissen . . .

* * *

Paris, Cour de Commerce Fbg. St. Germain
13. Mai 1856.

Hochgeehrter Herr!

Abermals habe ich Ihnen Bericht abzustatten: die Dinge haben sich wieder anders gewendet. Als ich in meinem Vorgestrigen die feste Zuversicht aussprach, daß Mad. Heine heute das vollständige Msp. der Gedichte an Sie absenden würde, glaubte ich nicht, daß es nach meiner Unterredung mit ihrem Herrn Julia noch möglich sein würde, die Dinge anders zu biegen. Gestern war ich wieder in Asnieres, Herr Julia war dort, und er hatte die Gedichte mitgebracht. Unser Wiedersehen war ein frostiges. „Herr," begann er, „Sie wollten Mad.

Heine zwingen, diese Ms. ungesäumt an Herrn Campe zu senden, ja Sie schlugen ihr sogar vor, unter ihrer Dictée an ihn zu schreiben. Mad. Heine hat wohl gethan, diese Absendung zu verweigern. Es wird zuerst Abschrift von den Sachen genommen werden." — „Das wird eine schöne Sache werden", entgegnete ich. „Wo finden Sie einen Copisten, der sich in diesem Chaos zurechtfindet? Nur ein Mann, der mit wirklicher Liebe und mit Eifer an die Entzifferung dieser Papierstöße geht, wird hier etwas zu Wege bringen, sonst würde Unsinn an den Tag gefördert werden. Wollen Sie deutsch zu studieren anfangen, um die Arbeit zu überwachen? Nirgends glauben Sie mir, sind die Papiere besser als in H. Campes Händen; senden Sie ihm alles, wie es daliegt, er allein kann die Sachen rangieren, Gedrucktes von Ungedrucktem trennen, er ist ungeduldig, die Sachen zu haben, senden Sie sie noch heute. Diese Arbeit in Copistenhänden wird Monate dauern." Mein Reden war vergeblich. Mad. Heine stand rathlos wie ein Kind da und sagte nichts. „Das ist alles mit Bleistift geschrieben," sagte Julia, „so sende ich es nicht, es kann verlöscht werden, wir müssen die Autographe behalten." — „Sie werden also die Rücksendung bedingen, die Forderung muß H. Campes Sache sein."

Ich nahm Blatt um Blatt in die Hand und fragte: „Finden Sie sich da zurecht? Wissen Sie auch nur zu bestimmen, was der Anfang und was hier das Ende ist? Haben Sie eine Ahnung davon, was hier zusammengehört? Nicht die mindeste. Es bleibt nichts übrig, als daß Sie Blatt um Blatt, wie es hier daliegt, copieren lassen."

— „Nun, so wird es denn so geschehen. Man wird gleich darangehen. In den nächsten Tagen wird Mad. H. an H. Campe schreiben und für die Geldsendung danken, sobald die Copien fertig, folgt das Ms."

— „Nun, ich habe meine Meinung gesagt. Meine Mission ist zu Ende. Aber noch Eins: die Memoiren? Herr Campe dringt darauf, sie zu haben."

— „So will ich Ihnen denn sagen, was ich bisher verschwieg: Es liegt von Heines Hand die Bestimmung da, die Memoiren sollen erst nach Madame Heines Tod ans Licht treten."*)

---

*) Dieses wichtige Schriftstück, das für die Klärung dieser Angelegenheit von höchster Bedeutung wäre, ließ sich trotz eifrigstem Suchens nicht auffinden. Henri Julia ist ein zu unsicherer Gewährsmann, um Glauben zu verdienen, zumal seine Aussage keine anderweitige Unterstützung hat.

— „Diese Bestimmung sollte meiner Meinung nach im Testament erwähnt sein."

— „Sie ist ebenso gültig da, wo sie sich befindet."

— „Nochmals, ich habe gesprochen und gehandelt, wie es im Interesse Heines und s. Frau zu handeln für meine Pflicht hielt."

Es war nichts Weiteres über die Sachlage möglich; Alles liegt in Herrn Julias Hand. Mad. Heine hat ihn schon gegenüber H. Gustav H. und der Familie Emden nöthig gehabt, sie muß ihm nachgeben, weil er ihr sonst, zornig, alles vor die Füße werfen würde. So ist mir die Sache vorgekommen. Ich meinestheils habe gethan, was ich konnte, ich glaube, Sie dürfen mir keinen Vorwurf lauen Vorgehens machen...

Zwei Briefe von Mathilde an Campe und einer von ihm an sie mögen sich daran anschließen (alle in orthographisch und stilistisch getreuer Wiedergabe; die Briefe der Gattin Heines verraten deutlich, daß sie nach Diktaten [Julias?] geschrieben wurden).

Asnières (Seine), le 17 août 1856.

à Monsieur Julius Campe, libraire Editeur à Hambourg.

Monsieur,

Le travail qui consiste à rassembler, à classer et à faire copier les poésies inedites d'Henri Heine est sur le point d'être terminé.

Je me fais un devoir et, en meme tems, un plaisir de vous en donner avis, conformément à ce que j'ai déja eu l'honneur de vous dire dans une lettre précédente. Je viens en outre vous prier de vous choisir un mandataire à Paris, à qui je puisse faire remettre le manuscrit et qui, par une lettre de vous, sera autorisé à le recevoir en votre nom et à m'en donner un reçu.

Une fois que le dit manuscrit vous cuira été envoyé et que vous l'aurez lu et jugé, je vous prierai de vous mettre, soit directement, soit par une fondé de pouvoir, en communication avec la personne que je détiguerai moi-même pour prendre mes intérêts et conclure un traité. J'aurai l'honneur de vous faire part de mes intentions à cet égard aussitôt que vous voudrez bien me dire si les poésies en question vous conviennent et si vous désirez en être l'éditeur.

Agréez, je vous prie, Monsieur, l'assurance de mes sentimens distingués et devoués.

Ve Henri Heine.

Adresse: Madme Vve Henri Heine,
rue Traversière No. 7
à Asnières (Seine)
France.

Paris, le 12 Decembre 1856.

Monsieur,

Il y a déjà fort longtemps, je vous ai adressé une lettre pour vous faire savoir que le travail qui consiste à réunir, classer et faire copier les poésies de feu mon mari était terminé. Je vous ai en même temps prié de me faire connaître à votre tour le mode d'entrer en negociations avec vous, par rapport à ces Poésies et à leur publication par votre maison, qui vous parassait le plus convenable, désirant à la fois me conformer au traité intervenu entre vous et mon pauvre mari et obeir aux sentiments de considération et de simpathie que j'ai moi même pour votre personne. J'ai attendu plusieurs mois la réponse à ma lettre: vous ne m'avez pas encore répondu au moment ou je vous écris de nouveau.

Auriez — vous été malade, monsieur, ou bien auriez vous été absent de Hambourg? Je ne puis croire que votre silence provienne de votre volonté. Vous m'avez ecrit une lettre, dans le commencement de mon veuvage, que j'ai conservée précieusement. Elle était pleine de protestations d'amitié, et de sa Part d'un homme comme vous, elles m'ont été bien sensibles. Je tente donc auprès de vous une nouvelle demarche. L'éditeur auquel je desire avoir affaire de preference à tous autres, c'est vous, Monsieur. Ayez donc l'obligeance de me faire savoir comment vous entendez que nous puissions enfin entrer en relation.

Agréez, je vous prie, Monsieur, l'assurance de mes sentiments les plus distingués.

Ve Henri Heine

72, rue de clichy.

Vorangegangen war diesen Briefen einer Campes (vom 10. April 1856), wovon sich ein Brouillon erhalten hat:

Je viens de reçevoir un écrit de Monsieur Auguste Gathy, daté du 7 de ce mois, dans le quel il me demande, que vous vous êtes étonné que je n'ai pas encore écrit à Vous.

Je vous prie d'observer, Madame, qu'il fallait expecter de Vous ou de Mr l'executeur testamentaire une communication du trépas de mon ami, car sans cette communication je tâtonnais tout à fait dans l'obscurité, à l'égard de ces situations changées. Je ne pouvais pas juger des sentiments, qui s'etaient emparés de Vous après un si triste évenement, qui nous a tous affligés si profondement, je ne pouvais

pas savoir quel effet ce malheur avait fait sur Vous, comme vous étiez disposé, tout — ça je ne le pouvais pas savoir, sans en avoir été averti de Vous. Le 17 Mars, après découlement d'un mois entier, je le hasardais de m'adresser à Vous, par Mr Gathy, je ne voulais pas plutôt troubler Votre deuil. Mr Gathy, que je Vous recommande comme l'homme le plus honnête, qui mérite une pleine confiance, Vous donnera protection et assisstance, autant que ses forces le lui permettront, si vous les demandez. Il était toujours, comme il l'est encore aujourd'hui, un grand adorateur et ami du poete Heine. Il le connait dès l'année 1825, — 31 ans et pendant tout ce temps il était son ami immuable. Et moi je suis l'editeur de ses ouvrages, il faut que je prenne garde à tous ses interêts spirituels, aussi long temps que je vivrai et après moi, mon fils agira de la même manière. Ces interêts ont fondés du commencement de nos relations une amitié si intime et si cordiale, qui naturellement se transmettra sur sa veuve.

Je l'ai déjà transmis en pleine force, sur Vous, Madame, si Vous voulez l'accepter. Je dois cette sainte dette à feu mon pauvre ami et je tâcherai toujours de la remplir autant que possible.

Je croyais, Madame, que Vos situations pécuniaires seraient en bon état. Mr. Gathy me fait connaitre que je me suis trompé. Ainsi pour vous rendre Vos premiers arrangements plus faciles je suis prêt de Vous assigner tout de suite, Votre pension de 6 mois sur Monsieur Vieweg, Firma librairie et Franck Rue Richelieu 67. C'est dont la somme de 600 Mk Bco ou 300 écus Courant de Prusse que Vous deviez avoir le 1 Jeuillet, et dans cette lettre Vous trouverez une lettre d'échange, que Vous pouvez encaisser chez ce Mr. et dont Vous pouvez charger, sans crainte, Vous Madame, si Mr. Gathy ne le voulez pas faire Vous même ou Vous pourriez Vous y laisser accompagner. Cette somme satisfaira aux premiers besoins. Vous possedez comme me mande M. G. 2 manuscrits, destinés pour l'imprimerie. Je desirerais les voir pour pouvoir examiner leur volume et leur importance. Vous savez bien, que feu mon ami m'envoyait toujours ses œuvres destinés pour l'imprimerie. Vous me présenterez la même confiance, car je crois en être digne. Après les avoir lus, je Vous parlerai de l'acquisition de ces œuvres ou Vous me communiquez ce que Vous demandez pour eux, et je remplirai Votre demande volontièrement s'il se trouve en mon pouvoir. A donner ces ouvrages a d'autres personnes, pour les imprimer, ce serait contre a volonté du défunt, ca n'ose pas être parce que alors la litérature serait privé ou dernier don du poete ou il faudrait le lui présenter demembré.

Je Vous donne ma parole d'honneur, que cette succession ne doit

pas venir entres des mains étrangères je prendrai garde d'eux autant que de ma pupille. Dès une chaîne d'années, je n'ai plus aucune relation avec la famille Embden, ni avec Charles ou Gustave. Au dernier j'ai fait l'honneur de lui montrer la porte, parce qu'il se comportait impudent envers moi. Mr. A. Meißner a écrit un livre tout — à — fait charmant de Mr. Heine que je viens de reçevoir a l'instant, dans lequel il Vous a peint fort respectable et aimable, d'environnement et le cercle sont d'ecrit si cordial. Il veut aller à Paris, je lui disais le 7. que je n'aie encore rien du tout entendu de Vous et je lui confessais de quel point de vue je regardais la chose, ce que pouvais seulement avoir donné lieu à Votre conduite envers moi. Laissez le raconter Madame et Vous trouverez que j'ai jugé tout juste. —

Ein Ankauf des Heineschen Nachlasses kam damals nicht zustande. Henri Julia schaltete mit ihm unumschränkt; er publizierte Heinesche Gedichte in Schads „Musenalmanach", was mit den ausdrücklichen Bestimmungen von Heines letztem Testamente in Widerspruch steht. 1861 machte Strodtmann im Auftrage Campe neuerliche Versuche, wobei diesem Gustav Heine die Rechte der Witwe hochzuhalten vorgab, was seiner Ansicht nach dadurch geschah, daß er nicht einmal gestatten wollte, in die erhaltenen Papiere Einblick zu nehmen, sondern rundweg erklärte, es müsse „Druck für Wert" mit 30000, resp. 12000 Franks gekauft werden.*) Auch diese Unterhandlungen zerschlugen sich und nun wurde versucht, nicht mehr bei dem hartnäckig zurückhaltenden Verleger anzubohren, sondern bei verschiedenen Regierungen. Das Goethe-Schiller-Archiv bewahrt eine Reihe von Schriftstücken aus dem Nachlaß von Karl Emil Franzos, die dieser anscheinend ursprünglich in seiner „Deutschen Dichtung" publizieren wollte, wovon er aber aus unerklärbaren Gründen später Abstand nahm. Seine Aufsatzserie „Heinrich Heines Nachlaß", die sich

*) In einem an Campe gerichteten Briefe vom 29. Mai 1861, der vor einigen Jahren versteigert wurde, hatte er freilich versprochen, seine Schwägerin zu bewegen, den Nachlaß seines Bruders Campe gegen „billige Anforderungen" zu überlassen.

durch den ganzen X. Band der von ihm herausgegebenen Zeitschrift hinzieht, sollte im XI. Band eine Fortsetzung erfahren, in der wichtige Eröffnungen in Aussicht gestellt waren, die aber ohne jede weitere Begründung unterblieben. Diese Enthüllungen hätten zweifellos darin bestanden, daß Franzos eine Korrespondenz der Mathilde Heine mit Ferdinand Friedland, der Heine gebrandschatzt hatte,*) und einigen Diplomaten publiziert hätte. Nur der wesentliche Inhalt sei daraus mitgeteilt**): Am 13. April 1864 erinnerte Mathilde Friedland an sein Versprechen, durch die Gemahlin des österreichischen Botschafters, die Fürstin Metternich, bei dem Erzherzog Rainer wegen des Ankaufs des Nachlasses Heines intervenieren zu lassen. Am 19. November 1864 unterrichtete Mathilde Friedland über ein Gespräch mit einer Prinzessin (wohl der Fürstin Metternich), die sie beauftragte, die Papiere nach Wien zu senden, wo sie gesichtet würden. Am 9. Dezember 1864 beklagte sie sich über die vielen Enttäuschungen, die sie in dieser Angelegenheit schon erlebt habe und die sich wohl auch bei dem neuesten Versuch, Heines Papiere zu Geld zu machen, einstellen würden. Am 19. Juni 1865 bittet sie Friedland zu einer wichtigen Unterredung. Am 4. Februar 1866 schreibt Fürst Metternich, der anscheinend Auftrag hatte, wegen des Ankaufes der Papiere zu verhandeln, deren Inhalt man freilich noch nicht gekannt zu haben scheint, und in denen man staatsgefährliche Geheimnisse vermutete, an Friedland:

---

*) Die von Gustav Karpeles und Baron Maximilian von Heine-Geldern herausgegebenen „Heine-Reliquien“ wollten durch äußerst sorgfältig ausgewählte Briefe den Beweis erbringen, daß Friedland und Gustav Heine immer wahre Freunde des Dichters gewesen seien. Wie wenig Beweiskraft diesen Briefen innewohnt und wie sehr man alle Ursache hat, an den vor dem Erscheinen der „Heine-Reliquien“ bestehenden Urteilen über diese beiden festzuhalten, werden die folgenden Ausführungen hoffentlich genügend erweisen.

**) Ohne Angabe des Fundortes von Karpeles in den „Heine-Reliquien“ (S. 316) abgedruckt. Die einleitende Bemerkung ist falsch. Friedland handelte im Einverständnisse mit Mathilde Heine.

„Geehrtester Herr Friedland!

Ich denke, es wird gut sein, wenn wir uns vorerst nochmals über die H.sche Angelegenheit verständigen. Ich erwarte Sie daher, und zwar bald.

Ihr ergebener

Fürst Metternich."

Dieses Billet wäre wohl nicht geschrieben worden, wenn man damals bereits Kenntnis von dem politisch bedeutungslosen Inhalt des Nachlasses gehabt hätte. Inzwischen muß dieser erkannt worden sein, und die österreichische Regierung erteilte ein Refus. Nun wendete man sich an Preußen; aber am 28. Juli 1868 lehnte der Gesandte von Werther im Namen der preußischen Regierung den Ankauf des ungedruckten Nachlasses von Heine ab. Friedland wollte das Spiel noch immer nicht aufgeben und wendete sich an den Kaiser Napoleon III. Auch dieser interessierte sich anfangs für den Kauf, namentlich da ihm das Waterloo-Fragment als etwas die napoleonische Dynastie schwer Verunglimpfendes hingestellt wurde, stand aber, wie mir Jules Claretie, der den Unterhandlungen beigezogen war, authentisch versicherte, von der Erwerbung ab. Genaue Nachforschungen, die der Sekretär der Kaiserin Eugenie, Leon Daudet, unter deren Papieren im letzten Frühling vornahm, führten zu keinem anderen Ergebnisse: in Napoleons III. Privatbesitz ist nie eine Zeile des Heineschen Nachlasses gekommen — von den viel gesuchten Memoiren ist also keinesfalls auch nur das winzigste Fragment im Besitz der österreichischen, preußischen oder französischen Regierung. (Nachforschungen in den Archiven der französischen und österreichischen Ministerien blieben völlig ergebnislos; im Besitz des Barons Max Heine in Wien, der manches Unedierte von Heine bewahrt, befinden sich — wie mir mit Ehrenwort bekräftigt wurde — die Memoiren nicht.) Es ist demnach kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß außer dem erhaltenen Memoirenfragment noch ein anderes existierte; das erhaltene wird reichhaltiger gewesen sein, als es auf uns kam, dürfte aber von Maximilian

Heine zerstört worden sein. — Die leisen Andeutungen Gustav Heines, daß er jemals Memoiren besessen habe, zerfallen in nichts. —

Mathilde Heine war, wie gezeigt wurde, mit ihren Versuchen, von verschiedenen Regierungen Geld für Heines Papiere zu erlangen, fehlgegangen. Nun wurde wieder mit Campe angeknüpft. Wie es Meißner diesem angekündigt hatte, waren 1856 Abschriften von Heines Gedichten angefertigt worden, die 1869 in den Besitz Julius Campes übergingen. (Der Vertrag ist von Ludwig Embden in seinem Buche „Heinrich Heines Familienleben" Seite 340 mitgeteilt.) Daß diese Abmachung getroffen werden konnte, war eigentlich nur infolge sehr weitherziger Interpretation des § 3 von Heines rechtsgültigem Testamente ermöglicht. Denn dort war ausdrücklich bestimmt worden, daß alle Papiere, sorgfältig verschlossen, zur Verfügung Ludwig von Embdens gehalten werden sollten, woran allerdings die Bemerkung geknüpft war, daß Heine diesem Bestimmungen über den Gebrauch, den er davon machen sollte, erteilen wollte. Dazu kam es anscheinend nicht, und so hielt sich Mathilde für befugt (vgl. ihren Brief vom März 1856 an Embden, in dessen Buche, Seite 331 ff.) den literarischen Nachlaß zu behalten. Sie stützte sich, gewiß gegen Heines Willen, der ja wußte, was er von den literarischen Interessen seiner Frau zu halten hatte, lediglich darauf, daß Embden kein Dokument in Händen hatte, das ihm das Verfügungsrecht über den Nachlaß gewährte. Die Bestimmung des § 3 des Testamentes, die Mathilde zweifellos heilig hätte sein müssen, achtete sie für nichts — wahrscheinlich über Anstiften Henri Julias. Nun steht es ja gewiß nicht fest, daß Heines Nachlaß in den Händen Ludwigs von Embden etwa in besserer Obhut gewesen wäre als in denen Mathildes. Denn wie er mit der Urschrift des „Wintermärchens", die in seine Hände gefallen war, schaltete, spottet jeder Schilderung. Sie bestand aus etwa 80 Doppelquartblättern; jedes einzelne davon, gelegentlich sogar jedes einfache Blatt und selbst halbe Blätter, versah der Baron Ludwig von Embden mit seiner vollen Unterschrift und einem Zeugnisse, daß

„dies die Handschrift Heinrich Heines sei“. Diese Doppel- oder Einzelblätter verkaufte Ludwig Embden zum Teile einzeln, manche schenkte er Berliner oder Hamburger Freunden, und der Rest ging in den Besitz seiner Schwester Helene, verehelichte Hirsch, über, die ihn vor etwa einem Jahre verkaufte. Daß diese erste Fassung des Wintermärchens, von der ja inzwischen manches an die Öffentlichkeit kam, darunter ein Doppelblatt, das die Principessa della Rocca hatte faksimilieren lassen, in ihrer Gesamtheit der gelehrten Forschung hätte zugänglich gemacht werden müssen, das wollte bei seinen Lebzeiten Ludwig Embden ebensowenig begreifen, wie es Helene Hirsch jemals begriff. Jedenfalls wäre also die Erkenntnis der dichterischen Arbeit Heines nicht sehr viel gefördert worden, wenn Ludwig Embden die Papiere in seine Hände bekommen hätte. Auch in denen Mathildes waren sie aber sehr schlecht verwahrt. Es ist gar kein Zweifel, daß sie trotz dem ausdrücklichen Vertrage mit Campe, diesem alles bis auf die Memoiren auszuliefern, eine Unzahl Papiere behielt, und zwar nicht nur die Briefe an Heine, die jetzt im Besitz des Geheimrates Hans Meyer in Leipzig sind, und die durch den Pariser Buchhändler Alwin Schultz verkauft worden waren, sondern außerdem eine große Anzahl von Originalhandschriften, die sie einzeln in Paris verkaufte, wo diese bei verschiedenen Besitzern noch heute anzutreffen sind. (Abgesehen davon, was Heine der Mouche schenkte, und worüber glücklicherweise Mathilde kein Verfügungsrecht hatte.) Das geschah, wie man anzunehmen allen Grund hat, nur über Betreiben Henri Julias, der Mathilde den Wert des Besitztums, das sie in Händen hatte, deutlich auseinandergesetzt haben dürfte. Daß er nicht ganz uneigennützig war, muß man ebenfalls annehmen. Denn wie wäre er sonst in den Besitz der Briefe gekommen, die er in einem schlechten Deutsch — es ist ungewiß, ob es von ihm herrührt — seit 1884 in der „Deutschen Revue“ veröffentlichte? So gutherzig, etwas zu verschenken, war Mathilde nicht, und daß sie sich nur eines Zettels entschlagen hätte, obwohl sie wußte, daß er ihr Geld bringen könne, ist wenig

glaubhaft. Deshalb bleibt nur die kaum anfechtbare Vermutung übrig, daß Henri Julia ohne Mathildes Wissen in den Besitz von Teilen des Heineschen Nachlasses kam, den er erst nach Mathildes Tode (sie starb 1883) zu publizieren und zu veräußern begann. (Mit Ausnahme der Gedichte in Schads „Musenalmanach".) In das Jahr 1884 fallen seine ersten „Erinnerungen" an Heine, im Januar 1884 erfolgte der Verkauf der Memoiren und anderer Schriftstücke an Campe (vgl. Engels Ausgabe der Memoiren, S. 33 ff.). Daß Heine ihm gesagt hätte (Engel, S. 35): „Geben Sie dieses Manuskript (der Memoiren) nicht aus den Händen, ohne Zustimmung meiner Frau" scheint mir durchaus unglaubwürdig. Gewiß hatte Mathilde keinen Anlaß, weil sie für den Fortbezug ihrer Pension durch Carl Heine fürchtete, die Memoiren vor dessen Tode 1869 zu publizieren. Aber deren Verkauf hatte sie ja inzwischen verschiedentlich versucht, und an ihr lag es nicht, daß er nicht zustandegekommen war. Wenn Henri Julia versicherte (Engel, S. 36), das Manuskript sei für die Erben von Mathilde verkauft worden, so drängen sich auch hier die stärksten Zweifel auf. Was wollte denn Mathilde durch Vermittlung Gustav Heines und Friedlands den Regierungen verkaufen, wenn sie die Memoiren nicht besaß? (Ob sie wußte, daß sie sie damals schon nicht mehr hatte, sondern daß Julia sie in Verwahrung hielt, muß dahingestellt bleiben.) Daß die Regierungen an Gedichten Heines so bedeutendes ästhetisches Interesse gehabt hätten, um dafür große Summen zu bezahlen, diesen Gedanken hätten ihr ihre 2 Sachwalter — Gustav und Friedland — gewiß ausgeredet. So war doch wohl nur an den Verkauf der Memoiren gedacht worden. (Sicher war der Versuch bei Campe gemacht worden, der ja hauptsächlich Interesse am Ankaufe der Memoiren hatte.) Als sich aber eine Veräußerung bei Regierungen nicht ermöglichen ließ, scheint sich Mathilde wieder Henri Julia genähert zu haben oder umgekehrt: er näherte sich ihr wieder, indem er sie darauf verwies, daß die deutschen Freunde den Verkauf nicht durchgesetzt hätten ,den er sicher zustande bringen werde. Nur daß er ihn eben auffallenderweise erst nach

Mathildes Tode zustande brachte. Sie ließ gewiß nichts unversucht, die Memoiren zu veräußern; daß dies nicht gelang, muß Henri Julia irgendwie — Näheres ist nicht festzustellen — verschuldet haben. Seine Äußerung gegenüber Meißner, daß die Memoiren nach einer ausdrücklichen Bestimmung Heines zufolge erst nach Mathildes Tode veröffentlicht werden dürften, zerfällt in nichts, da der wiederholt als Käufer in Betracht gezogene Campe mit dem Drucke nicht jahrelang zugewartet hätte. Jedenfalls tauchte also Julia nach Mathildes Tode als der Besitzer der Memoiren und vieler Briefe auf.

Aus dieser notwendig gewesenen Digression, die in die wichtige Frage des Nachlasses Heines Licht zu bringen bemüht ist, ergeben sich demnach folgende Schlüsse:

1. In den Besitz Campes gelangten nur Abschriften der letzten Gedichte Heines (1869).
2. Die Originalhandschriften wurden einzeln verkauft.
3. Die einzig existierenden Memoiren kamen 1884 aus Henri Julias Besitz in den des Hauses Campe.
4. Die ausdrücklichen Bestimmungen des Heineschen Testaments wurden von der Erbin niemals erfüllt.
5. Der Heinesche Nachlaß — und das ist das Bedauerlichste — ist durch Mathildes Schuld verzettelt und verstreut; eine dringend notwendige einheitliche Sicherung ist heute kaum mehr durchführbar. —

Andere Schlußfolgerungen, die vielleicht ebenfalls nahelägen, sind vorläufig nicht zu ziehen; namentlich wird es eine offene Frage bleiben, ob nicht Julia an der Zerstörung einzelner Teile der Memoiren beteiligt war. Zuzutrauen ist dieses Sakrileg Maximilian Heine ohne weiteres, da aber Henri Julia als Gewährsmann auftritt (Engel, S. 42), wären leise Zweifel immerhin statthaft, daß dieser am Ende selbst einiges aus den Memoiren entfernt und separat verkauft haben könnte. Diese Eigenmächtigkeit wäre sicherlich noch erträglicher als der Gedanke, daß Maximilian dieses Werk für immer einer teilweisen Vernichtung preisgegeben hätte. Daß gerade die Blätter 6—31 fehlen, spricht nicht unbedingt gegen die

Möglichkeit; Henri Julia war des Deutschen völlig unkundig und könnte einfach eine Anzahl von Blättern willkürlich herausgegriffen und veräußert haben. Allerdings bliebe selbst dann noch immer als wahrscheinlicher Schuldpunkt für Maximilian das rohe Ausschneiden einzelner Stellen aus dem Manuskripte.

Jedenfalls ergibt sich aus dieser weitläufigen Erörterung, deren Umfang man im Interesse der Sache, die sie erhellen sollte, entschuldigen mag, daß Heines literarisches Erbe nicht in die berufensten Hände gelangt war. Namentlich Henri Julia erscheint in recht zweideutigem Lichte, und man muß mit einigem Mißtrauen an die Lektüre der Briefe gehen, die er publizierte. Die Originale waren nicht zugänglich, und auch darüber war keine Auskunft zu erhalten, ob sie sich in dem Archiv Meyers befinden. Jedenfalls wäre es wünschenswert, wenn dessen Briefbesitz durch Ernst Elster bald der Veröffentlichung zugeführt würde. Dann ergäbe sich vielleicht die Gewißheit, inwieweit Julia die an Heine gerichteten Briefe, die mangels jeder anderen Unterlage jetzt in der von ihm gewählten Form wiedergegeben werden mußten, getreu reproduzierte. —

Auf eine erfreuliche kleine Publikation durch Ludwig Speidel sei noch rasch verwiesen, um dann zu Wichtigerem überzugehen; er ließ den Gratulationsbrief an Gustav Heines Braut im Jahre 1886 in der „Neuen Freien Presse“ abdrucken; das Original lag mir vor und bezeugt die getreue Wiedergabe.

Im vollsten Gegensatze dazu stehen die seit 1868 einsetzenden, vielfältigen Heine-Veröffentlichungen von Gustav Karpeles, der sich in den Ruf zu bringen wußte, er sei der Statthalter Heines auf Erden, und der alle Zeitungen, alle Revuen und Buchverläge mit seinen Forschungen beglückte. Wo anfangen und wo enden, um seine Arbeitsmethode zu charakterisieren? Es wäre gewiß das Klügste, darüber mit vollstem Stillschweigen hinwegzugehen, wenn nicht Karpeles' Ausgabe der Werke weite Verbreitung gewonnen hätte und wenn seine 2 Bände mit Briefen nicht heute, da sie mehr

enthalten als Strodtmanns Ausgabe, für das Heine lesende und liebende Publikum beinahe die einzige Quelle bildeten, aus der Kenntnisse geschöpft werden. Uebrigens: nicht nur für das Publikum, auch ein Herausgeber Heinescher Werke fand sich, der sich auf die Ausschreibung des Karpeles beschränkte, und das ist Rudolf Fürst (in der Tempelausgabe von Heines Werken), der sich nicht die Mühe nahm, beim Abdruck von Briefen auf die ersten Drucke (und schon gar nicht auf die Handschriften) zurückzugehen, sondern unentwegt mit allen Fehlern und Lässigkeiten Karpeles zu Rate zog.

Kardinalgrundsatz für Karpeles war, eine durch Hüffer, Strodtmann, Embden u. v. a. besorgte Briefpublikation auszuschneiden und unverändert, ohne eine Korrektur zu lesen, abzudrucken. Mochten die Setzer fertig werden, wie sie selbst wollten. Er gibt zwar vor, alles in moderner Orthographie vorzusetzen, beläßt aber ruhig „seyn", „thun", „Indiskrezion", wenn seine Vorlage so schreibt. Den lustigsten Impromptus begegnet man auf diese Weise:

So findet sich u. a. bei ihm der zu anhaltendem Nachdenken reizende Satz in einem Briefe an Varnhagen von Ense (4. Februar 1830): „Ich sage das, weil ich in der Platenschen Geschichte auf keine Bürgerkrone Ansprüche machen will, ich sorgte zunächst für mich — aber die Ursachen dieser Sorgen entstanden aus dem allgemeinen Zweikampf." Allgemeinen Zweikampf? Von einer Art Massenduell zu Heines Zeiten ward bisher niemals etwas gehört, wie auch nicht davon, daß der Dichter allein 1830 einen Zweikampf zu bestehen gehabt hätte. Aber er schrieb ebensowenig von „Sorgen", die ihm die Platensche Geschichte machte, da es nur eine Sorge war, wie von einem Zweikampf, sondern seine Sorge entstand aus dem allgemeinen „Zeitkampf", was ohne weiteres klar und verständlich ist. Ein zweites Beispiel: an Friedrike Robert schrieb Heine im Dezember 1829 nach Karpeles: „Ich leide nämlich an einem hohlen Zahn und an einem hohlen Herzen . . . Leider habe ich nicht die Courage, mich der heilsamen Operation zu unterziehen — ich meine

in Betreff des Herzens. Wenn ich an Sie denke, fühle ich manchmal Linderung — ich meine in Betreff des Herzens.“ Dieser Widersinn („Operation des Herzens“) fiel Karpeles niemals auf, obwohl Heine natürlich von keiner Operation des Herzens, sondern von einer des Zahnes gesprochen hatte. (Abgesehen von anderen kleineren Fehlern an dieser Briefstelle.)

Solchen verdrießlichen Irrtümern begegnet man in großer Anzahl; einmal soll Heine an Lewald (11. April 1835) geschrieben haben, daß ihn die rosigen „Wangen“ noch immer so gewaltig umbrausen, während es natürlich „Wogen“ sind, ein andermal (an Eduard v. Schenk, Brief ohne Datum aus dem August 1828) kommt Heine „jetzt erst einige Monate zur Besinnung“, während in Wirklichkeit einige „Momente“ genügten, ein drittes Mal fällt eine ganze Zeile aus (Brief an Caroline Jaubert vom 16. Juni 1848), was eine vollständige Sinnesentstellung ergibt, ein viertes Mal werden in dem Schreiben an Professor Hugo vom 16. April 1825 die Seiten 277—278 (Bd. 19) der Strodtmannschen Briefausgabe übersprungen, wodurch der Brief bei Karpeles jeden Zusammenhang verliert, ein fünftes Mal wird in dem Brief an Sethe vom 14. April 1822 (seit der 2. Auflage der Werke; die erste war hier gewissenhafter) unter den Gegenständen, die Heine liebt, seine „Tragödie“ aufgezählt, während es die „neue Tragödie“ ist, was Fürst (Bd. X der Tempelausgabe, S. 77) unbedenklich nachdruckt usw. Man mag gegenüber dem philologischen Betriebe allenthalben die schwersten Vorwürfe erheben; wohin wir kämen, wenn die Nichtphilologen vom Schlage der Karpeles und Fürst allein die Drucklegung von Dichtertexten besorgten, zeigt die Gestalt, die Heines Briefe unter den Händen solcher Herausgeber annahmen, wohl ausreichend. Denn diese Forderung werden wohl auch die strengsten Antiphilologen erheben, daß man ihnen die Dichter unverballhornt vorlege. Das laute, sich exklusiv gebärdende Ästhetentum täte sehr gut, wenn es die für seine oft recht hohle Schönrednerei so nützliche Arbeit der Philologen nicht so sehr von oben herab ansähe! Womit übrigens

noch nicht gesagt sein soll, daß man Karpeles oder Fürst zu den Ästheten rechnen darf! —

Des erstgenannten gesamte Heine-Schriftstellerei noch des Näheren beleuchten zu wollen, erübrigt sich wohl nach dem früher Gesagten. In der Art ist alles gehalten, was Karpeles auftischte. Da gilt es immer nur aller Orten zu bessern, und dank dem Umstande, daß sich die meisten der von ihm benützten Handschriften auffinden ließen, ist dies fast durchwegs geschehen. Daß die Kommentare, die den Karpelesschen Briefpublikationen in Zeitungen beigefügt waren, meist das Richtige verfehlten, bedarf keiner ausdrücklichen Versicherung.*)

Weit besser, wenn auch nicht durchaus gut, steht es um die vielfältigen Bemühungen von Karl Emil Franzos, dem Andenken Heines durch Veröffentlichungen von Briefen zu dienen. Der Herausgeber der „Deutschen Dichtung" widmete diesem lobenswerten Zwecke in den 35 Bänden seiner Zeitschrift (daneben in der Vossischen Zeitung, Neuen Freien Presse, Frankfurter Zeitung) viele Seiten; er war als Finder vom Glück begünstigt, erschloß wichtige unbekannte Beziehungen Heines und war gewiß um tunlichste Korrektheit bei der Wiedergabe bemüht. Restlos wurde sie nicht erreicht, manches konnte nach den Handschriften verbessert werden. Im ganzen darf man aber Franzos Dank wissen, daß er viel wertvolles Heinesches Gut als erster ans Licht zog. Das gilt

---

*) Wie man die Tätigkeit Karpeles' allenthalben einschätzte, beweist eine Publikation der Münchener Bibliophilenvereinigung in ihrer Fastnachtsschrift 1905, worin ein gefälschter Brief Heines an Campe nur zu dem Zwecke veröffentlicht wurde, um Karpeles zu einem Nachdrucke und Kommentar zu veranlassen. Man wußte, daß er gerne fremde Funde als eigene ausgab, wie er z. B. einen von Henri Julia in der „Deutschen Revue" längst publizierten Brief in „Nord und Süd" (Bd. 116, S. 263 ff.) mit ungefähr den Worten einleitete, dieses Schreiben habe ein merkwürdiges Schicksal gehabt, indem es nämlich in seiner Briefausgabe fehle . . . Der Plan der Münchener Bibliophilen gelang übrigens durch eine rechtzeitige Warnung Karpeles' nicht.

auch von Max Kalbeck, der 1886 in der „Deutschen Dichtung“ 2 Briefe an Müllner und ein Antwortschreiben von diesem zugänglich machte; der Abdruck ist anscheinend durchaus gewissenhaft erfolgt. Ein paar kleinere Veröffentlichungen der folgenden Jahre (an Goethe, Kertbeny usw.) besagten nicht viel; erst das Jahr 1892 zeitigte ein bedeutungsvolles, längst erwartetes Buch: „Heinrich Heines Familienleben. Von seinem Neffen Baron Ludwig von Embden.“ (Hamburg, Hoffmann und Campe.) Die Ausgabe von 122 Briefen ist in der Familientradition, die Heines nächste Verwandte immer als maßgebend ansahen, gehalten: durchaus lücken- und fehlerhaft. Sämtliche Briefe konnten für diese Ausgabe mit dem Erstdruck verglichen werden; sie ergaben die trostlosesten Eindrücke. Zunächst rein äußerlich! Wiederholt sind Teile der Briefe abgeschnitten, manches überklebt, manches durch festes Ausstreichen unwiederbringlich dahin! Wie der Herausgeber zu Werke gegangen war, läßt sich nur vermuten, und zwar spricht vieles dafür, daß er den Inhalt der Briefe einem Schreiber diktierte, dieser einzelne Worte nicht verstand, ähnlich klingende aufzeichnete, in welcher Form das Manuskript dann in die Druckerei wanderte, die wohl nach den Abschriften die Korrektur besorgte, die Ludwig Embden unmöglich vorgenommen haben kann, weil er derartige Widersinnigkeiten sonst doch wohl kaum in die Welt gesandt hätte.

Wie mangelhaft diese Briefe bisher bekannt waren, soll hier nur durch die Anführung weniger Stellen gezeigt werden. Es ist bekannt, daß von den Anhängern des Geburtsjahres 1799 als wichtigstes Zeugnis immer die Stelle des Briefes vom 16. Juli 1853 herangezogen wurde, worin Heine der Schwester schrieb, daß er laut Taufschein „den 13. Dezember 1799“ geboren wurde. Nun fehlte aber in diesem Schreiben der sehr wichtige Satz, der Heines Angabe gründlich ins Wanken bringt. Heine schrieb nämlich auch: „Bey dieser Gelegenheit bemerke ich Dir, liebes Lottchen, daß Du vielleicht viel jünger bist als die Mutter glaubt, da Du viele Jahre nach mir zur Welt gekommen.“ Dieser Passus ist um

so bedeutungsvoller, als er die Angabe des Geburtsjahres 1799 wenig glaubhaft macht. Von Heines Schwester wissen wir, daß sie 1800 zur Welt kam; ist dies viele Jahre nach der Geburt des Dichters geschehen, so kann er nicht 1799 geboren worden sein, sondern die Schlußfolgerungen, die für 1797 gemacht wurden, könnten eher das Richtige treffen. (Ich möchte mich freilich aus anderen wichtigen Gründen noch nicht endgültig für dieses Geburtsjahr entscheiden, das freilich auch von Jugendfreunden Heines berichtet wird, denen dieses Jahr von ihm selbst mitgeteilt wurde. In einer umfassenden Untersuchung soll noch versucht werden, diese Frage einer Klärung zuzuführen.)

Jedenfalls zeigt schon die völlig unbegreifliche Auslassung eines bedeutungsvollen Satzes in diesem Briefe, wie Embden seine Aufgabe als Herausgeber auffaßte. Bedauerlich bleibt hier wie in früher angeführten Fällen, daß sich spätere Editoren nie die Mühe nahmen, auf die Handschriften selbst zurückzugehen und darnach Richtigstellungen vorzunehmen, sondern daß alle unbedenklich nachdruckten, was sie in „Heines Familienleben" fanden. So mußte es doch u. a. auffallen, daß ein Brief, der unterzeichnet ist „Dein getreuer Sohn" (vom 7. August 1849) unmöglich an die Schwester gerichtet sein kann. Die Handschrift weist auch deutlich die Anrede „Liebe gute Mutter" auf, dennoch findet man dieses Schreiben immer wieder an die Schwester gerichtet, trotz des Satzes „Mein liebes gutes Lottchen küsse ich tausendmal", wie Heine gewiß nicht geschrieben hätte, wenn er den Brief an Lottchen gesandt hätte.

Ähnliche Flüchtigkeiten und Nachlässigkeiten begegnen in allen Familienbriefen Heines. Was sollte es z. B. heißen, wenn Heine am 10. August 1848 (in den Drucken heißt es am 12. August) an seine Schwester schrieb: „Der Zustand meiner Augen ist so ziemlich, daß ich jeden Brief, den ich eigenhändig schreibe, mit einem Tage der heftigsten Schmerzen erkaufe . . . ." Leider war der Zustand von Heines Augen nicht „so ziemlich", sondern so „peinlich", und durch diese Änderung ist dem Satz sein logischer Sinn gerettet. Es hätte

keinen Sinn, diese Aufzählung fortzusetzen; ein Vergleich des rektifizierten und vervollständigten Neudruckes dieser Briefe an die Mutter und die Schwester mit den bisherigen Drucken wird auf Schritt und Tritt die Überzeugung festigen, wie sehr an Heines Worten von einem seiner nächsten Angehörigen gesündigt worden war.

Führte die Betrachtung dieser Familienbriefe in beängstigende Niederungen, so geleiteten 1 und 2 Jahre später ein deutscher und ein französischer Forscher Heines Freunde auf lichte Höhen. 1893 veröffentlichte Eugen Wolff zunächst in „Nord und Süd" (Januarheft Seite 23—51), später als erste der „Urkunden zur Geschichte der neueren deutschen Literatur" 12 Briefe Heines an Laube und ein interessantes Billet des George Sand an Heine. Dieser Abdruck, der von einem tiefschürfenden Kommentar begleitet war, gehört zu den wertvollsten Leistungen aller Heineeditoren. Zwei unwesentliche Auslassungen, die Wolff hatte vornehmen müssen und deren Kenntnis ich seiner Güte danke (wie er überhaupt dieser Ausgabe das größte, tätigste Wohlwollen entgegenbrachte), bilden die einzige Veränderung gegenüber seiner bedeutungsvollen Publikation. — Der Franzose Jules Legras teilte 1894 zunächst in der „Deutschen Rundschau" wichtige Briefe Heines an französische Freunde in deutscher Übersetzung mit und publizierte diese 1897, um einige wertvolle Stücke vermehrt, in ihrer ursprünglichen französischen Gestalt. Wichtiges Neuland wurde hier zum ersten Male betreten. Man gewann fesselnde Einsichten in bis dahin nicht aufgehellte Lebensumstände und Beziehungen des Dichters, sah ihn im anregenden Verkehre mit der faszinierenden Fürstin Belgiojoso, der Legras den nachdrücklichsten und wohltuendsten Einfluß auf Heine mit Recht zuschrieb, mit Mignet, dem klugen Lévy, dem Herausgeber der „Revue des deux Mondes" Buloz, Philarète Chasles, Michel Chevalier und den Ministern Thiers und Guizot. Ein instruktiver Kommentar begleitete den Abdruck, der — wie ich trotz Elsters Widerspruch in den „Jahresberichten für neuere deutsche Literaturgeschichte" 1895; VI. Band IV 11: 30 an-

nehmen muß — auch mit der Vordatierung des Beginnes der französischen Pensionsbezahlung in das Jahr 1835 das Richtige traf. Die früher erwähnte, bisher unbekannte Stelle in dem Briefe an Campe vom 26. Juli 1835 stützt Legras' Behauptung wohl sehr erheblich, und die erst 1848 von Heine vorgebrachte Erklärung, die Pension sei ihm infolge des Bundestagbeschlusses vom 10. Dezember 1835 bezahlt worden, kann dagegen deshalb nichts besagen, weil Heine, wenn er die ihn sehr beschämende Tatsache der Besoldung durch die französische Regierung halbwegs beschönigen wollte, irgend einen stichhaltigen Grund hervorsuchen mußte, der ihn wenigstens einigermaßen hätte rechtfertigen können. So schob er einfach den Bundestagbeschluß vor, in der Hoffnung, wenigstens die deutschen Liberalen dadurch ein wenig zu beschwichtigen. — Der Abdruck der Briefe durch Legras erfolgte, nach seiner eigenen Behauptuug (Seite 399) vollkommen getreu mit allen Eigenheiten der Stilisierung, Orthographie und Interpunktion, die in Heines Französisch noch viel mehr von allen Regeln abweichen als in dem Deutsch, das er schrieb. Für die ungenaue Wiedergabe des ersten von Legras mitgeteilten Briefes ist dieser Herausgeber nicht verantwortlich zu machen, da ihm nicht das Original, sondern nur eine Kopie vorgelegen war. Sonst ist Legras ein durchaus verläßlicher Herausgeber, der die Briefe mit all ihren Inkorrektheiten, ohne diese zu verbessern oder hervorzuheben, veröffentlichte. Dieses Verfahren ist gewiß der Methode vorzuziehen, in der z B. Heines Briefe an Saint-René Taillandier — sämtliche Originale standen mir zur Verfügung — abgedruckt wurden (Correspondance inédite Bd. 3 passim), wobei grammatikalische Verstöße stillschweigend emendiert wurden. —

Über die meist kleineren Publikationen von Briefen, die denen von Legras folgten, kann man sich kurz fassen. Der frühverstorbene Louis Betz brachte als erster u. a. ein Briefchen an Balzac, einen wichtigen Brief an Karl Marx las man zuerst in der „Neuen Zeit" (1895), 2 Billets an Franz Lißt, ein Schreiben an den Verleger Renduel lernte man

kennen; von allen ließen sich für diese Ausgabe die Originale einsehen, nach denen unbedeutende Berichtigungen vorgenommen wurden. Auch die Briefe, die Ernst Elster an verschiedenen Orten seit 1897 darbot, standen zum weitaus größten Teile zur Vergleichung mit den Drucken zur Verfügung. Immer wieder ergab sich die Beobachtung, daß der um Heines Nachruhm durch seine mustergültige Ausgabe hochverdiente Gelehrte mit peinlichster Gewissenhaftigkeit seines Amtes waltete. Es war wahrhafte Erquickung, einen von Elster besorgten Druck mit den Handschriften zu vergleichen, wenn man sich durch die Ungeheuerlichkeiten anderer Herausgeber mühsam hindurch gewunden hatte. Daß Elster wenige Stellen (z. B. in den Briefen an Christiani) ungedruckt ließ, mag wohl der Charakter der „Deutschen Rundschau", die die meisten Ergebnisse seines Forscherfleißes zuerst enthielt, verschuldet haben. Auch in den Briefen, die Legras dort zugänglich machte, ordnete die Redaktion die Unterdrückung einer etwas turbulenten Stelle an. Man kann es durchaus begreifen, daß sie so verfährt; nicht alles eignet sich schließlich dazu, in die Kreise eines Familienblattpublikums zu dringen. Solche Bedenken entfallen bei dieser Ausgabe, die schon deshalb immer Vollständigkeit anstreben mußte, um nicht den Verdacht gegen Heine zu nähren, als ob die amovierten Sätze irgend etwas in religiöser oder politischer Hinsicht Gefährliches enthielten. Es sind durchwegs burschikose Derbheiten, wie sie sich ein Göttinger Student auch heute noch erlauben wird.

Elsters Briefpublikationen, immer von einem sehr sorgfältig ausgearbeiteten, für diese Ausgabe dankbarst benutzten Kommentar begleitet, zeigen die Heineforschung auf einer Achtung gebietenden Höhe. Auf dieser steht auch der erste Druck von 10 Briefen Heines an Alexander Weill, den Hugo Wittmann nicht nach den Originalen dieser Briefe — sie lagen mir sämtlich vor — sondern nach Photographien, die nach diesen angefertigt worden waren, veranstaltet hatte. (Neue Freie Presse, Weihnachtsnummer 1907.) Minutiöseste Treue in der Wiedergabe und tiefgehende, in anschaulichster

Lebendigkeit vorgetragene Erläuterungen sind rühmend anzuerkennen. Ein vornehmer Stilkünstler hat hier sorgsam seines Amtes gewaltet, und man muß bedauern, daß sein kommentierendes Bijou für immer in Zeitungsspalten schlummern soll. Über Heinrich Heine ist selten Feineres und Blendenderes gesagt worden als von Hugo Wittmann. Man hätte sehnlichst gewünscht, daß er das Material verlebendigt hätte, das bis jetzt als der letzte umfangreiche Ausläufer der gesamten Heinebrief-Literatur zu betrachten ist: „Heine-Reliquien" herausgegeben von Maximilian Freiherrn von Heine-Geldern und dem unvermeidlichen Gustav Karpeles (Berlin 1911, bei Karl Curtius). Es sind im ganzen 39 Briefe von Heine, 38 an ihn. Als die wichtigsten davon ist man geneigt, die an Gustav Heine geschriebenen zu betrachten, die sich über den Zeitraum vom 1. Februar 1846 bis zum Ende des Jahres 1855 erstrecken. Aus den Jahren 1848, 1849 und 1853 fehlen Briefe, was immerhin den wissenschaftlichen Rezensenten dieses Buches hätte auffallen und sie vor Überschwenglichkeiten, wie „biographische Dokumente von unschätzbarem Werte" (Jonas Fränkel in den Jahresberichten für neuere deutsche Literaturgeschichte 1910, S. 611) bewahren müssen.*) Nicht so sehr in die Augen springend könnte der Umstand erscheinen, daß die Briefe erst mit dem Jahre 1846 einsetzen. Aber

---

*) Allerdings beginnt das Schreiben vom 20. Juli 1854, das dem vom 26. Oktober 1852 folgt, mit den Worten: „Ich habe Dir lange nicht geschrieben," was den Ausfall der Briefe im Jahre 1853 und der ersten Hälfte von 1854 zu erklären scheint. Aber an eine fast zweijährige Unterbrechung der Korrespondenz läßt sich schwer glauben und dem Brief vom 26. Oktober 1852 müssen andere gefolgt sein; denn inzwischen war die Versöhnung mit Campe, den Gustav erzürnt hatte, erfolgt, und es ist kaum zu glauben, daß Heine seinem Bruder darüber nichts geschrieben hätte. Überdies können die Worte: „Ich habe Dir lange nicht geschrieben" die Kluft von fast zwei Jahren nicht überbrücken; denn als Heine zwischen dem 7. Februar 1851 und 15. Juli desselben Jahres eine fünfmonatliche Pause in der Korrespondenz eintreten ließ, gebrauchte er dieselben Worte.

die Frage drängt sich auf, ob Gustav erst damals, obwohl er von dem Ruhme seines Bruders bereits früher einiges gehört haben dürfte, die unbezwingliche Lust anwandelte, dessen Briefe aufzubewahren? Es wäre möglich — eine bestimmte Äußerung darüber ist unmöglich; ja, aus dem ersten in den „Heine-Reliquien“ mitgeteilten Schreiben ließe sich sogar der (freilich nicht zwingende) Schluß ziehen, daß zwischen den Brüdern eine Verstimmung geherrscht hätte, die durch die Mutter geschlichtet wurde, und daß Heine die Verlobung seines Bruders zum Anlaß nahm, um die Beziehungen wieder aufzunehmen. So könnte man immerhin die Folgerung ziehen, daß es aus den Studentenjahren in Bonn, Berlin und Göttingen Briefe an Gustav gegeben hätte, die dieser, schon wegen seiner Lebensführung, die ihn bald dahin, bald dorthin verschlug, nicht leicht in sicherer Obhut bewahren konnte. Aber erwägenswert ist doch wieder die Tatsache, daß zwischen dem 1. Februar 1846 und dem 4. Mai 1847 und zwischen diesem Datum und dem 15. November 1850 keine Zeile gewechselt worden wäre. Der Herausgeber der „Heine-Reliquien“ und der einleitende Berichterstatter (Gustav Karpeles) gleiten über solche, ihnen nebensächlich erscheinende Dinge wortlos hinweg, wobei man ihnen nicht folgen kann, sondern nach gewissenhafter Erwägung aller Umstände folgendes aussprechen muß: Die „Heine-Reliquien“ sind in ausgesprochener Tendenz zusammengestellt; das Vorwort und die Einleitung betonten sie nachdrücklich, indem u. a. gesagt wird: „Das Verhältnis Heines zu seinem Bruder Gustav muß einmal ins rechte Licht gestellt werden und das mannigfache Unrecht, das letzterem zugefügt wurde, gesühnt werden.“ Also eine Art Prozeßrevision, die man sich gerne gefallen lassen könnte, wenn sie, was jeder Gerichtshof fordern wird, alle Aktenstücke und nicht nur die dem Angeklagten günstigen zutage förderte. Daß dieser unumstößliche Grundsatz in den „Heine-Reliquien“ nicht ganz befolgt worden zu sein scheint, berechtigt wohl zu Mißtrauen gegen den Gesamtwert dieses Werkes, aus dem wir nichts anderes ersehen, als daß Heine, von Krankheit und Todesahnungen ge-

peinigt, „Gustav als seinen Bruder liebte, weil man unter allen Umständen seine Brüder lieben soll.“ (An Campe, 12. September 1852.) Unter allen Umständen, sagt Heine, ohne Rücksicht auf früher bestandene Differenzen, die, das ist in den Jugendbriefen Heines sehr deutlich zu lesen, bestanden hatten (vgl. z. B. an Merckel vom Sylvesterabend 1827).*) Nun wollen aber die „Heine-Reliquien“ glauben machen, daß Heine stets von brüderlichster Sympathie für Gustav erfüllt gewesen sei. Der Beweis ist nicht gelungen; wir ersehen aus ihnen nur, daß Heine auf dem Krankenlager versöhnlicher wurde und über manches milder dachte, als wenn er bei gesunden Kräften gewesen wäre, was wir aber, bereits seit langem wußten. Dagegen fehlt der zwingende Nachweis, daß Heine in dem Dezennium vom Februar 1846 bis Februar 1856 nie in Mißhelligkeiten mit seinem Bruder geraten wäre. Die großen Lücken zwischen den einzelnen Briefen müssen ebenso stutzig machen, wie der selbst aus den „Heine-Reliquien“ ersichtliche Umstand, daß in einzelnen Briefen Stellen unleserlich gemacht wurden (vgl. S. 109, wo von 8 [!] ganz durchstrichenen Zeilen berichtet wird, S. 123, wo es sich um ein Wort handelt), und bei 2 anderen sogar Stellen durch Wegschneiden unwiederbringlich dahin sind (S. 92, wo der sehr wichtige Anfang des Briefes vom 15. November 1851 fehlt, S. 100, Brief vom 7. Juni 1852, dem ein Stück amputiert wurde). So muß sich also ohne weiteres der Eindruck aufdrängen, daß in den Beziehungen zwischen Heinrich und Gustav noch manches unbelichtete Dunkel herrsche.

Die Schleier, die darüber gebreitet sind, können hier nicht ganz gehoben, sondern nur sehr wenig gelüftet werden. Es gibt ein ganzes Konvolut von Briefen Heines an seinen Bruder Gustav, die wesentlich anders lauten als die in den „Heine-

*) Wie arg die Differenzen zwischen den Brüdern waren, beweist die von August Lewad in den „Aquarellen aus dem Leben“ (Bd. II, Seite 93 ff.) mitgeteilte Äußerung Heinrich Heines: „Ach, mein Bruder Gustav! Der wird mich noch ins Unglück bringen!“

Reliquien" abgedruckten. Das Paket wurde mir von einer hochstehenden, über jeden Zweifel erhabenen Persönlichkeit anvertraut, leider unter der ausdrücklichen Bedingung, vorläufig, bei Lebzeiten gewisser Interessenten, deren Pietät geschont werden soll — ein an sich billigenswertes Verlangen — nichts daraus zu veröffentlichen. Von diesen Briefen durfte ich Kopien anfertigen, deren Publizierung in einer vorderhand unbestimmbaren Reihe von Jahren erfolgen kann. Über den Inhalt darf indessen, mit Zustimmung des Besitzers, nichts weiter verlauten, als daß die Briefe der „Heine - Reliquien" Heines Verhältnis zu seinem Bruder Gustav nur einseitig beleuchten. Überdies hat auch Baron Max Heine mir in liberalster Offenherzigkeit bekannt, daß er noch manches Schriftstück bewahre, das erst von seinen Erben einmal publiziert werden könne. —

Haben wir, wie aus dem Gesagten hervorgeht, allen Anlaß, die „Heine-Reliquien" nicht zur Grundlage unserer Beurteilung des Verhältnisses zwischen Heinrich und Gustav Heine zu machen, so ergab sich für den Herausgeber der gegenwärtigen Ausgabe nur ein Standpunkt, der als durchaus objektiv erscheinen muß: da er von den sehr wichtigen Briefen an Gustav Heine, die nicht immer zu seinen Gunsten sprechen, keinen Gebrauch machen durfte, so mußten auch die günstiger lautenden in dem Baron Max Heineschen Buche über Bord geworfen werden. So ist jede einseitige Parteinahme vermieden. Wer sich von Gustav Heine durchaus ein ungetrübtes Bild machen will, der möge die „Heine-Reliquien" zur Hand nehmen; in dieser Ausgabe der Briefe wird er nicht auf seine Kosten kommen. Es soll nicht verschwiegen werden, daß die jetzt noch nicht publizierten Briefe keinesfalls irgend etwas enthalten, was Gustav moralisch belastete. Nur die Legende wird zerstört, daß er ein hilfsbereiter Freund seines Bruders gewesen wäre, an dem dieser voll Liebe gehangen hätte. Gustav war eben, wie auch sonst in seinem arbeits- und erfolgreichen Leben, auch seinem berühmten Bruder gegenüber zunächst tüchtiger Geschäftsmann, dem Ideologien fremd waren.

Einiges bedarf freilich noch der Erörterung. Wer die Briefe Heinrichs an Gustav unbefangen liest, wird unschwer zu der Erkenntnis kommen, die Korrespondenz, wie sie bis jetzt vorliegt, lehre nur, daß sich Heinrich seines Bruders zur Ausführung gewisser unangenehmen Aufträge bediente, als er selbst aktionsunfähig geworden war. Er gebrauchte ihn gegen Ferdinand Friedland, gegen Campe und gegen Laube, der den „Doktor Faust" bei der Intendanz der Wiener Hofoper eingereicht hatte, sich aber in der Verfolgung der Interessen Heines ein wenig lässig erwies. Ihm in drei schwierigen Unternehmungen beizustehen, schien Gustav für Heinrich sehr geeignet. Leider war aber sein Eintreten nirgends von Erfolg begleitet.

Die Friedlandische Aktiengeschichte brachte dem Dichter einen Verlust von 10000 Franks, das Ballett „Faust" wurde, wie genaue Nachforschungen im Archiv der Generalintendanz der Wiener Hoftheater erwiesen, niemals eingereicht, und wie Gustav mit dem einzigen Manuskripte des „Romanzero" umging, das er Campe zu überbringen hatte, kann ein Billet lehren, das mit Zustimmung des Eigentümers abgedruckt werden darf, und das beredter als jedes kommentierende Wort das werktätige Eintreten Gustavs für seinen todkranken Bruder, der sehnsüchtig auf Nachrichten über das Schicksal seines 3. Gedichte-Bandes wartete, illustriert. Campe schrieb an Gustav Heine:

„Herrn Gustav Heine.

Ihr Herr Bruder Heinrich Heine meldete uns am 28. d., daß Sie am 27. d. Paris verlassen und von ihm ein Manuskript zur Überlieferung an uns empfangen hätten — auf dessen Empfangsanzeige er sehnlichst wartet. —

Mit nicht geringer Befremdung hören wir, daß Sie sich bereits seit Freitag den 29. d. in Hamburg befinden, ohne sich dieses Auftrages zu entledigen! — Höflichst bitten wir Sie, dem Bringer dieses das in Rede stehende für uns, gegen einen Schein, verabfolgen zu wollen.

Mit Achtung und Ergebenheit

Hoffmann und Campe.

Hamburg, d. 31. August 1851."

Der Tendenz der „Heine-Reliquien", die Beziehungen zwischen Heinrich und Gustav Heine als durchaus erfreulich hinzustellen, muß man, wie gezeigt wurde, mit einigen Zweifeln begegnen; dagegen sei objektiv anerkannt, daß sie sonst manches schätzenswerte Gut enthalten; die 9 Briefe an die Mutter, einer an Mathilde Heine, 3 an Ferdinand Friedland und die Briefe an Heine sind lesenswerte Ergänzungen der bisher bekannt gewesenen Briefe. Auch auf deren Abdruck wurde aber insgesamt verzichtet, einmal deshalb, weil sie sehr bequem zugänglich sind, dann aber, weil der Herausgeber dieser Briefausgabe nicht aus dem Werke Vorteil ziehen wollte, dessen Tendenz er aus Gründen der Gerechtigkeit bekämpfen muß. Nicht zuletzt ausschlaggebend war auch der Umstand, daß die Briefe der „Heine-Reliquien" — im Gegensatz zu den 2 darin enthaltenen Aufsätzen, die, wie schon das beigegebene Faksimile des einen eklatant zeigen kann, fehlerhaft abgedruckt wurden. — im ganzen und großen korrekt wiedergegeben sind. Ein paar Kleinigkeiten, die sich aus dem von Baron Max Heine gestatteten Vergleich mit den Handschriften ergeben, seien hier notiert (abgesehen von denen in dem Brief Nr. 26, wovon ein Faksimile beiliegt, das die Verbesserung an verschiedenen Stellen ermöglicht): Seite 44, Zeile 1: statt „sicher" ist „leicht" zu setzen. Seite 60, Zeile 4 von oben: nach „verschlägst" Doppelpunkt statt Punkt; Zeile 13 fehlt im Original „hat". Seite 61, Zeile 5 von oben: nach „heute" fehlt „Vieles". Seite 63, Zeile 8 von oben: statt „fatalen" ist „fatalern" zu lesen; Zeile 9: nach „nehme" beginnt kein neuer Absatz, sondern „Ehrlich" folgt unmittelbar. Seite 91: „Enorm" ist doppelt unterstrichen. Seite 104, Zeile 11 von unten (dieser Fehler hätte von einem Herausgeber, der die Erörterung der Honorarfrage der „Lutezia" aus den verschiedenen Briefen an Campe kennt, vermieden werden müssen) hat es 6000 Mark Banco (nicht Franks) zu lauten. Seite 105, Zeile 12 von unten: statt „Frieden", das mit Röthel von fremder (Gustavs?) Hand eingesetzt ist, „Scholem"; Zeile 4 von unten fehlt „die". Seite 106, Zeile 9 von oben: statt „Messer" ist „Messerchen"

— ein von Heine wiederholt gebrauchter Ausdruck — zu verbessern. Seite 123, Zeile 8 von unten fehlt in der Handschrift „u"; statt dessen findet sich ein Strichpunkt. Seite 162, Zeile 5 von oben: statt „maistres" richtig: „martyrs"; Zeile 7: an Stelle von „W. Heine" — „Dr. Heine"; Zeile 9 richtig: „Zweybrief"; Zeile 11 fehlt nach „ihr" — „ja". Letzte Zeile: nicht „Gedicht machend" sondern „Gedichtmacher". Der Brief Immermanns vom 26. Dezember 1832 konnte nicht eingesehen werden, er weist aber (Zeile 7 von unten) den offenbaren Lese- oder Druckfehler „Kardenis" statt „Cardenio" auf. — —

Nicht mit allen Details konnte hier ein Überblick über die bisher erschienenen Ausgaben von Briefen Heinrich Heines gegeben werden. Vollständigkeit war auch kein durchaus anzustrebendes Ziel — nur in großen Umrissen sollte das bisher dargebotene Material charakterisiert werden, die Vorzüge und die weit erheblicheren Mängel in der Art seiner Erschließung beleuchtet werden. Und daraus ergibt sich die Bestätigung des eingangs ausgesprochenen Urteils, daß die überwiegende Mehrzahl solcher Publikationen den Forderungen, die man an sie zu stellen berechtigt wäre, nur in bescheidenem Maße entspricht. An allen Ecken und Enden war zu bessern und zu ergänzen, um Heines Briefe in der ihnen von ihrem Schreiber gegebenen Gestalt vorzulegen. Mit dieser suppletorischen Arbeit war indes dem Andenken des Dichters nicht vollauf gedient, es konnte noch in anderer Hinsicht dauernd befruchtet werden, indem die Briefe in ihren wahren Gestalten eine vielfach veränderte Auffassung des Lebens- und Charakterbildes Heines ermöglichen.

II.

Die Erinnerung darf sich nur selten zu Goethes oder Hebbels Briefen hinverirren, wenn die Heines in ihrer Gesamtheit betrachtet werden. Bei Goethe: die vollkommene Verkörperung seiner reichbewegten Natur in den Briefen, die, immer formbeherrscht, selbst im hohen Alter Zeugnis ablegen von persönlicher oder historischer Notwendigkeit und

Bedingtheit. Sie umfassen in Wahrheit das All, das in der Jugend tastend, im Mannesalter durchdringend, im Greisenalter beherrschend zu erfassen, nimmermüdes Bestreben des Dichters war. Und bei Hebbel: vielleicht nicht, wie er einmal (gegenüber Campe) resumierend vorgibt, die Umfassung der ganzen sozialen und politischen Welt, aber die Erschließung einer bedeutenden, unendlich anziehenden individuellen Entwicklung, die Reproduktion „treuer Abdrücke der Seele" des Schreibers. Nur mit Einschränkung kann dies von Heines Briefen gelten. Am ehesten noch von denen der Studentenzeit, auf die der schon einmal erwähnte Thermometervergleich zutrifft, wie auch Hebbel einmal an Elise Lensing (18. Juni 1837) ähnlich schreibt: „Ich lasse das Gefühl walten, wie es steigt und fällt . . ." Heines Gefühlsleben — sicherlich die reichst ausgebildete Seite seiner Natur — offenbart sich wohl noch am ehesten schrankenlos in seinen Briefmassen, weniger aber sein scharfer Verstand, der sonst so ausgezeichnet in das Wesen der Dinge vorzudringen wußte, immer die überzeugendsten Zusammenhänge darstellte oder Zusammenhänge in ihre Einzelheiten aufzulösen wußte. —

Hebbels und Heines Briefe scheinen immer Produkte des Zwanges zu sein, während die Goethes solche der innerlichen Freiheit sind. Nur waltet zwischen dem Zwange, der Hebbels Briefe bedang und dem, aus dem die Heines flossen, ein grundlegender Unterschied vor: Bei jenem wirkte der Zwang von innen nach außen, bei diesem von außen nach innen. Hebbel schrieb sich Eindrücke, Erlebnisse, Gefühle von seiner Seele los, Heine wurde durch die äußeren Verhältnisse veranlaßt, sein drängendes und hastendes Erleben für die eiligst zusammengeraffte Spanne Zeit, die er sich zum Briefschreiben abrang, zu unterbrechen. Seine Briefe sind, so ausgedehnt auch manche sind, nur selten Resultate innerer Notwendigkeiten, die ihn unwiderstehlich zum Schreiben anfeuerten, während Hebbel jeden Brief als Abschluß oder auch als Anfang innerer Bereinigung einer Reflexion, eines Denkprozesses, einer schöpferischen Konzeption betrachtete, an

dessen Abfassung er voll Behagen und Muße schritt. So strömt aus ihnen auf den Leser das Gefühl der Ruhe und sogar Abgeklärtheit über, während sich andererseits aus denen Heines immer wieder das der Hast und Unrast mitteilt. Für Hebbel waren seine brieflichen Darlegungen ein Aufsichbesinnen und ein Aufsichzurückziehen, ohne Rücksicht auf den Adressaten, für Heine nur die durch äußere Veranlassungen erzwungenen Gelegenheiten, Nachrichten zu geben. Damit steht zweierlei im Zusammenhang: einmal, daß bei Heine immer wieder die Formel begegnet, er habe lange nicht geschrieben, oder er habe nicht viel Zeit zur Abfassung eines Briefes, während Hebbels Briefe in raschem Flusse forteilen; dann aber, daß die Heines eigentlich nur wenig ertragreiche Blicke in sein inneres Erleben und die Voraussetzungen seiner dichterischen Produktionen tun lassen, während Hebbels Briefe, und in noch weit höherem Maße natürlich die Goethes, hier die weitesten Eröffnungen machen. Auf Heines Briefe vor der Übersiedelung nach Paris trifft dieses Urteil vielleicht nicht völlig zu; in den 15 Jahren von 1816 bis 1831 gestattet der Schreiber noch am ehesten, die Fortschritte seiner geistigen Entwicklung zu verfolgen, erschließt er noch am meisten brieflich sein Empfindungsleben, unterrichtet er vielseitig über das Werden und Wachsen seiner poetischen Produktion. Das verflüchtigt sich mit den Jahren; die Briefe sind immer weniger und weniger Zeugnisse des menschlichen und dichterischen Erlebens, sie referieren lediglich, geben nackte Resultate, ohne den Fortgang der Ereignisse schrittweise zu enthüllen.

Und noch etwas läßt sich nicht übersehen: daß wir von Heine, dem Dichter der Liebe, die wenigst anschaulichen Liebesbriefe besitzen. Gewiß kann man viele Verse des „Buchs der Lieder" als gereimte Liebesbriefe betrachten, die einen vollgültigen Ersatz für die möglicherweise vernichteten Briefe an die Erkorenen seines Herzens bilden. Aber alles, was sich in brieflichen Liebesbezeigungen erhalten hat, mutet durchaus konventionell an. Ein Briefchen Goethes an Marianne von Willemer oder ein Bekenntnisbrief Hebbels

an Elise Lensing wiegt inhaltlich Heines gesamte, wirklich flache und schale Liebeskorrespondenz auf. Selbst wo er innige Zuneigung empfand (vielleicht zu Friederike Robert, zu Rahel Varnhagen) banden ihn konventionelle Rücksichten so sehr, daß er sein wahres Empfinden nur recht zaghaft durchblitzen ließ. Gewiß ist von einem starken Gefühle für die beiden Friederiken nicht zu sprechen, und Hölderlins Liebe für seine Diotima sind diese wohl nur aufgekeimten Leidenschaften nicht zu vergleichen. Aber auch welch ein Unterschied in dem Feiern der angebeteten Frauen! Bei Hölderlin, die bis zum Liebeswahnsinn gesteigerte Erregung, bei Heine wohlüberlegte Mäßigung, die niemals Grenzen überschreitet, was gewiß durch das Verhalten der beiden Frauen veranlaßt worden sein wird, die nie aus ihrer Gleichmütigkeit stark heraustraten, so daß Heine vielleicht diese Beziehungen mit Hölderlins Worten (in einem Briefe an Schiller) hätte charakterisieren können: „Und so eisern mein Himmel ist, so steinern bin ich." Nur daß er dies in Liebesbriefen — bis auf die schrankenloseren an die Mouche — eigentlich immer war. Nirgends bricht Leidenschaft durch, nirgends wallt ein überströmendes Gefühl auf, nirgends sind die Gesetze maßvoller Konvention übersprungen. Natürlich hängt dies mit dem Liebesleben Heines, das wir ja niemals in allen Einzelheiten werden überschauen können, zusammen. An Amalia und Therese Heine werden briefliche Gefühlsergüsse gesandt worden sein, die ohne Zweifel vernichtet wurden. Aber auch diese dürften, recht Heines Eigenart entspringend, nicht in weicher Gefühlsseligkeit aufgegangen, sondern durch einen Tropfen beigemischter Ironie entstellt gewesen sein, die auch in den Gedichten immer wieder hervorbricht und die Scheu des Dichters, sein Innenleben zu entschleiern, verhüllen sollte. Etwas Ungebärdiges, Uneinheitliches, Unandächtiges, wie es Heines Lyrik charakterisiert, wird wohl auch die Liebesbriefe, falls sie geschrieben wurden, erfüllt haben. Eine Widmung in Müllners „Schuld", die Heine Amalien überreichte, bezeugt dies. Er wünscht ihr ein glückliches neues Jahr und schließt diesen Wunsch viel-

sagend mit dem spöttischen Wörtchen „Amen“, das wie eine Gefühlsdissonanz wirkt. Ähnlich unharmonisch mag der Ton der übrigen Liebesbriefe gewesen sein, die die zwei Seiten seines Wesens bekundet haben dürften: romantische Schwärmerei und die Scheu, in ihr aufzugehen, recht im Gegensatz zu den Dichtern früherer Zeiten, die sich immer bestrebten, edles Gleichmaß zu finden. Das Bedürfnis beseelte Heine niemals, seine Gefühle, die er unzweifelhaft für Friederike Robert, wahrscheinlich auch für Friederike Vernhagen hegte, in Briefen deutlich zu bekunden. Man kann diese Zaghaftigkeit Diskretion nennen, die Heine sicherlich eigen war. Aber, so wertvoll diese Eigenschaft ist, sie hätte ihn doch nicht davon abhalten können, sich über gewisse Gefühle wenigstens andeutend — wie etwa im 2. Teile der „Reisebilder“ — zu äußern, wenn ihn seelischer Zwang von innen dazu getrieben hätte. So aber verbarg Heine all sein Empfinden in seiner Brust, und niemand — selbst die vertrautesten Freunde nicht — wurde zum Mitwisser gemacht.

Mit der Übersiedelung nach Paris und dem engen Anschluß an Mathilde, dieser unbegreiflichsten, rein sinnlichen Exaltation Heines, der schon in Göttingen und Hamburg niederster Minne zugetan war, erlosch jede zartere Liebeskorrespondenz. Caroline Jaubert und der Prinzessin Belgiojoso scheint er stärkstens zugetan gewesen zu sein und von diesen feinnervigen Frauen ging belebendster Einfluß auf des Dichters Gefühlsleben aus. Aber in den Briefen fanden sich nur bescheidene Nachklänge — temperierte Äußerungen der Bewunderung, der Verehrung, vielleicht sogar der Anbetung, aber kein Laut hinreißendsten Entzückens oder seelischer Abhängigkeit, wie sie etwa aus den Briefen Goethes an die Frau von Stein so oft hervorbricht. Einheitlich waren Heines Gefühle in den Jahren, da er an Mathilde gekettet war, gewiß nicht. In einem Briefe an die Prinzessin Belgiojoso (5. April 1835; von Legras nach einer anscheinend ungenauen Kopie mitgeteilt; die Originalhandschrift befindet sich in der Amsterdamer Universitätsbibliothek) spricht er von dem unwiderstehlichen Reize, den eine kleine (leider

nicht mit Namen zu bezeichnende) Frau auf ihn ausübe, die entschlafene Leiden in seiner Seele wieder erwecke. Das ist vielleicht eines der prägnantest vorgebrachten Liebesgeständnisse, die wir von Heine kennen, und doch wie wenig einheitlich ist auch hier die Empfindung: „Ich begehre sie und doch begehr' ich sie nicht ... Ich gestehe, daß ich sie für eine Hexe halte.“ Das Bekenntnis einer tiefgehenden Leidenschaft liegt in diesen Worten keineswegs. Der Fürstin hätte er vielleicht gerne seine Liebe in langen Briefen gestanden, aber da hätte sie ihre Schönheit und ihre Jugend verloren haben müssen, hätte nur noch geistreich und Fürstin sein müssen... (Brief vom 2. Dezember 1835). Immer also ein unstetes Schwanken, vielleicht eine Zaghaftigkeit, Herzensempfindungen zu gestehen; nirgends ein völliges Beherrschtsein von der großen Leidenschaft, nirgends der aus einem aufgewühlten Herzen hervorbrechende Zwang, über das Erlebnis brieflich Rechenschaft abzulegen. Nur einmal bricht Heines Liebesgefühl schrankenlos durch, und jetzt zeigt sich der stärkste Parallelismus mit dem Liebesleben Goethes: Wie sich dieser mit aller Zärtlichkeit an Ulrike von Levetzow anschließt, „die er so ganz im Herzen trägt“, so rafft sich der todmüde Heine zu neuen Kräften und neuen Wünschen in der Nähe der Mouche auf, für die, „was zu verschweigen sein Stolz gebot, ewiglich sein Herz geschlagen“. Erst in dieser Zeit brausen die wildesten Liebesbeteuerungen in den unter tausend körperlichen Qualen geschriebenen Billets auf, lösen sich die süßesten und heißesten Liebesworte von dem Herzen des Kranken, der sie zitternd niederschreibt. Nicht sensitive Zärtlichkeit, die Heine auch in andern Briefen laut werden läßt, nicht warme Freundschaft, die sonst aus Briefen spricht, sondern ein ergreifender Gefühlsüberschwang findet endlich seinen Ausdruck. Kennten wir nicht die Briefe an die Mouche, wir müßten Heine zu den gefühlsärmsten, vielleicht nüchternsten Korrespondenten zählen. Seltsam entschwindet in den letzten Tagen der Krankenstubengeruch aus seinen Briefen, aus seinem Leben, aus seinen Empfindungen, das berauschende Parfüm, das so viele seiner Lieder

durchzieht, durchflutet auch die zärtlichen und faszinierenden Billetdoux an die Mouche. —

Die Briefe an Mathilde wird man nicht, wie es in einem auch sonst törichten, von einem gewissen Camill Hoffmann zusammengerafften Buche geschah (Berlin bei Bong) „Briefe der Liebe" nennen dürfen. Sie sind weder von einem tiefen, noch von einem reinen Gefühle eingegeben, das Herz hat sie niemals diktiert, sondern nur die süße Not der Sinne. Diese läßt Heine glühende, aber nicht bezwingende Töne anschlagen, die oft schrill und heiser vor Leidenschaft klingen, sich aber nicht schmeichelnd ins Herz stehlen. An die „tollste der Tollen" richtet er in kurzen Wochen gelegentlicher Trennungen hastig zu Papier gebrachte Liebesklagen, die nur die Sehnsucht nach der körperlichen Nähe der Geliebten enthalten. Feinere Schatten und zartere Farben konnten diese Briefe leicht entbehren, Mathilde hätte sich an ihnen niemals entzückt. Derb und starkknochig wie sie war, hallten ihr auch des fernen Gatten Worte entgegen, die nur zu oft schelten, drohen und eifersuchtsvoll jammern, immer in einem presto furioso, das kein sanftes Liebesadagio unterbricht. So wärmen diese Briefe niemals, wie sehr sie auch lodern und glühen, sie künden kein beseligendes Glücksgefühl, kein Aufgehen in einer verehrten Frau, kein Schwingen von Seele zu Seele. Nur unverklärte, triebhafte Instinkte, oft sogar von dem Schreiber selbst zynisch ironisiert, verbinden ihn mit der Empfängerin der Briefe, die nichts adelt, nichts als Briefe eines hochgestimmten Dichters kenntlich macht.

Andere Worte, andere Gefühle enthalten die Briefe an die Mutter und an die Schwester. Auch sie wird man keineswegs in vergleichende Beziehungen zu Briefen Goethes bringen dürfen, so zärtlich und hingebungsvoll sie im einzelnen lauten. Aber auch sie durchzieht das seltsame Gemisch von Verehrung und scharfer Necklaune, die sich sogar bis zum grotesken Zynismus steigert. „Die kleine süße Christallpuppe" steht neben der Frage, ob sich kein Vorgebirge der guten Hoffnung zeige, die „liebe, kleine Seele, der alle Men-

schen die Händchen küssen sollen", wird seelenruhig gefragt, wie sie sich in kalbender Beziehung befinde, Heines Herz ergießt sich in liebreichsten und frömmsten Wünschen für sie, aber wenn er an ihre Kalbereymisere denkt, so hat er keine Ruh'. Also auch in diesen Briefen, die ja wertvolle Zeugnisse für Heines Hingabe an geliebte Menschen ablegen, sein unseliger Hang zu Spott und Ironie, die in grellen Farben aufgetragen werden. So schrieb Goethe nicht an Cornelia, Schiller nicht an Christophine, Heinrich v. Kleist nicht an Ulrike und Theodor Körner nicht an Emma. Mit allen diesen vertieften und verinnerlichten geschwisterlichen Beziehungen wird man die Heines zu Charlotte kaum vergleichen dürfen. Nur lag die Schuld daran kaum an ihm; er war zärtlich, fast anbetend in seinen Gefühlen für die Schwester, die ihn aber nicht ganz begriffen zu haben scheint. Daß sie Interesse für seinen Bildungs- oder dichterischen Entwicklungsgang gehabt hätte, geht eigentlich aus keiner Zeile seiner Briefe hervor. Nur einmal liest man, daß sie ihn gebeten habe, in seinem geplanten Trauerspiel recht viele Menschen sterben zu lassen — gewiß eine Äußerung, die weniger auf Verständnis für des Bruders poetische Begabung, als auf den allen Heines eigenen Hang zu Ironie schließen läßt. So fehlen denn auch in diesen Briefen an die Schwester alle aufschlußreicheren Bekenntnisse über das Erstarken seiner dichterischen Eingebungen und die Fortschritte, die er in seiner Kunst machte. Den breitesten Raum nehmen dagegen Erörterungen über Familienverhältnisse ein, wobei man aber nicht immer weiß, ob sie Heine innerlich wirklich so sehr beschäftigten, wie er in den Briefen vorgibt, oder ob er nicht, um seine Teilnahme an allen Familienereignissen zu bekunden, sich nach so vielen und so nebensächlichen Dingen derart eingehend erkundigte. Solche Einzelheiten begegnen uns in den Briefen keines Dichters an eine Schwester; um so häufiger dagegen Bekenntnisse über Nöte des Lebens und Dichtens, deren Schilderungen alle die vorhin genannten Frauen teilnahmsvoll lauschten. Auch von diesem Interesse war Lottchen anscheinend durchaus frei, die sich

auch niemals als Schülerin ihres Bruders fühlte, wie etwa Cornelia Goethe oder Christophine Schiller. Und endlich das Entscheidendste, wodurch sich die Heinesche Geschwisterliebe von allen anderen unterscheidet: während Goethes und Schillers Schwestern nur mit äußerstem Widerstreben Freunde ihrer Brüder heirateten, Ulrike Kleist und Emma Körner immer unvermählt blieben und allein in ihren Brüdern aufgehen wollten, wurde Heine anscheinend von seiner Schwester nicht befragt, ob sie die Ehe mit Moriz Embden eingehen solle. Gewiß wäre sein Votum niemals ausschlaggebend gewesen, da Lottchen wahrscheinlich, ohne viel gefragt zu werden, verheiratet wurde, wie dies ja — wir wissen es von Dorothea Schlegel, von Henriette Herz und anderen — mit den Judenmädchen zu Beginn des 19. Jahrhunderts immer geschah. Und als dann die Ehe mit Embden geschlossen war, die nach den nur sehr vorsichtig erhaltenen Zeugnissen nicht sehr glücklich gewesen zu sein scheint, ging Charlotte in ihrem Mann und ihrer Pflicht auf, nicht wie Christophine und nicht wie Cornelia, die auch weiter an ihren großen Brüdern hingen, die ihre Gatten so sehr überragten. Soweit stieg der Einfluß Embdens, daß sich in einem Konflikt zwischen diesem und dem Dichter — über die Ursachen und den Verlauf dieses Streites erfahren wir wenig Genaues — Charlotte unbedenklich auf die Seite ihres Gemahls schlug, und Heine schmerzbewegt an Moses Moser schreiben mußte: „Ich habe heute meine Schwester verloren.“ —

Auch das Verhältnis zu dieser Frau brachte ihm also eigentlich nur Leid, und die Liebe mag wohl recht einseitig ihn allein beherrscht haben. Wenn sich auch mit Lottchen bald die Versöhnung einstellte, so scheint sie doch nie weitreichendes Verständnis für ihren Bruder gehabt zu haben, so herzlich er ihr auch zugetan war und es auch zeitlebens blieb. Keineswegs werden wir aber Charlotte Embden als die treibende Kraft bei der Fortdauer der guten geschwisterlichen Beziehungen betrachten dürfen, sondern nur Heinrich Heine, der das Unglück hatte, bei keiner Frau vollständiges

Verständnis für sein, vielleicht in mancher Hinsicht sehr seltsames, wenn nicht gar unverträgliches, Naturell zu finden.

Allerdings an seiner Mutter hing er in unbegrenzter Zärtlichkeit, unbedenklich und unangefochten. Am ehesten möchte man an Unstimmigkeiten in der Jugend des Dichters glauben, als Betty Heine, zwar voll Interesse für französische Literatur und deutsche Dichtung, aber doch in den beschränkten Vorurteilen ihrer jüdischen Umgebung aufgehend, wenig Empfänglichkeit für ihres Sohnes idealistische Neigungen zeigte und es vielmehr, vielleicht von dem Hamburger Schwager beeinflußt, gern gesehen hätte, wenn Harry sich ausschließlich seiner Kontortätigkeit gewidmet hätte. Damals wird es manche Mißhelligkeiten in der Familie gegeben haben; erst als der Sohn unerschütterlich auf seinem Willen zu studieren beharrte, bewährte sich Bettys Mutterliebe; sie verpfändete ihre Juwelen und gab das Geld ihrem Ältesten. Dieser rührende Zug übte auf Heine, der empfangene Wohltaten selten vergaß und oft nur allzu überschwenglich zu danken wußte, stärksten Eindruck. Fortan hing er an der Mutter in uneingeschränkter Verehrung, überschüttete sie in den Briefen mit Liebkosungen und hielt ein paar Jahre mit ihr allein den Verkehr aufrecht. In der Zeit der tödlichen Erkrankung bemühte er sich lange Zeit, ihr die ganze Größe seines Unglücks zu verschweigen; während er sich bei allen Korrespondenzen fremder Hände bediente, schrieb er der Mutter, solange es nur anging, selbst; erst als diese Inanspruchnahme seiner gelähmten physischen Kräfte ihm tagelanges verstärktes Unwohlsein eintrug, verzichtete er auf eigenhändige Briefe, allerdings immer bemüht, der Mutter den wahren Grund, weshalb er nur diktiere, zu verbergen. So ergreifend dieser Zug ist, so läßt er doch auch eines nicht übersehen, daß nämlich Betty Heine niemals das vollste Vertrauen ihres Sohnes besaß. Weit eröffnete sich ihr sein Herz niemals, in die Irrungen und Wirrungen seines Lebens bekam sie nur selten und schwache Einblicke. Das mag gewiß damit zusammenhängen, daß Heine seiner Mutter größere

Aufregungen ersparen wollte; aber der Schluß liegt doch sehr nahe, daß er in ihr eine unbedingte Vertraute nicht sah. Ob sein allgemeines Mißtrauen, das jedes freimütige Erschließen der innersten Regungen seines Herzens verhinderte, die Schuld daran trug, oder ob ihn nicht auch in späteren Jahren das „demutvolle Zagen", von dem er in dem bekannten Sonette an seine Mutter spricht, beherrschte, entzieht sich der Beurteilung, da ausschlaggebende Äußerungen Heines nicht vorhanden sind. Keinesfalls war aber die Mutter, welche Gründe dafür auch maßgebend gewesen sein mögen, die verläßlichste Stütze des Dichters, an die er sich in den Zeiten der Not mit vollster Zuversicht hätte anklammern können.*) Gewiß war sie gerne bereit, wenn sie konnte, zu helfen; ein Brief Heines an Max, worin er ein Geldangebot seiner Mutter erwähnt, bezeugt dies zuverlässig. Aber dieses Anerbieten wurde abgelehnt, vielleicht auch deshalb, weil der Dichter seiner Mutter nicht das Vertrauen entgegenbrachte, ihr über die Verwendung der angetragenen Summe Rechenschaft abzulegen.

So engt sich der Kreis der Personen, die Heine zuverlässigen ideellen und materiellen Halt hätten bieten können, immer mehr ein. Die Familie stand ihm zum Teile feindlich, zum Teile gleichgültig und zum Teile ohnmächtig zur Seite. Weder die Brüder, noch die Mutter, noch die Schwester übten auf den reichen Zweig des Hauses so großen Einfluß, um diesen für den immer mit scheelen Blicken betrachteten Dichter dauernd günstig zu stimmen. Zwar wurde er von Salomon und später von Carl Heine unterstützt; aber in welcher demütigenden Form wurden diese Unterstützungen gewährt, welcher Kämpfe bedurfte es, um sie zu sichern! Almosen von Feinden nennt sie Heine einmal nicht mit Unrecht; nur vergaß er, daß für seine Verwandten keinerlei rechtliche Ver-

---

*) Daß sie auf sein Denken bestimmenden Einfluß übte, zeigt Legras (S. 17 ff.) sehr überzeugend; einer ihrer Briefe, der in diesem Buche wiedergegeben ist, offenbart die Übertragung ihrer Anschauungen auf den Sohn deutlich.

pflichtung bestand, ihn, den erwerbsfähigen Menschen, zu soutenieren. Leider war Heine in Geldsachen zeitlebens ein Kind, das nie hauszuhalten verstand und auch von seiner Größe so sehr überzeugt war, daß er diese Geldspenden als selbstverständliche Gaben ansah. Zu der Höhe der Erkenntnis vermochte sich leider die Hamburger Millionärsfamilie nicht aufzuschwingen, daß Heinrich, der in ihrem Hause nur Glanz und Luxus gesehen hatte, ebenfalls das Bedürfnis empfand, ein Wohlleben zu führen, das ihm seine erschriebenen Einkünfte nicht ermöglichten. Er hielt seine Ansprüche an das Vermögen seines Oheims für berechtigt;*) der Oheim war anderer Ansicht und sah in dem Neffen nur einen Taugenichts, der keinen ordentlichen Beruf ausübte. Genährt wurde seine feindliche Gesinnung durch die Schwiegersöhne, insbesonders durch den Doktor Halle, Theresens Mann. Dagegen war niemand da, der es Salomon klar gemacht hätte, daß Heinrich dauernder reichlichen Unterstützungen vielleicht bedürftiger sei als jeder andere. Denn hätte er sich nicht im Kampf um den Erwerb aufgerieben, so wäre vielleicht die von seinem Vater ererbte Krankheit später und nicht in solcher Furchtbarkeit ausgebrochen. So aber untergrub der entnervende Kampf mit den knickerigen Verwandten die Gesundheit Heines immer mehr, ein Geschick, dessen Grund der Vater gelegt hatte, und das von dessen Bruder im Leben und selbst nach dem Tode befördert wurde.

Es ist keineswegs zu verkennen, daß Heine kein ganz schuldloses Opfer war. Er hätte nach der ersten Demütigung durch den Oheim jeden Verkehr mit ihm abbrechen und zusehen müssen, sich allein durchs Leben zu schlagen. Dazu fehlte ihm leider die Energie, vielleicht ebenfalls infolge der von Jugend an in ihm schlummernden Krankheit. Die nicht

---

*) Mir scheint das in den Jugendbriefen an Moses Moser immer wieder ausgesprochene Verlangen, ihm Eduard Gans' „Erbrecht" zu senden, nicht nur mit dem Wunsche, das Werk kennen zu lernen, zu erklären. Vielleicht beschäftigte sich Heine damals bereits mit der Frage, ob ihm einst rechtliche Erbansprüche zustehen würden!

sonderlich hohen Beträge, die er von Salomon Heine empfing, waren um den Preis, den sie im Gefolge hatten, viel zu teuer erkauft, und es ist nicht ganz unmöglich, daß eine dauernde Emanzipation von der Hamburger Familie körperlich und seelisch für den Dichter wohltätiger gewesen wäre als die nur unter den schwersten Opfern aufrecht erhaltene Abhängigkeit. Ein Briefchen, das Salomon Heine an seine Tochter Therese im Jahre 1838 richtete, zeigt im Grunde eine grenzenlose Verachtung für die Tätigkeit des Neffen, der, als er schon mehr als 40 Jahre zählte, von dem Oheim wie ein ungezogener Junge behandelt worden zu sein scheint. Salomon schrieb aus Paris an seine Tochter:

„Meine geliebte Therese, Harry hatt Dieses in einem Augenblick geschrieben, leider Gottes was für ein Talend Aber ich fange an zuglauben Er ist beßer als glaubte Er hatt mir versprochen, Sich zu bessern, sein Geld besser zu verwenden und fürchte nur daß kein Wort haltet für Carl hatt Er ein wurkliche Anhänglichkeit, ich wage das postgeld daran, diesen Brief Dir zusenden da mein Brief schon hir fort ist, Meyer Beer geht so eben weg, Grüßt Dich, . . .

Sl."

Adresse: Herrn Salomon Heine
für. Mde. Therese Halle
Hamburg.
Poststempel: Paris 7. October 1838.

Das Schreiben spricht die beredteste Sprache, und es ist ein wertvolles Zeugnis der seelischen Mißhandlungen, denen Heinrich Heine von einem seiner nächsten Angehörigen dauernd ausgesetzt war. Interessant ist übrigens das Gedicht, das „Harry in einem Augenblick" (also wohl in Gegenwart des Oheims) schrieb, und das — allerdings nicht in seiner Handschrift, sondern nur in einer Abschrift — dem Briefe beiliegt. Denn mit diesem Gedichtchen gestattete er sich anscheinend eine Mystifizierung des Oheims, dem er vielleicht eine Probe seines improvisatorischen Talentes ablegen wollte. Er schrieb nämlich das gegen ihn gerichtete parodistische

Gedicht „Den Gärtner nährt sein Spaten, den Bettler sein lahmes Bein..." nieder.*) Die Absicht, die ihn dabei leitete, ist klar. Er wußte, daß das Gedicht an Therese gesandt werde, und dieser, der er einen Teil der Schuld an seinem verpfuschten Leben beimessen durfte, wollte er vielleicht zeigen, das seine in Gedichten abgelegten Liebesgeständnisse nicht ernst zu nehmen gewesen seien. Solche Selbstpersiflagen begegnen ja häufig bei Heine. —

An seiner Familie hatte unser Dichter, wie gezeigt wurde, die schwächsten Förderer seiner Existenz. Sie sich günstig zu stimmen, wäre er nur dann imstande gewesen, wenn er einen bürgerlichen Beruf ergriffen und sich in allem ihren Anschauungen gefügt hätte. Daß er das nicht tat, ist ihm nicht vorzuwerfen, dagegen sicherlich der Umstand, daß er seine in engen Ansichten aufgewachsenen Angehörigen durchaus für seine Ideale begeistern und sie auch noch zur materiellen Unterstützung bewegen wollte. Diesen Kampf auszufechten, war er zu schwach, die Übermächte, die ihm entgegenstanden, waren zu bedeutend. Wir dürfen ihm glauben, daß er jedes einzelne Mitglied seines Hauses ehrlich liebte, nicht nur Amalia und Therese, sondern auch Salomon und Carl. Daß sie ihm wenig Gegenliebe entgegenbrachten und diese Gegenliebe weder ideell noch materiell betätigten, nagte an seinem Herzen. Aber auch eine zweite tiefe und heiße Liebe seines Lebens fand keine Erwiderung: das ist die zu seinem deutschen Vaterlande. Sie läßt sich, trotz allen Äußerungen Heines, die sie bezweifeln lassen könnten, nicht leugnen. In seinen Briefen spricht sie sich immer wieder aus, immer ertönt daraus die Sehnsucht nach seinem Deutschland, von dem er annahm, daß es sich an ihm schwer versündige. Wie in seiner persönlichen Liebe wendete Heine auch dem Vaterlande gegenüber die unrichtigsten Mittel an, um es zur Gegenliebe zu zwingen. Daß er ihm in seiner Frühzeit in

*) Am 15. März 1830 bezeichnet Michael Beer in einem Briefe an Immermann (Ausgabe der Briefe Beers von Eduard v. Schenk, S. 170—171) das Gedicht als „längst erschienen".

Dichtungen ehrlich begeistert huldigte, hat Paul Beyer in seinem Buche „Der junge Heine" (Berlin 1911) überzeugend dargelegt. Allerdings schritt der Dichter darüber bald hinaus, wurde, begreiflich genug, Verehrer Napoleons und strebte nach einer dauernden Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich. Aber nur als deutscher Weltbürger, wie es auch Goethe war, der den Befreiungskampf vielleicht noch weniger begriff als Heine, und der den Korsen mit ehrfürchtiger Bewunderung betrachtete. Wir wissen von dem jungen Heine, namentlich dem Bonner Studenten, wie tief ihn die altdeutsche Literatur und Sprache ergriff, wie sehr er damals deutschpatriotisch fühlte und dachte. Und dieses Interesse blieb eigentlich, so vielen Schwankungen es unterworfen war, bis an sein Lebensende dauernd lebendig, wie er ja trotz allen heftigen Äußerungen gegen Deutschland im allgemeinen und Preußen im besonderen im Grunde seines Herzens immer ein deutscher Chauvinist blieb, der es nicht über sich brachte (vgl. Elsters Nachweise in der deutschen Rundschau, Bd. 112, S. 222 ff.) sich in Frankreich naturalisieren zu lassen. Er verkannte nur, wie auch sonst immer, daß sich Gegenliebe nicht ertrotzen läßt, daß seine einmal ausgesprochenen Anwürfe nicht vergessen werden konnten und ihm nur Haß eintrugen. Aber immer wieder ertönt aus den Briefen die Sehnsucht nach Deutschland und die Liebe zu diesem Lande. Hier hätte Heine gerne irgend eine Rolle gespielt (als Dozent, als Diplomat, als Volksredner), und nur weil ihm dies nicht ermöglicht wurde, verstieg er sich zu seinen Lästerungen. Den Regierungen ist kein Vorwurf daraus zu machen, daß sie Heine nicht entgegenkamen. Hätte man ihm aber nur die kleinste Anstellung gegeben (in München als Professor usw.) er wäre nie nach Paris übersiedelt und hätte sicherlich vieles unausgesprochen gelassen, was ihm heute noch so vielfach Haß einträgt. Eine Rolle zu spielen um jeden Preis, das war Heines Plan. Da es ihm durch seine Schuld in Deutschland verwehrt wurde, wendete er sich nach Frankreich, wo er freudig empfangen wurde.

Man darf nie die Voraussetzungen vergessen, die Heine zu

dieser Übersiedlung drängten. In Deutschland war ihm systematisch der Boden unter den Füßen abgegraben worden. Nur bei wenigen großen Männern seiner Zeit fand er Entgegenkommen, so sehr er sich bemühte, es sich überall zu sichern. Diese Ausgabe der Briefe wird darüber zum ersten Male weitreichende Auskünfte geben, indem sie eine große Anzahl von Widmungen verschiedener Werke mitteilt, durch die sich Heine in Gunst setzen wollte. Wir müssen diese in Büchern eingetragenen Dedikationen in Heines Sinne als Briefe werten, der einmal an Moser schrieb (9. Juni 1826), er betrachte gesandte Bücher als Briefe. Und es ist gewiß kein Unterschied, ob einem Buche ein eigner Zueignungsbrief beiliegt oder ob eine Zueignung in das Buch selbst geschrieben ist. So wendete sich Heine an Uhland, bei dem er ebensowenig Entgegenkommen fand wie Hebbel, an Tieck, der ihn überhaupt keiner Antwort würdigte,*) an Wilhelm Müller und dreimal an Goethe. Die Übersendung der ersten Gedichtesammlung war von einem Briefe begleitet, in die Tragödien und in den ersten Band der Reisebilder sind handschriftliche Widmungen eingetragen. Namentlich die letzte ist von besonderer Bedeutung. Noch 1826 — was Walzel in seinem wertvollen Aufsatze „Heine und Goethe" (Vossische Ztg. 1895, Nr. 39, 40) übersah — versuchte er, Goethe für sich zu interessieren, mußte aber zu seinem Schmerze sehen, daß sich dieser sehr abfällig über ihn äußerte. Das vertrug Heines Eitelkeit nicht; ihm war es gleich, ob ihn Saphir oder Goethe angriff. Von beiden hatte er gehofft, daß sie eine Art Gottesfrieden im Reiche der Geister respektieren würden. Und als er sich in dieser Erwartung betrogen sah, da begann seine Gegnerschaft. Wir wissen es von Heine selbst, daß ihn zu den Angriffen auf Goethe der Neid verleitete; es wird aber

*) Charakteristisch ist sein Brief an Immermann vom 10. Mai 1835 (bei Holtei, Briefe an Ludwig Tieck, II. Bd., S. 85), worin es heißt: „... Die Schriften dieses Zigeuners (i. e. Heine) kenne ich erst, d. h. seine späteren, seit vorigem Sommer. So bin ich immer hinter meinem Jahrhundert zurück."

auch Ärger darüber gewesen sein, daß Goethe ihm kein Interesse entgegenbrachte, wie er es ja auch Kleist versagt hatte, während er es für Theodor Körner in besonderem Maße empfand. Wir verstehen, wenn wir Heines wichtige Widmungen betrachten, sehr gut, was ihn immer heftiger zum Kampfe gegen Goethe und die Romantiker drängte. Es war nichts anderes als verletzte Eitelkeit, die Eigenschaft, die Heine völlig beherrschte, und die ihm die schlechtesten Streiche spielte. Er war ein dankbares Gemüt; wäre ihm nur das geringste Entgegenkommen bezeigt worden, so hätte er sich niemals zu Ausfällen verstanden, die ihm nicht innere Überzeugung diktierte. Bei der Erörterung des Problems Heine darf dieser gewichtige Umstand nicht übersehen werden. Wie dankbar er sein konnte, wenn ihm Wohlwollen entgegengebracht wurde, ist bekannt; es lag in seiner Natur, daß er Übelwollen niemals verschmerzen und verzeihen konnte.

Bei seinen Bewerbungen um die Freundschaft der in den 20er und 30er Jahren lebenden deutschen großen Dichter erlitt Heine vollends Schiffbruch, so blieb ihm nur der Anschluß an die kleinen übrig, und dadurch wurde er auf falsche Bahnen abgedrängt. Wir dürfen ruhig die Behauptung wagen, daß sich Heines Entwicklung völlig anders gestaltet hätte, wenn ihm Goethe oder Uhland oder Tieck freundlich begegnet wären. Allerdings Wilhelm Schlegel war es, und dennoch schmähte ihn Heine — nur ist nicht zu vergessen, daß wir über die Ursache des Bruches mit dem Bonner Professor nicht gut unterrichtet sind.*) Annehmen läßt sich, daß Heine die Bevormundungen, die sich Schlegel gestattete, nicht gut vertrug, daß auch hier seine Eitelkeit eine wichtige Rolle spielte, indem er sich von Schlegel einmal verletzt glaubte und ihm schroff den Rücken kehrte, wie dies ja Heine immer

*) Strodtmanns Ausführungen in den „Neuen Monatsheften für Dichtkunst und Kritik", 1877, S. 307 ff. und W. Hesses Aufsatz „Heine und Schlegel" (Allgem. Ztg. 1880, Nr. 173—176) sind wenig aufschlußreich.

tat, wenn er sich ungerecht angegriffen oder nicht verstanden glaubte. (Sethe, Moser usw.) Ob er später nicht den Versuch machte, sich Schlegel neuerdings zu nähern,ist nicht festzustellen, aber sehr wahrscheinlich. In dem „Katalog der Bibliothek A. W. Schlegels" (Bonn, 1845) finden sich als einziges Werk Heines die „Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo". Da Heine dieses Buch allen großen Dichtern seiner Zeit zusandte, liegt der Schluß nahe, daß er es auch Schlegel zugehen ließ, wahrscheinlich mit einer liebenswürdigen Widmung, die an das Interesse, das Schlegel in Bonn an Heines Dichtungen genommen hatte, erinnerte; aber dieses Liebeswerben fand wohl bei Schlegel ebenso wenig Erhörung wie bei den anderen großen Dichtern seiner Zeit, und nur daraus erklärt sich jedesmal Heines Abfall von den einst Gefeierten.

Nicht anders ist sein Verhältnis zum Vaterland zu erklären. Auch bei diesen Bemühungen fand er kein Entgegenkommen, mußte er ein Ideal nach dem anderen in die Tiefen versinken sehen. Die kleinste Gunstbezeigung hätte Heine vielleicht dauernd gefügig gemacht; als er seinen Kampf darum erfolglos sah, erwachten seine Erbitterung und seine Gegnerschaft. Ihm fehlte die Einsicht, daß schon seine ersten leisen Angriffe im ersten Bande der Reisebilder, mit der nachdrücklichen Hervorhebung des demokratischen Charakters des Schreibers, mit ihrer Verspottung des Adels, der Kasteneinteilung der Menschen, der Titelsucht der Deutschen, bei den Regierungen keine Begeisterung erregen konnten. Auch die im 2. Reisebilderbande, noch nicht so scharf wie später, akzentuierten Ansichten über das Recht auf Persönlichkeit und die Bedeutung Napoleons, in dem übrigens selbst einstige Freiheitslyriker von 1813 damals einen Helden zu sehen begannen, mußten Anstoß erregen. Das schien Heine nie begreifen zu wollen, der die Durchsetzung seiner subjektiven Gesinnung ebenso erstrebte wie die Gunst irgend einer Regierung, selbst wenn es vielleicht die russische des Zaren Nikolaus gewesen wäre, dem Heine, durch seinen Bruder Max beeinflußt, im 3. Bande der Reise-

bilder Lorbeeren streute, die ihn freilich nicht viel später (in der Einleitung zu Kahldorf über den Adel) heftig gereuten. Schon dieser Zwiespalt in Heines Ansichten über Rußland zeigt, daß er in seinen politischen Anschauungen niemals feste Grundsätze hatte. Widerfuhr ihm eine politische Unbill, so rächte er sich durch Angriffe. Je größere persönliche Enttäuschungen er in Deutschland erlitt, desto zorniger wurde er, in der törichten Hoffnung befangen, man werde ihn zu versöhnen trachten und ihm endlich doch jene Gunst angedeihen lassen, nach der er sich heiß sehnte.

Ihn leitete derselbe Trugschluß wie in den Beziehungen zu Verwandten und dichterischen Zeitgenossen. Heines anfängliches Entgegenkommen wurde nicht beachtet oder abgelehnt, das erregte ihn, und er wurde immer maßloser, immer ausfallender und wunderte sich immer, daß er sich dadurch keine Freundschaften erwarb. Sein Denken bewegte sich immer nur in der einen Richtung, daß er die Freunde oder das Vaterland im Innern seines Herzens liebe, und daß nur dessen oder deren Undankbarkeit ihn zum Beziehen seiner Kampfesstellungen dränge. Der umgekehrte, richtige Schluß, daß die zunehmende Heftigkeit seiner Polemiken seine Stellung immer mehr untergrabe, scheint sich Heine nie aufgedrängt zu haben. Immer wieder versicherte er in Briefen (z. B. an Campe), daß er sich vom Jakobinismus freihalte, daß er nichts Illoyales oder Irroyales schreibe, daß er von allen demagogischen Umtrieben nichts wissen wolle. Wir dürfen dieser Versicherung Glauben schenken; Heine war zeitlebens Royalist, verabscheute den Republikanismus, und mit den Deutschen, die sich in Paris revolutionär betätigten, hatte er aus eigenem Antriebe nie etwas zu tun. Wenn er zeitweise an ihren Versammlungen teilnahm, wenn er sogar an dem Pariser „Vorwärts“ mitarbeitete, so waren vorangegangene Feindseligkeiten der deutschen Regierungen immer der äußere Antrieb dafür.*) Aus den Briefen lassen sich für

*) Ein Heine sonst nicht günstig gesinnter Schreiber sehr langweiliger Memoiren unter dem Titel „Casanovas Nachfolger“ (Paris,

die Zuverlässigkeit dieser Behauptung die sichersten Beweise herauslesen. Jedes Heine angetane (oft nur vermeintliche) Unrecht fand sein rasches Echo in Versen oder Prosa-Aufsätzen, die nicht durchwegs seinem innersten Fühlen und Denken entsprochen haben dürften. Er krankte nur an der unrichtigen Ansicht, daß endlich die von ihm warm erstrebte Versöhnung mit den Regierungen dauernd kommen müsse . . . Ja, er lebte vielleicht sogar in dem Wahne, daß man seine geheimsten Gedanken oder seine brieflichen Äußerungen, die seine deutschfreundliche Gesinnung aussprachen, an den maßgebenden Stellen kennen müsse und ihm die goldenen Brücken bauen werde, die zu einem freundlichen Einvernehmen führen könnten. Und vielleicht hätte übrigens Heine selbst einmal einen entscheidenden Schritt bei den Regierungen getan, hätte abgeschworen, was er angebetet hatte, wenn er nicht von unten zu immer radikalerer Stellungnahme gedrängt worden wäre. Mehr als die Furcht vor den Behörden beseelte ihn vielleicht die vor den deutschen Demagogen, die ihn nach seinen Schriften beurteilten und aus ihnen auf seine Zugehörigkeit zu ihrer Sache schlossen. Wenn er einmal abtrünnig zu werden schien, wenn er, wie in dem Buche über Börne, laut erklärte, er habe mit den Revolutionären nichts zu tun, so wurde er von der ganzen liberalen Heerschar in Acht und Bann getan; die elendsten Winkeljournale brachten den unerheblichen Mut auf, ihn zu begeifern und Verräter zu nennen. Heine war leider zeitlebens kein tapferer Kämpfer, sondern immer rasch kleinmütig und verzagt. Er kümmerte sich mehr als billig um das Geschrei der Zeitungen, statt es verachtungsvoll zu belächeln. So kränkten ihn auch die Schläge, die auf ihn nach dem Börnebuche niedersausten, er tat, was er den Regierungen zuliebe nie getan hätte, ordnete sein Denken dem der

---

bei Heideloff und Campe) betont (IV. Bd., S. 311), daß Heine, den die „Herren vom ‚Vorwärts' anfänglich coram genommen hatten, schwach genug war, ihnen Beiträge zu liefern, um sich vor ferneren Angriffen zu sichern“.

Demagogen unter und schrieb ihnen zu Gefallen das „Wintermärchen". Es war ein ihm abgetrotztes Gedicht, das ihn bei den deutschen Liberalen rechtfertigen sollte, die es denn auch begeistert priesen. In dem von Nerrlich herausgegebenen Briefwechsel Arnold Ruges findet man seit 1844 auf Schritt und Tritt die höchsten Lobeserhebungen für Heine, der nur kurze Zeit vorher von demselben Ruge in maßlosen Ausdrücken befehdet worden war. Auch aus einem zweiten Gesichtspunkte ist die Entstehung dieses in den Schlußkapiteln so unerfreulichen Epos zu erklären: Aus Heines Liebe zu seinem Vaterlande, das er auf seiner Hamburger Reise nach längeren Jahren wiedersah, dessen Anblick ihm mächtig ans Herz griff, und von dem er sich nur schwer trennte. Dicht wohnten Liebe und Haß in Heine bei einander; da es ihm versagt war, zu lieben, loderte sein Zorn empor, und er verstieg sich zu den ärgsten Blasphemien.

Es ist hier nicht der Ort, alle Einzelheiten aus Heines Leben, die zur Enträtselung des Problems, das er bietet, dienen, darzustellen; nur in flüchtigen Strichen können einige markante Tatsachen hervorgehoben werden, die durch die Briefe ihre Belichtung erfahren. Sie sind als biographisch und psychologisch klärende Dokumente von größerem Werte denn als ästhetische. Mit den Werken Heines zusammen gelesen, lassen sie vieles unentschuldbar Scheinende einigermaßen begreifen. Eine unerwiderte Freundschaftsbezeigung, eine nicht gewährte Gunst, ein nicht erlangtes Vertrauen, worüber wir immer aus den Briefen Klarheit gewinnen, alles zeitigte Angriffe. Es ist nur lebhaft zu beklagen, daß wir über die Chronologie der einzelnen Gedichte Heines nicht restlos unterrichtet sind; besäßen wir ein Tagebuch Heines, in das er die Entstehungstage seiner Gedichte genau eingetragen hätte, so ließe sich der Beweis erbringen, daß äußere Einflüsse immer ihren Widerhall in der Dichtung fanden. Es kann niemals alles verziehen werden, was Heine darin verbrach; aber seine Veranlagung, vornehmlich seine maßlose, unendlich reizbare Eitelkeit und die Krankheitskeime, die in ihm von Jugend auf schlummerten,

können uns veranlassen, manches in milderem Lichte zu besehen.

Endlich muß aber noch auf einen sehr wichtigen Umstand verwiesen werden, der vorhin schon angedeutet wurde, und der vielleicht im Leben Hebbels ein leises Analogon hat. Heine spricht in einem Brief an Varnhagen davon, daß er sich in Hamburg in einem Kreise von Winkelschreibern aufhalte. Diese (Lewald, Lyser usw.) hatten sich an ihn herangedrängt, und er war anscheinend eine Zeitlang froh, wenigstens diesen Freundeskreis, der seiner wenig würdig war, um sich versammeln zu können, da ihm die größeren Dichter seiner Zeit hartnäckig Freundschaft und Entgegenkommen versagten. Aber vermochte dieser Umgang ihm auf die Dauer zu genügen? Mußte ihn nicht alles aus dieser unbehaglichen Gesellschaft forttreiben? In Deutschland waren alle Versuche, sich Mitstrebenden — außer Immermann — zu nähern, fehlgeschlagen. Und was aller Orten sonst noch zu Beginn der 30er Jahre in deutschen Landen wirkte, mühsam Verse und elende larmoyante Novellen schrieb, konnte Heine nicht zusagen. Die Großen hatten ihm nicht aufgetan, als er angeklopft hatte, die Kleinen mußten ihn allmählich anwidern. Was blieb da anderes übrig, als nach Paris zu flüchten, wo wenigstens ein deutscher Schriftsteller damals lebte, von dem Heine wußte, daß er ihn gut aufnehmen werde: Ludwig Börne. Er ahnte noch nicht, daß sie sehr bald uneins werden sollten, ahnte auch nicht, daß sich in Deutschland schon die dämmernden Konturen eines neuen Dichtergeschlechtes zeigten, das in Heine seinen Führer sehen und verehren wollte. Wäre Heinrich Laubes Werbebrief um Heines Gunst drei Jahre früher eingetroffen, so hätte Heine vielleicht den deutschen Boden nicht verlassen; er hätte, um bleiben zu können, vielleicht ebenso aller revolutionären Schriftstellerei entsagt wie Laube, was ihm — die Briefe sind ein deutliches Bekenntnis dafür — sehr leicht gefallen wäre. Gerade in Paris wurde er ja immer mehr auf die Seite der Revolutionäre verschlagen, nicht mit eigenem Willen, sondern dazu gedrängt. In der Nähe der deutschen Gefängnisse

hätte Heine, dessen hervorstechendste Eigenschaft die Tapferkeit niemals war, unbedenklich jeden gewünschten Rückzug angetreten, und wäre, wie es auch Campe immer wollte, in seinen lyrischen Bestrebungen allein aufgegangen.*) So aber, angeekelt von dem armseligen literarischen Getriebe in Deutschland, nicht geleitet von feinfühliger Frauen- oder Freundeshand, die zur Mäßigung gedrängt hätte, und unwiderstehlich angezogen von der wundervoll bewegten Renaissance der französischen Literatur durch die Romantiker, die den Sieg über die veraltete Klassik mühelos errungen hatte, den auch Heine — schon aus Haß gegen Goethe — zu erkämpfen suchte, mußte er sich sagen, daß er nur in Paris finden werde, was er in Deutschland bisher vergeblich angestrebt hatte: Befriedigung seines brennenden Ehrgeizes. So verbrannte er die Schiffe hinter sich, ähnlich wie auch Hebbel, der, als er sich bei seiner Ankunft in Wien von allen Seiten gefeiert sah, alles, was ihn an Hamburg gekettet hatte, aufgab: ein paar elende literarische Verbindungen und das Verhältnis mit Elise Lensing.

Wie es Hebbel in Wien erging, so Heine in Paris. Rasch war er hier im Mittelpunkte der literarischen Gesellschaft. Mit allen Größen der Zeit wurden Verbindungen angeknüpft, Aristokratinnen eröffneten ihm gerne ihre Salons, Minister ihre Kabinette. Nichts anderes hatte er in Deutschland ge-

---

*) Wichtig ist August Lewalds Zeugnis, der die letzten Hamburger Tage mit Heine verbracht hatte, und der (Hausblätter 1857 S. 72 ff.) ausdrücklich sagt: „Die Zeitbewegungen rissen ihn fast wider Willen in die allgemeine Strömung. Sein Herz war nicht dabei. Was er wollte, war: als deutscher Dichter hohen, ja höchsten Ruhm erlangen . . . Diese Pläne sah er plötzlich (durch die Bewegungen) durchkreuzt und durch seine Teilnahme an den ernstgemeinten Bestrebungen der erregten Jugend bedenklich in Frage gestellt . . . Seine Reise nach Paris war damals mehr eine Flucht, um den in Deutschland sich vorbereitenden Ereignissen zu entgehen, als ein Drang, von dort aus auf Deutschlands Zukunft im revolutionären Sinne zu wirken. Seine letzten Augenblicke in Hamburg waren daher von den finstersten Sorgen getrübt."

sucht, wo es ihm hartnäckig versagt blieb. In Paris war er rasch bekannt und gefeiert; Balzac, Quinet, Hugo, Mignet, Dumas, Nerval, Chasles, Cousin, die Sand u. v. a. begrüßten ihn herzlichst als den Ihren.

Nur mit Hugo und der Sand ergaben sich einige Jahre nach der Aufnahme der Beziehungen Mißhelligkeiten, mit allen andern blieb Heine zeitlebens verbunden, der keineswegs der unverträgliche Egoist war, als den man ihn in Deutschland verschrie. Die enthusiastische Aufnahme, die ihm in Paris bereitet wurde, mußte ihn erschüttern. Wie war das alles anders in Deutschland, wo man ihn vornehm ignorierte und seine Huldigungsbriefe gar nicht oder mit Angriffen beantwortete! Wenn Heine ein begeisterter Lobredner der Franzosen wurde, so trägt das mangelnde Entgegenkommen, das er in Deutschland fand, einen Teil der Schuld. —

Als die äußeren Marksteine der inneren Entwicklung Heines müssen wir seine Briefe betrachten, auch wenn sie oft und oft inhaltlich wenig anregend und wenig bedeutend sind, ja wenn sie sich sogar in ihrer überwiegenden Mehrzahl als reine Geschäftsbriefe darstellen, die kaum bei einem anderen Dichter so sehr überwiegen wie bei Heine. Nicht als ob diese jeder ästhetischen Anregung bar wären; immer bestricken sie durch eine anmutige Wendung, ein geistvolles Bonmot, eine liebenswürdige Phrase, eine schlagende Parenthese, eine reizvolle Anmerkung. Trocken und platt muten diese Briefe keineswegs an, und für die Erklärung des Problems Heine, von dem man immer wieder sprechen muß, sind sie von höchster Wichtigkeit. Denn auch sie liefern nachdrückliche Beweise dafür, welche erschreckenden Mühseligkeiten Heine zu erdulden hatte, der innerlich unter dem Zwiespalt zwischen seinem Empfinden und der Art seiner Betätigung, äußerlich durch die Widerwärtigkeiten, die sich immer wieder vor ihm auftürmten, schwer zu leiden hatte. Bei der Darstellung seiner Beziehungen zu Campe im I. Teile wurde bereits darauf verwiesen, welche Kämpfe Heine um seine wahrhaft kärglichen Honorare auszufechten hatte, die ihm immer nur nach langem Feilschen in verminderter Höhe bewilligt

wurden. Auch das zehrte an ihm und erklärt vieles sonst Unerklärbare, wessen sich unser Dichter leider schuldig machte. Von diesen Verfehlungen, die Heine immer heftig zum Vorwurf gemacht wurden, muß einmal im Zusammenhange gesprochen werden. Sie bestehen darin, daß er von der französischen Regierung Geld nahm, ebenso von Freunden, die er, solange sie ihn ablohnten, in Berichten für die „Augsburger allgemeine Zeitung" lobte und sofort hart mitnahm, wenn sie es ihm verweigerten. Die Tatsachen bestehen, und niemand wird sie beschönigen wollen. Nur muß doch, ehe man sich zu einer vollständigen Verurteilung Heines versteht, mancher wichtige Umstand noch berücksichtigt werden. Der Verschwendungssucht hat man Heine oft bezichtigt. Es ist schon gesagt worden, daß diese Anklage nicht ihn, sondern zunächst nur seine Frau trifft, die er freilich nie dazu zu bringen verstand, seine Einnahmen mit ihren Ausgaben in Einklang zu bringen. Daß Heine selbst sich in seinen Ausgaben nicht immer weitgehende Beschränkungen auferlegen konnte, macht sein Pariser Umgang begreiflich. Wir wissen aus Schilderungen Alexander Weills, aus den „Petits Mémoires" von Philibert Audebrand und vielen anderen Mitteilungen, daß er ein gern gesehener Gast bei den Symposien seiner schriftstellerischen Zeitgenossen war. Daß er sich revanchieren mußte, war natürlich, und die Summen, die alle diese Diners verschlangen, mögen nicht gerade klein gewesen sein. Aber sie mußten aufgebracht werden, und Heine hatte recht, wenn er einmal an Meyerbeer schrieb, daß er unter den größten Opfern den Posten von Paris behaupte. Denn nicht nur, um mit der französischen Schriftstellerwelt befreundet zu bleiben, mußte er Geldopfer bringen, mehr noch kosteten ihn seine deutschen Landsleute, die ihn als gutmütiges Ausbeutungsobjekt betrachteten. Ein kleines Briefchen an einen gewissen August Kunze lehrt dies deutlich. Dieser erbat sich von Heine, über den er in Herloßsohns „Komet" einen kleinen Aufsatz publiziert hatte, einen Betrag von 5 Franken angeblich für das Porto, das er hatte bezahlen müssen. Heine sandte ihm den Betrag nebst einem

sehr liebenswürdigen Schreiben. Dieser Brief hat sich erhalten; wie viele andere mit demselben Inhalte mögen verloren gegangen sein! Welcher Art Heines Ausbeuter waren, beweist dieser Kunze. Er schrieb seit 1839 in Herloßsohns „Komet" Skizzen aus Paris (u. a. 1839 Nr. 133—138, 151, 153—156, 221 usw.) und griff in einer den Besitzer der Arnoldschen Buchhandlung in Dresden an. Darauf richtete dieser folgende Erklärung an den „Komet" (Nr. 250): „Zur Ergänzung der Skizze aus Paris in Nr. 221 des Kometen. Herr August Kunze hatte bis vor anderthalb Jahren die Befähigung und danach die einzige Aufgabe: Zeitungen und Journale an die Kunden bei mir zu besorgen . . ." Viel höher standen wohl die anderen Pariser Korrespondenten deutscher Blätter nicht, die übrigens ihre Mitarbeiter niemals ausreichend honorieren konnten, weshalb diese gern zu Erpressungen griffen. Fest steht, daß Heine immer wieder von deutschen Flüchtlingen und Taugenichtsen — sehr oft identischen Persönlichkeiten — förmlich gebrandschatzt wurde.*) Hätte er sich nicht zu Geldspenden verstanden, so wäre sofort in irgend einer deutschen Zeitung ein grober Schmähartikel aus Paris gegen ihn publiziert worden. Dazu waren viele Redakteure nur zu gerne bereit. Arge Korruption begleitet ja leider das Aufblühen der deutschen Zeitungen seit den 30er Jahren. Aus Hamburg und Wien konnte ich in meinem Buche über „Johann Peter Lyser" (München 1911) einige sehr drastische Tatsachen mitteilen; neuerdings hat Carl Glossy in seinen „Literarischen Geheimberichten aus dem Vormärz" ein paar sehr bemerkenswerte Streiflichter auf diese Zustände fallen lassen. Und namentlich Paris war ein Nährboden für diese erpresserische Journalistik. Dort sammelten sich angeblich deutsche Flüchtlinge an, die vorgaben, politischer Dinge wegen die Heimat verlassen zu

---

*) Eduard Beurmann charakterisiert die deutschen Flüchtlinge in Paris treffend mit den Worten: „Da sie nicht zu leben haben, so fressen sie sich im eigentlichen Sinne des Wortes einander auf oder quälen sich durch gegenseitige Vexationen zu Tode."

haben; diese drängten sich an Heine und Börne heran und ließen sich gern und reichlich mit Geld unterstützen. Wehe, wenn es ihnen verweigert wurde! Eine ganze Schar deutscher Klatschblätter stand bereit, die Bosheiten dieser Clique abzudrucken. Und da leider mangels jeder Gelegenheit, ernste Dinge publizistisch zu erörtern, der giftigste Klatsch die willkommenste Nahrung des deutschen Zeitungsleserpublikums bildete, waren die Redaktionen willig, sich von den Leuten, die sich in Paris müßig umhertrieben, allerlei erlogene Dinge über die dortigen interessanten Persönlichkeiten, zu denen Heine zweifellos zählte, berichten zu lassen. Im „Rheinischen Volksblatt", im Wiener „Humorist", im „Frankfurter Conversationsblatte" oder in den Leipziger „Rosen" begegnen unflätige Angriffe auf Heine immer wieder. Solange es seine materiellen Verhältnisse gestatteten, suchte er ihnen zu steuern. Nur in der Not, sich von seinen deutschen Peinigern zu befreien, wendete er sich an Freunde. Man darf es ihm glauben, daß es ungern geschah und ebenso, daß er sich redliche Mühe gab, die erborgten Summen zurückzuzahlen. Er selbst war immer willfährig; wir wissen aus Briefen von Dingelstedt, daß ihm Heine helfend beisprang, und dasselbe glaubte er, von seinen Freunden verlangen zu dürfen. Es ist bedauerlich, daß ihm Hilfe so oft versagt wurde, und noch bedauerlicher, daß er solche Weigerungen zum raschen Anlaß nahm, gegen ehemalige Freunde Angriffsstellungen zu beziehen. Auch das lag in seinem Temperamente, das sich jede Freiheit gestatten zu dürfen glaubte und Gegenmaßregeln nur schwer ertrug. So war Heine ja zeitlebens; schon als Student machte er sich über seine Gefährten gerne lustig und nahm es ihnen krumm, wenn sie dasselbe wagten. Er glaubte immer, jede Forderung erheben und ihre Nichterfüllung mit bitteren Sarkasmen lohnen zu dürfen, die ohne Erwiderung bleiben sollten. Die unglückselige Veranlagung Heines trägt die Hauptschuld an seinen zahlreichen Irrtümern und Verfehlungen; er war ein schwer disziplinierbares Talent, dem man freilich den Charakter nicht absprechen sollte.

Denn die vielen Schattenseiten, die sich gerade in den

Briefen Heines vordrängen, erhalten in den Lichtseiten, deren sie eine Überfülle aufweisen, ihr volles Gegengewicht. Wir lernen aus ihnen zunächst Heines schönste Eigenschaft kennen: seine unbegrenzte Dankbarkeit für empfangene materielle oder ideelle Wohltaten. Wer sich ihm ergeben zeigte, der gewann damit Anspruch auf seine stete Treue. Wie rührend ist schon in dem ersten Briefe an Sethe das warme Eintreten für den armen Levy, wie unbegrenzt die Hingabe an Immermann, in dem er, nur weil er in ihm einen Waffenbruder glaubte, beinahe den größten Dichter seiner Zeit sah, und dem er, wenn man es genau betrachtet, sein verunglücktes Leben verdankte,*) wie warm seine Verehrung für Johann Hermann Detmold, dem gegenüber er für den kleinsten Dienst die größten Worte überschwenglichen Dankes zu finden wußte. Ähnlich gehalten sind die Briefe an Merckel, an Varnhagen, an Lewald, an Laube, an Schloß; sogar den kleinen Lyser bedachte er in einem Briefe mit reichen Lobesworten, nur weil er wußte, daß dieser ihm zugetan war. Von Egoismus oder Undankbarkeit lassen diese Episteln nichts merken; ja, sie offenbaren ein dauerndes Gefühl von Anhänglichkeit, sie zeigen, daß Heine sich selbst nach vielen Jahren immer dankbar erwiesener Wohltaten erinnerte. Eines verlangte er freilich: unbedingte Ergebenheit, unbedingtes Aufgehen. Wenn er leisen Widerspruch vernahm, wurde er maßlos zornig und brach um einer Meinungsverschiedenheit willen leichten Herzens einen jahrelang gepflegten Verkehr ab. Immer wieder zeigte sich die grundlegende Eigenschaft in Heines Wesen: seine Eitelkeit, die nur kritiklose Huldigungen vertrug.

---

*) Die ausgezeichnete Platenbiographie Rudolf Schlössers verweist mit viel Glück darauf, daß Heine in den Streit mit Platen ohne sein Hinzutun hineingezerrt wurde, und daß er anfangs nichts getan hatte, Platen zu reizen. Daß ihn dessen Ausfälle zu maßlosen Erwiderungen reizten, findet auch Schlösser begreiflich. Die Behauptung entbehrt nicht der Wahrscheinlichkeit, daß Heines Dasein anders verlaufen wäre, wenn er Immermann gegen Platen nicht nachdrücklichst zur Seite gestanden wäre.

Ist aber Heines gesteigerte Eitelkeit nicht leicht zu erklären? Als blutjunger Mensch sah er sich allenthalben gefeiert, bewundert und geliebt! Eine Schar bedeutender Menschen stand in Berlin bereit, ihn ohne Einschränkung zu verehren; einem tieferen, gefesteteren Charakter hätten solche Schmeicheleien den geraden Sinn verdrehen können! Und kein Mensch weit und breit, der ihn zur Besinnung gebracht hätte, der ihn vor Überschätzung seiner selbst gewarnt hätte! Nur blinde Anbeter ringsum, die alles lobenswert fanden, was er trieb, die seine jugendlichen Extravaganzen für erlaubte Taten eines göttlichen Genies erklärten. Einmal mag es Rahel versucht haben, Heine den Text zu lesen; sofort schrieb er ihr einen erbitterten Absagebrief, den sie, die Feine, die Durchgeistigte, nicht ernst genommen zu haben scheint. Denn bald darauf stellte sich die Versöhnung ein. Ein andermal kritisierte ihn Varnhagen; auch ihm gab Heine ruhigen Blutes den Abschied. Da man seine Begabung schätzte, war man in dem gastlichen Hause in der Mauerstraße mild und reichte ihm die Hand zur Versöhnung, ließ ihn fortan gewähren, wie er selbst wollte. Kein Widerspruch erhob sich mehr, kein Warner stand auf, der die Folgen solchen unseligen Tuns ausgemalt hätte. So, sich selbst überlassen, mußte Heine ausarten, mußten all die bösen Instinkte, die in ihm schlummerten, zum Durchbruche gelangen. Hätte ein Mensch gebieterischen Einfluß auf Heinrich Heine gewonnen, sein Charakterbild stünde vielleicht reiner vor uns. Ohne Einschränkung ließe sich diese Behauptung wagen, wenn Heine in seiner Jugend die strenge Hand eines ihn auf die rechten Wege leitenden Vaters verspürt hätte. Des Lebens ernstes Führen erlernte er von ihm nicht, sondern vielmehr nur den Hang zu Ausschweifungen, zur Überhebung, zur Selbstgefälligkeit. Daß dieser Vater ihn faszinieren mußte, daß er nur zu willig seine etwas frivolen Lebensanschauungen auf sich einwirken ließ, begreift sich ebenso gut wie die unheilvollen Folgen dieses Einflusses. Heine ist in vieler Hinsicht Erbe der Veranlagung seines Vaters; dessen Renommiersucht, Cavaliertum und Noblesse, die manchmal sogar hart

ans Hochstaplerische streiften, leben in dem Sohne wieder auf; und auch die gänzliche Verständnislosigkeit in Geldsachen, die ja auch anderen Dichtern, wie Justinus Kerner eigen war, bei dem sie freilich völlig naiv anmutet, und nicht zuletzt die fast raufboldmäßige Freude an Händeln mit der Feder und selbst mit dem Schläger oder Degen gingen als nicht sehr willkommenes Erbe auf den Sohn über. Die divergierendsten Komponenten wirkten zusammen, um die Resultierende zu ergeben, die sich aus der Betrachtung aller Schriften und Briefe Heines gewinnen läßt.

Ein Biograph Heines wird sie einmal alle weitläufig erörtern müssen; hier konnten sie bloß angedeutet werden, um den Lesern der Briefe zu zeigen, daß mancher Mißgriff im Leben Heines durch Zeit, Umstände, Veranlagung seine psychologische Erklärung finden könne. Es braucht nichts verhüllt, nichts beschönigt zu werden, was Heine tat, aber alle seine Exaltationen müssen im Zusammenhange mit seiner ganzen Entwicklung angesehen werden. Wäre er vom Schicksal in eine andere Umgebung und in eine andere Zeit gestellt worden, wäre er, der Weltunerfahrene, im Leben und Dichten immer Naivgebliebene — und eines hängt mit dem anderen enge zusammen — von Jugend an verständnisvoll geführt worden, wären seine Launen und Leidenschaften durch seinen Vater, durch die Schwester, durch eine Geliebte, durch kritische und nicht blind bewundernde Freunde geläutert worden — der Lebensweg Heines wäre geradliniger verlaufen, hätte manchen Irr- und Zickzackgang niemals durchmessen. Ihm gebrach eines vielleicht am meisten: Wohlwollen, das sich weder in unbedingte Liebe noch in unbedingten Haß verlor. Das edle Gleichmaß, das Heines Charakter fehlte, hätte seiner Umgebung eignen müssen; denn Heine blieb leider bei dem stehen, was die bloße Natur aus ihm machte. Er besaß nicht die Fähigkeit, die Schritte, die jene mit ihm antizipierte, durch Vernunft wieder rückwärts zu tun, das Werk der Not in ein Werk seiner freien Wahl umzuschaffen und die physische Notwendigkeit zu einer

moralischen zu erheben. (Schiller, Über die ästhetische Erziehung des Menschen; dritter Brief.)

III.

Da Heinrich Heines Briefe nicht immer bei der Erörterung rein künstlerischer Gegenstände verharren, da sie sich oft in Regionen verlieren, die fernab vom Bereich der Poesie liegen, da sie Verlags- und Geschäftssorgen breit erörtern, gerne ins rein Polemische abirren, kann vielleicht die Meinung aufkommen, ihr vollständiger Abdruck gefährde das Ansehen des Dichters mehr als es dieses fördere. Diese Gefahr scheint weit größer als sie es wirklich ist. Denn gerade der möglichst weite Einblick in alle Lebensnöte unseres Dichters vermag es, ihn uns menschlich sehr nahe zu bringen, manches Hinwegsetzen über Gebote der Ethik und Konvenienz zu motivieren, viele hart befehdete Verfehlungen, die nicht moralischer Depraviertheit, sondern weit eher törichter Unüberlegtheit entsprangen, als begreiflich, wenn nicht gar als verzeihlich zu erweisen. Wer es beklagt, daß die ermüdende Ausspinnung von Honorarangelegenheiten das Interesse abstumpfen müsse, der übersieht, daß gerade der Kampf um die vitalsten Existenzmittel mit einem so robusten Gegner, wie es Julius Campe war, Heines Reizbarkeit, die sich dann zu wilden Ausschreitungen verstieg, nachdrücklichst erhöhte. Auch in Briefen Hebbels an Campe begegnet immer wieder das Markten und Feilschen um halbwegs entsprechende Bezahlung seiner dichterischen Produktion und — ebenso wie bei Heine — das Drängen nach der Veranstaltung einer Gesamtausgabe der Werke. Beiden Dichtern erwies sich Campe in diesen Dingen als wenig willfährig; ihre jahrelangen Bemühungen, durch die Vorlage aller ihrer Schriften mächtig und eindrucksvoll zu ihrem Volke zu reden, scheiterten an der Geschäftsbedächtigkeit des zähen Verlegers. Was Goethe bei Lebzeiten dreimal glückte, gelang Hebbel und Heine, die vollen Anspruch darauf hatten, nicht, und erst nach ihrem Tode erlangten die Gesamtausgaben ihrer Schriften Eingang beim deutschen Publikum. So breit aus-

gesponnen auch die sich durch viele Jahre hinschleppende Diskussion mit Campe über die beiden Themen der Honorierung und der Veranstaltung der Gesamtausgabe ist, sie mußte in all ihren Phasen und Details wiedergegeben werden, wenn Verständnis für Heines schwierigen Existenzkampf geweckt werden sollte. Daß er bei seinen Geldforderungen nicht schüchtern auftrat, wie etwa Schiller, der z. B. am 15. Dezember 1785 Göschen fast demütig um Vorschuß bat, erklärt sich einerseits aus Heines Selbstbewußtsein, das in dem Empfang von Honorar kein Geschenk, sondern den bitter verdienten Lohn für geleistete Arbeit sah, und andrerseits aus den veränderten Zeitumständen, die die Autoren freier und stolzer gemacht hatten, und die sie nicht mehr als Hörige der Verleger auftreten ließen. Das war ja eine Errungenschaft des 19. Jahrhunderts, die Heine mitbefördert hatte, daß die Schriftsteller die Wichtigkeit ihres Schaffens besser erkannten, daß sie sich den Verlegern nicht mehr mit gebundenen Händen überlieferten — wie es noch der junge Heine hatte tun müssen — sondern die ihnen gebührenden Gewinnanteile forderten. Wenn solche Forderungen in Briefen Heines immer wiederkehren, so war er weniger schuld daran als Campe, der gerne Versuche machte, die geforderten Summen zu verringern. An Heine lag es nicht, daß er sich mit Campe oft monatelang wegen der Bezahlung für ein Buch auseinandersetzen mußte. „Wäre ich ein reicher Mann, ich würde Ihnen bey jedem Brief eine Gratifikazion noch zugeben, damit ich nur keine Schreibereyen nöthig habe", schrieb er einmal (8. März 1840). Leider befand sich Heine nicht in so glücklichen Umständen, und so mußte er für sein Recht kämpfen.

Wie dies geschah, muß ebenso in vollster Treue vorgeführt werden, wie alles andere aus dem Leben unseres kampffrohen Dichters, soweit es in seinen Briefen zur Sprache kommt. Seine Beziehungen, seine Zu- und Abneigungen sollten, so weit all das aus den Briefen zu ersehen ist, ohne größere Lücken erschlossen werden. Vollständigkeit in der Mitteilung der Briefe wurde angestrebt; sie konnte leider

nicht durchaus erreicht werden. Zunächst deshalb, weil viele Briefe Heines vernichtet sind, u. a. alle an Carl Heine gerichteten, von denen sich nach Mitteilungen von Nachkommen des Pariser Zweiges der Familie — der Fürstin Alice von Monaco, der Duchesse de Camastra, der Princesse d'Estradère-Mesagne, der Frau Michel Heine — auch nicht einer erhalten hat. Daß viele Briefe an Gustav Heine heute noch nicht veröffentlicht werden dürfen, wurde schon erwähnt. Auch die Korrespondenz mit Thiers, die bereits gesichert ist, darf laut testamentarischer Verfügung erst 1916 an die Öffentlichkeit treten. Briefe an Guizot befinden sich — nach unbezweifelbarer Mitteilung von dessen Schwiegersohn und Erben François de Witt-Guizot — nicht unter den Papieren des ehemaligen Ministers. Wir müssen uns also auf die Kenntnis der von Legras ermittelten beschränken und auf andere, die etwa seit 1835 abgesandt worden sein könnten, verzichten. Von den Briefen an Mitglieder des Hauses Rothschild darf wenigstens einer publiziert werden. Gewiß nur ein Bruchteil dieser anregenden Korrespondenz, aber ein sehr aufschlußreicher. Seltsam ist, daß sich kein Brief an Emil Pereire erhalten hat. In dem von Legras mitgeteilten Brief an Michel Chevalier (vom 24. Februar 1855, Legras, S. 416) bittet Heine den Adressaten, Pereire zu fragen, ob er seinen „ersten Brief" empfangen habe. Auffallenderweise befindet sich ein solcher nicht im Besitz des Hauses Pereire, dessen Archiv Alfred Pereire, der Besitzer der gesamten auf den Saint-Simonismus bezüglichen Handschriften, sorgsam verwahrt und verwaltet. Man braucht nicht zu befürchten, daß bedeutungsvolle Schriftstücke von Heine an Pereire gingen. Alles Nötige wird zwischen ihnen zur Zeit der Versammlungen in der salle Taitbout mündlich vereinbart worden sein, und was uns verloren ging, könnten aus den 30er und 40er Jahren nur bedeutungslose Einladungsbilletts u. dgl. gewesen sein. Bedauerlich bleibt der Verlust der Briefe aus den 50er Jahren, als Heine kaum mehr oft persönlich mit Pereire zusammengetroffen sein wird. Ob damals übrigens ein reger brieflicher Verkehr bestand, kann man

bezweifeln. Im allgemeinen muß man ja überhaupt sagen, daß Briefe Heines an Pariser Persönlichkeiten nicht viel Bedeutungsvolles enthalten können; alles Wichtige wurde wohl mündlich verhandelt, und so beschränken sich unsere Verluste wohl nur auf gleichgültigere Schriftstücke.

Bemerkenswert scheint mir die Unauffindbarkeit zweier Briefe, deren Eruierung, trotz der größten darauf verwandten Mühe, nicht gelingen wollte. Es sind solche, die einmal im Autographenhandel waren, und die nach Amerika gingen, von wo aus sich eine Fruktifizierung einstweilen als unmöglich erweist. Während von den deutschen Autographenhändlern in der Regel die aufschlußreichsten Auskünfte über die Käufer einzelner Briefe zu erlangen waren, war dies bei zwei Newyorkern, trotz wiederholten schriftlichen und sehr energischen mündlichen Interventionen, vergeblich. Der eine dieser (von J. Baer u. Comp., in Frankfurt a. Main) nach Amerika verkauften Briefe war an den Marquis de Custine gerichtet, von einem zweiten ließ sich nicht einmal der Adressat in Erfahrung bringen. An wen ein an den Schauspieler Boccage gerichteter Brief verkauft wurde, vermag ich nicht zu sagen, von seinem Inhalte nicht mehr anzugeben, als was ein Auktionskatalog der Versteigerung Alexander Cohn vom 27. Februar 1890 mitzuteilen wußte:

„Mon cher Buridan de la Tour de Nesle. Vous aviez bien raison lorsque vous disiez: Ah, ce sont de grandes dames. Ces dames se permettent tout et quand elles ont assez de nous elles disent à leurs sicair de nous jeter à la Seine .... Seulement je ne suis pas l'homme qui se laisse facilement jeter dans la Seine." — — Er wünscht seinen Rat, um eine alte Arbeit über die Pariser Theater für die französische Ausgabe seiner Werke zu vervollständigen.

Daß sich dieser Brief nicht seinem vollen Wortlaute nach mitteilen läßt, ist nicht minder beklagenswert als der Verlust der „alten Arbeit", die Heine der französischen Ausgabe der Werke einverleiben wollte, und die wohl in einer Übersetzung eines Stückes von Heinrich von Kleist bestand, wie ein im

II. Bd. dieser Ausgabe mitgeteilter Brief an denselben Adressaten lehrt.

Auch einige andere, einmal im Autographenhandel gewesene Briefe Heines blieben mir unzugänglich, und ich muß mich darauf beschränken, an dieser Stelle über ihren Inhalt das mitzuteilen, was die Kataloge von Versteigerungen in mehr oder weniger ausführlichen Anzeigen zu melden wußten. Die Versicherung vermag ich zu geben, daß ich mich keine Mühe verdrießen ließ, um die Briefe ihrem vollen Wortlaut nach dieser Ausgabe einverleiben zu können. Leider konnten aber einige Besitzer Heinescher Handschriften nicht bewogen werden, die Publikation zu gestatten. So bedauerlich dies für den Herausgeber dieser Ausgabe ist, so wenig groß kann der Verlust, den die Leser erleiden, angeschlagen werden. Unter den Briefen, die einstweilen als nicht publizierbar gelten müssen, befinden sich nämlich keine, die als sehr bedeutungsvoll anzusprechen wären. Die Auszüge, die dargeboten werden können, vermögen diese Ansicht zu erhärten. Es fehlen dieser Ausgabe folgende Briefe:

1. An C. G. Th. Winkler vom 27. Oktober 1821, worin Heine den Herausgeber der „Abendzeitung“ bittet, in dem Sonett „Im nächtigen Traum“ (Werke ed. Elster I, 16) eine Änderung vorzunehmen. Das Gedicht erschien indessen bereits an dem Tage der Absendung des Schreibens in dem Dresdener Blatte mit der um einen Versfuß überladenen Zeile: „Ich beugte mich und sprach im Hofton: Sind Sie Braut?“ (in derselben Fassung auch in den „Gedichten“ bei Maurer). Heines Schreiben an Winkler schließt mit dem Satze: „Ew. Wohlgeboren fühlen gewiß selbst, wie sehr einem so ein verwünschter Überfluß drückend auf der Seele liegen kann.“

2. An Moses Moser. Datiert: Lüneburg, 28. Juny 1823. Der Brief findet seinen Platz zwischen den Briefen an Moser vom 24. Juni und 11. Juli. Anfang: „Lieber Moser. Deinen Brief vom 24. Juny habe ich gestern Abend erhalten. Ich schrieb heute an Zunz etc.“ Erwähnt Gans, Varnhagen von Ense, seinen Onkel Salomon etc.

3. Brief an Loeve-Weimar. Paris, ohne Datum. Darin: „Ich bin im Begriff, aufs Land zu gehen, wo mich eine schöne kranke Person erwartet.

4. An Campe aus Boulogne s/mer d. 8. Sept. 1833. Über die Drucklegung der 2. Auflage der Reisebilder, in der er das Wort Floh, das in der 1. Ausgabe unterdrückt worden, an mehreren Stellen wieder anstatt des Gedankenstriches setzen will. „. . . Ich habe mich nemlich . . durch Merkels Prüderie verleiten lassen . . .“

Weiterhin erwähnt er den Verlust seiner Manuskripte, die kurz vorher im Hause seiner Mutter in Hamburg verbrannt waren (darunter befand sich der größte Teil des Rabbi von Bacharach). „. . . Es ist mir mit meinen Mspten ein mechant Malheur passirt . . .“

5. An die Prinzessin Belgiojoso, Paris, „la plus belle, la plus bonne, la plus admirable personne que j'ai rencontrée sur cette terre.“ (Paris, 26. Juni 1834.)

6. An die princesse de Belgiojoso. Il lui envoie un portrait qu'on vient de publier. „. . . dans mon émotion j'ai tout de de suite pensé à vous, Madame. C'est sans doute parce que l'été passé j'ai fait la grande découverte que vous avez une âme . . .“ (Paris, 30. März 1835.)

7. und 8. Zwei Briefe an Meyerbeer.

Paris, 26 février 1842.

Jolie lettre ou il lui demande des places pour une représentation des Huguenots; il pense que la présence de Meyerbeer à Paris le fera réussir en cette occasion; il ne veut cependant pas exploiter le maestro.

Paris, 5. Nov. 1843.

„Die hübsche Norwegerin hatte ich das Vergnügen, kurz vor ihrer Abreise bey mir zu sehen. Doch befand ich mich eben in so traurigem Zustande, daß ich nur wenige Minuten ihren holdseligen Besuch genießen konnte.“ usw.

9. Ein Brief an Dr. Johann Georg Kastner (Paris, 16. Oktober 1843) französisch geschrieben. Es handelt sich freilich nur um ein kurzes Billett; aber dieses könnte vielleicht aufschlußreich sein, da Kastner, der damals außer für deutsche

Musikzeitungen („Iris" von Rellstab, „Leipziger musikalische Zeitung", „Neue Zeitschrift für Musik") auch für die „Gazette musicale de Paris", den „Ménestrel", die „Revue étrangère" schrieb, in die Beziehungen zwischen Heine und Meyerbeer Einblick hatte und das unzugängliche Briefchen vielleicht in irgend einer Hinsicht dieses Verhältnis beleuchten könnte.

10. Ein mit Bleistift geschriebener Brief; das Datum von fremder Hand. Paris, d. 6. August 1854.

Der Brief bezieht sich auf Heines satirisches Gedicht gegen Richard Wagner mit dem Titel: Jung-Katerverein für Poesie-Musik. Er ändert den Titel, der früher Jungkaters Poesie-Musik lautete, dichtet einige Strophen um und wünscht, daß die entsprechenden Korrekturen noch im Druck berücksichtigt würden. — Diese Angaben eines Auktionskatalogs von C. G. Börner in Leipzig werden ergänzt durch die des „Beschreibenden Verzeichnisses der Autographen-Sammlung Fritz Donebauer in Prag, II. Ausgabe, Prag 1900", wonach der Brief eigenhändig mit Bleistift geschrieben und an Campe gerichtet war. Heine bestätigt darin den Empfang des 12. und 13. Bogens seiner Gedichte und sendet gleichzeitig die Korrekturbogen zurück. Das Schreiben fährt dann fort: „... Im selben Gedichte, S. 192, soll die dritte Strophe durch folgende Verse verbessert werden:

„Das war ein Tauchu-Wauchu, als ob
In der Arche Noä anfiengen
Sämmtliche Thiere unisono
Die Sündfluth zu besingen."

In demselben Gedichte, Bogen 13 Seite 193, sollen in der letzten Strophe die zwei Schlußverse jetzt wie folgt gedruckt werden:

„Die Lise lächelt verklärt und spricht:
O Liszt! Du himmlischer Kater!" ...

Der Brief schloß: „Freundschaftlich und heiter grüßt Heinrich Heine." Hiezu ein eigenhändig geschriebenes Couvert

„Messieurs Hoffmann et Campe, libraires Hamburg (Allemagne du Nord.)"

Nichts angeben kann ich über den Inhalt folgender Briefe:

11. An Venedey, vom 24. April 1835.

12. Brief aus Paris vom 13. April 1837; die Anrede ist ausgeschnitten.

13. Brief ohne Ort und Datum. Nur die Unterschrift ist eigenhändig. (1. Seite.)

Die angeführten Briefe hätten, soweit die Inhaltsangaben nach den Autographenkatalogen, die nicht durchwegs gewissenhaft sind, darüber unterrichten, wenig neue Einblicke in Heines Leben und Wirken gewährt; dennoch ist es bedauerlich, daß sie dieser Ausgabe nicht eingefügt werden konnten. Dieses Gefühl schwindet bei anderen Briefen, die sich als unauffindbar erwiesen, vollends, da es von ihnen keineswegs sicher feststeht, ob sie wirklich jemals geschrieben wurden. Die Fürstin della Rocca erwähnt in ihren „Skizzen über Heinrich Heine" und ihren „Erinnerungen an Heinrich Heine" einige Briefe an die Mutter, die Schwester, den Neffen Ludwig; es ist nicht unmöglich, daß sie einmal existierten, zuverlässig sind jedoch diese Angaben keinesfalls.*) Ungeschrieben oder nur mißverstanden dürfte ein Brief sein, den Lewald in seiner „Europa" (1842, III. Band, S. 189) erwähnte und rechtfertigen zu müssen glaubte. In diesem Schreiben habe Heine einen Jugendfreund gebeten, ihm beim Herzog von Braunschweig eine Anstellung, einen Titel oder einen Orden zu

*) Dagegen könnte ein von ihr mitgeteilter Satz, der in Salomon Heines Album geschrieben worden sein soll, Heine zugetraut werden. Er lautet nach della Rocca, „Erinnerungen an Heinrich Heine", Seite 114: „Lieber Onkel, geben Sie mir 100000 Mark und vergessen Sie auf ewig Ihren Sie liebenden Neffen Heinrich Heine." Der Vorname „Heinrich" — in Briefen an die Familie unterzeichnete Heine meistens „Harry" — könnte freilich mißtrauisch machen. — Ich erwähne an dieser Stelle, daß ich prosaische Stammbuchblätter als briefliche Äußerungen auffasse, ebenso wie versifizierte mit Recht immer den Sammlungen der Gedichte Heines einverleibt wurden.

verschaffen. Dieser Freund kann nur Johannes Wit, genannt von Dörring, gewesen sein; Heines Brief ist in dieser Ausgabe enthalten (23. Januar 1828); das darin ausgesprochene Verlangen nach einem Orden ist natürlich nur als Ironie anzusehen. Daß Heine einen ernsthaft aufzufassenden Bittbrief um einen Orden geschrieben hätte, darf keinesfalls angenommen werden.

Ein paar Briefe, auf die erhaltene hinweisen, sind zweifellos später verloren gegangen, z. B. alle an den Vater (vgl. u. a. den Brief an Lottchen vom 31. Juli 1825), an Gustav Heine (vgl. Brief an Lottchen vom 9. Januar 1824), ein Einladungsschreiben an Professor Fichte, geschrieben im Herbste 1851 (vgl. Westermanns Monatshefte V, 261), ein Brief an Eduard Grenier (vgl. Magazin für die Literatur des In- und Auslandes, 61. Jahrgang, S. 847; der Brief stammt aus den fünfziger Jahren. Heine mahnte Grenier darin in verletzender Form an sein Versprechen, ihm die Übersetzungen seiner Lieder zu bringen) u. a.

Alle diesen Verlusten, dauernden und hoffentlich nur zeitweiligen, gegenüber stehen die vielen Briefe, die dieser Ausgabe zum ersten Male zugute kommen. Auf einige wurde bereits verwiesen: auf die an Campe, die — bis auf zwei — in lückenloser Vollständigkeit vorliegen, an Cotta, von denen einige wertvolle Stücke bisher unbekannt waren, alle anderen vollständig dargeboten werden können, an die Familie, wobei außer der Ergänzung aller bisher verstümmelt gedruckt gewesenen Briefe auch einige wichtige der ersten Veröffentlichung zugeführt werden, an die Mouche, die bisher überhaupt nicht ihrem Wortlaute nach bekannt waren, und deren chronologische Reihenfolge nunmehr feststeht. Zu dieser Hauptmasse von Empfängern Heinescher Briefe gesellen sich viele, die nur gelegentlich bedacht wurden: Balzac, Quinet, die Baronin Rothschild, Kolb, Hundeshagen, Lyser, Dubochet usw. usw. Auf einen Brief, der schon im ersten Bande zum Abdrucke gelangt, möchte ich besonders verweisen: er ist an Hartwig Hesse gerichtet, einen bekannten Hamburger Philantropen, der viele Dichter und Gelehrte seiner Zeit

gerne unterstützte,*) und an den sich Heine vor seiner Abreise nach Paris mit der Bitte um Reisegeld wandte. Sein nachdrückliches Bekenntnis zum Saint-Simonismus, das er in diesem Briefe ausspricht, zeigt, wie rege er sich — wohl unter Rahel Varnhagens Einfluß — schon in Deutschland mit dieser neuen Lehre beschäftigte. —

Es liegt nicht in meiner Absicht, die langwierige Geschichte meiner Beschäftigung mit den Briefen Heines hier ausführlich darzulegen, all die zahllosen Bemühungen zu schildern, deren es bedurfte, um die Masse der Handschriften aufzu-

---

*) Ich möchte zur Charakteristik Hesses, und damit Heines Brief besser gewürdigt werde, ein zweites an diesen gerichtetes ungedrucktes Schreiben an dieser Stelle mitteilen. Es stammt von dem bekannten Astronomen Schuhmacher (1780—1850) und lautet:

Altona 1842, Mai 2.

Mein verehrter Herr Hesse,

Bei den vielen Unterstützungen, die Sie Hülfsbedürftigen geben, scheue ich mich fast, Sie mit einer Bitte zu belästigen, aber der Ueberbringer dieses Briefes ist so hülfsbedürftig und fleißig, daß ich es wage, eine Ausnahme zu machen; Wollen Sie seinen Bogen mit einer Unterschrift beehren, so geben Sie ihm dadurch auch bei Andern die beste Einführung.

Ich will Ihnen auch ganz offen gestehen, daß ich den jungen Mann gern leiden mag, weil er — fast einen halben Kopf kleiner ist als ich; Ich habe zu selten das Vergnügen, auf einen andern hinabsehen zu können, um nicht, wenn ein solcher Fall einmal eintritt, die Freude rein zu genießen, und dem, der sie mir macht, mein Wohlwollen zuzuwenden. Entschuldigen Sie also, wenn ich vielleicht in meinem Wohlwollen etwas zu weit gegangen bin.

Mit ausgezeichneter Hochachtung
gehorsamst
Schuhmacher.

Adresse:
Sr. Wohlgeboren
Herrn Hartwig Hesse
Hamburg
Esplanade No. 37 Wallseite.

[von Hesses Hand: 2 Frd'or]

treiben, die helfen sollten, die gesicherten Texte der bekannten Briefe festzustellen und neue vorzulegen. Hans von Müller konnte in seiner mustergültigen Ausgabe der Briefe E. Th. A. Hoffmanns (Berlin 1912, Gebrüder Paetel) mit berechtigtem Stolze darauf hinweisen, nach Überwindung welcher Mühseligkeiten es ihm gelungen sei, Hoffmanns Briefe in annähernder Vollständigkeit gesammelt herauszugeben. Sein Leidensweg war vielleicht kleiner als der, den ich gehen mußte. Bei der ungeheuren Verzettelung des Materials, das in den Händen von mehr als 100 Besitzern ist, die ich feststellen konnte — daß es alle wären, möchte ich bezweifeln — war es ein wirklich großes Stück Arbeit, überall den erbetenen Zutritt zu erhalten. Viele Spuren, die erfolgreich schienen, führten zu keinem Ziele. Um z. B. der an Lewald gerichteten Briefe habhaft zu werden, mußte ich eine Reihe von Reisen unternehmen, eine umfängliche Korrespondenz führen, alles ohne irgend ein Ergebnis. Ebenso erfolglos blieb die Suche nach Strodtmanns Nachlasse, der die im „Orion" zuerst publizierten Briefe enthalten haben muß. Völlig fehl schlugen Versuche, neue Briefe an Jugendfreunde, namentlich aus dem Jahre 1817, ausfindig zu machen. Es gelang allerdings, eine Reihe von Nachkommen der Pelman, Waldeck, Funcke usw. zu eruieren, ohne daß diese hätten angeben können, ob jemals Briefe Heines in dem Besitz ihrer Vorfahren gewesen oder wohin diese geraten seien. Nur Frau Oberappellationsgerichts-Präsident Pelman in Cöln wußte sich zu erinnern, daß ein Exemplar des „Buchs der Lieder" mit eigenhändiger Widmung Heines im Besitze ihres Schwiegervaters gewesen sei, das aber bei der Teilung des Erbes nicht ihr zugesprochen worden und seither verschwunden sei. Es muß wohl ebenso als unauffindbar gelten wie viele Briefe Heines an den Grafen Eugen Breza — ein einziger hat sich erhalten, den die Varnhagensammlung der Kgl. Bibliothek in Berlin bewahrt — denen auf die Spur zu kommen, mein eifrigstes Bemühen war. Leider blieben die Nachforschungen, bei denen mich der Vizepräsident des österreichischen Abgeordnetenhauses, Engelbert Pernerstorfer, sowie der

Vormund minderjähriger Grafen Breza, Herr Johann Freiherr von Götz, wirksamst unterstützten, gänzlich ergebnislos. Kein Angehöriger des gräflichen Hauses Breza in Rußland, Posen und Galizien besitzt Briefe aus der Hinterlassenschaft des Freundes Heines.

Wie sorgsam ich bemüht war, jeder erfolgverheißenden Nachricht über Heinesche Briefe nachzugehen, mag ein bemerkenswerter Fall lehren. Strodtmann erwähnt in den „Neuen Monatsheften für Dichtkunst und Kritik" (1877, Bd. V, S. 328), daß sich in dem Besitz eines Herrn Christian Sternberg in Trier ein Brief Heines befand, der den Vierzeiler enthielt:

„Stehst du in vertrautem Umgang mit Damen,
Schweig Freundchen! still, und nenne nie Namen:
Um ihretwillen, wenn sie fein sind,
Um deinetwillen, wenn sie gemein sind."

Dieses Gedichtchen haben alle Herausgeber der Werke Heines unbedenklich dem Dichter zugeschrieben. Ich gestehe, daß es mir immer unheinisch vorkam. Der lehrhafte Ton, die Rhythmisierung, die etwas ungelenke Sprache und der Reim „fein sind—gemein sind", den man Heine zutrauen könnte,*) wenn er nicht am Schlusse dieses Epigramms stünde, ließen mir das Gedicht bedenklich erscheinen. Nun war schon Oskar Blumenthal bei der Einsendung des Strodtmannschen Aufsatzes aufgefallen, daß ein zweites Gedicht, das aus dem Besitz dieses Herrn Christian Sternberg stammte, und das von Heine herrühren sollte, ein Epigramm — Logaus war,

---

*) Vgl. u. a. die Gedichte „Der Wanzerich" (Elster II, 81) mit den Reimworten „schliff er — pfiff er"; „Die Nacht auf dem Drachenfels" (Elster II, 64) „durchwacht' ich — bracht' ich" usw. Am Schlusse eines Gedichtes wendet Heine gespaltene Reime (wie wir sie mit Wilhelm Grimm am besten nennen können) niemals als Reimpaare an. Sie finden sich als 2. und 4. Verszeile in Schlußstrophen (vgl. u. a. Elster I, 207, 225, 236) ebenso in der letzten Strophe des Kaput III des „Wintermärchens" usw. Wenn sich gespaltene Reime in Schlußstrophen Heinescher Dichtungen als Reim-

daß also Strodtmann von dem Einsender — es war nicht Sternberg selbst — mystifiziert werden sollte. Da mir der Brief, in dem das Heinesche Gedicht enthalten sein sollte, interessant scheinen mußte, wollte ich Herrn Christian Sternberg in Trier eruieren und wendete mich an die dortige Polizei mit der Bitte um Auskunft, ob Sternberg vielleicht noch lebe oder ob er, falls er bereits gestorben sei, Nachkommen hinterlassen habe. Ich erhielt den überraschenden Bescheid, daß ein Christian Sternberg nie in Trier wohnhaft gewesen sei. Ich wendete mich hierauf an den Herrn Oberbürgermeister von Trier und bekam die dezidierte Nachricht, daß sich nur ein Dr. Christoph Peter Sternberg in den 60er Jahren in Trier aufgehalten habe, der aber nach Köln verzogen sei, wo er in den 60er Jahren starb. Ein Neffe Christoph Sternbergs, Malermeister Jakob Sternberg, lebe noch in Trier. Dieser, der einzige Erbe Christoph Sternbergs, besitzt keine Zeile von Heines Hand. Der Verdacht liegt sehr nahe, daß sich jemand mit Strodtmann einen unziemlichen Scherz erlaubt habe und das früher zitierte, im Besitz von Sternberg — der keinesfalls Christian hieß — gewesene Gedicht nicht von Heine herrühre und wohl auch in keinem Briefe enthalten gewesen sei. Dieser Verdacht wird noch dadurch bestärkt, daß in Cöln angestellte Ermittelungen über eine Hinterlassenschaft Sternbergs das überraschende Resultat ergaben, daß Christoph Sternberg bereits 1864 starb. Wenn demnach Strodtmann 1877 aus Sternbergs Besitz der mitgeteilte Vierzeiler übermittelt wurde, so ist einleuchtend, daß jemand, der wußte, Sternberg sei bereits gestorben, dessen Namen für eine falsche Mitteilung mißbrauchte. Ob

paare vorfinden, so begegnet man ihnen nur in dritt- und vorletzten Zeilen, denen eine Abschlußzeile folgt (vgl. Elster I, 294, 303). Daran zu glauben, daß Heine in diesem handschriftlich nicht bezeugten Epigramm eine Ausnahme in der Reimverwendung gemacht hätte, fällt schwer. — Die Nebeneinanderstellung der beiden hochtonigen Silben „nie Nāmĕn" (Zeile 2) widerspricht dem von Heine statuierten Prinzip des Zeitmaßes, eine Übertretung, die er sich niemals gestattete.

das Gedicht künftig Heine zuzuschreiben sein wird, muß wenigstens sehr zweifelhaft erscheinen.

Die Schilderung dieser einen Nachforschung sollte nur zeigen, daß der Herausgeber dieser Briefsammlung redlich bestrebt war, alles in Betracht kommende Material seinen Zwecken dienstbar zu machen. Eine große Anzahl von Besitzern Heinescher Handschriften, denen er zu wärmstem Danke verpflichtet ist, gewährte bereitwilligst Einblick in ihre Schätze und ermöglichte durch dieses Entgegenkommen die korrekte Textgestaltung. Jedem einzelnen von ihnen gesonderte Worte des Dankes zu sagen, ist kaum möglich. Sie haben sich alle große Verdienste um diese Ausgabe erworben und mögen sich gütigst mit einer summarischen Anführung begnügen. Dabei muß nur noch erwähnt werden, daß eine Reihe von Damen und Herren sich die Nennung ihrer Namen verbat, ein Wunsch, den ich respektieren muß.

Als wirksame Förderer dieser Ausgabe kann ich dankbar nennen in

Altona: Herrn Oskar Ulex.

Berlin: die Damen Rose Berend und Hanni Wynand, geb. Simons, die Herren Geheimrat Professor Dr. Ludwig Geiger, Karl Ernst Henrici, Verleger Felix Lehmannn, Geheimen Oberfinanzrat Dr. Lewald, Professor Dr. Martin Mendelsohn, Dr. Max Morris, Max Perl und I. A. Stargard.

Breslau: Herrn Geheimrat Toebe.

Cöln a. Rh.: das Museum Hoyer.

Dresden: die Herren Professor Hermann Scholtz und Dr. Schobloch.

Düsseldorf: Frau Oberlandesgerichtsrat Anna Lenzberg, die Herren Adolf Hendrix, Oberlandesgerichtsrat Emil Landau und Bankier Carl W. Simons.

Frankfurt a. M.: Fräulein Marie Pfungst, die Herren Josef Baer, Paul Hirsch und Louis Koch (Besitzer der kostbarsten Sammlung Heinescher Handschriften) und Geheimen Justizrat Ostwalt.

Göttingen: Herrn Professor Dr. Kurt Sethe.

Hamburg: Die Herren Hermann Kiewy, Adolf Meyerdiercks, Kunsthändler Wechsler.
Kiel: Herrn geheimen Oberregierungsrat Haas (†) und Professor Dr. Eugen Wolff.
Leipzig: Herrn Gustav Nebehay.
London: Herrn Rechtsanwalt E. N. Adler.
Miesbach (Oberbayern): Herrn Leutnant a. D. v. Stachelhausen.
München: Die Herren Adolf Fromm und Felix Sobotka.
Paris: Die Herren Alfred Pereire, Baron Henry de Rothschild, Seine Exzellenz Minister George Saint-René Taillandier.
Stuttgart: Verlag J. G. Cotta's Nachfolger (Herr Kommerzienrat Kröner und Herr Dr. Gottfried Bölsing.)
Wien: Die Herren Rudolf Kahler und Stefan Kantor.
Wiesbaden: Frau Geheimrat Anna Pattberg.

Alle Handschriften, die in öffentlichen Bibliotheken aufbewahrt sind, wurden dem Herausgeber in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt, und er dankt hierfür:

Der königlichen Bibliothek in Berlin, der Literatur-Archiv-Gesellschaft in Berlin (Professor Dr. Heinrich Meisner und Professor Dr. Richard M. Meyer) der Direktion des Goethe-Schiller-Archivs (Herrn Geheimrat W. von Öttingen und Herrn Professor Dr. Julius Wahle), der Hof- und Staatsbibliothek in München (Herrn Oberbibliothekar Dr. Erich Petzet), der königlichen Universitätsbibliothek in Amsterdam, den Stadtbibliotheken in Frankfurt a. Main (Herrn Geheimen Konsistorialrat Ebrard) und Hamburg; den Universitätsbibliotheken in Bern, Bonn, Jena und Leipzig, dem Schillermuseum in Marbach, der Bibliothèque Nationale in Paris, der Universitätsbibliothek in Paris (Mrs. Chateleine und Edmond Lévy), dem British Museum in London.

Einer großen Anzahl von Damen und Herren ist der Herausgeber für viele wichtige Auskünfte und Nachweise sehr dankbar; sie alle hier zu erwähnen, wäre schon aus Raumrücksichten kaum möglich. Nur einige meiner liebens-

würdigen Helfer seien namentlich angeführt. In Berlin die Herren Siegfried Weinberg und Dr. Paul Körner, der mich auf viele Seltenheiten seiner reichen Heinesammlung bereitwilligst aufmerksam machte, in Cannstadt Herr M. d. R. Wilhelm Blos, in Cöln Herr Justizrat Heilbronn, nimmermüde in bereitwilligster Auskunfterteilung, in Dresden Herr Professor Dr. Rudolf Goehler, in Düsseldorf Herr Direktor der Landes- und Stadtbibliothek Dr. Constantin Nörrenberg, in Hamburg meine lieben Freunde Dr. Paul Joseph und Fräulein Olga Joseph, die stets hilfsbereit waren, die Herren Rechtsanwalt Dr. Paul Oppenheimer und Dr. Eduard Beith, dem diese Ausgabe auch das an die Spitze des 2. Bandes gestellte Bildnis Heines verdankt. In Leipzig Professor Dr. Georg Witkowski und Herr Buchhändler Friedrich Meyer, in London Herr Gustav Graf Sizzo-Noris, in St. Petersburg Herr Botschaftsrat von Lucius, in München Herr Emil Hirsch, in Weimar Herr Professor Dr. Hans Devrient, in Paris Mr. Rebelliau vom Institut de la France, Dr. Otto Ebstein, in Wien Frau Ottilie Franzos und Herr Rudolf Bryk.

Warmen Dank schulde ich auch Ernst Elster, der lebhaftes Interesse an dieser Ausgabe bekundete und mir manchen wertvollen Wink gab, vor allem aber dem Mitgliede der französischen Akademie, S. Reinach, der voll teilnehmendsten Interesses mir in Paris und einigen anderen Städten Frankreichs viele Wege ebnete und manche Türe öffnete.

*

Die Anordnung der Briefe ist chronologisch. Sie wurden selbst dann, wenn sie einzelne Worte enthalten, die dem guten Tone nicht durchaus entsprechen, vollständig mitgeteilt. Zu irgend einer Eliminierung hielt ich mich nicht für befugt (mit Ausnahme einzelner Worte, die unbedacht von Heine zweimal nebeneinander geschrieben wurden). Wie kein Wort, das Heine niedergeschrieben hatte, ausgelassen werden durfte, so war es selbstverständliche Pflicht, daß auch keines verändert wurde. Die von Ludwig Embden veröffentlichten Familienbriefe waren dieser Versuchung, Wor-

ten Heines andere zu substituieren, am meisten erlegen. Sie veränderten nämlich fast durchgängig alle jüdischen Jargonausdrücke, die ja gewiß nicht gerade als sehr geschmackvoll gelten können. Ein Aufsatz der Kölnischen Zeitung (1913, Nr. 542), den man zu Unrecht vielfach mir zuschrieb — ich kenne den verehrten Verfasser — hat bereits auf diese Eigentümlichkeit der Heineschen Familienbriefe verwiesen und ein paar markante Jargonausdrücke, die Heine gerne anwendete, gebucht. Danach wurde in heinefeindlichen Zeitungen auf den spezifisch jüdischen Charakter des Dichters nachdrücklichst verwiesen und ihm heftigst die Zugehörigkeit zum deutschen Volke abgesprochen. Diese Angriffe übersahen völlig die Tendenz Heines bei der Wahl solcher Ausdrücke, die sich nur in den Briefen an die Mutter und die Geschwister, sowie gelegentlich in solchen an Meyerbeer vorfinden. Heine lag dabei nichts ferner, als seine Zugehörigkeit zum Judentume zu betonen, zumal er ja eine Veröffentlichung dieser Briefe nicht voraussah. Er beabsichtigte mit der Einflechtung solcher Worte nichts anderes, als die Seinen erkennen zu lassen, daß er sich der im Vaterhause gebräuchlich gewesenen Umgangssprache auch in der Ferne deutlich entsinne. Angeheimelt sollte sich die Mutter — in den Briefen an sie finden sich die meisten derartigen Wendungen — dadurch fühlen, ihrem Sprachgebrauch gemäß sollten diese Briefe abgefaßt sein. Unverkennbar ist auch, daß sich Worte, wie meschugge (verrückt), Rischeß (etwa Ungemach) usw. hauptsächlichst in den Briefen aus der Zeit nach 1846 vorfinden, als Heines Denken und Bekennen die Rückkehr zum Judentume wieder einzuschlagen begann und er — wie er es vorahnend schon am 3. Mai 1823 in dem bisher unterdrückten Teile eines Briefes an Moritz Embden ausgesprochen hatte — zum Rabbinismus überging.

Heines stilistische Eigentümlichkeiten wurden immer gewahrt; die auffallendsten sind seine namentlich in der Jugendzeit häufig auftretende Unkenntnis der Rektion einzelner Präpositionen, wodurch der Dativ häufig an die Stelle des Akkusativs tritt oder umgekehrt, und die starke statt der

schwachen Flektierung eines einem Adjektiv oder Pronomen folgenden Adjektivs. Beide Fehler erklären sich leicht aus der Umgangssprache, die im Hause Heine in Düsseldorf herrschte und die in nichts von der anderer Judenhäuser zu Ende des 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts abwich.*) Dorothea, damals noch Friedrich Schlegels Freundin, schrieb im August 1800 an Schleiermacher über den ersten Brouillon ihres Romans „Florentin", daß der Teufel immer an den Stellen regiere, wo der Dativ und Akkusativ regieren sollte (Raich, Briefwechsel der Dorothea von Schlegel, I. Band, S. 45) und ein Brief der Mutter Heines, der diesem Bande faksimiliert beiliegt, kann zeigen, wie sehr sich deren Spracheigentümlichkeiten auf den Sohn übertrugen. Dieser Brief wurde zwar schon von Strodtmann (in der Deutschen Rundschau 1877, Bd. 12, S. 86 ff. und in seinen „Dichterprofilen", Stuttgart 1879, I. Bd., S. 213 ff.) veröffentlicht; da er aber auffallende Übereinstimmungen mit der Denk- und Sprechweise des jungen Heine aufweist — einzelne Wendungen offenbaren deutlich den tiefgehenden Einfluß der Mutter auf die Anschauungen des Dichters — wird sein Wiederabdruck hoffentlich nicht unwillkommen erscheinen. Der Brief ist in hebräischen Lettern, aber in deutscher Sprache abgefaßt. (Die Transkription besorgte Herr Regierungsrat Dr. S. Frankfurter in Wien.) Die damals noch ledige Peira de Geldern schrieb an ihre Freundin Helena Israel in Wesel:

Düsseldorf, 24. Feber 96.

Liebe Freundin!

Mein Herz hat kein Antheil an mein langes Stillschweigen, desfalls entschuldige ich mich auch nicht. Auch ist das Herz ja leichter zu benachrichtigen als der Geist; um die wahre Bahn wieder zu finden, darf jenes nur einen gewissen Insting zu Rathe ziehen, indem der andere nach gewisse Reg(ungen), die beinahe alle nur das Resultat und Werk seiner Schwäche sind, urtheilet. Heute war es nach der

*) Vgl. Heines Klage in den „Ideen" („Reisebilder" II. Ausgabe von Elster III, 152): „. . Wir armen Deutschen . . . . . quälen uns einander mit dem Akkusativ und Dativ."

ווין הויך נעכן וויבער געזעגטל.

ווײַאלדין ביטטע ווינק ניבּרע

דורענדע האָרנײַנטן צו בער

ליבע שוועסטער, פֿון וואָלקן

בענגבערעט וואַרד, ווינק האָף שו. שוויינן, בעס

וואַרבוינע און טומ. וואַרד דיין, ק ווינט דס העמן

ווינק דיין נײַבינג

דיין גײַסטען נײַנק דורך און אײַנסען ווינטער

דיין דײַ פֿרייַע דירפֿטן דיין און

שאַנע ווו דינק וואָל דס אײַסמער

דוהען [illegible], עטינגעט שט.ב ווינט ווערן

ווינען וואָלטעליכן לדורפֿט אונז שטײַנע ווינט דס

אַייסט פֿליבינדר, דײַ פּיבלען אײַסטע וועגע

דיין שוועלער, פֿרייוועטאַל, נײַ שט. טיבר שפּיל,

הײַזיין צו שווינען, ווײַנער דע עין טײַן, דער

[illegible]

Düsseldorf 24ten Feber 96

Brief der Mutter Heines an Hendelche (Helena) Jakob Israel.
(Im Besitze des Herrn Adolf Hendrix in Düsseldorf.)

traurige Katastrophe wo das grausame Schicksal mir zu vater- und mutterlose Waise machte, das erstemal daß für dem Tür spatziren gieng. Wir hatten einen schönen heitteren Tag, der um so angenehmer wahr, da wir eine Zeit lang immer regnig und unbestimmtes Wetter hatten. Ungeachtet geringfügige Dinge, die gewöhnlich nur einen Theil des Ganzen ausmachen, mir öfters die schmerzlichsten Erinnerungen verursachen, so war dennoch unser Spatziergang ziemlich munter. Unser Rückweg führte uns durch den Hofgarten. Liebe Freundin, wenn Sie jetzt diesen ehemaligen Sammelplatz des Vergnügens sehen, Sie würden Mühe haben, sich sein vormaliges Seyn zu erinnern. Mein Lieblingsplätzchen, welches am Ende des Gartens lag, ist fast ganz ruginirt, alle die schöne Bäume, die selbst mitten in der heißen Sommertagshitze einen kühlen schattigen Auffenthalt gewähren, wahren abgehauen, kinneftig wird es in unsere Gegend kein kühles schattiges Plätzchen geben als —— das Grab. Machen Sie mir nicht den Vorwurf, daß ich nur traurige Gegenstände aufsuche, welchen Stoff ich auch wählen wollte, so würden Herz und Geist unerschöffliche Qualen des Schmerzens finden. Die Hoffnung zum Frieden ist hier ganz verschwunden, man spricht von nichts als einen nahen Feldzug, und ich fürchte, das Gespräch wird sich bestätigen. O! ich fürchte die Fackel des Krieges, wird nur in Thränen und Blud erlöschen. So manigfaltig aber auch die Beschwerlichkeiten und die damit verbundenen Gefahren des Krieges sind, so würde ich sie doch mit einem ruhigen Herzen Trotz bieten, wenn die Vorsehung mich nicht auf eine andere Seite, in endenloser (ein Wort unleserlich) gestürzt hätte. Ich weiß alle Ihre Trostgründe, die Sie mir hirgegen einwenden können, allein es ist nun einmal nicht anders, gewiße Leute ihr Glück und Unglück hängt weit mehr an ihre Empfindungen als an denen Bewegungsgründen. Leben Sie wohl und überzeugen Sie mir bald durch ein Schreiben, daß Sie noch nicht vergessen haben Ihre wahre Freundin

Peierche de Geldern.

N. S. Meine Schwester sagte, sie wüßte nicht, womit sie es verdient hätte, daß sie in Mordches Brief keinen Gruß hatte. In Hoffnung Ihre sämtliche liebe Hausfamilie gutes Wohlsein bitte ich Ihre werthe Eltern meine fortdauernde Hochachtung zu versichern, desgleichen an Ihre liebe Schwester von welcher noch bis hierhin mit keine Zeile beehrt worden. Ich hoffe nicht, daß die Schuld der Ursache an mir sein wird. An Ihren Herrn Bruder Folgendes: Sie konnten noch durch Mordche fragen lassen, ob Sie so frei dürften sein an mir zu schreiben?

nur der Schwache muß sich auf das große dennoch aber schwankende Rohr Etikette stützen. Obgleich ich mit einem alltäglichen Gesicht auch einen alltäglichen Geist verbinde, so fihle ich dennoch die Kraft, mich über die Chimären Vorurtheile Konvenienz und Etikette hinauszuschwingen, und nur den Wohlstand als die einzige Grenze zu betrachten, um mich alsdann freiwillig unter dem Schutz der Religion und Tugend zu begebn. Ich hoffe, Sie werden diese Art zu denken billigen. Sollte es nicht sein, so bitte um eine freundschaftliche Zurechtweisung. Meine Stiefmutter, Schwester und Bruder (l'orekh jâmîm tobhim — für lange gute Tage) lassen Ihnen und Ihre liebe Angehörige sämtlich grüßen.

Gedankengänge dieses Briefes — z. B. „kineftig wird es in unsere Gegend kein kühles schattiges Plätzchen geben als — — das Grab" — und dieselbe Inkorrektheit in der Verbindung der Präpositionen begegnen in Heines Jugendbriefen häufig. Von dem Pathos wußte er sich bald freizumachen, im Gebrauch der Präpositionen blieb er freilich immer unsicher. Diese Eigentümlichkeit zu tilgen, war kein Anlaß. Nur wenn der Abdruck der Briefe nicht nach den Handschriften erfolgte, ließ sich nicht feststellen, ob Heine Präpositionen und Adjektiva dem geläufigen Sprachgebrauch gemäß anwendete oder nicht. Da er die starke und schwache Flexion zweier Adjektiva oft in demselben Briefe inkonsequent nebeneinander bestehen läßt, ergab sich keine feststehende Regel in ihrem Gebrauch, und deshalb mußte auf eine Uniformierung verzichtet werden.

Auch die Orthographie Heines unterliegt Schwankungen. Festgehalten wurde von Heine nur die Verwendung des „y" in dem Infinitiv „seyn" und bei auslautendem „ey" (bey, frey, Freyheit, Poeterey usw.). Diese Eigentümlichkeit der Schreibung wollte er auch in den Drucken seiner Werke festgehalten wissen, was er Campe in dem Briefe vom 7. September 1851 ausdrücklich auftrug. Vorstellungen des Verlegers fügte er sich hinsichtlich des „y" in Endsilben, beharrte jedoch (Brief vom 20. September 1851) auf dem „y" in dem Verbum „sein" zur Unterscheidung von dem Pronomen. Durch alle Briefe Heines zieht sich ferner der

Gebrauch des „th“ in Worten wie Muth, Gemüth, roth; in bieten, hüten usw. begegnet „t“ neben „th“. Konsequent blieb er in der phonetischen Schreibung der Fremdwörter mit der Endsilbe „tion“: immer liest man Redakzion, Revoluzion. Dagegen begegnen Unstimmigkeiten in dem Gebrauch des „C“ in lateinischen und griechischen Wörtern. Man findet Doktor und Doctor (in den Briefen an Christiani vom 26. Mai 1825 und 4. September 1824), kritisch und critisch in demselben Briefe an Christiani vom 24. Mai 1824, Cassel und Kassel in dem Briefe vom 26. Mai 1825, Clima und Klima in dem Briefe an Menzel vom 12. Januar 1828. Allerdings ergibt sich in der überwiegenden Mehrheit der Fälle die Schreibung von „C“ im Anlaute, die von „K“ vor nachfolgender Tenuis — vielleicht unter dem Einflusse der Colleglehren Benekes, Arndts oder Schlegels. Ziemlich genau hält Heine daran fest, von lateinischen Verben abgeleitete Fremdwörter ohne „e“ zu schreiben (regiren, probiren usw.), doch findet man gelegentlich bei solchen, die im lateinischen ein langes „e“ haben, auch „ie“ (studieren). Die von solchen Verben abgeleiteten Substantiva werden meistens ohne „e“ geschrieben; nur begegnet, freilich selten, auch „Regierung“, dagegen „Offizir“ (an Sethe, 1. September 1825). Erwidern und erwiedern wechseln. Unabgeändert schrieb Heine stets „mahl“, ein Wort, das er überaus häufig anwendete. In Zusammensetzungen schwindet das tonlose „h“ fast durchgehends, gelegentlich begegnet freilich auch noch m a h l (an Merckel, 28. August 1826) ein m a h l (an Schenk, 2. April 1828). Völlig verwildert ist der Gebrauch der Endsilbe „in“; Königinn steht neben Königin, darin neben darinn sogar in demselben Briefe an Christiani vom 26. Mai 1825. „ß“ ist regelmäßig in der Endsilbe verwendet (Aergerniß, Bedürfniß), ebenso in deßhalb, während sich deswegen neben (selten) deßwegen findet, und weshalb fast immer — die Schreibung mit „ß“ tritt nur sporadisch auf — geschrieben wurde. In der Schreibung von Eigennamen ist Heine sehr inkonsequent; Detmold, Stuttgart, Christiani, Merckel treten in den verschiedensten Varianten auf; Zimmerman (an Merckel, 6. Oktober 1826)

kann Flüchtigkeitsfehler sein. „Seekundanten" (an Wit, 23. Januar 1827) ist wohl von Heine auch mit langem „e" gesprochen worden.

Diese Ausgabe folgt in der Orthographie zum weitaus größten Teile den Beobachtungen, die an der Heines gemacht wurden. Sie gibt die Jugendbriefe völlig getreu wieder, mit allen Absonderlichkeiten und Wunderlichkeiten, die ihnen anhaften; in den Briefen aus späterer Zeit wurde uniformiert. Es sind dieselben Prinzipien, die Eduard von der Hellen bei der Auswahl aus Goethes Briefen (Stuttgart, bei Cotta) leiteten. Nur die von Heine strenge beobachteten Schreibungsregeln galten in den Briefen aus der Manneszeit als maßgebend. Die Briefe, die aus den Jahren seiner tödlichen Erkrankung stammen, sind von verschiedenen Sekretären und Freunden geschrieben, die ihre eigenen Orthographiegesetze befolgten. Bei diesen mußte Heines Wille maßgebend sein, und sie wurden alle so abgesetzt, als ob er sie selbst geschrieben hätte.

Heines Interpunktion kennt keine feste Regeln. Sie ist in den Jugendbriefen gänzlich unsystematisch; nur einen Grundsatz scheint sie durchaus zu befolgen, nämlich beinahe vor jedem „und" einen Beistrich zu setzen. Später ließ sie darin insofern eine Einschränkung eintreten, als nur — aber keineswegs regelmäßig — vor zwei durch „und" verbundenen Hauptsätzen mit eigenem Subjekt und Prädikat Komma eintrat. Auch die Norm beginnt seit dem Ende der zwanziger Jahre erkennbar zu werden, Hauptsätze von Relativ- und Konjunktionalsätzen nicht durch Beistriche abzutrennen und ebenso nicht infinitivische Satzbestimmungen mit Satzwert, wenn sie von einem Verbum abhängen. Von einer Gesetz- oder Gleichmäßigkeit könnte man allerdings nicht sprechen.

Ließen sich demnach aus den Handschriften Heines keine festen Prinzipien für die Setzung der Interpunktion ableiten, so mußte beim Abdrucke der Briefe darauf Bedacht genommen werden, allzu große Eigenmächtigkeiten, die das Verständnis zu erschweren vermocht hätten, auszuschalten und

eine gewisse Gleichförmigkeit eintreten zu lassen. Wieder wurden in den Jugendbriefen, um die völlig planlose Einfügung der Unterscheidungszeichen zu charakterisieren, alle überflüssigen Beistriche belassen, die fehlenden nicht ergänzt. In Briefen aus späteren Jahren wurden maßvoll und meist nur dort, wo der Sinn der Sätze zu Mißdeutungen Anlaß geben könnte, Kommata eingeschoben. Schwierig war die Stellung des Herausgebers gegenüber Briefen, deren Handschriften ihm nicht vorgelegen waren. Da Heines Interpunktierungen im allgemeinen auf recht schwankenden Grundlagen ruhen, wurden bei solchen Briefen die heute geltenden Regeln befolgt.

Rechtfertigen möchte ich noch die volle Schreibung der von Heine in Abkürzungen gebrauchten Wörter. Der Vorgang wurde von mir nicht durchwegs eingehalten, aber doch bei der Überzahl des Vorkommens derartiger Abbreviaturen. Es scheint mir die Lektüre ein wenig zu erschweren, wenn einmal „u", ein andermal „und" — wie Heine in derselben Zeile schreibt — gedruckt werden sollte. Charakteristische Abkürzungen beließ ich, selbst wenn sie sich auf Titel von Werken Heines oder von Zeitungen beziehen. Lassen die von Heine gewählten Anfangsbuchstaben nicht deutlich genug auf die Worte selbst schließen, so wurden die fehlenden Buchstaben in Klammern [ ] eingefügt.

Überhaupt ist als Grundsatz festzuhalten, daß alles von Heine nicht selbst Geschriebene und vom Herausgeber Eingesetzte das Zeichen [ ] trägt. Wurde es für nötig erachtet, wenige in den Handschriften von Heine später gestrichene Stellen, wenn sie irgendwie bemerkenswert sind, abdrucken zu lassen, so wurde auch dies zwischen [ ] eingereiht; nur findet sich dann der Zusatz „durchgestrichen".

Alle Streichungen Heines in den Texten oder in unter den Text gestellte Lesarten aufzunehmen, hielt ich bei Briefen, so hoch ich ihren Wert bei poetischen oder prosaischen Werken veranschlage, nicht für nützlich. Und zwar deshalb nicht, weil sich — die Erfahrung kann man bei Briefen

Heines stets machen — die gestrichenen Sätze immer an anderen Stellen mit demselben Inhalt, oft mit demselben Wortlaute wiederfinden. Da die Briefe Heines selten ausgefeilt sind, da er sie fast durchgängig ohne Konzept gleich ins Reine brachte, konnten gelegentliche Versehen nicht ausbleiben, die aber niemals charakteristisch oder bedeutungsvoll sind. Durch Buchung dieser belanglosen Änderungen wäre der Umfang dieser Bände erheblich angeschwollen, womit der Sache keinesfalls gedient gewesen wäre. Nur in einem Falle wurde von diesem Prinzip eine Ausnahme gemacht: Heines offener Brief an Julius Campe „Schriftstellernöthen" wurde mit allen Korrekturen abgedruckt. Dies geschieht deshalb, weil man es hier nicht so sehr mit einem Briefe als mit einem Manifest zu tun hat, in dem jedes Wort seine Wichtigkeit hat.

Verzichtet wurde in dieser Ausgabe auch auf die genaue Beobachtung der Verwendungen von gotischen und Antiqualettern in den Briefen, und zwar aus demselben Grunde, der die Auflösung von Abkürzungen geboten erscheinen ließ: um das Gesamtbild nicht zu stören und die Lektüre nicht zu erschweren. Es gibt kaum etwas Ermüdenderes in Drucken als den Wechsel zwischen lateinischen und deutschen Buchstaben. Die Verwendung einer Antiquaschrift schien aus sehr wichtigen Gründen erforderlich. Zunächst aus ästhetischen. Die vielen französischen Briefe Heines, die in Antiqua abgesetzt werden mußten, hätten durch die Wahl dieser Schriftart für sie allein äußerlich viel an Übergewicht über die in deutschen Lettern abgesetzten Briefe bekommen; denn die Antiquaschrift macht unzweifelhaft einen feierlicheren Eindruck als die gotische. Dazu war kein Anlaß. Dann aber hätten die verschiedenen Lettern wiederum den Gesamteindruck gestört; ferner ist bei Heine nicht zu übersehen, daß er namentlich seit der Pariser Zeit sehr viele französische Wörter in deutsche Briefe einschob. Diese hätten in Antiqua abgesetzt werden müssen, wodurch sich der obenberührte Mißstand des Wechsels zwischen den beiden Schriften ergeben hätte. Endlich aber sollten Jakob Grimms Worte über

den Gebrauch der fälschlich „deutsche Schrift“ genannten nicht ganz in Vergessenheit geraten und vielleicht der Rückweg zu Antiquabuchstaben allgemein wieder angetreten werden.

Jakob Grimm (in seiner Vorrede zum großen Wörterbuche) nennt unsere seit Jahrhunderten üblichen Schriftzüge und Buchstaben ungestalt und häßlich, verdorben und geschmacklos. Leider, sagt er, nennt man die Schrift auch deutsch. Nichts sei falscher, denn jeder Kundige wisse, daß im Mittelalter durch ganz Europa nur eine Schrift, nämlich die lateinische, für alle Sprachen galt und gebraucht wurde. Seit dem 13. und 14. Jahrhundert begannen die Schreiber die runden Züge der Buchstaben an den Ecken auszuspitzen und der beinahe nur in Rubriken und zu Eingang neuer Abschnitte vorkommenden Majuskel Schnörkel anzufügen. — Die Erfinder der Druckerei gossen ihre Typen ganz wie sie in den Handschriften üblich waren, und so behielten die ersten Drucke des 15. Jahrhunderts dieselben „eckigen, knorrigen und scharfen Buchstaben“, gleichviel ob für lateinische oder deutsche und französische Bücher bei. In Italien zuerst, wo die Schreiber der runden (lateinischen) Schrift treu geblieben waren und schöne alte Handschriften der Klassiker vor Augen lagen, beseitigte man die Ausschmückungen. Die französischen Pressen folgten, und nur in Deutschland blieb die Spaltung zwischen lateinischer und Vulgarschrift, da sich das Volk an diese gewöhnt hatte und sie für deutsch hielt. — Grimm bemerkt auch mit Recht, daß unsere Schriftzüge die Verbreitung deutscher Bücher und Literatur im Auslande sehr stark behindern. Da Heine in Frankreich sehr viele Verehrer besitzt, denen das Lesen gotischer Buchstaben nicht immer leicht fällt, sollte ihnen durch die Wahl einer Antiquaschrift die Lektüre erleichtert werden.

*

Während es in der Absicht des Herausgebers dieses Briefwechsels lag, alle erreichbaren Briefe Heines zu veröffentlichen, so mußte er sich bei den an den Dichter gerichteten auf eine wohlerwogene Auswahl beschränken. Oberste Grund-

sätze waren, 1. ungedruckte Briefe, soweit sie sich auffinden ließen, durchwegs mitzuteilen, 2. von bereits gedruckten nur wirklich aufschlußreiche oder solche, die wichtige Beziehungen Heines wirksam beleuchten. Abgesehen wurde nur von dem Wiederabdrucke der in den „Heine-Reliquien" veröffentlichten Briefe an Heine (aus all den früher erwähnten Gründen) und den von Elster in der „Deutschen Rundschau" publizierten und ausgezeichnet kommentierten Briefen von Heinrich Laube. So wertvoll die Gegenüberstellung von Heines Briefen mit denen Laubes gewesen wäre, so mußte dennoch auf deren Abdruck verzichtet werden, da Elster den sehr naheliegenden Wunsch hegt, die Gesamtheit seiner wertvollen Arbeit durch das Herausreißen der Briefe aus dem Zusammenhange mit den Erläuterungen nicht zu zerstören, und er übrigens bald daran gehen will, alle seine einzeln erschienenen Heineaufsätze in Buchform herauszugeben.

War also in der Wiedergabe bereits bekannter an Heine gerichteten Briefe Beschränkung notwendig, so durfte ich bei der Mitteilung ungedruckter Briefe um so freier schalten. Ich habe einzelne Briefe Campes aufgenommen, die von größter Bedeutung sind, weil sie zeigen, in welch hochfahrendem Tone der Verleger mit seinem erfolgreichsten Autor zu sprechen für gut fand. Zwei erhaltene Briefe Rahels rechtfertigen ihren Abdruck ebenso, wie solche Immermanns, Gaudys, Victor Hugos, Alexander Dumas, der George Sand usw. Alle wurden wortgetreu und in der Orthographie der Schreiber zum Abdrucke gebracht, so wunderlich auch die Stilisierung und Schreibung der Campe-Briefe anmuten mag.

Endlich schien es mir angebracht, einige sehr wichtige Briefe über Heine dieser Ausgabe einzuverleiben. Ich befolge damit Erich Schmidts Vorbild, der in seinem Schwanengesang, der Ausgabe der Briefe Carolinens, auch solche Schellings an A. W. Schlegel, an Philipp Michaelis usw. (z. B. II. Bd., S. 15, 577) zum Abdrucke brachte. Nur wenige der Briefe, die ich veröffentliche, sind bereits gedruckt; es sind Ausschnitte aus Briefen Immermanns an Michael Beer (oder umgekehrt), die verloren gegangene Briefe dieser beiden an

Heine einigermaßen ersetzen können. Wichtig erscheinen mir die Briefe von Heines letztem Sekretär, Richard Reinhardt, an Campe. Sie stammen alle aus des Dichters letzten Lebensjahren und ersetzen seine eigenen Mitteilungen, die er, mit der französischen Ausgabe seiner Werke beschäftigt, damals unterließ. Die meisten dieser Briefe finden ihren Platz im Texte; einige (z. B. von Dingelstadt, von Detmold) finden sich in den Anmerkungen.

Man wird diese in dem ersten Bande dieser Ausgabe vermissen müssen. Doch werden sie im zweiten nachgetragen. Räumliche Beschränkung, um diesen ersten Band nicht unförmlich werden zu lassen und alle Briefe, die vor die Zeit der Übersiedelung nach Paris fallen, aufzunehmen, zwang dazu. Wie sich Heines Leben deutlich in drei große Perioden scheiden läßt — die deutschen Jugendjahre, die Pariser Zeit bis zu der tödlichen Erkrankung, die Jahre in der Matratzengruft — und wie der Dichter selbst dem triadischen Rhythmus der Logik Hegels, die sich in allen Erscheinungen der Welt als Thesis, Antithesis und Synthesis offenbare, in vielen Balladen gerne nachfolgte, so sollte auch das Corpus seiner Briefe in drei Abschnitten vor den Lesern erscheinen. Um aber dieses Prinzip, das einer Lieblingsform Heines entspricht, durchführen zu können und die einzelnen Bände in ihrem Volumen nicht zu stark anschwellen zu lassen, mußte auf den Abdruck der zum ersten Bande gehörigen Anmerkungen verzichtet und diese in den zweiten Band verwiesen werden. Über die Art ihrer Anlage und die Ziele, die sie sich stecken, wird vor ihrem Abdrucke alles Erforderliche gesagt.

Auf eine vollständige Ikonographie wurde Wert gelegt. Nicht nur alle erreichbaren Bilder Heines, sondern auch die der bedeutendsten Frauen und Männer, mit denen er im brieflichen Verkehre stand, erscheinen reproduziert. Eine kurze Abhandlung, die an den Schluß des dritten Bandes gestellt ist, wird über die Maler und die Entstehungszeit der einzelnen Porträts unterrichten. Hier sei nur eine dringend notwendige Bemerkung gestattet. Das Bild, das sich an der Spitze dieser Ausgabe befindet, rührt von Moritz Oppenheim her und

wurde 1831 in Frankfurt gemalt. Campe ließ darnach 1839 einen Stahlstich herstellen, den er dem „Jahrbuch der Literatur“ voranstellte. Darauf erscheint Heine jünger als auf dem Oppenheimerschen Original und er erklärte selbst (Jahrbuch der Literatur, S. 341), daß auf dem Stahlstich der untere Teil des Gesichtes viel zu schmächtig sei; seit einiger Zeit sei er sehr dick und wohlbeleibt geworden. So erscheint er auch wirklich auf Oppenheims Bild (das im 2. Bande reproduziert ist). Die Verjüngung, die der Stecher vornahm, dürfte beabsichtigt gewesen sein, um eine Vorstellung von dem jungen Heine zu erwecken, der das „Buch der Lieder“ gedichtet hatte, als dessen Nachwort der im „Jahrbuch der Literatur“ abgedruckte „Schwabenspiegel“ ja ursprünglich gedacht war. Da sich kaum ein Bild eruieren lassen dürfte, das — außer der Miniatur von Cola, die man in den „Heine-Reliquien“ findet — bessere Vorstellungen von dem Aussehen Heines in seinen Jugendjahren erwecken könnte, wurde eine photographische Nachbildung des Stahlstiches an die Spitze dieses ersten Bandes des Briefwechsels gestellt.

*

Diese Ausgabe, die sich in gleicher Weise an die Literarhistoriker wie an die an Heine fachlich nicht interessierten Kreise zu wenden versucht, wird vielleicht weder jene noch diese ansprechen. Jene, weil sie keinen ausführlichen textkritischen Apparat aufbaut, diese weil sie durch die vollständige Wiedergabe der erreichbaren Briefe den Genuß der Lesenden verkümmern kann. Aber vielleicht werden die Literarhistoriker dem Herausgeber zubilligen, daß es immerhin ein Fortschritt sei, wenn wir in den Besitz der authentischen Texte der meisten Briefe gelangten, die wissenschaftlich uninteressierten Leser, daß ein Dichter von der Bedeutung Heines das Recht habe, so gelesen zu werden, wie er sich selbst ausgesprochen hatte. Allen Wünschen zu genügen, ist bei der Herausgabe von Werken und Briefen eines Dichters des 19. Jahrhunderts außerordentlich schwer, und bei denen Heines vielleicht am schwersten. Ich unterschreibe völlig die Worte Oskar Walzels im „Anzeiger für deutsches

Altertum" (1913, 54. Band, 2. Heft, S. 171), der die geplante Herausgabe der Briefe Heines aufgeben mußte, weil ihm die unumgänglich nötige Verwertung der Handschriften für diesen Zweck nicht ermöglicht ward. Daß ich in dieser Hinsicht vielfach glücklicher war als der sehr verdiente Forscher, daß ich wenigstens den meisten Briefen die feste Unterlage sichern konnte, die vielen Werken Heines noch immer fehlt, werden mir objektiv Urteilende hoffentlich als bescheidenes Verdienst anrechnen, ohne all dem zu schweres Gewicht beizulegen, was dieser Ausgabe noch immer fehlt und fehlen muß, und was niemand mehr beklagt als ich.

Und so übergebe ich denn diese Briefe allen Freunden Heines mit dem Wunsche, daß die rhetorische Frage des ersten Übersetzers seiner Briefe ins Französische, Charles Berthouds (Revue germanique, 1864, 29. Band, S. 247) einstimmig freudige Bejahung finden möge:

Quel est le lecteur de Heine qui ne voulût lire ses lettres?

Heinrich Heines Briefwechsel

I. Band

Februar 1815 bis April 1831

Meine Addresse ist: Harry Heine bey Wittwe Rodbertus auf die große Bleiche in Hamburg. [Mit Bleistift hinzugefügt, anscheinend von fremder Hand: # 307.]

Freu Dich, Freu Dich: in 4 Wochen sehe ich Molly. Mit ihr kehrt auch meine Muse zurück. Seit 2 Jahr hab ich sie nicht gesehen; Altes Herz, was freust du dich und schlägst so laut! — Leb wohl lieber Christian, denke mein dein Freund

Harry Heine.

Pellman zu grüßen, vorzüglich den guten Zugemaglio (bitte Zugemaglio er soll ein Brief an mich bey Dir einschlagen). Unzer, Lottner und Wünneberg nicht zu vergessen. Spielt brav, und befutelt Euch unter einander.

Grüße Deine werthe Eltern und Geschwister.

3. An SETHE.

Hamburg d. 27' October 1816.

An den Studioso Christian Sethe

in Düsseldorf.

Sie liebt mich **nicht!** — Mußt, lieber Christian, dieses **letzte** Wörtchen ganz leise, leise aussprechen. In dem ersten Wörtchen liegt der ewig lebendige Himmel, aber auch in dem letzten liegt die ewig lebendige Hölle. — Könntest du Deinem armen Freunde nur ein bischen ins Gesicht sehen, wie er so ganz bleich aussieht, und gewaltig verstört und wahnsinnig, so würde sich Dein gerechter Unmuth, wegen des langen Stillschweigens, sehr bald zur Ruhe legen; am Besten wär es zwar, wenn Du einen einzigen Blick in seine inn're Seele werfen könntest, — da würdest Du mich erst recht liebgewinnen; —. Eigentlich mußt Du wissen lieber Christian, ist jeder meiner Gedanken ein Brief an Dich, oder wenigstens gestaltet er sich so, und ich habe Dir unlängst schon einen Ellenbreit langweiligen Brief zusammen gekrazt, wo ich Dir mein ganzes Innere seufzend aufschloß, vom Ey der Leda an bis Troyas Zerstörung; aber diesen Brief habe weislich wieder vernichtet, da er doch zu nichts dienen konnte als in fremde

Hände zu fallen und mir alsdann vielleicht den Garaus zu machen. Kannst mir ja so nicht helfen. —

Einen kleinen Spaß will ich Dir erzählen. Du weißt, Christian, von demselben Augenblick an, als ich Dich zum ersten Mahle sah, ward ich unwillkürlich zu Dir hingezogen, und ohne mir selber davon Rechenschaft geben zu können, warst Du mir immer ganz unendlich lieb und theuer. Ich glaube Dir in dieser Hinsicht schon längst davon gesprochen zu haben: wie ich oft in Deinen Gesichtszügen und vorzüglich in Deinen Augen Etwas bemerkte was mich auf eine unbegreifliche Art zugleich von Dir abstieß und zugleich wieder gewaltsam zu Dir hinzog, so daß ich meinte im selben Augenblick liebendes Wohlwollen und auch wieder den bittersten, schnöden, eiskalten Hohn darin zu erkennen. Und siehe! dieses nemliche räthselhafte Etwas habe ich auch in Mollys Blikken gefunden. Und eben dieses ist es was mich auch so ganz confus macht. Denn obgleich ich die unläugbarsten, unumstößlichsten Beweise habe: daß ich nichts weniger als von ihr geliebt werde — Beweise die sogar Rector Schallmeyer für grundlogisch erkennen, und kein Bedenken tragen würde, seinem eigenen Systeme obenan zu stellen, — so will doch das arme liebende Herz noch immer nicht sein concedo geben, und sagt immer: was geht mich deine Logic an, ich habe meine eigne Logic. —

Ich habe sie wiedergesehen, —

„Dem Teufel meine Seele,
Dem Henker sey der Leib,
Doch ich allein erwähle
Für mich das schöne Weib."

Hu! Schauderst Du nicht, Christian? Schaudre nur, ich schaudre auch. — Verbrenn den Brief. Gott sey meiner armen Seele gnädig. — Ich habe diese Worte nicht geschrieben. — Da saß ein bleicher Mensch auf einem Stuhl, der hat sie geschrieben. Das kommt, weil es Mitternacht ist. — O Gott! Wahnsinn sündigt nicht. — Du! Du! hauche nicht zu stark; da hab ich eben ein wunderhüpsches Kartenhaus aufge-

schichtet, und ganz oben auf steh Ich und halte sie im Arm! — Sieh, Christian, nur dein Freund konnte seinen Blick zum Allerhöchsten erheben, (erkennst Du ihn hieran?); freylich scheint es auch als wenn es sein Verderben seyn wird. Aber Du kannst Dir auch kaum vorstellen, lieber Christian, wie mein Verderben so herrlich und lieblich aussieht! Aut Cesar, aut nihil war immer mein Wahlspruch. Alles an Allem.

Ich bin ein wahnsinniger SchachSpieler. Schon beym ersten Stein habe ich die Königinn verloren, und doch spiel ich noch, und spiele — um die Königinn. Soll ich weiter spielen? — „quand on a tout perdu et qu'on n'a plus d'espoir
La vie est une opprobre et la mort un devoir."
Schweige, verfluchter, lästerlicher Franzose, mit deinem feigen Verzweiflungsgegreine! Kennst du nicht die deutsche Minne? Die steht kühn und fest auf zwey ewig unerschütterliche Säulen, Manneswürde und Glauben! — Nur halte mich, O Gott, in sicherer Huth vor die schleichende finstere Macht der Stunde. — Entfernt von ihr, lange Jahre glühende Sehnsucht im Herzen tragen, das ist Höllenqual, und drängt höllisches Schmerzgeschrey hervor. Aber, in ihrer Nähe seyn, und doch ewig lange Wochen nach ihrem alleinseeligmachenden Anblick oft vergebens schmachten, u — u — und — und — O! — O! — O Christian! da kann auch das frömste und reinste Gemüth in wilder wahnsinniger Gottlosigkeit auflodern. —

Ach Du bist klug, Christian, und wirst mich gewiß meines langen Stillschweigens wegen nicht strafen wollen. — Du weißt nicht welch ungeheuer Weh mir der dolchscharfe Widerhacken macht, mit welchem sich jedes Wort aus meine Seele hervorreißt; andern Leuten kosten die schwarze Striche nichts, können sie nach Belieben hin und herstellen, schreiben auf dem Cothurn um besser durch den Dreck zu kommen. Dies was Du hier für Cothurn ansehen magst, sind riesig hohe Schmerzgestallten die aus den gähnend weiten, blutigen Herzwunden hervorsteigen. — Sey nicht böse, Christian, ich bin Dir ja so gut, so gut, und bin so gewaltig unglücklich dran. Willst du mich auch verstoßen? Ach, die

Stimme im Herzen hat mich sehr getäuscht, wird sie auch diesmahl Lügnerinn seyn? — Christian sag Ja oder Nein. Du bist allein übergeblieben, sag Ja oder Nein. Bey allem was Dir heilig ist sag mir die Wahrheit. — Ja? nun so hab ich auch Hoffnung, daß mir die Stimme des Herzens auch bey Molly nicht lügt. Nein? nun — — — Schreib bald, lieber Christian, Ja, willst du? —

Das ist auch eine herzkränkende Sache daß sie meine schöne Lieder, die nur für Sie gedichtet habe so bitter und schnöde gedemüthigt und mir überhaupt in dieser Hinsicht sehr häßlich mitgespielt hat. — Aber solltest Du es wohl glauben, die Muse ist mir demohngeachtet jetzt noch weit lieber als je. Sie ist mir eine getreue tröstende Freundinn geworden, die ist so heimlich süß und ich liebe sie recht inniglich. Wie tief treffen mich jetzt die Worte Goethes im Tasso:

„Alles ist dahin! Nur eines bleibt:
Die Thräne hat uns die Natur verliehen
Der Schrey des Schmerzes, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt — Und mir noch über Alles —
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefste Fülle meiner Noth zu klagen:
Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen wie ich leide.“

Ich dichte viel; denn ich habe Zeit genung, und die ungeheure Handelsspekulazionen machen mir nicht viel zu schaffen; — Ob meine jetzigen Poesien besser sind als die frühere weiß ich nicht; nur das ist gewiß, daß sie viel sanfter und süßer sind; wie in Hönig getauchter Schmerz. Ich bin auch gesonnen sie balde (das kann indessen doch noch viele Monathe dauren) in Druck zu geben. Aber das ist die Schwerenothssache: da es dazu lauter Minnelieder sind würde es mir, als Kaufmann, ungeheuer schädlich seyn; ich kann Dir dies nicht so genau erklären, denn du kennst nicht den Geist der hier herrscht. Und gegen Dich kann ich's aufrichtig gestehen: außerdem daß in dieser Schacherstadt nicht das min-

deste Gefühl für Poesie zu finden ist, — es seyen denn eigends bestellte und baar'bezahlte Hochzeits- Leichen- oder KindtaufsCarminaden, — so hat sich auch noch dazugesellt seit einiger Zeit eine schwüle Spannung zwischen den getauften und ungetauften Juden (alle Hamburger nenne ich Juden und die ich um sie von den Beschnittenen zu unterscheiden: getaufte Juden benamse, heißen auch vulgo: Christen.) Bey so bewandten Umständen läßt sich leicht voraussehen daß Christliche Liebe die Liebeslieder eines Juden nicht ungehudelt lassen wird. Da ist guter Rath theuer; auch ohnedies weiß ich nicht wie man eine Buchherausgabe bewerkstelligt, und darum sollst Du mich belehren Christian; verstehst das ja besser. —

Ich lebe hier ganz isolirt, aus obigen Andeutungen kannst Du Dir dies sehr leicht erklären. Mein Oheim lebt auf dem Lande. Dort geht es sehr geziert und geschwänzelt zu, und der freye unbefangene Sänger sündigt sehr oft gegen die Etiquette. Diplomatisches Federvieh, Millionäre, hochweise Senatoren &c. &c. sind keine Leut für mich. Der homerisch göttliche herrliche Blücher aber war unlängst hier, und ich habe das Glück gehabt in seiner Gesellschaft zu speisen bey Onkel; so ein Kerl macht Freude. — —

Der Neffe vom großen (? ? ?) Heine ist zwar überall gern gesehen und empfangen; schöne Mädchen schielen nach ihm hin, und die Busentücher steigen höher, und die Mütter kalkulieren, aber — aber — bleib allein; Niemand bleibt mir übrig als ich selbst. Und wer dieser Sonderling ist, das weiß Christian besser als ich. — Ich bin sehr verlegen, ob Dich dieser Brief noch zu Hause antrift, oder ob Du ihn, wie ich gewiß erwarte, nachgeschickt erhällst. Auf jedem Fall, wenn noch ein Funken Freundschaft übrig geblieben ist, schreibe mir sogleich ob Du ihn richtig erhalten hast. Ich kann des Inhalts wegen, eher nicht ruhig schlafen. — Wie gehts Dir? Schreib. Zwar macht es mir viel Vergnügen, Deine Schriftzüge zu entziffern, aber ein Bischen mehr Deutlichkeit könnte nicht schaden. Indessen bin auch mit Geschmier zufrieden. — —

In relieuser Hinsicht habe ich Dir vielleicht bald etwas sehr verwunderliches mitzutheilen. Ist Heine toll geworden? wirst Du ausrufen. Aber ich muß ja eine Madonna haben. Wird mir die Himlische die Irdische ersetzen? Ich will die Sinne berauschen. Nur in den unendlichen Tiefen der Mystik kann ich meinen unendlichen Schmerz hinabwälzen. Wie erbärmlich scheint mir jetzt das Wissen in seinem Bettlerkleid. Was mir einst durchsichtige Klarheit schien, zeigt sich mir jetzt als nakte Blöße. „Werdet wie die Kindlein" lange wähnte ich dies zu verstehen, o ich närrischer Naar. — Kindlein glauben.

Heine.

Schon beynahe ein Monath liegt dieser Brief in meinem Pult; da ich erst nach Ddorf geschrieben habe, um zu wissen ob Du schon weggereißt. So eben erhalte Deinen lieben Brief. Bey Gott! alle Freuden sind mir noch nicht abgestorben. Verzeih mir guter, edler Christian, ich habe Dich zwar immer von ganzer Seele geliebt, aber auch oft, vielleicht immer, verkannt. Dein Stolz erlaubte Dir dem armen Harry dreymahl zu schreiben, ohne zu wissen ob Du vielleicht Antwort erhällst? Nun, bey Gott! der arme Harry ist so arm nicht mehr!

Aus dem Brief wirst Du sehen wie mir ums Herz ist; ist noch immer so. Aber ich trage den Schmerz jetzt viel männlicher. Ich fühle aber ein inneres Ersterben; auch Poesy verschwimmt in blasse Nebelbilder. O M . . Du kost mir viel! — Ich umarme dich Christian; aber drücke nicht so fest, auf die nakte Brust hängt eine schwarze eiserne Kette, und daran, grade wo das arme Herz schlägt, hängt ein viel und scharfzakiges schwarze eiserne Kreutz, darin liegt M—.s Locke. Hu! das brennt! — — — O Christian!

Ich kann nicht mehr im Augenblick geht die Post fort. Onkel will mich hier weg haben; auch Vater beschwert sich daß ich keine Geschäfte mache ohngeachtet der großen Ausgaben; aber coute ce que coute bleib ich hier.

Schreib mit bald. [Am Rande]: So bald ich Gelegenheit finde, erhällst du den Tobak.

Adresse: Dem Herrn
Studioso Christ. Sethe aus
Düsseldorff
bei Herrn Wolper auf die Gronderstraße
franco. Göttingen.
[Poststempel: 20. Nov.]

4. An AMALIE HEINE.

(In ein Exemplar von Adolf Müllners „Schuld".)

Ich wünsche Ihnen viel Glück zum neuen Jahre. Amen.

Ottensen, d. 1. Jan. 1818. Harry.

5. Stammbucheintrag für CHARLOTTE HEINE.

Wir können die Menschen füglich in zwey Classen eintheilen: 1tens Diejenigen, die uns lieben; 2tens Diejenigen, die uns oft und deutlich sagen, daß sie uns lieben. — Mich, liebes Lottchen, kannst Du dreist zur ersten Classe rechnen. Ich bin Dir herzlich gut; wenn ich auch nicht viel Aufhebens davon mache.

Düsseldorff, d. 20. Juny 1819. Dein Bruder
Harry Heine.

6. An CHARLOTTE HEINE.

Bonn d. 22. Merz 1820.

Liebes Lottchen!

Ich beziehe mich auf alle meine Briefe. Du sollst mir schreiben, wie es Euch dort geht, und wie es bei Eurer Abreise herging. Der Saal des Musikvereines ist gewiß mit schwarzem Flor behangen worden, 14 Tag lang ist dort gewiß kein Allegro gehört worden, nur Adagio. — Und die Straßen, wie müssen die jetzt todt seyn! — Hast Du auch geweint, wie Du fortfuhrst? Wie ist es Euch auf der Reise gegangen? Ich habe manche Nacht auf meinem Holzstuhl gesessen und in meinen großen, gelehrten Büchern mechanisch

fortgelesen, während meine Gedanken sich auf der Lüneburger Haide herumtrieben und ängstlich zusahen: ob auch Eur Kutscher nicht schläft, ob Eur Wagen auf der rechten Spur, ob Euch kein Rad bricht — Bist Du auch werth, daß ich Dich so lieb habe?

Harry Heine
Stud Juris.

Adresse: An Lottchen Heine —

7. An FRIEDRICH VON BEUGHEM.

An Friz von Beughem!

Mein Friz lebt nun im Vaterland der Schinken,
Im Zauberland, wo Schweinebohnen blühen,
Im dunkeln Ofen Pumpernikel glühen,
Wo Dichtergeist erlahmt, und Verse hinken.

Mein Friz, gewohnt, aus heil'gem Quell zu trinken,
Soll nun zur Tränke gehn mit fetten Kühen,
Soll gar der Themis Acktenwagen ziehen, —
Ich fürchte fast er muß im Schlamm versinken.

Mein Friz, gewohnt, auf buntbeblümten Auen
Sein Flügelroß, mit leichter Hand, zu leiten,
Und sich zu schwingen hoch, wo Adler horsten;

Mein Friz wird nun, will er sein Herz erbauen,
Auf einem dürren Prosagaul durchreuten —
Den Knüppelweg von Münster bis nach Dorsten.

Es war mir recht erfreulich, lieber Friz, einen Brief von Dir zu erhalten. Mit Vergnügen habe ich daraus ersehen, daß Du Dich wohl befindest; aber mit Leidwesen sah ich auch, daß Du, der sonst so gern Musen und Busen gereimt hat, sich jetzt so ganz und gar vom Busen der Musen losreißen will. Ich habe oben meine wohlgereimte und ehrlich gemeinte Gesinnungen darüber ausgesprochen. Ich muß Dich wahrlich mit einer vierzehnknötigen Sonnett-Geißel wieder zur alten Rüstigkeit aufgeißeln. Denn ich habe selbst die Er-

2

Im Winterhalbjahr, 1819 – 1820, hörte ich:

bei Herrn Professor Aug. Wilh. von Schlegel: Geschichte der deutschen Sprache und Poesie.

Den fleißigen und aufmerksamen Besuch bezeuge ich mit Vergnügen. AWvon Schlegel

bei Herrn Professor C. Th. Welcker: Encyclopädie, Methodologie u. Institutionen des römisch. Rechts.

Ausgezeichnet fleißig und aufmerksam gehört C. Th. Welcker.

bei Herrn Professor C. D. Hüllmann: Geschichte der Alterthümer.

Ich bezeuge den rühmlichsten Fleiß. Hüllmann.

bei Herrn Professor E. M. Arndt: Geschichte des deutschen Volks u. Reichs.

bei Herrn Prof. E. M. Arndt über Tacitus: De moribus Germanorum

Den ausgezeichnet fleißigen und sehr aufmerksamen Besuch beider Vorlesungen bezeugt mit vielem Vergnügen EMArndt.

bei Herrn Professor Joh. Radlof: Urgeschichte der Teutschen.

Den ununterbrochenen Besuch bezeugt D. Radlof Prof.

Harry Heine aus Düsseldorff.

Testierbogen Heines, Wintersemester, 1819 1820.
(Original im Besitze der Universitätsbibliothek Bonn a. Rh.)

fahrung gemacht, daß die Musen, wie eitle Weiber überhaupt, jede absichtliche Vernachlässigung gar fühlbar zu rächen wissen. Auch ich hab mahl (schöner Busen halber) die Musen vernachlässigt. Meine Bestrafung hast Du selbst gesehen, nemlich meine poetische Unfruchtbarkeit vom vorigen Winter, die mich in so fern ärgerte, da ich mich auf immer von den Musen verlassen wähnte, und nicht einmal ein poetisches Klagelied hierüber zu Stande bringen konnte. Aber der alte Schlegel, der überhaupt mit den Damen umzugehen versteht, hat die zürnenden Schönen wieder mit mir versöhnt; und da er ihrer vielgenossenen Reitze satt ist, oder sie vielleicht nicht mehr selber bespringen kann, so hat er sie mir gütigst zugekuppelt, und allen neun Schwestern habe ich bereits wieder dicke Bäuche gemacht.

Über mein Verhältniß mit Schlegel könnte ich Dir viel Erfreuliches schreiben. Mit meinen Poesien war er sehr zufrieden, und über die Originalität derselben fast [fre]udig erstaunt. Ich bin zu eitel, um mich hierüber zu [wun]dern. Ich habe mich sehr gedocken gefühlt, als [ich neulich] von Schlegel förmlich eingeladen wurde, [und bey der r]auchenden Kaffeetasse stundenlang mit [ihm plaudert]e. Je öfter ich zu ihm komme, desto mehr finde ich, welch ein großer Kopf er ist, und daß man sagen kann:

Unsichtbare Grazien ihn umrauschen,
Um neue Anmuth von ihm zu erlauschen.

Seine erste Frage ist immer: wie es mit der Herausgabe meiner Gedichte stehe? und scheint solche sehr zu wünschen. Auch Du, lieber Friz, scheinst mich hierüber ebenfalls zu fragen. Leider habe ich, wegen der vielen Veränderungen, die ich auf Schlegels Rath gemacht habe, noch viele Gedichte wieder abzuschreiben und viele ganz neue Gedichte und metrische Übersetzungen der Engländer noch hinzuzuschreiben. Letztere gelingen mir besonders gut und werden meine poetische Gewandtheit bewähren. Genug des Selbstlobs.

Du kannst Dir nicht vorstellen, liebr Friz, wie oft und wie lebhaft ich an Dich denke. Um so mehr, da ich jetzt ein

höchst trauriges, kränklendes und einsames Leben führe. Neue Freundschaften zu suchen, ist bey dem jetzigen Zustand der Dinge ein mißliches und unrathsames Geschäft, und was meine alten Freunde betrift, so scheine ich denselben nicht mehr zu scheinen. Eines Besuches von Seiner Herrlichkeit, dem Staatsrath, habe ich mich lange nicht zu erfreuen gehabt. In stattlicher Schnödigkeit und vornehm nickend sehe ich ihn zuweilen bey mir vorüber schreiten. Seine Obscuranz, der Herr Consistorialrath Bölling, den ich während seiner Krätz-Krankheit vorigen Winter tagtäglich zu bekneipen pflegte und während den Ferien oft den ganzen Tag mit mir herumschleppte, um seine Teufel zu bannen, besagter Bölling ist, gottlob, wieder gesund. Doch sehen wir uns jetzt nur im Universitätsgebäude; da ich es jetzt bin, der krank und teufelsbesessen ist, und er jetzt auf dem Strumpf ist. Das ist ganz in der Ordnung. Daniels und Schopen stecken meistens zusammen und speisen zusammen und lesen zusammen, und medisiren zusammen. Das ist auch ganz in der Ordnung! Mit Pelmann stehe ich jetzt wieder auf intimen Fuß, und wir wünschen uns oft auf der Straße einen guten Tag. Alle andern freuen sich ihres Daseyns.

Steinmann, ein Jude, ein Poet, der Prinz Witgenstein und dessen Hofmeister sind jetzt mein ganzer Umgang. Die Ferien über will ich wieder hierbleiben und durchochsen. October aber werde ich mich nach Göttingen verfügen und werde, auf meiner Durchreise, Dich in Hamm besuchen.

Das ist wieder eine von jenen freundlichen Rosen, die auf meinen dornigten Lebenswegen so sparsam gestreut sind.

O lieber Friz! die Dornen ritzen mich jeden Augenblick; aber sie können mir nicht mehr so sehr wehe thun wie sonst. Denn ich sehe jetzt ein, daß die Menschen Narren sind, wenn sie über große Schmerzen klagen. Der Schmerz ist nicht so groß, aber die Brust, die ihn beherbergen soll, ist gewöhnlich zu eng.

Dein Freund

H. Heine,

Bonn d 15. July 1820. Stud. Juris.

Mit heutigem Postwagen sende ich Dir den längst versprochenen Pfeifenkopf.

8. An FRIEDRICH STEINMANN und JOHANN BAPTIST ROUSSEAU.

Göttingen, den 29. Oct. 1820.

Mit zusammengezogener Stirn und rollenden Augen war ich just im Begriff, einen Himmel und Hölle zersprengenden Fluch herauszudonnern, womit ich den dritten Akt meiner Tragödie schließen wollte, als ein königl. hannöverischer Beamte im Scharlachrock meine Stubenthür öffnete und mir einen Brief von Dir übergab. Herzlich, recht herzlich habe ich mich da gefreut; erheitert, recht lebendig erheitert hat sich mein ganzes Wesen; doch der Fluch, der hübsche Fluch ist dadurch zum Teufel gegangen. Indessen, der Schaden ist so groß nicht, Heine kann nicht lange in einer seelenvergnügten Stimmung bleiben, und vielleicht schon die nächste Stunde schickt mir Ärger an den Hals; die bösen Geister steigen wieder ins Haupt und besagter Tragödienfluch bricht um so furchtbarer heraus.

Wirklich schon, während ich diese Zeilen schreibe, verfliegt allmählig meine vergnügte Stimmung; die alten Schmerzen begeben sich wieder nach ihrer alten Kneipe, welche leider meine eigene Brust ist, und diese ganze Familie Schmerz beginnt dort wieder ihr altes Treiben; die blinde Großmutter Wehmuth hör ich trippeln, ein neugebornes Töchterchen hör ich greinen, Fräulein Reue — so wird diese Kleine getauft, und in ihrem ewigen Gegreine unterscheide ich die Worte: Du hättest in Bonn bleiben sollen. Das sind ärgerliche Worte. Doch was hilft's, wenn ich sie in allerlei Variazionen nachgreine und die ganze Tonleiter durchseufze! — Ich habe es ja nicht besser gewollt und war nicht viel klüger als der Junge, der zufällig seine Schuhe in den Rhein fallen ließ und aus Ärger seine Strümpfe denselben nachwarf.

Ja, wie sehr ich mich auch dadurch blamire, so will ich

Euch doch ehrlich bekennen, daß ich mich hier furchtbar ennuyire. Steifer, patenter, schnöder Ton. Jeder muß hier wie ein Abgeschiedener leben. Nur gut ochsen kann man hier. Das war's auch, was mich herzog. Oft, wenn ich in den Trauerweiden-Alleen meines paradiesischen Beuls zur Zeit der Dämmerung dämmerte, sah ich im Verklärungsglanze vor mir schweben den leuchtenden Genius des Ochsens, in Schlafrock und Pantoffeln, mit der einen Hand Mackeldeys Instituzionen emporhaltend, und mit der andern Hand hinzeigend nach den Thürmen Georgias Augustas. Sogar die lauten Wogen des Rheines hatten mir alsdann oft mahnend zugerauscht:

Ochse, deutscher Jüngling, endlich
Reite deine Schwänze nach;
Einst bereust du, daß du schändlich
Hast vertrödelt manchen Tag!

Klingt das nicht höchst tragisch? Wahrlich, es liegt ein ernsterer und schauerlicherer Sinn drin als im Schwanengesang der Sappho des Herrn Grillparzer in Wien.

Dieser Brief, wie Ihr an der Aufschrift ersehen könnt, ist an Euch beide zu gleicher Zeit gerichtet; denn ich wüßte gar nicht, wie ich es anfangen sollte, jedem von Euch privatim zu schreiben; sintemal ich doch sehr gut weiß, daß das, was ich dem einen schreibe, dem andern nicht gleichgültig ist. Wie ich bis zur Zeit meiner Abreise gelebt, was ich in Beul gesagt und gesungen, und wie ich mich noch zuletzt in Bonn herumgetrieben habe, wirst Du gewiß schon an [Rousseau] erzählt haben, lieber [Steinmann]; ich habe jetzt, bis auf einige Zeilen, den dritten Akt meiner Tragödie geschlossen. Das war der schwerste und längste Akt. Hoffentlich werde ich diesen Winter die beiden übrigen Akte auch vollenden. Wenn das Stück auch nicht gefallen wird, so wird es doch wenigstens ein großes Aufsehen erregen. In dieses Stück habe ich mein eigenes Selbst hineingeworfen, mitsammt meinen Paradoxen, meiner Weisheit, meiner Liebe, meinem Hasse und meiner ganzen Verrücktheit. So bald ich es ganz

fertig habe, übergebe ich es ohne weiteres dem Drucke. Es wird schon aufs Theater kommen — gleichviel wann — Anstrengung hat mir das Stück schon genug gekostet. — Und aufrichtig gesagt, ich fange fast an zu glauben, daß eine gute Tragödie zu schreiben viel schwerer sey als eine gute Klinge zu schlagen; obzwar man in einer Paukerey auf den Schläger zwölf Gänge und in einer Tragödie nur fünf Gänge zu machen braucht. — Ich habe mich ganz an den Comment des Aristoteles gehalten und habe seine Mensur in Hinsicht des Orts, der Zeit und der Handlung gewissenhaft angenommen. — Ich habe ferner auch gesucht, etwas Poesie in meine Tragödie zu bringen; freylich nicht so viel als im „Cervantes“ von Hofrath G. Döring. Über meine Gedichte nächstens. — Du siehst, mein guter [Steinmann], daß ich, gegen meine Gewohnheit, viel auf einmal gedichtet habe. Von Dir hoffe ich dasselbe zu hören. Mit wie viel hundert Stanzen ist Deine Muse niedergekommen? Sind die Kindlein wohlgestaltet? Schone nicht das kritische Amputiermesser, wenn's auch das liebste Kind ist, das etwa ein Buckelchen, ein Kröpfchen oder ein anderes Gewächschen mit zur Welt gebracht hat. Sey streng gegen Dich selbst; das ist des Künstlers erstes Gebot. Ich glaube, Dir hierin oft ein Beyspiel gegeben zu haben. Mit unserm „Poeten“ geht's, gottlob! recht gut. Er hat bisher, wie Du weißt, mit der Muse in wilder Ehe gelebt, hat mit seinem Gassenmensch, der Demagogia, manchen Wechselbalg gezeugt, und wenn er ja mahl die echte Muse schwängerte, so hatte er bei solcher Schwängerung nie daran gedacht, ob er einen Knaben oder Mädchen, einen Mops oder eine Meerkatze wollte. Ich darf mich rühmen, daß ich ihn endlich in den heiligen Dom der Kunst geführt, seine Hand in die der wahren Muse gelegt und über beide den ehelichen Segen ausgesprochen habe. Ich bin freylich nicht würdig genug, eine solche Weihe der Poesie auszuüben; doch wo der Priester fehlt, da kann auch oft eine schlichte Hebamme die Nothtaufe verrichten. Wahrlich, lieber [Steinmann], Du wirst vor Bewunderung die Augen aufsperren, wenn Du siehst, welch' ein tüchtiger Poet unser „Poet“ jetzt geworden ist. Er hat

meine Ermahnungen beherzigt, und die oben angedeuteten zwey Hauptfehler „das Dichten, ohne dabey zu denken“ und das folenische Kraftworteresiren, endlich abgelegt. Ich habe lange nichts so Hübsches und Zartes gelesen, wie eins seiner Sonette; seine Apologie des Nibelungenliedes enthält wahre poetische Schönheiten und ergreifende Stellen; endlich der Sonettenkranz, womit er des Freundes krankes Haupt umsungen hat, duftet und flimmert wie goldener Johannisberger in einem schöngeschliffenen Krystallpokal. — Du weißt, [Steimann] ich lobe selten; aber wenn ich Grund zum Loben habe, so quillt es mir um so unaufhaltsamer aus der Herzgrube. Ringe nur freudig und rüstig, mein lieber Poet; den Lorbeer verdienst Du, und daß man ihn Dir nicht vorenthalten soll, dafür laß nur mich sorgen. Aber Du mußt mir auch folgen. Kümmere Dich nicht um bellende Hunde. Der Mond wird noch immer im selben Glanze leuchten, wenn längst die Hunde verstummt sind, die ihn anbellten. Sein Goldschimmer erstreckt sich über die ganze Erde. Aber wie weit erstreckt sich die Stimme eines Hundes? Ich habe mehrere Tage in [Hamm] zugebracht; dort habe ich auch endlich die persönliche Bekanntschaft von D[r. Schulz] gemacht. Mit seinem Associé habe ich mich auch ziemlich befreundet durch manchen vergnügten Spaziergang, den wir zusammen machten. Recht gut bin ich von beiden aufgenommen worden. Aber mein wundersüßes Bräutchen, Fräulein Romantik, geborene Poesie, hat sich dort sehr ennuyirt. Ich habe meinen Vorsatz aufgegeben, auf den Sandsteppen der Mark einige Blumen aus unserm Poesiegärtlein zu verpflanzen und den Samen derselben dort wuchern zu lassen; denn mit dem [Unterhaltungs]blatt ist durchaus nichts anzufangen. D[r. Schulz] hat gar keinen Sinn, vielleicht gar Abneigung für Gedichte, und [Wundermann] liebt nöthigenfalls nur Gedichte aus der Gleimschen Schule. Ich habe zwar Deine Gedichte, welche Du mir mitgegeben, demselben zugestellt, lieber [Steinmann]. Doch bey der obigen Bewandtniß der Dinge zweifle ich nicht, daß es mit dem Abdruck sehr saumseelig zugehen wird. — Wer weiß, ob mich nicht das Verlangen nach Euch, liebe

Freunde, nächsten Sommer wieder nach Bonn zurücktreibt. Denn ich zweifle nicht, ihr werdet beide einer auf den andern wohlthätig gewirkt haben. [Rousseau] wird sich an [Steinemanns] löbliche plastische Umrisse gewöhnt haben, und [Steinmann] an [Rousseaus] romantischen Farbenschmelz und Wortfluß. Aber keiner soll sich an der Eigenthümlichkeit des andern vergreifen. — Ich werde Euch nächstens mehr schreiben über meine Studien, mein Poetisiren, meinen Umgang &c. Ich habe Dr. Hundeshagens sämmtliche Aufträge richtig besorgt, welches ich ihm nächstens selbst schreiben werde, da jetzt die Post abgeht und es zu spät ist, noch etwas zu schreiben. — Denkt Euch, Hofrath Beneke ist hier der einzige, welcher über altdeutsche Literatur liest, und nur (horribile dictu!!) 9 (sage neun) Zuhörer hat. Unter diese gehört auch meine Wenigkeit. Wenn Hundeshagen nächsten Sommer über Nibelungen lesen wird, so möchte mich dieses wahrscheinlich nach Bonn zurückziehen. Dir, lieber [Steinmann], bemerke ich nur noch, daß ich Deinen Brief erbrochen (in England steht darauf der Galgen) erhalten habe, und daß Dein Solinger Freund nur ein neues Couvert mit meiner Addresse über den erbrochenen Brief gezogen hatte. — — Schreibe mir nur recht viel, lieber [Steinmann], ich hatte lange auf Briefe von Dir gewartet und erhalte nach so langem Warten nur wenige Zeilen. Grüße mir alle unsere Freunde. — Lebt wohl, sonst geht mir noch die Post ab. Schreibt! schreibt! schreibt bald!

H. Heine,
Stud. Juris.

9. An F. A. BROCKHAUS.

Beyliegend erhalten Sie ein Manuscript, betitelt: „Traum und Lied", welches ich Ihnen zum Verlag anbiete. Ich weiß sehr gut, daß Gedichte in diesem Augenblick kein großes Publikum ansprechen und daher als Verlagsartikel nicht sonderlich geliebt seyn mögen. Deßhalb aber habe ich mich eben an Sie, Herr Brockhaus, gewandt, da es mir auch nicht unbekannt geblieben seyn konnte, daß es Ihnen beym Verlag von Poesien

auch ein bischen um der Poesie selbst zu thun ist, und daß Sie das anspruchslos Gute in unserer schönen Literatur eben so wirksam zu befördern suchen, wie Sie den gespreizten Dünkel niederzuzerren und zu aller Welts Freude zu demüthigen wissen.

Ich kann daher auch, nach dem Beyspiel mehrerer meiner Freunde, einem Manne wie Sie die Bestimmung des Honorars gänzlich überlassen, und bemerke nur, daß mir am letzteren weit weniger gelegen ist als an dem guten Papier und Druck, womit Sie gewöhnlich Ihre Verlagsartikel so liberal ausstatten.

Ich wünsche recht sehr, daß Sie selbst mein Manuskript durchlesen möchten, und bey Ihrem bekannten richtigen Sinn für Poesie bin ich überzeugt ,daß Sie wenigstens der ersten Hälfte dieser Gedichte die strengste Originalität nicht absprechen werden. Dieses letztere, welches heutzutage schon etwas werth ist, mußten mir auch die zähesten Kunstrichter zugestehen, vorzüglich mein Meister A. W. v. Schlegel, welcher (vorigen Winter und Sommer in Bonn) meine Gedichte mehrmals kritisch durchhechelte, manche Auswüchse derselben hübsch ausmerzte, manches Schöne besser aufstutzte und das Ganze, Gott sey Dank, ziemlich lobte.

Da mich leidige Verhältnisse zwingen, jedes Gedicht, dem man irgend eine politische Deutung unterlegen könnte, zu unterdrücken und meist nur erotische Sachen in dieser Sammlung aufzunehmen, so mußte solche freylich ziemlich mager ausfallen. Doch außer sechs Gedichten, welche ich vor ca. vier Jahren in einer Hamburger Zeitschrift „Der Wächter“ abdrucken ließ, sind alle Gedichte des Manuskripts noch ungedruckt, und sie mögen schon hinreichen als Belege zu meinen Ansichten über neuere Poesie, welche in dem beygelegten Aufsatze zusammengedrängt ausgesprochen sind.

Recht sehr bitte ich Sie, mir doch sobald als möglich anzuzeigen, ob Sie von meinem Manuskript Gebrauch machen wollen; und ist das nicht der Fall, so ersuche ich Sie, mir

solches unter untenstehender Addresse per Fahrpost zukommen zu lassen.

Ich bin mit ausgezeichneter Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

ganz ergebener

Göttingen, den 7. November 1820. H. Heine.

Meine Addresse ist: An den Rechtscandidaten H. Heine, bey Dr. Wyneker in Göttingen.

10. An FRIEDRICH VON BEUGHEM.

Göttingen, den 9. November 1820.

Lieber Fritz!

So eben bin ich aufgestanden, die Kaffeekanne steht dampfend auf dem Feuerbecken, und Zucker und Brot und Butter und Milch und Alles steht in schöner Ordnung drum herum. Und doch vermisse ich Etwas. Ich meine immer, nun müsse auch ein alter gelber Flausch kommen und sich freundlich plaudernd neben mir hinsetzen. Das ist der alte gelbe Flausch, worauf ich mehrere Nächte so behaglich geschlafen, und worin mein guter Fritz beym Frühstück wieder so hübsch paradirte. Die schönen Tage in Aranjuez sind aber vorüber. — Von meiner Reise kann ich Dir nicht viel Sonderliches erzählen. Bis Soest bin ich per pem gewandert. Dort blieb ich die Nacht und den folgenden Tag, da ich erwarten konnte, daß der Staatsrath gegen Abend kommen würde. Ich habe mich auch wirklich in meiner Erwartung nicht getäuscht gefunden. Da hat sich das alte ♡ wieder mahl recht gefreut. Mir war's, als wär der Christjan vom Himmel herabgefallen. Doch nur bis zur nächsten Stadt fuhr ich mit dem Postwagen. Dort blieb ich den Rest der Nacht und machte mich den andern Morgen wieder auf den Weg nach Göttingen. Ohne sonderliches Pech bin ich hier angelangt. Denk Dir, ich habe sogar noch einen ganzen Louis mitgebracht — Es schien mir bis jetzt noch gar nicht in diesem gelehrten Neste. Hätte ich nicht die Länge des Wegs aus Erfahrung gekannt,

so wäre ich richtig wieder nach Bonn zurückgelaufen. Patente Pomadehengste, Prachtausgaben wässrichter Prosaiker, plastisch ennuyante Gesichter — da hast Du das hiesige Burschenpersonal.*)
Hundeshagens und Radlofs Empfehlungen haben mir bey Beneke sehr genutzt und mir viele Auszeichnungen verschafft. Ich höre Benekens Collegium über altdeutsche Sprache mit großem Vergnügen. Denk Dir, Fritz, nur 9 (sage neun) Studios hören dieses Collegium. Unter 1300 Studenten, worunter doch gewiß 1000 Deutsche, sind nur 9, die für die Sprache, für das innere Leben und für die geistigen Reliquien ihrer Väter Interesse haben. O Deutschland! Land der Eichen und des Stumpfsinnes!

Die ersten vierzehn Tage meines Hierseyns habe ich durchaus Nichts anders gethan, als daß ich den dritten Akt meiner Tragödie schrieb. Dieser war der größte. Die noch übrigen zwei Akte werde ich erst künftigen Januar schreiben. Denn jetzt muß ich furchtbar ochsen. Dies geschieht auch. Ging ich ja doch des Ochsens halber hierher. Meine Bonner Freunde schreiben klägliche Briefe über meinen Abgang von Bonn. Besonders Steinmann. Ich habe ihm geschrieben, daß mir in Beul, als ich in der Dämmerung dämmerte, der Genius des Ochsens erschienen ist, in der rechten Hand Mackeldeys Instituzionen emporhaltend, und mit der Linken hinzeigend nach den Thürmen Georgia Augustas. Noch durchschauert's mich, wenn ich denke, wie er mit hohler Stimme sprach:

„Ochse, deutscher Jüngling, endlich,
Reite deine Schwänze nach;
Einst bereust du, daß du schändlich
Hast vertrödelt manchen Tag."

---

*) Von dem ersten Blatt dieses Briefes ist unten ein Stück abgerissen. Die hier fehlende Stelle hat Strodtmann in folgender Art zu ergänzen versucht: „Aber die [Professoren sind hier erst recht viel lederner,] als in Bonn[; nur Sartorius, welcher deutsche Geschichte liest] und bey welchem ich [die freundlichste Aufnahme gefunden, hat mich] fast entzückt; ganze Abende [habe ich schon bey ihm zugebracht.]"

Sey nur ruhig, lieber Fritz, ich will schon zusehen, daß ich diesen Winter Etwas loskriege. — Über meine Gedichte werde ich Dir wohl schon nächstens Erfreuliches mittheilen können.

[Dem Dr. Schulz habe ich gleich] geschrieben, [mir die Nummern des Kunst- und] Wissenschaftsblattes von Nr. 1 [dieses Jahres an schleunigst] allhier zukommen zu lassen. [Das ist zu meinem Ärger bis] jetzt noch nicht geschehen. Habe doch die Güte, lieber Fritz, die Westf. Anzeiger-Redakzion deßhalb zu rüffeln (welches Du doch noch von Alters her so gut verstehst), und wenn mein bewußtes Gedicht noch nicht im Wissenschaftsblatt abgedruckt ist, so gehe zu Dr. Schulz und sage ihm, daß ich es mir zurück erbitte. Schicke es mir alsdann mit Deinem nächsten Briefe. Da ich jetzt alle meine Gedichte gesammelt habe und einen Verleger suche, so darf ich nicht einzelne derselben herumfliegen lassen. Wenn Du an Christian schreibst, so grüße ihn recht herzlich; auch sage, wo er jetzt ist, und was er macht. Deinem Freund Wegener sage, daß ich seinen Auftrag halb vergessen habe, da ich vergaß, was und von welchem Pfeifenhändler er Etwas haben wolle. — Deinen Bruder (ich glaube Karl) grüße mir recht herzlich, so wie auch den Herrn Wundermann.

Ich erinnere mich dankbar, lieber Fritz, an all das Gute und Herzerfreuende, das Du mir in Hamm erzeigt hast; ich werde schon Satisfakzion zu nehmen wissen.

Du guter Fritz, Du gehörst wahrlich zu jenen seltnern Menschen, durch deren Freundschaft das Gemüth nicht gewaltsam aufgeregt und im tollen Tanz der Gefühle mit sich herumgeschleudert, sondern still erquickt, von alten Wunden geheilt, ich möchte fast sagen veredelt wird. Und mein tolles, zerrissenes und verwildertes Gemüth, wie sehr bedarf dieses einer solchen Besänftigung, Heilung und Veredlung! —

H. Heine.

Addrsse: An H. Heine, Stud. juris, bey
Doktorin Wyneker in Göttingen.

11. An den Stud. juris A. MEYER.

Zweytens muß ich Dir sagen, daß Wimmer mich gebeten hat, schon diesen Abend zu lesen. Ich bin's zufrieden. Kann Er auch kommen? Ich bitte Ew. Wohlgeboren mir das zu sagen, sowie auch die Stunde zu bestimmen. Du kannst mir auch Schlegels „Charakteristiken" mitbringen. Hat Er mich verstanden? Ich

Ew. Wohlgeboren

herzlich liebender

H. Heine,

königl. hannov. Consil.

Göttingen, den 1. Februar 1821.

P.S. Straube hat mir sagen lassen so eben: daß er um 8 Uhr käme.

12. An FRIEDRICH STEINMANN.

Göttingen, den 4. Februar 1821.

Staune! staune! staune! — ich habe hier das Consilium abeundi erhalten!

Ich habe wegen allerley Mißhelligkeiten schon seit drey Monath in beständiger Unruhe gelebt, ward von manchem fatalen Pech heimgesucht und wurde endlich vorige Woche

wegen Übertretung der Duellgesetze

auf ein halb Jahr consiliirt. Nur unter dem Vorwand, daß ich zu krank sey, das Zimmer zu verlassen, hat man mir's erlaubt, noch einige Tage hier zu bleiben. An ▽——— kannst Du diese Nachricht zeigen, aber Du mußt ihm erst das Wort abnehmen, daß er sie nicht weiter plappert. Denn die dortigen Düsseldorfer würden es erfahren und nach Hause schreiben; dadurch erführe es auch meine Familie, welches ich vermeiden will. Du kannst Dir jetzt meine Verdrießlichkeit wohl vorstellen; sehnsüchtig Spieße von Haus erwartend, Papiere aufräumend, gezwungen, das Zimmer zu hüten, so sitze ich schon den ganzen Morgen und schrieb so eben jemand ins Stammbuch:

Selig dämmernd, sonder Harm,
Liegt der Mensch in Freundes Arm;
Da kommt plötzlich wie's Verhängniß
Des Consiliums Bedrängniß,
Und weit fort von seinen Lieben,
Muß der Mensch sich weiter schieben.

Aber wohin soll ich mich schieben? Nach Bonn gehe ich, Verhältnisse halber, auf keinen Fall zurück. Ich erwarte, daß man mir von Haus die Universität bestimmen wird, wohin ich mich begeben soll. Wahrscheinlich wird es Berlin seyn. Ich werde Euch dieses näher anzeigen.

Mit Vergnügen sehe ich, daß Du Dir die Schuhe mit eisernen Nägeln beschlagen hast, um besser den Helikon zu erklimmen. Ich habe mit herzlichem Wohlbehagen Deine übersandten dramatischen Proben gelesen und abermals gelesen. Doch daß Du mein Urtheil über dieselben verlangst, setzt mich in Verlegenheit.

Ich kenne zu gut die Menschen im allgemeinen, um nicht zu wissen, daß man nur Lob erwartet, wenn man auch um die eigentliche Meinung, um die strengste Beurtheilung allerdemüthigst bittet; daß man doch im Herzen letztere ungerecht ansieht, wenn sie tadelnd oder ganz zermalmend ausfällt, und daß, wenn man auch den ehrlichen Beurtheiler deswegen just nicht hassen wird, man ihn doch deßhalb nicht noch desto mehr lieben wird; denn die Menschen sind die eitelsten unter den Creaturen, und die Poeten sind die eitelsten unter allen Menschen. Wer die Eitelkeit eines Poeten beleidigt, begeht daher ein d o p p e l t e s Majestätsverbrechen.

Das ist eben mein Wahnsinn, und das macht mich eben allgemein verhaßt, daß ich jene Erfahrung kenne und doch nicht anwende. — Aber ich sehe Dir an, guter Steinmann, Du hast mich beim Rock erfaßt und bestehst drauf, daß ich mich über Deine Dramen aussprechen soll. Ich will es mit wenigen Worten; aber vorher will ich, da Du es doch dringend verlangst, über meine eigene Tragödie sprechen.

Ich habe mit aller Kraftanstrengung daran gearbeitet, kein

Herzblut und keinen Gehirnschweiß dabey geschont, habe bis auf einen halben Akt das Ganze fertig, und zu meinem Entsetzen finde ich, daß dieses von mir selbst angestaunte und vergötterte Prachtwerk nicht allein keine gute Tragödie ist, sondern gar nicht mahl den Namen einer Tragödie verdient. — Ja — entzückend schöne Stellen und Szenen sind drin; Originalität schaut überall draus hervor, überall funkeln überraschend poetische Bilder und Gedanken, so daß das Ganze gleichsam in einem zauberhaften Diamantschleier blitzt und leuchtet. So spricht der eitle Autor, der Enthousiast für Poesie. Aber der strenge Kritiker, der unerbittliche Dramaturg trägt eine ganz anders geschliffene Brille, schüttelt den Kopf und erklärt das Ganze für — eine schöne Drahtfigur. Eine Tragödie muß drastisch seyn — murmelt er, und das ist das Todesurtheil der meinigen. — Hab ich kein dramatisches Talent? Leicht möglich. Oder haben die französischen Tragödien, die ich sonst sehr bewundert habe, unbewußt ihren alten Einfluß ausgeübt? Dies letztere ist etwas wahrscheinlicher. Denke Dir, in meiner Tragödie sind alle drey Einheiten höchst gewissenhaft beachtet, fast nur vier Personen hört man immer sprechen, und der Dialog ist fast so preciös, geglättet und geründet wie in der „Phèdre" oder in der „Zaire". Du wunderst Dich? Das Räthsel ist leicht gelöst: ich habe versucht, auch im Drama romantischen Geist mit streng plastischer Form zu verbinden. Deßhalb wird meine Tragödie ein gleiches Schicksal haben mit Schlegels „Jon". Nemlich weil letzterer ebenfalls in polemischer Absicht geschrieben ist.

Nach Deinen Probescenen zu urtheilen, glaube ich nicht, daß Deine Dramen diesen Fehler haben werden. (Von der Ueberschrift „dramatisches Gedicht" nehme ich keine Notiz; so etwas besticht mich nicht). Wenigstens wirst Du wirkliche Tragödien hervorgebracht haben. Doch ob auch gute? „Das ist die Frage" — sagt der Kronprinz von Dänemark. Ich zweifle. Vielleicht liegt's an den vierfüßigen Trochäen, die mir überall unausstehlich sind in einem Drama. Vielleicht aus Vorurtheil, nur den fünffüßigen Jambus lasse ich dort gelten. Doch dürfen diese nicht reimen; höchstens in ganz

lyrischen Stellen, wie z. B. das Gespräch von Romeo und Julie, durchaus nicht in ruhig gehaltenen Exposizionsscenen, wie in Deiner „Anna von Cleve". Der Anfang von letzterer gefällt mir ganz unbändig. In metrischer Hinsicht finde ich die Jamben weit besser, als ich Dir zugetraut. Verbanne nur das holprige Trochäengesindel mit ihren Flickwortskrücken, wie z. B. das oft eingeflickte Wörtchen „hold", dem ich, wie Du weißt, durchaus nicht hold bin. Die poetischen Bilder in jenen zwey Proben sehen aus wie Pharaos magere Kühe. Was mich am meisten bey Dir wundert, ist, daß alles den Charakter der Flüchtigkeit trägt. Arbeite die „Anna von Cleve" fertig. Ich glaube, Du könntest sie auf die Bühne bringen, wenn Du Anspielungen auf den Proceß der jetzigen Königin von England einwebtest. Studire jenen Prozeß. Aber überhaupt sey streng gegen Dich selbst. Dieses ist bey jungen Dichtern nicht genug zu empfehlen. Lieblich singt der persische Goethe, der herrliche Saadi:

Streng sey gegen dich selbst. Beschneide die üppigen
Reben;
Desto fröhlicher wächst ihnen die Traube dereinst.

Aber besonnene Strenge gegen sich selbst ist ganz etwas anderes als das unbesonnene Gedicht-Autodafé eines wahrscheinlich Besoffenen. Indessen, ich kenne zu gut das Gemüth des Dichters, um nicht zu wissen, daß ein Poet sich weit eher die Nase abschneidet, als daß er seine Gedichte verbrennt. Letzteres ist nur ein stehender Ausdruck für Beyseitelegen. Nur eine Medea kann ihre Kinder umbringen. Und müssen nicht Geisteskinder uns viel theurer seyn als Leibeskinder, da letztere oft ohne sonderliche Mühe in einer einzigen Nacht gemacht werden, zu ersteren aber ungeheure Anstrengung und viel Zeit angewendet wurde? — Wie hat Dir des „Poeten" Gedicht über die Nibelungen gefallen? Ich habe es vor einigen Tagen gedruckt erhalten und kann mich nicht satt dran ergötzen. Ich habe es wenigstens schon zwanzigmal laut vorgelesen und die Schönheiten desselben mit gewaltig kritischer Miene entwickelt. Den [Rheinisch-westphälischen Musen]al-

manach hab ich hier nicht erhalten können. Was macht der „Poet"? Hätt ich ihn nur wieder in den Klauen! Und was machst Du? Ich spreche jetzt sehr oft von Dir mit Deinem Freunde [Funcke]. Viel Vergnügen hat mir die Bekanntschaft des letztern gemacht. Er ist ein herzlich guter Junge. In seinen Gedichten spielen zwar die alten heidnischen Götter die Hauptrolle, und die schöne Daphnis ist seine Heldin; doch haben seine Gedichte etwas Klares, Reines, Bestimmtes, Heiteres. Er hat mit sichtbarem Vortheil seinen Goethe gelesen und weiß ziemlich gut, was schön ist. Sein Hauskamisol [Waldeck] ist ein sehr guter Poet und wird mahl viel leisten. Ich habe durch Wort und Beyspiel beide tüchtig angespornt, habe denselben meine Ansichten über Poesie faßlich entwickelt und glaube, daß wenigstens bey [Waldeck] dieser Same wuchern und gute Früchte tragen wird. — Erzähle mir doch frey, welche Studenten in Bonn katholisch geworden sind? Nun muß ich endlich doch in den sauern Apfel beißen und Dir sagen, wie es mit meinen Gedichten steht. Du thust mir unrecht, wenn Du glaubst, daß ich an der Verzögerung der Herausgabe schuld bin. Ich habe dieselben von Brockhaus zurückerhalten mit der äußerst zierlichen und höflichsten Antwort: daß er gar zu sehr in diesem Augenblicke mit Verlagsartikeln überladen sey. Ich will jetzt sehen, daß ich sie irgend anders unterbringe. Es ist dem großen Goethe eben so gegangen mit seinem ersten Produkt. Frage mahl den „Poeten", ob er Rath weiß? Meine Tragödie werde ich trotz ihrer Mängel dennoch drucken lassen. Lebe wohl!

H. Heine,
Stud. Juris.

Ich werde wahrscheinlich übermorgen abreisen. Nicht nach Berlin. Ich will eine Fußreise nach dem Harz machen. Du und der Poet, Ihr könnt mir daher nicht eher schreiben, bis ich Euch nochmals geschrieben habe. Dies soll in vier Wochen geschehen.

13. An HEINRICH STRAUBE.

An

H. Straube, Dr

Zu Hause

Wenn der Frühling kommt mit dem Sonnenschein
Dann knospen und blühen die Blümlein auf;
Wenn der Mond beginnt seinen Stralenlauf
Dann schwimmen die Sternlein hintendrein;
Wenn der Sänger zwey süße Aeuglein sieht
Dann quellen ihm Lieder aus tiefem Gemüth.
Doch Lieder und Sterne und Blümelein
Und Aeuglein und Mondglanz und Sonnenschein,
Wie sehr das Zeug auch gefällt,
Ist es doch noch lang nicht die Welt!

Ja, die Welt besteht noch aus andern Ingredienzen. Wenn Du mahl in meinem großen Naturepos lesen wirst von den unzähligen Goldäderchen, die den Weltkörper durchweben, so wisse nur, daß ich darunter Ducaten, Louisd'ore und Frd'ore verstehe. Ich denke heut mit meinen Spießen auf's Reine zu kommen. Bin jetzt am Packen. Schick mir gleich auf der Stelle: 1. Rousseaus Brief, 2. den Manfred und 3. das englische Buch. Vergiß nicht, Lausangel.

Dein Dich herzlich liebender

Freund und Gönner

H. Heine.

Göttingen d. 5' Febr 1821. Stud Juris.

14. An HEINRICH STRAUBE.

[Ohne Ort und Datum; wohl aus Oldesloe, zwischen Februar und April 1821]

Liebster Mensch!

Ich habs ja vorausgewußt und habs Dir auch vorausgesagt. Kaum betrat ich das Weichbild Hamburgs, so wars mir plötzlich, als ob ich nie dieses Nest verlassen hätte, und alles was ich in jenen 2 Jahren der Abwesenheit erlebt, gedacht

und gefühlt, erlosch aus meinem Gedächtniß. Ich saß eine Stunde schweigend und fast ohne eigentlich an etwas zu denken. Diese Stunde ist ein bedeutungsloser und dennoch vielsagender Gedankenstrich im Buche meines Lebens. Wie wird dieses Buch endigen? Hat der göttliche Author eine Tragödie oder ein Lustspiel schreiben wollen? Dieu mercy, ich habe auch noch ein Wort mitzusprechen, von meinem Willen hängt die Katastrophe ab, und es kostet mir nur ein Loth Pulver, um dem Helden des Stücks die Narrenkappe vom Kopfe zu donnern. Was liegt mir dran, ob die Gallerie pfeift oder klatscht? Auch das Parterre mag zischen. Ich lache. Auch das kurzbeinige herzliebe Männlein mit der Wünschelruthe mag immerhin wimmern: das Stück ist schlecht. Ich lache. Alle himmlische Heerschaaren mögen pochen. Ich lache!!! — — — —

Ich lache ob den Gimpeln und den Laffen,
Die mich anglotzen starr und lauwarm nüchtern,
Ich lache ob den kalten Bocksgesichtern,
Die hämisch mich beschnüffeln und begaffen.
Ich lache ob den kunsterfahrnen Affen,
Die sich aufblähn zu stolzen Splitterrichtern,
Ich lache ob den feigen Bösewichtern,
Die mich bedrohn mit giftgetränkten Waffen.
Denn wenn des Glückes hübsche Siebensachen
Uns von des Schicksals Händen sind zerbrochen,
Und so zu unsern Füßen hingeschmissen,
Und wenn das Herz im Leibe ist zerrissen,
Zerschnitten und zerschnitten und zerstochen,
So bleibt uns doch das hübsche gelle Lachen!

Ja, wenn die weitklaffende Todeswunde meines Herzens sprechen könnte, so spräche sie: ich lache.

Aber oben in der Eckloge sitzt ein gar hübschgeputztes Sonntagspüppchen, bey dessen Fabrikazion der himmlische Kunstdrechsler sich selbst übertroffen. Dieses wunderliebe Frätzchen sollte doch nicht lachen, und es wäre mir sogar lieb, wenn diverse Kristalltröpfchen aus diesen zwey Aquato-

phanaäuglein hervorquöllen. Ja, das ist die Klippe, woran mein Verstand gescheitert ist, und die ich dennoch in Todesangst umklammern möchte. Es ist eine alte Geschichte. Aber der königl. franz. geheime Oberhofmaximenverfertiger Francois Duc de la Rochefoucauld sagt ganz mit Recht:

„l'absence diminue les mediocres passions, et augmente les grandes, comme le vent eteint les bougies et alume le feu."
Vous avez raison, Monseigneur!

Es ging schon gegen Mitternacht, da begab ich mich nach dem Hause meiner Dulcinea de Tobosa, um unter ihren Fenstern die Rolle meines Almansor in der Wirklichkeit zu spielen. Aber ich hatte leider keinen Mantel wie mein Almansor, und muste frieren wie ein Schneider. Auch hatte ich statt einer hellgestirnten andalousischen Sommernacht nur einen aschgrauen Himmel, feuchten hamburger Nazionalwind und durchfröstlendes Regengeträufel. Denn der gelbe Kuppler, der mich so oft belogen, hatte sich aus Scham hinter seine Wolkenbatterien verkrochen und beleuchtete nur mit einzelnen Stralen das Haus aller Häuser. — Ich brauche Dir nicht zu erzählen, liebster Wimmer, wie sehr ich da gewimmert. Alle Tollhäuser hatten ihre Wahnsinnbilder losgelassen und mir auf den Hals gejagt. In meinem Gehirn feyerte dieses verrückte Gesindel seine Wallpurgisnacht, meine Zähne klapperten die Tanzmusik dazu, und aus meiner Brust ergossen sich warme Ströme von rothem, rothem Herzblut. Unheimlich umrauschten mich diese Blutwogen, betäubend umnebelte mich der Duft Ihrer Nähe, und sie selbst, sie selbst erschien oben am Fenster und nickte herab und lächelte herab, in all ihrer leuchtenden Schönheitsglorie, so daß ich zu vergehen glaubte vor unendlicher Sehnsucht und Wehmuth und Seeligkeit. —

Doch doppeltschneidender Schmerz zerriß mein innerstes Gemüth, als ich bemerkte, daß meine Fantasie mich wieder in den Aprill geschickt hatte. Das schaurigsüße Lockenköpfchen, das mir so huldreich herabgenickt, war nur die alte Gouvernante, die ihre Jalousien zugemacht, der wunder-

same Duft, der meine Sinne umnebelte, war nur der Geruch aus einem nahen Käseladen, und der herabrauschende Blutstrom war nur der . . . inhalt den eine — — aus ihrem Fenster herabgoß. Ich möchte Dir noch vieles schreiben, wie es mir ging mit meinem armen verrückten Herzen, doch bin ich unpäßlich, schreibe diese Zeilen im Zimmer meiner Eltern, muß vorsichtig seyn, daß mir niemand über die Schulter sieht, kurz, ich bin genirt.

Ich habe meine Familie in einem höchsttraurigen Zustand gefunden. Mein Vater leidet noch immer an seiner Gemüthskrankheit, meine Mutter laborirt an Migräne, meine Schwester hat den Catharr und meine beiden Brüder machen schlechte Verse. Dieses letztere zerreißt mir das Herz. Für den jüngern gebe ich nicht alle Hoffnung verloren. Meine Gedichte gefallen ihm nicht. Das ist ein gutes Zeichen. Meine Schwester fällt aber ein besseres Urtheil über meine poetische Verdienste. Als ich ihr jüngst eins meiner besten Geisteswerke vorlas, bemerkte sie: „Oh! das geht." Dieses Mädchen singt wie ein Engel. Mein jüngerer Bruder wird Medicin studiren. Der ältere studirt jetzt praktisch die Landwirthschaft. Aus brüderlicher Liebe will ich beide verschonen mit meinen Kunsttheorien.

[Schluß fehlt.]

15. An C. G. TH. WINKLER.

Einliegende ‚Bitte an meinen Namensvetter' wünsche ich so bald als möglich in der Abendzeitung zu sehn.

Ich war schon längst gesonnen, Ew. Wohlgeb. mich zum Mitarbeiter an der Abendz. anzubieten und bey der Gelegenheit schon einige bedeutende Beyträge mitzuschicken. Doch da gegenwärtiger Brief keinen Aufschub leidet, so fehlt's mir an Zeit, etwas recht Tüchtiges abzuschreiben, und ich schicke nur einliegend 3 Gedichte. Ich verlange dafür *kein* Honorar und verlange nur: daß sie *gleich* abgedruckt werden, oder im Fall dieses nicht thu[n]lich, mir zurückgeschickt werden.

Diese Gedichte sind nemlich enthalten in einer Sammlung, die ich der hiesigen Maurerschen Buchhandlung verkauft habe, die schon diese Woche in die Presse kömmt und wahrscheinlich in 4 oder 6 Wochen unter dem Titel ‚Gedichte von H. Heine' erscheinen wird.

Ew. Wohlgb. sehen daher selbst ein, daß ich gezwungen bin, meine heutige Einsendung zurückzuverlangen, wann sie nicht unverzüglich abgedruckt werden kann.

Ich erwarte aus einer baldigen Antwort zu ersehen, wie Ew. Wohlgb. über meine gegenwärtige Einsendung verfügen wollen, und bitte mir auch bey dieser Gelegenheit zu bemerken, welches Honorar Ew. Wohlgb. für künftige Einsendungen offeriren.

Ich bin

mit ausgezeichneter Hochachtung

Ew. Wohlgb.

ganz ergebener

H. Heine (Behrenstraße Nr. 71, 3. etage).

Berlin d. 16. Oktober 1821.

16. An FRIEDRICH RASSMANN.

Einliegend erhalten Euer Wohlgeboren einen kleinen Beytrag zum „Rheinisch-westphälischen Musenalmanach".

Aus den paar Worten, die ich im „Gesellschafter" über den Almanach gesagt habe, ersehen Ew. Wohlgeboren, daß mir das gute Werk am Herzen liegt. Ich würde zur Beförderung desselben diesmal eine beträchtliche Einsendung machen, wenn nicht just alle meine vorzüglichsten Gedichte in einer geschlossenen Sammlung enthalten wären, die jetzt in der Presse ist und im Verlag der Maurerschen Buchhandlung unter dem Titel: „Gedichte von H. Heine" nächsten Monath erscheinen wird. Ja, ich befürchtete, daß der Almanach wieder so spät erscheinen möchte, daher hielt ich es nicht für rathsam, Etwas zu schicken, was in jener Sammlung enthalten ist.

Vor vier Wochen schrieb mir mein Freund Rousseau, daß Ew. Wohlgeboren für die Dichtergalerie biographische No-

tizen über mich von ihm verlangt haben. Ich untersagte es ihm ernstlich, diese zu geben, aus dem einfachen Grunde: weil ich es jetzt noch gar nicht werth bin, als Dichter genannt zu werden, und erst durch Werke beweisen muß, daß es mir mit der Poesie gar besonders Ernst ist, und weil ich zweifle, ob Rousseau meine äußern Verhältnisse kennt. Ist daher die Notiz über mich noch nicht gedruckt, so bitte ich, sie zu streichen; ist es indessen doch der Fall, so erbitte ich mir die Copie davon. Späterhin schrieb mir Rousseau, daß mein Verbot zu spät kam.

Wenn Ew. Wohlgeboren wünschen, etwas von meiner Persönlichkeit dem Namensverzeichnisse des Almanachs beyzufügen, so bitte ich, bloß von folgender Notiz Gebrauch zu machen:

„H. Heine, 24 (?) Jahre alt, geboren in Düsseldorf, erhielt im dortigen Gymnasium seine Schulbildung, studirte Jurisprudenz in Göttingen, Bonn und Berlin, woselbst er jetzt lebt."

Über meine literarischen Hervorbringungen ist schwerlich was zu sagen.

Ich empfele mich herzlich dem Wohlwollen Ew. Wohlgeboren und bin mit ausgezeichneter Hochachtung

Euer Wohlgeboren ganz ergebener

H. Heine.

Behrenstraße Nr. 71, 3. Etage.

Berlin, den 20. October 1821.

17. An J. W. v. GOETHE.

Ich hätte hundert Gründe, Ew. Excellenz meine Gedichte zu schicken. Ich will nur einen erwähnen: Ich liebe Sie. Ich glaube, das ist ein hinreichender Grund. — Meine Poetereyen, ich weiß es, haben noch wenig Werth; nur hier und da wär manches zu finden, woraus man sehen könnte, was ich mahl zu geben im stande bin. Ich war lange nicht mit mir einig über das Wesen der Poesie. Die Leute sagten mir: frage Schlegel. Der sagte mir: lese Goethe. Das hab ich ehrlich ge-

than, und wenn mahl etwas Rechts aus mir wird, so weiß ich, wem ich es verdanke.

Ich küsse die heilige Hand, die mir und dem ganzen deutschen Volke den Weg zum Himmelreich gezeigt hat, und bin

Ew. Excellenz

gehorsamster und ergebener

H. Heine,

Berlin, d. 29. Dec. 1821. Cand Juris.

18. An ADOLF MÜLLNER.

Herr Hofrath!

Wenn ich Dichter geworden bin, so war Ew. Wohlgeboren Schuld schuld dran. Diese war mein Lieblingsbüchlein, und ich hatte dieses so lieb, daß ich es als Liebesgeschenk der Geliebten verehrte. Schreiben Sie auch so etwas, sagte die Holde mit spöttischem Tone. Versteht sich, daß ich hoch und theuer versicherte, noch etwas besseres zu schreiben.

Aber Ew. Wohlgeboren können es mir aufs Wort glauben, daß es mir bis auf dieser Stunde noch nicht gelingen wollte, meine Versicherung zu erfüllen. Indessen zweifle ich nicht im Geringsten, daß ich in einigen Jahren den Alleinherrscher im Reiche des Dramas von seinem Bretterthrone verdrängen werde. „Schrecken dich nicht -s und -s blut'ge Häupter, in krit'schen Blättern warnend aufgesteckt? Nicht das Verderben vieler Tausende, die ihre Schmach in gleichem Wagniß fanden?" Nein, ich bin unerschrocken.

Wo ein großer Bau unternommen wird, da fallen auch Späne; und das sind die Gedichte, die ich heute so frey bin, Ew. Wohlgeboren zu überreichen. Letzteres geschieht nicht, weil ich Ew. Wohlgeboren so sehr verehre; ich hüthe mich wohl, dieses merken zu lassen. Auch geschieht es nicht aus Dankbarkeit für die schönen Abende, die ich Ew. Wohlgeboren verdanke; denn erstens bin ich undankbar von Natur, weil ich ein Mensch bin, zweytens bin ich undankbar gegen Dichter aus Gewohnheit, weil ich ein Deutscher bin, und drittens

kann jetzt von Dankbarkeit gegen Ew. Wohlgeboren bey mir gar nicht mehr die Rede seyn, weil ich jetzt glaube, daß ich selbst Dichter bin.

Den beyliegenden Band Gedichte übersende ich Ew. Wohlgeboren bloß, weil ich eine Rezension derselben im Lit. Blatte zu sehen wünsche.

Ich gewinne viel, wenn die Rezension gut ausfällt, d. h. nicht gar zu bitter ist. Denn ich habe in einem hiesigen liter. Club gewettet, daß Hofrath Müllner mich partheylos rezensiren wird, selbst wenn ich sage, daß ich zu seinen Antagonisten gehöre.

Ich verharre in Ehrfurcht
Ew. Wohlgeboren ganz ergebener
H. Heine.

Berlin den 30. Dez. 1821.

19. An K. B. HUNDESHAGEN.

Ew. Wohlgeb.

überschicke ich beykommendes Ex. meiner Gedichtesammlung als ein Zeichen der Dankbarkeit für erwiesenes Wohlwollen. Ich wünsche, daß sich dieses nie vermindere, und daß ich mahl im Stande seyn möge zu zeigen, daß ich dessen nicht ganz unwürdig bin.

Ich weiß, die Gedichte dieser Sammlung haben wenig Werth, der größte Theil ist Ballast. Aber ich weiß auch, daß Kenner wie ein Hundeshagen in meinen Gedichten Studium des Volksliedes, Kampf gegen Convenienzpoesie und Streben nach Originalität nicht verkennen werden.

Wenn es Ew. Wohlgeb. gefallen möchte, durch dero literar. Verbindungen für das Bekanntwerden meiner Gedichte etwas zu thun, so würde dieses mir sehr viele Freude machen und mich Ew. Wohlgeb. noch mehr verpflichten.

Ich bin mit ausgezeichneter Hochachtung
Ew. Wohlgeboren ganz ergebener
H. Heine, Cand. Juris.

Berlin d. 30. Dez. 1821. Behrenstraße Nr. 71.

20. An CHRISTIAN SETHE.

Lieber Christian

Du weißt, ich schreibe selten Billete; drum mache Dich drauf gefaßt, etwas Höchstwichtiges, vielleicht auch Höchstvernünftiges zu lesen.

Ich habe mir diese Nacht, als ich nicht schlafen konnte, recht vieles überlegt, und hab mir alles aufgezählt, was ich liebe; und das ist:

Nr. 1. ein weiblicher Schatten, der jetzt nur noch in meinen Gedichten lebt.

Nr. 2. eine köstliche Idee, die in dem Polen steckt.

Nr. 3. einen Menschen, den ich mir bisher in Dir gedacht.

Nr. 4. meine neue Tragödie.

Nr. 5. eine olla Potrida von: Familie, Wahrheit, französische Revoluzion, Menschenrechte, Lessing, Herder, Schiller &c. &c. &c.

Mit Nr. 3 hat es jetzt seine eigne Bewandtniß. Ich werde Dich noch immer lieben; das hängt nicht von mir ab. Letztere Erfahrung habe ich längst gemacht. Aber Freunde können wir nicht bleiben.

Ich erkläre Dir: daß ich vom 15. April an Dein Freund nicht mehr seyn werde, daß ich mich alsdann aller Pflichte gegen Dich entbinde, und daß Du alsdann nur Ansprüche an konvenzioneller Höflichkeit und Urbanität machen kannst. Sollte es der Fall seyn, daß Du, obschon ich es nie ganz glauben konnte, mein Freund wärest, so entbinde ich Dich ebenfalls aller Pflichten derselben für die Folge; nach den Gesetzen des Völkerrechts zwischen ehemaligen Freunden erwarte ich, daß Du nichts von All dem sprichst, was ich mit Dir vor dem 15. April gesprochen und wovon ich vielleicht wünschte, daß es kein Anderer erfahre. Aber was ich nach dem 15ten, ich glaube, der ist schon morgen, mit Dir spreche, das kannst Du jedem sagen und auch an Klein sagen, und Klein mag's wieder an seinen Bruder und der an die Clicke, und diese an Berlin, und Berlin an ganz Deutschland sagen. — Es steht Dir alsdann auch frey, mich, den gelehrtesten der jetzt lebenden

Menschen, als unwissend, dumm und kenntnißlos allgemein zu verschreyen, nur bitte ich immer dabey zu sagen: daß wir keine Freunde mehr sind; damit die Leute wissen, was sie von Deinem Urtheil zu halten haben. Ich glaube gewiß und ich gebe Dir mein Wort drauf, ich bin davon überzeugt: daß keiner in Deutschland so viel weiß als Ich, nur daß ich nicht prale mit meinem Wissen, und — Lieber Christian, glaube nicht, daß ich Dir böse sey; wenn ich Dir sage, daß ich Dein Freund nicht mehr seyn kann, so geschieht dieses, weil ich immer ganz ehrlich und offen gegen Dich handelte, und ich Dich auch jetzt nicht hintergehn möchte. Ich lebe jetzt in einer ganz besondern Stimmung, und die mag wohl an allem den meisten Antheil haben. Alles was deutsch ist, ist mir zuwider; und Du bist leider ein Deutscher. Alles Deutsche wirkt auf mich wie ein Brechpulver. Die deutsche Sprache zerreißt meine Ohre. Die eignen Gedichte ekeln mich zuweilen an, wenn ich sehe, daß sie auf deutsch geschrieben sind. Sogar das Schreiben dieses Billets wird mir sauer, weil die deutschen Schriftzüge schmerzhaft auf meine Nerven wirken. Je n'aurais jamais cru que ces bêtes qu'on nomme allemands, soient une race si ennuyante et malicieuse en même temps. Aussitôt que ma santé sera rétablie je quitterai l'Allemagne, je passerai en Arabie, j'y menerai une vie pastorale, je serai homme dans toute l'étendue du têrme, je vivrai parmis des chameaux qui ne sont pas étudiants, je ferai des vers arrabes, beau comme le Morlaccat, enfin je serai assi sur le rocher sacré, où Mödschnun a soupiré après Leila. O Christian, wüßtest Du, wie meine Seele nach Frieden lechzt, und wie sie doch täglich mehr und mehr zerrissen wird. Ich kann fast keine Nacht mehr schlafen. Im Traum seh ich meine sogenannten Freunde, wie sie sich Geschichtchen und Notizchen in die Ohren zischeln, die mir wie Bleytropfen in's Hirn rinnen. Des Tags verfolgt mich ein ewiges Mißtrauen, überall hör ich meinen Namen und hinterdrein ein höhnisches Gelächter. Wenn Du mich vergiften willst, so bringe mir in diesem Augenblick die Gesichter von Klein, Simons, Bölling, Stucker, Plücker und von bonner Studenten und Landsleuten vor Augen. Das mise-

rable Gesindel hat auch das Seinige dazu beygetragen, mir die berliner Luft zu verpesten. Und Dir verdanke ich auch so manches, o Christian! Christian!

Aber glaube nur nicht, daß ich Dir böse sey, daß ein besonderes Factum Ursache dieses Billets sey.

Ich hoffe, lieber Christian, daß wir uns, so lang ich noch in Berlin seyn werde, recht oft sehen und sprechen werden. Ich wünsche, daß Du mich auch mahl besuchst, damit ich nicht zu oft Gefahr laufe, Dich in Gesellschaft schauderhafter Gesichter zu treffen. Ich werde Dich diese Tage besuchen und Dir auch die Flegeljahre mitbringen. Es thut mir sehr leid, lieber Christian, daß ich Dir erst den 1ten May die 9 Thaler geben kann, und daß ich vielleicht Ursache bin, daß Du in Geldverlegenheit bist. Es ist schauderhaft von mir, daß ich sie Dir nicht vor einigen Monath gab, als ich meinen Wechsel erhalten. Sonst pflegte Zuverlässigkeit zu meinen Tugenden zu gehören. Ich werde auch diese Tage Deine Familie besuchen. — Leb wohl, lieber Christian, und sey mir so gut, wie Du es bey so bewandten Umständen seyn kannst.

bis morgen Dein Freund

H. Heine.

Berlin, d. 14. April 1822.

Adresse: Sr. Wohlgeboren den Herrn
Referendarius Christian Sethe.
Im Hause des Herrn Präsidenten Sethe
auf der Kochstraße.

21. An ERNST CHRISTIAN AUGUST KELLER.

An Hartman vom Rhein, ehemaliger Westfalensenior, jetzt Mitglied der Gesellschaft zur Verbreitung der Vernunft, Representant des gesunden Menschenverstandes, Sprecher für Gewerbefreyheit &c., Lichtritter &c. &c., sowie auch Regierungs-Referendarius zu Potsdam.

Wie enuyiren sich Ew. Wohlgeboren in Potsdam? Können's wohl glauben, daß mir Ihre Abwesenheit oft sehr merkbar wird. Ich werde Sie recht bald dort besuchen. Es zieht

mich sehr nach Potsdam, da ich dort auch eine Geliebte habe. Es ist eine von den Marmorstatuen, die zu Sans souçi auf der Terrasse stehen. Ich werde Ihnen auch Ihren Anzeiger mitbringen, sowie auch eine Tasche voll berliner Neuigkeiten. Von Schulz hab ich Brief gehabt, er ist ganz in Alterthumsforschungen versunken. Mein 2ter Brief aus B[erlin] wird Ihnen schon zu Gesicht gekommen seyn; ich wünsche, daß er Ihren Beyfall etwas mehr gewinne als der erste. Alles, was wir schreiben, ist ja meistens gerichtet an diejenigen, in deren Nähe wir leben. Wenn Sie dort das brokhausische Conversazionsblatt lesen, so werden Sie finden, daß Jemand in einer Correspondenz aus Berlin auf meinen ersten Brief und „die reflectirende Portiers in Wein- und Caffehäusern, und ihre phisionomische Bemerkungen" gestichelt, und meine armen, unschuldigen Gedichte mit grimmiger rencune ausgehunzt hat. Daß letztere ausgehunzt zu werden verdienen, das weiß ich selbst, aber daß jenes Aushunzen nicht ohne Gründe und bloß von einigen nichtssagenden Redensarten unterstützt geschehen darf, das weiß ich auch, und ich wünschte sehr, daß jener Aushunzer sich auf eine wirkliche Beurtheilung meiner Gedichte einlassen möge.

Sie würden mich sehr verbinden, lieber Keller, wenn Sie mir dazu behülflich seyn wollten, und folgende Anfrage in das brokhausische Conversazionsblatt einrücken ließen:

> „Der Verfasser des Briefes aus Berlin vom 18 April in Nr. 90 dieses Blattes wird ersucht, die einfachen Fragen zu beantworten: Ist Poesie in Heines Gedichten? und wenn sie denn so ganz ung[en]ießbar sind, warum werden sie denn von so Vielen genossen?"

Wenn Sie diese Anfrage mit Ihrer eignen Schiffer unterzeichnen wollten, so wär es mir gewiß sehr lieb. Tragen Sie indessen Bedenken, das zu thun, lieber Keller, so setzen Sie das erste beste noch ungebrauchte Zeichen darunter. Ich möchte nicht den Schein tragen, als hätte ich von jenem Ausfall Notiz genommen, und habe dennoch höchstwichtige Gründe, obige Frage beantwortet zu sehen. Sie thun mir einen großen Gefallen.

Der Ochs befindet sich gesund und wohl, stößt noch hie und da mit den Hörnern; aber wo man einen Hörnerstoß bekömmt, weiß man gleich, daß er vom Ochsen herrührt. Ich habe gar nichts gegen seine Hörner und möchte ihm sogar von letzteren noch ein Paar extra aufsetzen. Hier ist Alles still, bis auf die C[abinets] Ord[re]. Der König hat zwey neue Köche bekommen; der eine heißt Louis, bekömmt 600 Thaler mehr als ein Geheimer Regierungsrath und macht ganz süperbe Aufsätze. Wenn Sie hier Aufträge für mich haben sollten, so wär es meine Freude, sie pünktlich auszurichten. Meine Addresse ist: H. Heine aus Düsseldorff, Stud. Juris. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb.

Ihr Freund
H. Heine.

Berlin, d. 27. April 1822.

Adresse: Seiner Wohlgeboren
d. Herrn Regierungs-Referendarius Keller
Wilhelmsplatz Nr. 15 in
Potzdamm.

22. An KELLER.

Mon cher Hartmann du Rhin.

Berlin, Juin 15. — 1822.

Ich bin wirklich ein Flegel, daß ich auf Ihre zwey liebe Briefe noch nicht geantwortet. Ich wäre längst nach Potsdam gekommen, wenn ich nicht gar zu sehr litte an meinen gewöhnlichen Kopfschmerzen, die mir fast das Schreiben erschweren. Ich denke aber doch, Sie bald dort zu bekneipen. Ueber die hiesigen Hochzeitsfeyerlichkeiten werden Sie im Anzeiger wenig lesen. Mein 3ter Brief, den ich zur Hälfte gestern erst abgeschickt, wird sehr mager an Notizen ausfallen. Außer den Benzenbergschen Witz hatte mir Schulz im vorigen Briefe wenig gestrichen. Ueber den 2ten Brief wär ich schier in öffentlichen Federkrieg gerathen mit den Ba-

ron v. Schilling (der jetzt Schulden halber auf der Vogdtey sitzt) und ich habe ihm erklärt, daß ich ihn in jenem Br[iefe] nicht beleidigen wollte. Der Ausfall gegen mich im C[onversazions] Bl[at]t war von einem meiner Freunde, Namens Köchy, und alles, was ich dagegen thun werde, ist: daß ich diesen jungen Mann im 3ten Briefe tüchtig lobe. Wahrhaftig, das thu ich.

Ich hatte an Schulz geschrieben, daß meine Gedichte wegen der anzeiger'schen Correspondenz gemißhandelt worden, und habe dadurch erlangt (o vanitas), daß ich im Anzeiger gepriesen wurde. Die Recension von Immermann hat mich fast zu Thränen gerührt. Ich stutze würklich, daß man mich in Münster am tiefsten begriffen. Ueberhaupt die Empfänglichkeit, die meine Landsleute für meine gringe Talente gezeigt und die Gründlichkeit, womit man dieselben beurtheilt, hat mich sehr gefreut; um so mehr, da hier [besonders in Nordpreußen; durchgestrichen] alles Gefühl täglich mehr abgestumpft wird, und die Recensenten fast die Schriftsteller an Flachheit übertreffen. — Schlumberg und Stuhr seh ich wenig. Letzterer hat sich nicht todt geschossen. Ich gehe wenig aus. Bey dem Ochs seine Frau war ich lange nicht. Den Ochsen seh ich oft in der Börsenhalle. Dort pflegt er Excerpten aus dem Anzeiger zu machen. Gegen das, was über mich gesagt worden, wird er gewiß einen Witz los lassen. Er will durchaus das poetische Gleichgewicht in Westfahlen erhalten. Er ärgert sich über die gottlosen Gedichte, die ich jetzt im Gesellschafter abdrucken lasse. Ihr Heft des Anzeigers habe ich ihm vor 6 Wochen gegeben. Haben Sie es noch nicht zurück? — Hier ist Alles todtstill. Der Diplomat ist, wie vorauszusehen war, exgekniffen und hat viele Schulden hinterlassen. — Das Censur Edikt gegen Brokhaus ist erneuert. Ihr Aufsatz über Baranthe steht im neusten Heft des Hermes. Hier ist man für Fonk, wie Sie wohl denken können. Ich hoffe, daß mein Brief richtig ankomme, denn Ihre Addr[esse] hab ich wieder vergessen. Ich bin wieder auf's Neue ausgezogen und wohne: Mauerstraße Nr. 51. — Nicht wahr, ich habe heute keine Mädchenhandschrift?

Leben Sie wohl, lieber Keller, und behalten Sie mich in gutem Andenken. Ich bin,

alter Westfalensenior, Ihr Freund und Landsmann

H. Heine.

Adresse: Herrn Keller aus Werden
Königl. Pr. Regierungsreferendarius
in
Potsdam.

23. An KELLER.

Gnesen, d. 1. Sept. 1822.

Mein braver, wackerer Hartman vom Rhein!

Sie werden sich wundern, einen Brief aus Polen von mir zu erhalten. Wenn ich auch lange gesäumt habe, Ihren letzten, lieben Brief zu beantworten, so habe ich nichts destoweniger oft an Sie gedacht; ja um so öfter, da ich mir täglich Vorwürfe machte, Ihnen noch nicht geschrieben zu haben. Von einem Tag zum anderen wurde ich an der Nase herumgeführt von Jemand, der mir das von Ihnen verlangte Blatt der gelehr[ten] götting[er] Anz[eigen] verschaffen wollte, und mittlerweile, vor 4 Wochen, reiste ich ab von Berlin. — Ich sollte nach Dresden und Töplitz reisen, um meine Gesundheit herzustellen. Aber meine wilde Natur trieb mich nach den Wäldern Polens. Ich wollte das Land kennen lernen und einige befreundete Polen wiedersehen. Das Land ist abscheulich; einen melancholischen Anblick gewähren die polnischen Dörfer, wo der Mensch wie das Vieh lebt. Ja, liebster Doktrinär, mir wurde gar wehmüthig zu Muthe, als ich jene Resultate einer ausgebildeten Aristokratie, der elende Zustand der polnischen Bauern, betrachtete. Daß es in unserm geliebten Deutschland nie zu einem ähnlichen Zustand, zu einem Rückfall in's Mittelalter kommen wird, dafür bürgen mir die vielen Kämpfer für Recht und Wahrheit, deren eiserne Stimmen noch überall erschallen, dafür bürgen mir Männer wie der Doktrinär von der rothen Erde, der, ein strenger Gotteswärtel im großen Natursaal, Jedem seinen rechtmäßigen

Platz anweist, den wurmartig zertretenen Mauschel auf die Menschenbank hinauf hilft, und den lachenden Zünftler von seinem mit weichen Privilegien gepolsterten Faulsitz herunter peitscht.

Aber die Menschen in Polen sind gut. Der Edelmann ist wacker und brav, er verdient, daß man ihn achte. Deutsche, die Polen durchreist haben und ein entgegengesetztes Urtheil nach Deutschland mitgebracht, haben gewöhnlich die Polen durch die deutsche Brille betrachtet, oder sie trugen Nazionalvorurtheile in der Brust.

Ich schwärme in dieser Gegend hin und her. Morgen reise ich wieder nach Posen, um einige Alterthümer und die Copien altdeutscher M[anu]s[cri]pte, die Pr[ofessor] Schottky von Wien mitgebracht, nochmals zu beschauen. In 3 bis 4 Wochen bin ich wieder in Berlin. Ich habe noch immer den festen Vorsatz, Ihnen einen Besuch in Potsdam zu machen. — Dr. Schulz schrieb mir vor 4 Wochen, daß er October in Berlin seyn wird. Wenn Sie, lieber Keller, ihm diese Tage schreiben, so schreiben Sie ihm ,daß ich jetzt in Polen mich herumtreibe, aber October wieder in Berlin bin; ich vergaß, ihm dieses anzuzeigen, und werde ihm erst in 4 Wochen schreiben. Nächsten Winter gedenke ich noch in Berlin zuzubringen. Meine Studirzeit, 3 Immatriculazionsjahre, ist zerronnen. Aber ich glaube, daß mir noch einige Jahre zugesetzt werden. Ich werde diese Zeit dem Quellenstudium der mittlern Geschichte widmen. Ich hoffe, später im Stande zu seyn, den Katheder zu besteigen und der unmündigen Jugend die Vorzeit im Lichte der Wahrheit zu zeigen. Ich hoffe, daß Ew. Wohlgeboren in einigen Jahren eine bessere Meinung von mir gewinnen, als diejenige dubiöse Meinung ist, welche Hochdieselben vorig Jahr von mir zu hegen geruheten. — Mit der edlen Poeterey beschäftige ich mich noch sehr viel. Ich hoffe, bald etwas aufs Theater zu bringen; nicht in Berlin. Diesen Winter erst wird wieder ein Band Dichtungen von mir in Druck erscheinen. Von allen Seiten vernehme ich, wie viel über mich (als Dichter) raisonirt worden und wird. Ob man mich lobt oder tadelt, es rührt mich nicht, ich gehe meinen strengen Weg, den ich

mahl als den besten erkannt habe. Einige sagen, er führt mich in den Dreck, andere sagen, er führe mich nach dem Parnaß, wieder andere sagen, er führe direckt in die Hölle. Gleichviel, der Weg ist neu, und ich suche Abentheuer. Aber gerührt hat mich doch die Liebe, womit meine Landsleute mich aufgenommen. Wahrlich, ich bin besser behandelt, als ich es verdiene. Die Ochs befindet sich wohl; sie ochst. Sie hat Scott's Ivanhoe längst fertig, und derselbe wird nächstens erscheinen. Mit Byron treibt sie noch immer geistig Unzucht. Was Sie, lieber Keller, in Ihrem Briefe über Byron sagen, ist sehr schön gesagt. Aber man klopft den Rock, und des Freundes Buckel fühlt die Schläge. Arbeiten Sie noch viel am Brockh[ausischen] Conv[ersations] Blatte? Schreiben Sie viel? Ich hätte Ihnen einen Vorschlag zu machen. Einige Wochen vor meiner Abreise von Berlin lernte ich den Dr. Eduard Gans kennen, und fand in ihm einen braven, rüstigen jungen Mann, der in jeder Hinsicht meine unbeschränkte Achtung verdient, und der gewiß mehr werth ist, als alle jene Herren, die ihn, den Mosaisten, aus christlicher Liebe gehörig anfeinden. Seine Tüchtigkeit der Gesinnung setze ich fast höher als die Gelehrsamkeit, wovon er öffentliche Beweise gegeben, und die, so viel ich das Wissen eines Menschen zu beurtheilen vermag, nicht vom gewöhnlichen Schlag ist, da Dr. Gans gründliche Kenntnisse besitzt, mit scharfem Selbstdenkerblick in die Wissenschaften eindringt und überall überraschend neue und gute Ansichten zu Tage fördert. Gans hat, weil ich vielleicht wenig Blößen gegeben, eine zu günstige Meinung von meiner Gelehrsamkeit, und machte mir den Vorschlag, mit ihm und noch einigen andern eine Berliner kritische Zeitschrift für Rechts- und Staatswissenschaft herauszugeben; indem er mir, bei dem fühlbaren Mangel einer wirklichen Literatur-Zeitung in Berlin, das Gedeihen einer solchen Zeitschrift wahrscheinlich machte, und sich erboth, für Verleger etc. zu sorgen, so daß ich bey der Sache nichts zu riskiren hätte, als einige Recensionen Staatswissenschaftlicher Werke. Wie Sie es von meiner Ehrlichkeit erwarten können, lieber Keller, gestand ich ihm, wie wenig zu einem solchen Vorhaben meine

Kenntnisse hinreichend seyn möchten, und ich versprach ihm, Sie, den tüchtigen Staatswirthschaftler, für dieses Unternehmen zu gewinnen. Ich bitte Sie daher, mir Ihre bestimmte Gesinnung darüber zu erkennen zu geben. Im Fall Sie meinen Antrag, Mitherausgeber jener projectirten Zeitschrift zu seyn, genehmigen, so wünscht Gans, daß Sie mir bald melden, welche Federn Sie als Mitarbeiter der Zeitschrift zu gewinnen gedächten, und überläßt diese Bestimmung gänzlich Ihrem Gutdünken. Er seinerseits wird Ihnen anzeigen, welche Mitarbeiter Er besorgen konnte. Ich wünschte, daß ich bey meiner Zurückkunft in Berlin Ihre Antwort über diesen Gegenstand vorfände. Addressiren Sie Ihre Antwort

an den Stud. Juris H. Heine,
Abzugeben an den Dr. Eduard Gans in Berlin.

Wenn Sie unterdessen nach Berlin kämen und mit Gans selbst über meinen Antrag sprechen wollten, wär mir noch lieber. Er wohnt auf der neuen Friedrichstraße, ich glaube 48.

Meine Gesundheit ist noch immer in schlechtem Zustande; meine Reise wird mich wahrscheinlich nicht auf den Strumpf gebracht haben. — In meinem 3ten Briefe aus Berlin ist auf unverzeihliche Weise geschnitten worden. Schulz schreibt, es sey die Censur gewesen. Nicht allein, daß jener Brief, die Spuren meiner krankhaften Stimmung tragend, unerquiklich ausfiel, mußte die Censurscheere noch verursachen, daß ich Unsinn sprach. — Ich werde schwerlich mehr als 2 Briefe noch schreiben. — Leben Sie recht wohl, wackerer Keller, halten Sie mich lieb, und seyn Sie überzeugt, daß ich mit Leib und Seele bin

Ihr Freund
H. Heine.

24. An KARL IMMERMANN.

Berlin, den 24. December 1822.

Sie sollten längst schon einen Brief von mir haben. Wie ich die menschenversöhnenden Liebesworte las, die Sie vorigen Sommer im „Anzeiger“ über meine „Gedichte“ ausgespro-

chen, nahm ich mir vor, Ihnen zu schreiben. Unterdessen sandte mir unser gemeinschaftlicher Bekannter Dr. Schulz Ihre Tragödien, und ich wollte, statt Ihnen Lobeserhebungen und andere leere Worte zu schicken, Ihnen erst Ihren Liebesdienst wirklich vergelten und in der Domkirche der Literatur, im kritischen Berlin, bey Ihrem Geisteskinde Gevatter stehen und ihm den rechten verdienten Namen geben, und es besonders dem Schutze und der Pflege der Frauen empfelen. Als ich bald drauf — das Wort „Domkirche" ist wohl nicht das rechte, und statt dessen sollte stehen: Packhaus, Börse, Rumpelkammer, Nothstall, Spinnhaus, Tanzsaal, und Gott weiß was, aber ich liebe nicht das Ausstreichen, und fahre also lieber fort — als ich bald drauf eine große Reise antrat, nahm ich zwar Ihre Tragödien und die „Papierfenster" mit, beschäftigte mich geistig mit Ihnen auf der ganzen Reise und wurde sehr vertraut mit Ihnen, aber das Schreiben unterblieb. Bey meiner Zurückkunft hieher wollte ich Ihnen mit Freude gleich schreiben, wie überall, wo ich die Saat Ihres Ruhmes hingestreut, tausendfältige, schwere Halme mir jetzt entgegenwallten; aber Krankheit und Unmuth ließen mich nicht dazu kommen. Vor sechs Wochen reiste von hier nach Münster mein bester Freund, der Referendarius Christian Sethe, der wegen einiger Umwegsreisen vielleicht erst jetzt dort eingetroffen, und durch diesen war ich willens, Ihnen einen Brief zustellen zu lassen. Aber ich habe noch nicht seine Addresse und will nicht so lange mehr warten, da ich gestern zufällig erfahre, daß Sie in kurzem nach Berlin kommen würden. Zwar glaube ich es nicht, da alles, was mir am liebsten wäre, nie geschieht. Doch ist es mir selber unerklärlich, wie das, was mich eigentlich zu einer Verlängerung meines Stillschweigens veranlassen sollte, mich just am meisten antreibt, Ihnen schnell zu schreiben. Es ist vielleicht die Besorgniß, daß ich bey Ihrer Hierherkunft Ihnen nicht frey ins Gesicht sehen könnte, weil ich so lange damit säumte, Sie meiner höchsten Achtung und innigsten Liebe zu versichern. Ja, ich bin begierig, Ihnen das alles mündlich zu sagen, und wenn Sie nicht herkommen, so will ich deßhalb diesen Frühling

zu Ihnen nach Münster kommen. Wenn dieser Brief Sie noch in Münster trifft und mein Freund Sethe schon dort ist, so wünschte ich, daß Sie seine Bekanntschaft machten; Sie sind ihm schon bekannt, und er wird Ihnen sagen, daß ich der Mann bin, der um einer Sache willen, die andere Leute eine bloße Grille nennen, im Stande ist, eine bedeutende Reise zu machen. Vielleicht sagt er Ihnen sogar, daß ich seinet- und Ihrethalben schon längst das Projekt gefaßt, dieses Frühjahr nach Münster zu kommen. — Ich sehe diese Tage eine kleine Pièce über Goethe und Pustkuchen von Ihnen angezeigt. Sagen Sie doch an Schulz und Wundermann, daß man sie mir gleich herschicke.

Ihre „Gedichte" haben mich nicht befriedigt; denn ich las die Tragödien früher. Ein andermal mehr über diesen Punkt, der vielleicht greller aussieht, als er ist. Es ist vielen so gegangen, und ich sage es Ihnen offenherzig, weil ich Sie für den Mann halte, dem man seine Meinung ohne Umschweife sagen kann. Aber wie wäre es mir möglich, das ganze große Foliolob Ihrer Tragödien auf diesem Quartblättchen niederzuschreiben! Ich muß dieses schöne Geschäft mir aber doch vorbehalten für eine schönere Zeit, wo mich nicht Krankheit so sehr niederdrückt wie jetzt. Empfangen Sie nur vorläufig meine heilige Versicherung, daß ich Sie nächst Oehlenschläger für den besten jetzt lebenden Dramatiker halte (denn Goethe ist todt). Ich werde nie den schönen Tag vergessen, wo ich Ihre „Trauerspiele" erhielt und las und halb freudetoll allen Freunden davon erzählte. Die laue Anzeige derselben im „Gesellschafter" von Varnhagen v. Ense hat mir mißfallen; ich hatte anders mit ihm gewettet. — Einen Gruß muß ich Ihnen bestellen von einer Ihrer Verehrerinnen, der Frau von Hohenhausen, der ich in Ihrem Namen ein Exemplar der „Trauerspiele" verehrte. Ich hoffe, Sie werden dieses eigenmächtige Verfahren nicht mißbilligen; die gute Frau hat ehrlich Wort gehalten, zur Verbreitung der Tragödien beyzutragen, obschon das, was sie in mehreren Zeitungen, besonders im Leipziger „Conversazionsblatte" darüber schrieb, auch ehrlich flach ist; sie hatte eine bessere Recension der-

selben an Müllner geschickt, die dieser bloß benutzt zu seinem Wischiwaschi. An eine Aufführung Ihrer Tragödien auf dem hiesigen Theater glaube ich nicht; sie sind zu gut. Mein Freund Köchy, der nächstens im „Conversazionsblatte" über Ihre Tragödien etwas Besseres sagen wird, hat ein Exemplar derselben, das ich ihm auf einer Reise nach Braunschweig mitgegeben, dem dortigen Direktor Klingemann mitgetheilt und von demselben das Versprechen erhalten, den „Petrarcha" aufzuführen. — Mein Brief würde zu lang werden, wenn ich Ihnen ausführlich erzählen wollte, wie sehr hier Ihre Tragödien gefallen, wie sie gepriesen worden, kritisirt und getadelt — von Dichterlingen. Letztere sind die natürlichen Feinde der guten Dichter, und dieses Geschmeiß wird nicht ermangeln, Ihren schönen Lorbeer anzufressen. Sie haben bis jetzt noch das besondere Glück gehabt, daß, in dem obscuren Münster, Ihre Persönlichkeit den meisten verborgen war. Aber wo der wahre Dichter auch sey, er wird gehaßt und angefeindet, die Pfennigsmenschen verzeihen es ihm nicht, daß er etwas mehr seyn will als sie, und das Höchste, was er erreichen kann, ist doch nur ein Martyrthum. Tief ergriffen haben mich die bedeutungsvollen Worte, die Sie im „Anzeiger" über meine „Gedichte" ausgesprochen; ich gestehe es, sie sind bis jetzt der Einzige, der die Quelle meiner dunklen Schmerzen geahnt. Ich hoffe aber, bald ganz von Ihnen gekannt zu werden; vielleicht gelang es mir in meiner nächsten poetischen Schrift, den Passepartout zu meinem Gemüthslazarette niedergelegt zu haben. Ich werde dieses Büchlein bald in Druck geben, und es wird zu meinen größten Seelenfreuden gehören, wenn ich es Ihnen mittheile; eigentlich sind es doch nur wenige, für die man schreibt, besonders wenn man, wie ich gethan, sich mehr in sich selbst zurückgezogen. Dieses Buch wird meine kleinen maliziös-sentimentalen Lieder, ein bildervolles südliches Romanzendrama und eine sehr kleine nordisch düstre Tragödie enthalten. Thoren meinen, ich müßte wegen des westfälischen Berührungspunkts (man hat Sie bisher für einen Westfalen gehalten) mit Ihnen rivalisiren, und sie wissen nicht, daß der schöne, klar leuchtende Diamant nicht

verglichen werden kann mit dem schwarzen Stein, der bloß wunderlich geformt ist, und woraus der Hammer der Zeit böse, wilde Funken schlägt. Aber was gehen uns die Thoren an? Von mir werden Sie immer das Bekenntniß hören, wie unwürdig ich bin, neben Ihnen genannt zu werden. Professor Gubitz hat mir längst den Auftrag gegeben, Sie für den „Gesellschafter" zu werben; aber ich kann Ihnen nicht rathen, sich durch Zeitblätter zu versplittern, bewundre indessen Ihre literarische Thätigkeit. Die Natur muß Ihnen außer der Poesie noch das schöne Geschenk einer guten Gesundheit gemacht haben. Sie können viel, unendlich viel Gutes wirken. Ich fand dieser Tage eine kleine Burschenschrift: „Ein Wort zu seiner Zeit von Immermann." Ich glaube, sie ist von Ihnen, und mit Freude habe ich daraus ersehen, wie Ihnen schon früher ein starkes Wollen des Guten und Rechten inne wohnte. Kampf dem verjährten Unrecht, der herrschenden Thorheit und dem Schlechten! Wollen Sie mich zum Waffenbruder in diesem heiligen Kampfe, so reiche ich Ihnen freudig die Hand. Die Poesie ist am Ende doch nur eine schöne Nebensache.

H. Heine.

Addresse: H. H. aus Düsseldorf,
beym Universitätspedellen zu erfragen.

25. An KARL AUGUST VARNHAGEN VON ENSE.

Ich wünsche Ihnen einen guten Morgen und schicke Ihnen:

Roberts Festspiel,
1 Band und 4 Hefte der Wage,
das Trauerspiel von Krabbe,
die Zwerge von Fouqué,
1 Heft Kunst und Alterthum,
1 Mscpt. Buch der Sprüche von Rousseau.

Ich wünschte, daß Sie von letzterm nur den 4 ten Theil lesen möchten; das übrige ist Stroh. XII Volkslieder liegen dabey.

Ich hoffe, Sie noch dieses Jahr zu sehen und bin, Herr Legazionsrath

Ihr ergebener

D. 30. Dec. 1822. H. Heine.



Karl August Varnhagen von Ense.
Gezeichnet von Wilhelm Hensel, 1822.

26. An FERDINAND DÜMMLER.

Herrn Ferd. Dümmler in Berlin.

Gemeinschaftliche Bekannte haben mir Ihre Thätigkeit und Loyalität gerühmt. Weil ich, durch Erfahrung gewitzigt, diese beiden Eigenschaften bey einem Buchhändler am höchsten achte, mehr als jedes andere Interesse, so mache ich Ihnen hiemit das Anerbieten, ein Buch von mir in Verlag zu nehmen. Dieses enthält: 1) eine kleine Tragödie (etwa $3^1/_2$ Druckbogen stark), deren Grundidee ein Surrogat für das gewöhnliche Fatum seyn soll und die Lesewelt gewiß vielfach beschäftigen wird, 2) ein größeres dramatisches Gedicht, genannt „Almansor“, dessen Stoff religiös-polemisch ist, die Zeitinteressen betrifft und vielleicht etwas mehr als sechs Bogen beträgt, und 3) ein drey bis drey und ein halb Druckbogen starker Cyklus humoristischer Lieder im Volkstone, wovon in Zeitschriften Proben standen, die durch ihre Originalität viel Interesse, Lob und bittern Tadel erregt. Die kleine Tragödie, die ich für die Bühne bestimmt habe, und die gewiß auch aufgeführt wird, nenne ich Ihnen und theile ich Ihnen mit, so bald ich Sie meinem Anerbieten nicht abgeneigt finde; ich wünsche nemlich nicht, daß sie hier bekannt werde, bevor der Druck angefangen, und ich habe sie hier nur zwey Personen, dem Professor Gubitz und dem Legazionsrathe Varnhagen v. Ense, lesen lassen.

Ueber meinen eigenen Werth als Dichter darf ich selbst wohl kein Urtheil fällen. Nur das bemerke ich, daß meine Poetereyen in ganz Deutschland ungewöhnliche Aufmerksamkeit erregt, und daß selbst die feindliche Heftigkeit, wobey man hie und da über dieselben gesprochen, kein übles Zeichen seyn möchte. Von den zahlreichen öffentlichen Ausbrüchen der Art schicke ich Ihnen nur beyliegendes Blatt, erstens weil ich nur dieses besitze und zweytens weil der Tadel darin ziemlich bedeutend ist. Es ist so halb und halb eine Entgegnung auf Carl Immermanns unbedingt lobendes Urtheil über mich in derselben Zeitschrift, schließt sich an das, was in den westfälischen und rheinischen Blättern in so

vollem Maße über mich gesagt worden und ist in süddeutschen Blättern (Hesperus, Morgenblatt, Rhein. Erholungen u. s. w.) ebenfalls auf ungewöhnliche Weise ausgesprochen worden.

Ich glaube nicht, daß ich hier in Berlin sehr bekannt bin; aber desto mehr bin ich es in meiner Heimath, am Rhein und in Westfalen, wo man, wie ich von allen Seiten erfahre, auf das Erscheinen meines lang erwarteten poetischen Buches sehr gespannt ist, und wo dasselbe gewiß den größten Absatz finden wird.

Ich habe nächste Tage das Vergnügen, Sie persönlich zu besuchen und mit Ihnen über das Uebrige, Honorarbestimmung und dgl. zu sprechen. Ich bin

mit Hochachtung und Ergebenheit

H. Heine.

Berlin, d. 5. Januar 1823. Taubenstraße, Nr. 32.

27. An KARL IMMERMANN.

Berlin, d. 14. Januar 1823.

Lieber Immermann!

Ich will Ihnen eine gute Meinung beybringen von meiner Pünktlichkeit im Schreiben, Berichten, Auskunftgeben u. s. w.; darum zögere ich nicht mit der Beantwortung Ihres lieben Briefes vom 31. — Meine Freunde wollen mich zwar in diesem Punkte nicht sonderlich loben; der gute Sethe — sagen Sie ihm aber, ich schreibe ihm mit nächster Post — wird gewiß auch kein Loblied anstimmen über meine Briefschreibungs-Ordentlichkeit; aber das ist alles bloßes Vorurtheil.

Obzwar wir uns durch Ihr freundliches Schreiben näher gerückt sind, gewiß zwanzig Poststazionen, etwa bis Potsdam, so ist unsere Entfernung voneinander doch immer noch zu weit, und ein Centner Briefporto ist zu theuer, und das Briefschreiben ist zu mühsam, und meine Faulheit ist zu groß — als daß ich mit nöthiger Ausführlichkeit Ihnen sagen

könnte, wie Ihr Brief mir das Gemüth erregt und bewegt und erfreut und getröstet und gestärkt.

Ich will mich daher lieber an das Geschäftliche halten und Ihnen meine Meinung über das Verlegerwesen mittheilen.

Durch Professor Gubitz hatte sich die Maurer'sche Buchhandlung zu dem Verlage meiner „Gedichte" bequemt, und außer vierzig Freyexemplaren, wovon mir bis auf diese Stunde noch zehn Exemplare aus filziger Knickrigkeit vorenthalten werden, habe ich keinen Pfennig erhalten. Dieses sage ich Ihnen sub rosa zu Ihrer Tröstung, da ich zweifle, ob das Honorar für Ihr erstes Werk besonders bedeutend gewesen seyn mag. Durch ihre häßlichen Winkelzüge und schmutzigen verletzenden Kniffe ist mir aber die Maurersche Buchhandlung (ihr Chef heißt V.) jetzt so verleidet, daß ich ihr diese Tage meinen Unwillen auf die empfindlichste Weise zu erkennen gab, und mein zweytes Buch gewiß nicht bey Maurer erscheinen wird, und ich schon diese Woche einen andern Verleger dazu suchen will. Bey meiner angebornen Unbeholfenheit in allen Geschäften, die ins Merkantilische einschlagen, wird mir dieses nicht sehr leicht werden.

Ich schreibe Ihnen dieses Detail, damit Sie sehen, daß ich Ihre Tragödie oder die Zeitschrift in diesem Augenblick Maurer nicht anbieten kann; ich wünsche daher Ihren Bescheid, ob Professor Gubitz in Ihrem Namen besagter Buchhandlung den „Periander" antragen soll. Zwar glaube ich nicht, daß Maurers gegenwärtig zum Verlag belletristischer Artikel geneigt sind; in honorirender Hinsicht sind sie immer die größten Filze. Ich denke aber noch in diesem Monathe für meine Dramen einen Verleger zu finden, und da werde ich nicht ermangeln, ihm Ihr Drama und die Zeitschrift anzubieten. Ich bin hier mit keinem Buchhändler außer Maurer persönlich bekannt; doch dieses ist nicht nothwendig, wenn man einen Verleger sucht. Es ist hier der Gebrauch, daß der Schriftsteller der Buchhandlung einen schriftlichen Antrag macht. Wollen Sie, daß ich dieses bey einigen hiesigen Buchhändlern in Ihrem Namen thue, so geben Sie mir dazu den bestimmten Auftrag. Ich rathe Ihnen aber, schreiben Sie

lieber selbst von Münster an bekannte hiesige Buchhandlungen und bemerken denselben, daß Sie mir den Auftrag gegeben, noch besonders mit ihnen zu sprechen über Ihre Anträge, sowohl des „Perianders" als der Zeitschrift. — Ich hoffe, daß Sie mich trotz meines confusen Schreibens verstanden haben. Das Verlegersuchen gehört zu den Anfängen des schriftstellerischen Martyrthums. Nach dem buchhändlerischen Verhöhnen und dem Insgesichtgespucktwerden kommt die theegesellschaftliche Geißelung, die Dornenkrönung dummpfiffigen Lobs, die literaturzeitungliche Kreuzigung zwischen zwey kritisirten Schächern — es wäre nicht auszuhalten, dächte man nicht an die endliche Himmelfahrt!

Ich hoffe, daß Ihnen in der Verlegernoth der Legazionsrath Varnhagen v. Ense nützlich seyn wird, wenn Sie ihn eben so als nachhelfenden Buchhändlerbesprecher gebrauchen wollen. Er ist ein Mann, dessen äußere Stellung, Charakter, Kritik und Loyalität das höchste Vertrauen verdient, dessen Zuneigung ich mir ebenfalls durch die schöne Vermittlerin Poesie erworben habe, der übrigens der einzige ist, auf den ich in diesem falschen Neste mich verlassen kann, und dessen freundschaftliche Theilnahme an Ihrem Wirken das Schönste und Beste ist, was Ihnen hier meine Vermittlung erwerben konnte. Ich habe ihm, um ihn über die Verlegersache zu consultiren, Ihren Brief an mich nebst den Pustkuchiana gleich mitgetheilt, und um Ihnen eine Freude zu machen, und zu gleicher Zeit um nicht nöthig zu haben, Ihnen selbst meine Meinung über diese zwey Broschüren zu sagen, schicke ich Ihnen das Billet, das mir vorgestern Varnhagens Frau darüber geschrieben. Zum Verständniß desselben bemerke ich nur, daß in den von Goethe so schön gewürdigten Briefen über die „Wanderjahre", die im „Gesellschafter" standen, die mit „Friederike" unterzeichneten aus der Feder von Frau v. Varnhagen geflossen sind, und daß in dem einen (es ist der erste) einige mit Ihrer Schrift gleichlautende Ausdrücke vorkommen. Uebrigens ist das die geistreichste Dame, die ich je kennen gelernt, und ich wünsche dieses Billet gelegentlich von Ihnen zurückzuerhalten. Daß mir dessen Inhalt wie aus

der Seele herausgeschnitten ist, versteht sich von selbst. Wie Varnhagen über Ihre kritische Schrift urtheilt, werden Sie in seiner Anzeige im „Gesellschafter“ lesen. Er läßt Ihnen sagen, daß Sie es doch nicht unterlassen möchten, an Goethe und an Tieck ein Exemplar derselben zu schicken. Wir haben vorgestern Abend viel von Ihnen gesprochen; auch Herr v. Varnhagen verspricht sich viel von einer Zeitschrift, worin Sie einen Theil der kritischen Gerechtigkeitspflege ausüben. Ich interessire mich gern für dieses Projekt; doch kann ich in Betreff literarischer Arbeiten keine bestimmte Zusagen machen; von meinem Gesundheitszustande wird alles abhängen. — Mit Freude habe ich Ihre lieben Worte über meine Poetereyn gelesen; Ihre schöne Freymüthigkeit beweist mir, daß Sie es gut mit mir meinen. So bald ich Ihnen in Hinsicht der Verlegerangelegenheiten tröstlichere Bescheide mittheilen kann, schreibe ich Ihnen; das Ihnen heute Gesagte mag Ihnen dienen zu einem politischen Verhalten gegen Ihren jetzigen Verleger. Dr. Schulz ist mir immer sehr wacker und brav vorgekommen. — Grüßen Sie Sethe recht freundschaftlich; sagen Sie ihm, daß ich ihn sehr vermisse. — Von ganzer Seele ist Ihnen gut

H. Heine.

28. An C. BORCH.

Berlin d 19 [das Weitere ist abgerissen]

Bester Borch. Haben Sie doch die Güte, mir die Almanachsscheide zurückzubesorgen. Sagen Sie doch den Herrn Robert Grindler, Hunderich, Dr. Gustorv, Grabbe, Uechtritz und Köchy, daß ich mich nie mit Ihnen gesellschaftlich verbrüdert hatte, daß mein ganzes Verhältniß zu ersteren dreyen darin bestand, daß ich bey besonderen, nie von mir selber ausgehenden Anlässen, bey Köchy (und einmal bey v. Uchtritz und bey Ihnen) den Abend mit denselben verbrachte und ihnen gewiß auf jede Weise gezeigt, wie wenig sie mir gefielen; sagen Sie ihnen ferner, daß mein Verhältniß mit Gustorv darin besteht, daß er mir immer auf die unmensch-

lich rührendste Weise seiner unwandelbaren Freundschaft versichert, daß mein Verhältniß zu Grabbe darin besteht, daß ich mich, wie Sie wissen, für denselben interessirt, daß mein Verhältniß zu v. Uechtritz darin besteht, daß ich seine Dichtungen oft anhören mußte und mir kürzlich, Gott weiß warum, seine hochfreyherrliche Ungnade zugezogen, und daß mein Verhältniß zu Kochy bisher darin bestand, daß ich ihn für einen wirklichen Dichter haltend, ihm die Rechte eines solchen gegen mich gestattete. Noch jemand, der seinen Namen undeschiffrirbar schreibt, hat sich die Ehre erzeigt, mir ebenfalls zu sagen, daß er mit mir in einem intimen gesellschaftlichen Verhältnisse gestanden. Wer ist das? Ich bin, so lange Sie es wünschen, Ihr Sie liebender und werde immer seyn: Ihr Sie verehrender

H. Heine.

29. An SETHE.

Berlin d 21 Jan. 1823.

Lieber Christian!

Ich sollte Dir eigentlich gar nicht schreiben eben weil ich Dir alles schreiben müßte. Außerdem kannst Du es Dir wohl selbst vorstellen wie ich jetzt lebe und gestimmt bin. — Du bist nicht mehr hier. Das ist das Thema, alles übrige ist Glosse.

Krank, isolirt, angefeindet und unfähig, das Leben zu genießen, so leb ich hier. Ich schreibe jetzt fast gar nichts und brauche Sturzbäder. Freunde habe ich fast gar keine jetzt hier; ein Strudel Schurken haben sich auf alle mögliche Weise bestrebt, mich zu verderben, verbinden sich mit alten Titularfreunden u. s. w. Meine Dramen werden gewiß in 6 bis 8 Wochen erscheinen. Dümler wird sie wahrscheinlich verlegen. Ich schicke Dir mit der nächsten Post meinen Aufsatz über Polen, den ich für Breza und unter dem Wasser der Sturzbäder geschrieben, und den Pr. Gubitz, auf schändliche Weise mit Surogatwitzen verändert und die Censur tüchtig zusammengestrichen. Dieser Aufs. hat mich bey den Baronen und Grafen sehr verhaßt gemacht; auch höhern Ortes

bin ich schon hinlänglich angeschwärzt. Theile doch Immermann das Stück des Gesell. mit, wo von seiner Critischen Schrift die Rede ist. Immerman hab ich sehr lieb gewonnen, durch das wackere Wesen, das sich in ihm ausspricht. Ich wünschte Dein Urtheil über ihn zu hören. Mehr noch wünschte ich, daß Du mit ihm in freundschaftlichen Verhältnissen tretest. Ihm habe ich ebenfalls diesen Wunsch geäußert. Ist das der Fall, so besuche ich Euch in Münster. — Leb wohl und hab mich lieb. Meine Addr. ist: H. H. aus D. Taubenstraße No. 32. — Du kannst gar nicht glauben, wie sehr ich Dich vermisse, Dich, den ich so liebe und gegen den ich nicht zu fürchten hab, daß ich mich blamire.

Leb wohl und bleibe mir gut.

H. Heine.

Adresse: Herrn Christian Sethe,
Referendarius beim Oberlandesgericht
in
Münster.

30. An KARL IMMERMANN.

Berlin, d. 21. Januar 1823.

In Betreff der Verlegerfrage habe ich, bester Immermann, Ihnen einen Nachtrag zu meinem letzten Briefe zu geben. Herr v. Varnhagen schreibt diese Tage an Brockhaus in Leipzig, daß er Ihnen den Rath zukommen lasse, sich in Verlagsangelegenheiten an ihn zu wenden. Varnhagen wird zu gleicher Zeit obigen Buchhändler in Kenntniß setzen, wie vortheilhaft es für ihn ist, literarische Produkzionen von Ihnen in Verlag zu nehmen. Sie können daher schon mit umgehender Post an Brockhaus schreiben und ihm Ihren „Periander" und die Zeitschrift zum Verlag anbieten. In Hinsicht des „Periander" werden Sie selbst wissen, was Sie ihm außer den Honorar- und übrigen Bedingungen als zweckmäßig schreiben müssen; in Hinsicht der Zeitschrift wird es nöthig seyn, daß Sie ihm den ganzen Plan und die Tendenz derselben mittheilen. Ich sollte meinen, Leipzig liegt für Ihren Zweck

nicht gar zu entfernt. Literarische Entfernungen können nicht nach Meilen berechnet werden.

Professor Gubitz, den ich in meinen eigenen Verlegerangelegenheiten gebraucht, habe ich über denselben Gegenstand befragt, und er erbietet sich, Ihren „Periander" unterzubringen bey einer sich eben etablirenden, mit großen Fonds versehenen Buchhandlung (ich glaube: die Vereinsbuchhandlung), die schon jetzt viel Bedeutendes druckt, sich meistens mit Verlag beschäftigen wird und von den besten deutschen Schriftstellern schon Verlagszusicherungen hat. Gubitz wünscht daher, daß Sie ihm Ihre Honorarbedingungen und das Manuskript mittheilen. Ich überlasse es Ihnen, wie Sie von dieser Offerte Gebrauch machen wollen.

Varnhagen und Gubitz sind bis jetzt die einzigen, die ich mit Ihrem Verlegergesuche bekannt gemacht. Ich habe jetzt wegen meiner eigenen Produkte mit Dümmler angeknüpft, will aber noch nicht mit ihm über Ihren „Periander" sprechen, bis Sie es verlangen; sein Verlag ist unbedeutend. Mir ist es um baldigen Druck zu thun. Ich freue mich wie ein Kind auf das Erscheinen meines eigenen Buches; eben weil so viel infames Gesindel mich anfeindet. Warten Sie nur, auch Ihnen werden die Stiefkinder der Muse auf den Hals rücken. Auf Ihren „Erwin", sagt man mir, wird heillos geschimpft; Ihr „Petrarcha" aber soll unter aller Kritik seyn. Ich habe den Grundsatz angenommen, alles zu ignoriren, was man über mich schimpft und schimpfen wird. Ich weiß, es hat sich ordentlich eine Societät gebildet, die systematisch durch schnöde Gerüchte und öffentliche Kothbewerfung mich in Harnisch bringen will. Einliegend ein Pröbchen aus dem „Freymüthigen". Scheint mir von einem armen Edelmann, namens Uechtriz, herzurühren, der geglaubt hat, als das einzige dramatische Licht der Zeit, so bald er auftrete, angebetet zu werden, und der mir die geheime Bosheit nicht verzeihen kann, daß ich in seinen Gesellschaftskreisen die Existenz eines Immermann verkündigte. Ich kann mir's denken, daß Sie bey Ihrer Gesundheit über Misère und Witzmangel lachen würden.

Ihre Schrift über Goethe und Pustkuchen hab ich nochmals gelesen und nicht genug bewundern können. Sie verdienen die größte Würdigung. Ein Gleichgesinnter wird diese bald im Literaturblatt des „Morgenblatts“ aussprechen. — Leben Sie wohl, gedenken Sie meiner mit Wohlwollen. Wenn Sie mich aus einzelnen Ausdrücken und Beschwernissen für einen Kleinigkeitskrämer halten, so will ich Ihnen gern gestehen, daß ich es bin. Vielleicht rührt's her von meinem Gesundheitszustand, vielleicht aber, weil ich noch so halb Kind bin. Es ist ein Kniff, daß ich mir gern die Kindheit so lang als möglich erhalte, eben weil sich im Kinde alles abspiegelt: die Mannheit, das Alter, die Gottheit, sogar die Verruchtheit und die Convenienz. — Ihr Sie liebender

H. Heine.

31. An MORIZ EMBDEN.

Lieber Embden!

Ihr Brief vom 23. v. M. hat mich mit vieler Freude erfüllt; ich gratulire zu Ihrer Verlobung mit meiner Schwester. Obschon die Nachricht derselben mich sehr bewegte, gewiß mehr als man es mir zutraute, so kam sie mir doch nicht vor wie eine „seltsame Schicksalslaune“; sie erschien mir vielmehr als etwas, was ich längst gewußt, und zwar schon vor vielen Jahren gewußt, und was ich während meiner inneren und äußeren Lebensstürme allmälig vergessen hatte. — Ich hoffe, daß Sie und meine Schwester ein glückliches Paar seyn werden, da Lottchen im Stande ist, den Werth Ihres Charakters zu fühlen, und da auch Sie den Charakter meiner Schwester zu würdigen verstehn; weil Sie gewiß nicht, wie unsre verbildete schöne Welt, an einem Weibe einseitig hervorstechende Vorzüge des Verstandes oder des Herzens oder des Körpers schätzen, und weil Sie gewiß, wie ich Sie beurtheile, nur im schönen Ebenmaße aller Seelenkräfte die wahre Bildung, und in der Harmonie von Seele und Körper die wahre Liebenswürdigkeit erkennen. Mein Lottchen ist Musik, ganz Eben-

maß und Harmonie — der Bruder braucht sich gegen den Bräutigam solcher Ausdrücke nicht zu enthalten.

Der politische Theil Ihres Briefes hat mich sehr erfreut; es ist mir lieb, daß der künftige Mann meiner Schwester kein Revoluzionär ist. Auch finde ich es sehr natürlich, daß ein Mann, der à son aise und glücklicher Bräutigam ist, nicht den Umsturz der bestehenden Formen wünscht, und für seine und Europas Ruhe besorgt ist. Bey mir sind andere Verhältnisse obwaltend, und außerdem fühle ich mich ein bischen seltsam gestimmt, wenn ich zufällig in der Zeitung lese, daß auf den Straßen Londons einige Menschen erfroren und auf den Straßen Neapels einige Menschen verhungert sind. Obschon ich aber in England ein Radikaler und in Italien ein Carbonari bin, so gehöre ich doch nicht zu den Demagogen in Deutschland; aus dem ganz zufälligen und geringfügigen Grunde, daß bey einem Siege dieser letztern einige tausend jüdische Hälse, und just die besten, abgeschnitten werden.

Mögen indessen unsere Ansichten über die Erscheinungen des Tages noch so grell von einander abweichen, oder sich gar entgegengesetzt seyn, so bin ich überzeugt, daß dieses nicht im mindesten einen unfreundlichen Einfluß ausüben wird auf unsere verwandtschaftliche Freundschaft, die auch in der Ferne (ein trüber Unmuth wird mich auf immer von Hamburg zurückhalten), durch gemüthliche Theilnahme, durch verständige Berichtigung und durch liebevolle Aufmunterung mich, der ich noch in Verstimmung, Irrthum und Kampf lebe, oft erheitern, belehren und beruhigen wird.

Berlin d. 2. Febr. 1823. H. Heine

Addresse: H. H. Stud. Juris aus Düsseldorff in Berlin.

Adresse: Herrn Moritz Embden
Wohlgeboren
in Hamburg.

32. An IMMANUEL WOHLWILL.

Berlin, d. 1. April 1823.

An Wolf, genannt Wohlwill!

Glaube nur nicht, Aimabelster, daß an der so lang verzögerten Beantwortung Deines lieben Briefes eine Freundschaftserkaltung von meiner Seite schuld sey; nein, wahrlich, obschon in diesem strengen Winter manche Freundschaft eingefroren ist, so hat sich Dein geliebtes dickes Bild aus den engen Pforten meines Herzens noch nicht herauswinden können, und der Name Wolf, oder besser gesagt: Wohlwill, schwebt warm und lebendig in meinem Gedächtnisse. Noch gestern sprachen wir von Dir anderthalb Stunden — unter wir mußt Du immer verstehen: ich und Moser. Es ist wirklich auffallend, welche äußere Aehnlichkeit Du hast mit Herrn Hang-hoh, einem von den zwey chinesischen Gelehrten, die auf der Behrenstraße für sechs Groschen zu sehen sind. Gans findet diese beide sehr interessant, und in seinem neuen Buche wirst Du bey Gelegenheit des chinesischen Erbrechtes folgendes Citat finden: „Siehe die Chinesen auf der Behrenstraße Nr. 65, so wie auch meine Nankinghose, und vgl. damit Teu-zing-leu-li, V. x. Kap. 8." — Man will hier zwar behaupten, daß diese zwey Chinesen verkleidete Oesterreicher sind, die Metternich hergeschickt hat, um an unserer Constituzion zu arbeiten. Zunz hat die Chinesen noch nicht gesehen . . . Ich mag ihn gut leiden, und es schmerzt mich bitterlich, wenn ich sehe, wie dieser herrliche Mensch so sehr verkannt wird wegen seines schroffen, abstoßenden Aeußern. Ich erwarte viel von seinen nächstens erscheinenden Predigten; freylich keine Erbauung und sanftmüthige Seelenpflaster; aber etwas viel Besseres, eine Aufregung der Kraft. Eben an letzterer fehlt es in Israel. Einige Hühneraugenoperateurs (Friedländer & Co.) haben den Körper des Judenthums von seinem fatalen Hautgeschwür durch Aderlaß zu heilen gesucht, und durch ihre Ungeschicklichkeit und spinnwebige Vernunftsbandagen muß Israel verbluten. Möge bald die Verblendung aufhören, daß das Herrlichste in

der Ohnmacht, in der Entäußerung aller Kraft, in der einseitigen Negazion, im idealischen Auerbachthume bestehe. Wir haben nicht mehr die Kraft, einen Bart zu tragen, zu fasten, zu hassen und aus Haß zu dulden: das ist das Motiv unserer Reformazion. Die einen, die durch Comödianten ihre Bildung und Aufklärung empfangen, wollen dem Judenthum neue Dekorazionen und Coulissen geben, und der Souffleur soll ein weißes Beffchen statt eines Bartes tragen; sie wollen das Weltmeer in ein niedliches Bassin von Papiermaché gießen und wollen dem Herkules auf der Casseler Wilhelmshöhe das braune Jäckchen des kleinen Marcus anziehen. Andere wollen ein evangelisches Christenthümchen unter jüdischer Firma und machen sich ein Talles aus der Wolle des Lamm-Gottes, machen sich ein Wams aus den Federn der heiligen-Geiststaube und Unterhosen aus christlicher Liebe und sie falliren, und die Nachkommenschaft schreibt sich: „Gott, Christus & Co.“ Zu allem Glücke wird sich dieses Haus nicht lange halten, seine Tratten auf die Philosophie kommen mit Protest zurück und es macht Bankrott in Europa, wenn sich auch seine von Missionarien in Afrika und Asien gestifteten Commissionshäuser einige Jahrhunderte länger halten. [Dieser endliche Sturz des Chr . . . . wird mir täglich einleuchtender. Lange genug hat sich diese faule Idee gehalten. Ich nenne das Chr . . . . eine Idee, aber welche! Es giebt schmutzige Ideenfamilien, die in den Ritzen dieser alten Welt, der verlassenen Bettstelle des göttlichen Geistes, sich eingenistet, wie sich Wanzenfamilien einnisten in der Bettstelle eines polnischen Juden. Zertritt man eine dieser Ideen-Wanzen, so läßt sie einen Gestank zurück, der jahrtausendelang riechbar ist. Eine solche ist das Chr . . . . , das schon vor achtzehnhundert Jahren zertreten worden, und das uns armen Juden seit der Zeit noch immer die Luft verpestet. — Durchgestrichen.]

Verzeih mir diese Bitterkeit; Dich hat der Schlag des aufgehobenen Edikts nicht getroffen. Auch ist alles nicht so ernst gemeint, sogar das Frühere nicht; auch ich habe nicht die Kraft, einen Bart zu tragen und mir „Judenmauschel“ nach-

rufen zu lassen und zu fasten etc. Ich hab nicht mahl die Kraft, ordentlich Mazzes zu essen. Ich wohne nemlich jetzt bey einem Juden (Mosern und Gans gegenüber) und bekomme jetzt Mazzes statt Brod und zerknacke mir die Zähne. Aber ich tröste mich und denke: wir sind ja im Gohles! Auch das Sticheln auf Friedländer ist nicht so schlimm gemeint, ich habe noch unlängst den schönsten Pudding bey ihm gegessen und er wohnt mir ganz vis-à-vis, und er steht jetzt am Fenster und schneidet sich eine Feder und schreibt gleich an Elise von der Recke, und auf seinem Gesichte ist schon zu lesen: „Edelgeborene Frau, ich bin wirklich nicht so unausstehlich, wie der Professor Voigt sagt, denn — — —"

Berlin d. 7. April 1823.

Es sind jetzt acht Tage her, daß ich hier im Schreiben unterbrochen wurde und schon des Briefes vergaß; unterdessen erhielt ich Deinen Brief vom 1. April (wir schicken uns wechselseitig in den April), und ich will hier nur noch einiges hinzuschreiben, trotz meinen Schmerzen, die wie heißes Bley meinen Kopf durchrieseln und mich zur schneidendsten und feindseeligsten Bitterkeit verstimmen.

Es freut mich, daß es Dir in den Armen der aimablen Hammonia zu behagen beginnt; mir ist diese Schöne zuwider. Mich täuscht nicht der goldgestickte Rock, ich weiß, sie trägt ein schmutziges Hemd auf dem gelben Leibe, und mit den schmelzenden Liebesseufzern: „Rindfleisch! Banko!" sinkt sie an die Brust des Meistbietenden. Es giebt dort aber zwey Sorten Rindfleisch: rohes und gekochtes. Letzteres ist das schlechteste, weil es saft- und kraftlos ist; es ist das aufgeklärte. — Vielleicht thue ich aber der guten Stadt Hamburg unrecht; die Stimmung, die mich beherrschte, als ich dort einige Zeit lebte, war nicht dazu geeignet, mich zu einem unbefangenen Beurtheiler zu machen; mein inneres Leben war brütendes Versinken in den düstern, nur von phantastischen Lichtern durchblitzten Schacht der Traumwelt, mein äußeres Leben war toll, wüst, cynisch, abstoßend; mit einem Worte, ich machte es zum schneidenden Gegensatze

meines innern Lebens, damit mich dieses nicht durch sein Uebergewicht zerstöre. Ja, amice, es war ein großes Glück für mich, daß ich just aus dem Philosophie-Auditorium kam, als ich in den Circus des Welttreibens trat, mein eigenes Leben philosophisch construiren konnte und objektiv anschauen — wenn mir auch jene höhere Ruhe und Besonnenheit fehlte, die zur klaren Anschauung eines großen Lebensschauplatzes nöthig ist. Ich weiß nicht, ob Du mich verstanden; wenn Du einst meine Memoiren liest und einen Hamburger Menschentroß geschildert findest, wovon ich einige liebe, mehrere hasse und die meisten verachte, so wirst Du mich besser verstehen; jetzt möge das Gesagte nur dazu dienen, einige Äußerungen in Deinen lieben Briefen zu beantworten und Dir zu erklären, warum ich Deinen Wunsch nicht erfüllen kann, diesen Frühling nach Hamburg zu kommen, — obschon ich nur wenige Meilen davon entfernt seyn werde. Ich reise nemlich in vier Wochen nach Lüneburg, wo meine Familie lebt, bleibe dort sechs Wochen und reise alsdann nach dem Rhein und, wenn's mir möglich ist, nach Paris. Mein Oheim hat mir noch zwey Jahr zum Studiren zugesetzt, und ich habe nicht nöthig, meinem früheren Plane gemäß in Sarmatien eine Professur zu suchen. Ich denke, daß sich bald manches geändert haben wird, daß ich keine Schwierigkeiten haben werde, mich am Rhein zu fixiren. Ist das nicht der Fall, so fixire ich mich in Frankreich, wo ich französisch schreibe und mir einen Weg ins Diplomatische bahne. Die Hauptsache ist die Herstellung meiner Gesundheit, ohne welche alle Plane thöricht sind. Gott möge mir nur Gesundheit geben, für das Uebrige will ich selbst sorgen. Mein Arzt giebt mir Hoffnung, daß mich das Reisen, besonders das Fußreisen, herstellen wird . . . Meine Sturzbäder habe ich eingestellt, sie haben mir nichts geholfen und unmenschliches Geld gekostet. Obendrein muß ich mich geistiger Anstrengung enthalten, und ich habe diesen Winter fast gar nichts anderes gethan, als den nicht semitischen Theil Asiens studirt, im Schelling und Hegel etwas gelesen, Chroniken durchstöbert und mich erfrischt an der reinen Schön-

heit, die mir entgegenhauchte aus den Geisteswerken der Griechen. Sempiterna solatia generis humani nennt sie der alte Wolf. Für Gesellschaft war ich ungenießbar, gedichtet hab ich wenig, mein historisches Studium hat noch weniger gewonnen und am allerwenigsten mein „Historisches Staatsrecht des germanischen Mittelalters". Letzteres war diesen Sommer fast zum Drucke bereit, aber die vielen Ideen, die ich aus dem Studium Asiens gewonnen, so wie auch das Beyspiel der Art, wie Gans sein Erbrecht behandelt, und vorzüglich philosophische Anregungen von Moser machten, daß ich den größten Theil meines Buches dem Feuer übergab und das Ganze in Paris, und zwar in französischer Sprache, aufs neue schreiben werde. — Daß Dir mein Memoire über Polen gefallen, das ist sehr edel von Dir. Von allen Seiten hat man meiner scharfen Auffassung Polens großes Lob gezollt, nur ich selbst kann in dieses Lob nicht einstimmen. Ich war diesen Winter und bin noch jetzt in einem zu elenden Zustande, um etwas Gutes zu Tag zu fördern. Dieser Aufsatz hat das ganze Großherzogthum Posen in Bewegung gesetzt, in den Posener Blättern ist schon dreymal so viel, als der Aufsatz beträgt, darüber geschrieben, d. h. geschimpft worden, und zwar von den dortigen Deutschen, die es mir nicht verzeihen wollen, daß ich sie so treu geschildert und die Juden zum tiers état Polens erhoben. — Meine Gedichte sind in Westfalen und am Rhein noch immer Gegenstand der Aufmerksamkeit, und ich höre viel Erfreuliches darüber. Wie kannst Du aber den Wisch in der Leipziger „Literaturzeitung" des Erwähnens werth halten? Es ist das Seichteste und Unbedeutendste, was über mich gesagt worden. — Ich schicke Dir diese Tage meine „Tragödien". Ich habe dieselben meinem Oheim Salomon Heine dedizirt. Hast Du ihn gesehen? Er ist einer von den Menschen, die ich am meisten achte; er ist edel und hat angeborne Kraft. Du weißt, letzteres ist mir das Höchste. — Hast Du dort meine Schwester gesehen? Es ist ein liebes Mädchen. Kommst Du dort viel unter Weiber? Nimm Dich in acht, die Hamburgerinnen sind schön. Aber bey Dir hat es nichts zu sagen, Du bist ein stiller, ordentlicher,

seelenvergnügter Mensch, und wenn Du mahl glühst, so ist es für die ganze Menschheit. Bey mir ist das anders. Auch hast Du das Glück, ein moralischer Mensch zu seyn und reflektirst und machst ethische Betrachtungen und bist zufrieden und bist brav und bist gut, und weil Du ein so guter Junge bist, habe ich Dir einen so langen Brief geschrieben.

Heine.

33. An FRIEDRICH STEINMANN.

Berlin, d. 10. April 1823.

Lieber [Steinmann!]

Ich weiß nicht, wer von uns beiden noch mit einem Briefe im Rückstand ist. Sollte ich es seyn, was auch sehr wahrscheinlich ist, so habe die Güte, mich zu entschuldigen. Was Du auch erdenken magst, das mich entschuldigen könnte, so wirst Du leider immer die Wahrheit treffen. Aergerliche Stürme, Verlust des Allerliebsten, Krankheit und Unmuth und dergleichen schöne Dinge mehr sind seit zwey Jahren die hervorstechenden Punkte in dem Leben Deines Freundes. Ich tröstete mich lange damit: der [Fritz] verlangt nicht, daß Du alte und neue Wunden aufreißest und Herzblut in Briefcouvert ihm zuschickst; aus manchem meiner trüben Lieder, das ihm hie und da ans Ohr geklungen seyn mag, wird er gemerkt haben, wie trübe und freudenlos es noch in der Brust seines Freundes aussieht; — am meisten aber beschwichtige ich mich mit der Unkenntniß Deiner Addresse. Diese letztere Entschuldigung gilt aber nicht mehr seit vier Monathen, ich erfuhr, daß Du in [Münster] bist, dem Christian gab ich viele Grüße mit für Dich, und jetzt rollt ein Brief hinterdrein. Ich brauche den Ausdruck rollen, weil mir auch zu gleicher Zeit eine Felsenlast von der Seele rollt. Der ehrliche Christian, dessen bloßes Wort am jüngsten Tage dem Gnadenrichter mehr gelten wird als die Eide von Hunderttausenden, dieser Christian soll bürgen, daß meine Gesinnungen gegen Dich unverändert geblieben, wie oft und barsch ich auch in meinen trüben Stunden von meinen besten Freunden mich ab-

wende und in Stolz und Qual ihre Liebe verkenne und fortweise. Aber wer bürgt mir für Dich? Auch da soll mir Dein bloßes Wort genügen, Du guter, ehrlicher [Steinmann!] Von Deinen poetischen Arbeiten ist mir seitdem manches zu Gesicht gekommen, und das meiste hat mich auf ungewöhnliche Weise angesprochen. Aber auch vieles hat mich unbefriedigt gelassen. Du kennst von Alters her meine ehrliche Strenge und strenge Ehrlichkeit in solchen Dingen, und wenn Du noch der Alte bist und noch das alte Zutrauen zu mir hast, so wird Dich ein solches Urtheil gewiß nicht verletzen. Einige Deiner Lieder haben mir sehr gut gefallen, doch in einem derselben hätte ich über das alte wohlbekannte holprige „hold" fast ein Bein zerbrochen; und wie sehr das Trauerspielchen Achtung und Beyfall in Anspruch nahm, so wäre ich doch bey einer eiskalten Stelle desselben fast erfroren. Ich hoffe, daß Du etwas schreiben wirst, was mehr für die Bühne geeignet wäre. — Meine „Tragödien" haben eben die Presse verlassen. Ich weiß, man wird sie sehr herunterreißen. Aber ich will Dir im Vertrauen gestehen: sie sind sehr gut, besser als meine Gedichtesammlung, die keinen Schuß Pulver werth ist. — Vom „Poeten" erhalte ich oft Briefe; er schreibt viel. In seinen Sonetten sind süperbe Sachen, ein echter poetischer Hauch und freudige Lebensfrische. Sie kommen mir vor wie meine Lieblingsfrucht, Walderdbeeren; nur tragen sie auch den Fehler dieser Pflanze, die überall herumrankt und Wurzel schlägt und daher viel unbedeutende Schößlinge und viel nutzloses Blattwerk hervorbringt. Freylich, unsere beau monde liebt mehr picante, mit Zucker und Gewürz bereitete Treibhausgemüse, und der rohe Plebs liebt mehr einen Topf voll Knallerbsen. Kennst Du den Carl Immermann? Vor diesem müssen wir beide den Hut abziehen, und Du zuerst. Das ist eine kräftige, leuchtende Dichtergestalt, wie es deren wenige giebt. — Ob Du mir mahl schreiben wirst, das hängt ganz von Dir ab; wenigstens sollst Du nicht die Ausrede haben, daß Du meine Addresse nicht kennst. Diese ist an H. H. aus D., abzugeben bey M. Moser, Neue Friedrichstraße Nr. 47. — Ich

reise freylich in 14 Tagen von hier ab, aber meine Briefe werden mir nachgeschickt. — Anbey folgt ein Exemplar meiner „Tragödien“, welches Du durchlesen und dann an [Sethe] übergeben sollst. Sage ihm, daß ich böse sey wegen seines Stillschweigens, und theile ihm meine Addresse mit. Ich bin zu arm an Exemplaren, um Dir eins besonders zu schicken, zudem ist es mir nur darum zu thun, daß Du die Sachen liest.

Dein Freund

H. Heine.

34. An KARL IMMERMANN.

Berlin, d. 10. April 1823.

Lieber Immermann!

Ihren Brief vom 3. Februar würde ich schon längst beantwortet haben, wenn ich nicht beabsichtigt hätte, Ihnen zu gleicher Zeit meine „Tragödien“ zu schicken. Ich war unterdessen öfters gesonnen, Ihnen die fünf ersten Bogen derselben, nemlich den „Ratcliff“, zuzusenden; aber ich bezwang mich, und ich bin dessen auch froh, weil sich doch unter dem Rubriknamen „Empfindungsaustausch“ auch ein kleinliches Gefühlchen, nemlich die gewöhnliche Poeteneitelkeit, mitschleichen konnte. Auf der anderen Seite ist es mir wieder leid, daß ich es nicht that; das eigentliche Leben ist meistens kurz, und wenn es lang wird, ist es wiederum kein eigentliches Leben mehr, und man soll den Augenblick ergreifen, wenn man einem Freunde, einem Gleichgesinnten sein Herz erschließen oder einem schönen Mädchen das Busentuch lüften kann. Es hat lange gedauert, bis ich den Meistervers: „Willst Du ewig ferne schweifen“ etc. begreifen konnte. — Ja, ich versprech es, das kleinliche Gefühl, kleinlich zu erscheinen, soll mich nie mehr befangen, wenn ich Ihnen Confessionen machen möchte. Eben eine solche Hauptconfession liegt im „Ratcliff“, und ich habe die Marotte, zu glauben, daß Sie zu der kleinen Zahl Menschen gehören, die ihn verstehn. Darum thun Sie mir auch den einzigen Gefallen, und lesen ihn zu einer guten Stunde und ohne die

Lektüre zu unterbrechen. Ich bin von dem Werthe dieses Gedichtes überzeugt (hark!) (hark!), denn es (das Gedicht) ist wahr, oder ich selbst bin eine Lüge; alles andere, was ich geschrieben und noch schreibe, mag untergehn und wird untergehn. Ich würde über diesen Punkt mehr sagen, und ich bin auch confuse genug dazu, aber zum Glück habe ich keine Zeit, der Buchbinder bringt eben neue Exemplare meiner „Tragödien", und ich muß deren nach Hause schicken und muß Briefe schreiben, und die Post geht schon um 6 Uhr ab, und es ist mir zu Muthe wie einer Frau, die eben in Wochen gekommen. Ob mir der kleine neugeborene Balg Freude machen wird? Schwerlich wird diese so groß seyn wie das Herzleid, das ich schon voraussehe. Die hiesigen Kröten- und Ungeziefer-Coterien haben mir jetzt schon ihre schmutzigen Zeichen der Aufmerksamkeit geschenkt, man hat sich schon mein Buch zu verschaffen gewußt, ehe es ganz aus der Presse war, und wie ich höre, will man dem „Almansor" eine Tendenz unterschieben und diese auf eine Weise ins Gerücht bringen, die mein ganzes Wesen empört und mit souveränem Ekel erfüllt.

Dieses mag, mir selbst unbewußt, manches dazu beygetragen haben, daß ich in vierzehn Tagen von hier abreise. Ich bitte Sie daher, wenn Sie mir schreiben, folgende Addresse zu machen: „An H. Heine, abzugeben bey M. Moser, Neue Friedrichsstraße Nr. 47." Dieser schickt mir die Briefe nach. Von hier reise ich nach Lüneburg, wo ich im Schoße meiner Familie einige Monathe zubringe; von da reise ich durch Westfalen und — wie Sie wohl denken können, über Münster — nach dem Rhein, und diesen Herbst bin ich in Paris. Dort will ich noch einige Zeit studiren und mich in die diplomatische Carriere lanciren. Ich habe letztere schon längst ins Auge gefaßt, und ich stimme daher ganz damit überein, was Sie mir darüber schreiben. Dieser Punkt bietet so vielen Stoff zu Betrachtungen, daß ich mich nicht so ganz in der Kürze darüber aussprechen könnte. Ihnen würde es nicht so sehr schwer werden, wenn Sie sich ins diplomatische Fach werfen wollen, und das beste und effektivste Mittel, das ich Ihnen

dazu rathen und vorschlagen könnte, wäre, daß Sie bey einer guten Gelegenheit eine Broschüre schrieben, welche die Aufmerksamkeit der Diplomaten reizen muß. Entre nous, das ist auch das Hauptmittel, was mir zu Gebote steht. Wenn wir uns mündlich über diesen Punkt näher besprechen, und so bald ich mahl in Paris im Foyer der Diplomatie seyn werde, mag sich manches finden, was ein solches Vorhaben am besten fördert, und es wird mir eine süße Freude gewähren, wenn ich dazu behülflich seyn kann, daß der Mann, von dessen Kraft ich so große Erwartungen hege, einen größeren Wirkungskreis gewinnt. Ihr Büchlein übers Duell hat mir gezeigt, was man von Ihnen in dem großen Kampfe gegen legitimen Unsinn zu erwarten hat. Mir fehlt die Courage zu solchen Handlungen, und ich beschwichtige und entschuldige meine Feigheit gegen mich selbst mit den feinen Betrachtungen, daß bey mir so vieles mißdeutet werden kann u. s. w.

Ich habe diesen Winter den Junker Dunst de la Motte Fouqué gesprochen und aus Malice (besser gesagt: Neckerey, denn ich liebe das Gemüth dieses Mannes) ihn über den Werth Ihrer Tragödien befragt. Er hat Ihnen freylich kein Talent absprechen können, aber ich mußte eine lange, breite Geschichte anhören, die darauf hinauslief, daß ein unbekannter Herr v. List einst sich bey ihm melden ließ, ihm Ihre Duellschrift vorgezeigt und ihn gefragt, wie er, der ritterliche Baron, mit Ihnen, wie er höre, in Verbindung stehen könne? Diese habe er also brechen müssen, wie sich von selbst versteht. Ich erzähle Ihnen die Geschichte, weil Sie sie vielleicht selbst nicht wissen, vielleicht auch nicht wissen, daß Sie hier wegen dieser alten Universitätsgeschichte noch klatschende Feinde haben. Unser Freund V., dem ich die Geschichte erzählte, rief ärgerlich aus: „Der ritterliche Baron ist ein Narr!" — Doch ich schweife zu sehr ab, ich traue Ihnen viel Talent zu in politischer Schriftstellerey, und ich denke: das Messer, das einen Pustkuchen so hübsch tranchirt hat, kann auch einen diplomatischen Hasen zerlegen. Jener Brief über die „Wanderjahre", worin ein so freudiges Talent der Darstellung, des kritischen Zersetzens und der scharfsinnigsten

Combinazionen gezeigt, hat hier vielen Beyfall gefunden. Die von Frankfurt datirte Correspondenz darüber im „Morgenblatte“ ist hier geschrieben, und zwar von dem Bruder der Frau v. Varnhagen. Es ist merkwürdig, daß aus Westfalen, wo die falschen „Wanderjahre“ geschrieben sind, auch eine Schrift wie die Ihrige hervorgegangen. Ich äußerte jüngst darüber in Gesellschaft das amerikanische Sprichwort: „In den Ländern, wo viele Schlangen sind, wachsen auch viele Kräuter, die ihren Biß heilen.“ — Mein von Schmerzen zerdrückter Kopf verbietet mir leider, so wie Sie, wackerer Immermann, den Feldzug gegen die Lemgoer Glaubensarmee mitzumachen; aber früh oder spät werden Sie doch meine Stimme hören, und in Paris, wo jetzt Liebe für deutsche Literatur, besonders für Goethe, auftaucht, gedenke ich das meinige zu thun. Ich sehe mit der größten Spannung dem Erscheinen Ihres „Perianders“ entgegen, ich hege die größten Erwartungen davon und zweifle nicht, daß das einzige Mißfällige, was ich an Ihren Tragödien auszusetzen hatte, darin vermieden seyn wird. Dieses besteht darin, daß die Reden der Personen darin oft zu lang sind, und daß sich die Poesie darin oft breit macht. Noch ist kein junger Dichter dieser Klippe entgangen bey seinen Erstlingen. Meinen „Almansor“ trifft derselbe Vorwurf, nur daß solcher leider nicht der einzige ist; im „Ratcliff“ ist er ganz vermieden, vielleicht etwas zu sehr. Die vermaledeyte Bildersprache, in welcher ich den Almansor und seine orientalischen Consorten sprechen lassen mußte, zog mich ins Breite. Außerdem fürchte ich, werden die Frommen im Lande an diesem Stücke viel auszusetzen haben. Herr v. Varnhagen sagt mir gestern, daß ich Sie auffordern soll, etwas für mich zu thun, nemlich eine Beurtheilung meiner „Tragödien“ zu schreiben. Ich will nicht mehr kleinlich seyn und will Ihnen gestehen, daß ich auch ohne diese Anregung Sie ersucht hätte, meine „Tragödien“ im „Westfälischen Anzeiger“ zu recensiren. In keinem Falle darf es Ihnen, vielleicht bey zu großer Beschäftigung, eine unbequeme Last seyn, sonst bitte ich Sie: thun Sie es nicht; auch müßte ich Sie recht herzlich bitten, recht ernst-

lich streng zu seyn, beyLeibe nicht an den Verfasser zu denken, wenn Sie das Werk recensiren. Wenn Sie ein Exemplar Ihrer Beurtheilung an Varnhagen schicken wollen, wäre es mir sehr lieb. — Für die Uebersendung Ihrer Bilder danke ich Ihnen recht sehr, es war mir ein liebes Geschenk. Wegen der Zeitschrift werden Sie gewiß bereits an Brockhaus geschrieben haben; es wäre nöthig, zu bemerken, daß dieselbe alle vierzehn Tage oder vier Wochen erschiene, sonst müßte sie ja concurriren mit dem „Hermes". Ihre Elegien haben mir sehr gefallen. An der Behandlung des Versmaßes habe ich sehr viel auszusetzen, recht sehr viel. Ich gestehe es Ihnen frey, aber ich gestehe auch, daß ich in meinem ganzen Leben nicht sechs Zeilen in dieser antiken Versart zu stande bringen konnte, theils weil das Nachahmen des Antiken meinem inneren Wesen widerstrebt, theils weil ich zu strenge Forderungen an den deutschen Hexameter und Pentameter mache, und theils weil ich zur Verfertigung derselben zu unbeholfen bin. — Ich habe längst eine Frage auf dem Herzen: welche von Ihren drey Tragödien haben Sie zuerst geschrieben? Ich habe bisher immer „Das Thal von Ronceval" dafür gehalten. Die Stelle, wo Zoraide den Roland zur Flucht bewegt, rührt mich immer bis zu Thränen. Es kommt mir vor, als hätte ich selbst diese Stelle mahl schreiben wollen, und konnte es nicht vor übergroßem Schmerze. Im „Almansor" habe ich es irgend wieder versucht, aber vergebens. Sie werden die Stelle schon finden. Wunderbar, wie manche Aehnlichkeit diese Stücke haben; sogar im Stoff und Local.

H. Heine.

Meine Confusion am letzten Posttage hat richtig verursacht, daß ich beyliegenden Brief an Sie vergaß, in das Paket zu legen. Sollte ich ein noch größeres Versehen begangen haben, indem ich vielleicht einen fremden Brief in Ihr Paket eingeschlossen, so bitte ich Sie, mir denselben zurückzuschicken. Ich werde wohl noch bis zum 8. May hier bleiben. Sollte es Ihnen nicht möglich seyn, mir noch ein Exemplar Ihres Portraits zu schenken? Was werden Sie von mir halten, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich das von Ihrer Güte erhaltene Exem-



Rahel Varnhagen von Ense.
Gezeichnet von Wilhelm Hensel, 1822.

plar verschenkt habe? Aber ich habe die Kunst ja nie verstanden, den Weibern etwas abzuschlagen. Leben Sie glücklich und bleiben Sie mir gewogen.

H. Heine.

Den 15. April 1823.

NB. Ich bitte Sie, beyliegende Pakete dort auf die Post zu legen. Lieber wäre es mir, wenn Sie für das Paket an Blomberg eine Gelegenheit fänden, die ebenso schnell und sicher ist wie die Post.

35. An RAHEL VARNHAGEN VON ENSE.

[In ein Exemplar der „Tragödien" geschrieben.]

Berlin, den 12. April 1823.

Ich reise nun bald ab, und ich bitte Sie, werfen Sie mein Bild nicht ganz und gar in die Polterkammer der Vergessenheit. Ich könnte wahrhaftig keine Repressalien anwenden, und wenn ich mir auch hundertmal des Tages vorsagte: „Du willst Frau von Varnhagen vergessen!" es ginge doch nicht. Vergessen Sie mich nicht! Sie dürfen sich nicht mit einem schlechten Gedächtnisse entschuldigen, Ihr Geist hat einen Contract geschlossen mit der Zeit; und wenn ich vielleicht nach einigen Jahrhunderten das Vergnügen habe, Sie als die schönste und herrlichste aller Blumen im schönsten und herrlichsten aller Himmelsthäler wieder zu sehen, so haben Sie wieder die Güte, mich arme Stechpalme (oder werde ich noch was Schlimmeres seyn?) mit Ihrem freundlichen Glanze und lieblichen Hauche wie einen alten Bekannten zu begrüßen. Sie thun es gewiß; haben Sie ja schon Anno 1822 und 1823 ähnliches gethan, als Sie mich kranken, bittern, mürrischen, poetischen und unausstehlichen Menschen mit einer Artigkeit und Güte behandelt, die ich gewiß in diesem Leben nicht verdient, und nur wohl wollendenErinnerungen einer früheren Connaissance verdanken muß. Ich bin, gnädige Frau, mit Achtung und Ergebenheit

H. Heine.

36. An J. W. v. GOETHE.

(In ein Exemplar der „Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo“.)

[Berlin 1823.]

Als ein Zeichen seiner tiefsten Verehrung übersendet dieses Buch

der Verfasser.

37. An LUDWIG UHLAND.

Die Liebe, mit welcher ich Ihre Schriften gelesen und, wie Sie vielleicht erkennen werden, in mich aufgenommen, die Aehnlichkeit der Gesinnung sowohl im Leben als in der Kunst sowie auch die Anregung gemeinschaftlicher Freunde, bestimmen mich dazu, Ihnen in der Uebersendung des beykommenden Buches ein äußeres Zeichen meiner Verehrung zukommen zu lassen.

Ihr ergebener

H. Heine,

Berlin d. 4. May 1823. Addresse Pr. Gubitz.

38. An LUDWIG TIECK.

(In ein Exemplar der „Tragödien“, Berlin 1823, geschrieben.)

Als ein Zeichen seiner Hochachtung und Ergebenheit, und mit der besondern Bitte, daß der große Kenner des englischen Geistes die Tragödie „Radcliff“ seiner Aufmerksamkeit würdigen möge, übersendet dieses Buch

der Verfasser.

39. An WILHELM MÜLLER.

(In ein Exemplar der „Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo“.)

[1823.]

Als ein Zeichen seiner Achtung und mit dem besonderen Wunsche, daß der Waldhornist das lyrische Intermezzo seiner Aufmerksamkeit würdige, überreicht dieses Buch

der Verfasser.

40. An MORIZ EMBDEN.

Lieber Embden!

Ihren Brief vom 28. Apr. habe ich richtig erhalten und beeile mich, Ihren Wunsch, meine Tragödien zu sehen, in Erfüllung zu bringen, indem ich Ihnen beykommendes Ex. als ein Zeichen meiner Achtung verehre. Möge das Büchlein bey Ihnen eine gute Aufnahme finden und die ethische Grundlage desselben nicht von Ihnen verkannt werden. Sie lesen in diesem Buche, wie Menschen untergehn und Geschlechter, und wie dennoch dieser Untergang von einer höheren Nothwendigkeit bedingt und von der Vorsehung zu großen Zwecken beabsichtigt wird. Der ächte Dichter giebt nicht die Geschichte seiner eigenen Zeit, sondern aller Zeiten, und darum ist ein ächtes Gedicht auch immer der Spiegel jeder Gegenwarth. Was Sie über die Juden sagen, ist meine Ansicht ebenfals. Ich bin ebenfals Indifferentist und meine Anhänglichkeit an das Judenwesen hat seine Wurzel bloß in einer tiefen Antipathie gegen das Christenthum. Ja, ich, der Verächter aller positiven Religionen, werde vielleicht einst zum krassesten Rabinismus übergehn, eben weil ich diesen als ein probates Gegengift betrachte.

Dieser Tage reise ich nach Lüneburg, bin aber in diesem Augenblick sehr malade, und schreibe diese Zeilen unter den furchtbarsten Schmerzen.

Ich grüße Sie herzlich

H. Heine.

Berlin, d. 3. May 1823.

41. An MAXIMILIAN SCHOTTKY.

Berlin, d. 4. May 1823.

Lieber Professor!

Mein trauriger Gesundheitszustand und die damit in Verbindung stehende Gemüthsverstimmung haben mich davon abgehalten, Ihren lieben Brief vom Februar früher zu beantworten, und auch jetzt würde ich noch nicht schreiben, wenn nicht eine äußere Veranlassung mich antriebe, endlich an's

Werk zu gehen. Außerdem wollte ich gern Ihre Zurückkunft von Wien abwarten, und diese wird jetzt gewiß schon stattgefunden haben.

Grüßen Sie mir Ihre Erwählte, deren schönes Bild, wie ich es in Ihrem Zimmer sah, mir in diesem Augenblick wieder ganz lebendig vorschwebt. Musik in den Zügen und in der Seele, und, wie Sie mir sagten, auch Musik in der Stimme und in den Fingerspitzen — was kann ein Erdensohn mehr verlangen von einem Weibe? Ist ein solches nicht ein wandlendes Paradies? Ich wünsche Ihnen Glück zum Besitze desselben. Ich Ritter von der traurigen Gestalt werde nie eines solchen theilhaftig werden können, und, wie die Weiber im Koran, muß ich mich mit dem bloßen Anblick des Paradieses begnügen. Es muß Ihnen jetzt nicht mehr so drückend seyn, daß Sie von Deutschland abgeschnitten sind; dieses letztere wird zwar in Deutschland, besonders am Rhein und in Westfalen, wo Sie jetzt viele Freunde haben, vielfach bedauert; doch meistens aus patriotischem Eigennutze, wie kürzlich im „Westfälischen Anzeiger", wo heftig geklagt ward, daß der Mann, der am rüstigsten für deutsche Geschichte arbeiten könnte, jetzt in Sarmatien junge Bären dressiren muß. Was ich über diesen Punkt im „Gesellschafter" aussprach, war nichts mehr als deutsche Schuldigkeit; ich habe in zweckmäßigen Privatmittheilungen besseres darüber gesagt, und Sie werden in der Folge sehen, wie alles, was Sie betrifft oder betreffen kann, mir am Herzen liegt.

Ich habe mit lachender Gleichgültigkeit den dummen Brief gelesen, der im „Gesellschafter" gegen mein Memoire über Polen abgedruckt war; daß in den Posener Zeitungsblättern noch fischweibrigere Schimpfreden gegen mich geführt worden, hörte ich bald darauf und habe mir diese Tage jene Blätter zu verschaffen gewußt. Daß ich hierbey ebenfalls nur die Achsel zuckte, können Sie sich wohl vorstellen; doch mit Unwillen und Ekel erfüllte mich die gemeine, unter gesitteten Menschen unerhörte Weise, wie der Schmierer jener Blätter bey dieser Gelegenheit auch Sie, guter Schottky, mit Koth bespritzte. Ich stelle es Ihnen ganz frey, meinen Namen zu

nennen; ich würde es selbst gethan haben, wenn ich es nicht unter meiner Würde gehalten hätte, von dem Schimpfen eines obscuren Scriblers nur im mindesten Notiz zu nehmen. —

Eine nähere Veranlassung zu meinem heutigen Briefe ist beyfolgendes Buch, das ich Ihnen als ein Zeichen meiner Freundschaft übersende. Außerdem liegt dieser Uebersendung eine eigennützige Absicht zum Grunde, indem ich wünsche, daß Sie für den Succeß des Buches etwas thun mögen. Ich bin zu sehr ohne Bretterconnexionen und bin zu sehr unwillig gegen unsere Theaterintendanzen, die nur das Schlechte auf die Bühne bringen, als daß ich es nicht für rathsamer halten konnte, den „W. Ratcliff", den ich für die Bühne geschrieben, drucken zu lassen, als denselben einer Direkzion anzubieten; indem ich erwarte, daß ein mannigfach öffentlich Besprochenwerden dieses Stückes eine oder die andere Direkzion anreizen mag, dasselbe auf die Bühne zu bringen. Was Sie, lieber Schottky, in dieser Hinsicht in Wien durch Ihre dortigen Freunde für mein Buch thun können, überlasse ich ganz Ihrem Gutdünken. Wenn Sie etwa eine ausführliche Beurtheilung desselben, versteht sich eine schonungslose, in den „Wiener Jahrbüchern" schreiben wollten, wär es mir sehr lieb; nur darf es Sie nicht im mindesten geniren und darf Ihnen überhaupt solche Aufforderung nicht ungelegen seyn; ich bitte Sie, es mir freymüthig zu sagen, ich will dann einen andern Freund dazu auffordern. Thun Sie sich also keinen Zwang an, Sie sehen, wie sehr ich aufrichtig gegen Sie bin, indem ich Ihnen offen zeige, wie sehr ich mich für das Schicksal meines Buches interessire, wegen der Wichtigkeit, mit welcher es auf meine äußere Lage influenzirt, und noch insbesondere wegen der vielen Anfeindungen, die ich seit sechs Monathen hier erfahre und in noch weit lieblicherem Grade zu erwarten habe.

Ich hoffe, daß Ihnen die Tragödien gefallen, und daß Sie mit meiner jetzigen Behandlungsweise des Volksliedes, wie ich sie im „lyrischen Intermezzo" zeige, zufrieden seyn werden. Bei den kleinen Liedern haben mir Ihre kurzen österreichischen Tanzreime mit dem epigrammatischen Schlusse

oft vorgeschwebt. Den Wunsch, Ihre Zeitschrift, (die ich noch gar nicht zu Gesicht bekommen) mit Beyträgen zu versehen, habe ich wegen meiner Krankheit nicht erfüllen können; noch weniger konnte ich eine Correspondenz liefern. Wie ich gegenwärtig über das geistige Berlin denke, darf ich jetzt nicht drucken lassen; doch werden Sie es einst lesen, wenn ich nicht in Deutschland mehr bin, und ohne literarische Gefahr über neu-alt- und alt-neu-deutsche Literatur in einem eigenen Werkchen mich aussprechen werde.

Ich reise nemlich in einigen Tagen von hier ab, durchwandre einige Zeit Westfalen und Rheinland, und diesen Herbst hoffe ich, in Paris zu seyn. Ich gedenke viele Jahre dort zu bleiben, dort auf der Bibliothek emsig zu studiren und nebenbey für Verbreitung der deutschen Literatur, die jetzt in Frankreich Wurzel faßt, thätig zu seyn. In Betreff dieses letzteren hätte ich Ihnen viel zu schreiben, aber mein Brief wird zu lang. Schreiben Sie mir bald Antwort, lieber Professor, und machen darauf folgende Addresse: An H. Heine aus Düsseldorf, abzugeben bey Herrn M. Moser, Neue Friedrichstraße Nr. 47. — Die Briefe werden mir richtig nachgeschickt. Leben Sie wohl und bleiben Sie gewogen

Ihrem ergebenen

H. Heine.

42. An MOSES MOSER.

Lüneburg, den .. May 1823.

Lieber Moser!

Dienstag Abend bin ich in Lupteen angelangt, nachdem ich Montag Nacht und den ganzen darauf folgenden Tag immerwährend gefahren und gerüttelt wurde und mich über das lästige Geschwätze der Reisegesellschaft ärgerte und meinen Phantasien Audienz gab und viel fühlte und an Dich dachte. Letzteres beschäftigte mich man meisten, fast so sehr, daß ich sentimental wurde und mich darüber ärgerte und Dir gewiß recht viel Sottisen gesagt haben würde, wenn ich Deiner habhaft gewesen wäre. Wenn Dir Dienstag und Montag Abend viele barocke Gefühle durch das Gemüth gezogen

sind, so erkläre Dir das nur durch den sympathetischen Rapport. Wenn ich nächstens von guten Gedanken überschlichen werde oder gar Hegelsche Ideen plötzlich in den Kopf bekomme, so will ich mir das auf ähnliche Weise erklären. — Ich habe in Lupteen einen Wagen genommen und bin Mittwoch um 5 Uhr Nachmittag bey meiner Familie angelangt. Du siehst, ich habe Mittwoch Nacht in Lupteen geschlafen, wo mich die allerfatalsten Träume plagten. Ich sah eine Menge Menschen, die mich auslachten, sogar kleine Kinder lachten über mich, und ich lief schäumend vor Aerger zu Dir, mein guter Moser, und Du öffnetest mir Deine Freundes-Arme und sprachest mir Trost ein und sagtest mir, ich solle mir nichts zu Gemüthe führen, denn ich sey ja nur eine Idee, und um mir zu beweisen, daß ich nur eine Idee sey, griffest Du hastig nach Hegels Logik und zeigtest mir eine confuse Stelle darin, und Gans klopfte ans Fenster, — ich aber sprang wüthend im Zimmer herum und schrie: ich bin keine Idee und weiß nichts von einer Idee und hab mein Lebtag keine Idee gehabt. — Es war ein schauderhafter Traum, ich erinnere mich, Gans schrie noch lauter, und auf seiner Schulter saß der kleine Marcus und schrie mit unheimlich heiserer Stimme die Citate hinzu und lächelte auf eine so gräßlich freundliche Weise, daß ich vor Angst aufwachte.

Ich übergehe den anderen fatalen Traum: wie der Tr..... doktor Oppert in seiner Equipage bey mir vorfuhr, mit seinem Orden und in weißseidenen Strümpfen in meine Stube trat und mir im Vertrauen erzählte, er sey ein gebildeter Mann; — ich übergehe diesen abgeschmackten Gegenstand und melde Dir bloß, daß ich meine Eltern in vollem Wohlseyn antraf.

Den 22. Juny heurathet meine Schwester, die Hochzeit ist wahrscheinlich in der Nähe von Hamburg. Ich werde wohl mehrere Monathe hier bleiben und mich langweilen. Bey meinem Eintritt in Lüneburg merkte ich, daß hier großes Rischeß herrscht, und ich nahm mir vor, ganz isolirt zu leben. Leider bin ich ohne Bücher. Die Bibliothek meines Bruders besteht nur aus lateinischen und griechischen Classikern, und diese sind es, die ich aus Langeweile lesen werde. Ich wünschte

sehr, daß Du mir einige Theile des Gibbon, die 2 Bände des Basnage, worin bloß Geschichte ist, und eine kurzgefaßte italienische Grammatik nebst einem italienischen Lesebuche überschicktest. Wird es viel kosten, wenn Du das alles mit der Post schickst? Ich bin in solcher Bücherverlegenheit, daß ich Dich während meines hiesigen Aufenthalts viel belästigen werde. Du mußt auch Geld für mich auslegen, indem Du nemlich für mich ein kleines italienisches Handwörterbuch und die wohlfeile Stereotypausgabe des Esprit des lois Montesquieu's kaufen und herschicken mußt. Ich kann nemlich hier nichts haben, wie ich es will, und nach Hamburg kann ich mich deßhalb nicht wenden. Kannst Du mir etwas leichte italienische Prosa schicken, so wär es mir sehr lieb. Wenn mich meine Kopfschmerzen etwas verlassen werden, so will ich hier viel schreiben. Freilich wär es mir wohlthätiger, wenn ich zu Fuß herumreiste. — In Hinsicht der Aufnahme meiner Tragödien habe ich hier meine Furcht bestätigt gefunden. Der Succes muß den üblen Eindruck verwischen. Was die Aufnahme derselben bey meiner Familie betrifft, so hat meine Mutter die Tragödien und Lieder zwar gelesen, aber nicht sonderlich goutirt, meine Schwester tolerirt sie bloß, meine Brüder verstehen sie nicht, und mein Vater hat sie gar nicht gelesen. — Zeitschriften bekomme ich gar nicht zu lesen, und vom anderweitigen Schicksale meines Buches erfahre ich also gar nichts. Ich muß also alles von Dir erfahren; auch Lehmann habe ich ersucht, mir alles zu schreiben, was öffentlich über mich ausgesprochen wird. Ich bitte Dich, lieber Moser, ganz besonders, es mir gleich zu schreiben, wenn Du etwas lesen solltest, was meine Persönlichkeit berührt. — Du wirst wohl nicht vergessen haben, den Briefträgern anzuzeigen, daß sie alle Briefe, die an mich addressirt sind, bey Dir abgeben. Meine Addresse ist: An Harry Heine, Cand. juris, bey S. Heine in Lüneburg. Mache Deine Briefe nur immer fest zu. Ich hoffe, daß ich die Koffer bald erhalten werde. Wenn Du mir die Bücher schickst, so . . .

Während ich dieses schreibe, erhalte ich den kleinen Koffer nebst Deinem lieben Billet vom 20. May. Wahrhaftig, Du

bist der Mann in Israel, der am schönsten fühlt! Ich kann nur das Schöngefühlte anderer Menschen leidlich ausdrücken. Deine Gefühle sind schwere Goldbarren, die meinigen sind leichtes Papiergeld. Letzteres empfängt bloß seinen Werth vom Zutrauen der Menschen; doch Papier bleibt Papier, wenn auch der Banquier Agio dafür giebt, und Gold bleibt Gold, wenn es auch als scheinloser Klumpen in der Ecke liegt.

Hast Du an obigem Bilde nicht gemerkt, daß ich ein jüdischer Dichter bin? Doch wozu soll ich mich geniren, wir sind ja unter uns, und ich spreche gern in unseren Nazionalbildern. Wenn einst Ganstown erbaut seyn wird und ein glücklicheres Geschlecht am Mississippi Lulef benscht und Matzes kaut und eine neu-jüdische Literatur emporblüht, dann werden unsere jetzigen merkantilischen Börsenausdrücke zur poetischen Sprache gehören, und ein poetischer Urenkel des kleinen Marcus wird in Talles und Tefillim vor der ganzen Ganstowner Kille singen: Sie saßen an den Wassern der Spree und zählten Tresorscheine, da kamen ihre Feinde und sprachen: gebt uns Londoner Wechsel — hoch ist der Cours. —

Genug der Selbstpersiflage. Lebe wohl und behalte mich lieb. Hast Du nicht Gelegenheit, die Bücher, die ich von Dir verlange, mit einer Gelegenheit nach Hamburg zu schicken? Wenn man sie dort mit der Post her nach Lüneburg schickt, kostet es mir nicht viel; sie direkt mit der Post herzuschicken, ist viel zu theuer. Ich speculire, wie ich Dir Deinen Marquis Posa-Mantel am besten zuschicke; doch sollst Du ihn nicht lange mehr entbehren. Grüße mir Gans, Zunz und seine Frau, sowie auch Lehmann, Rubo, Marcus, Schöneberg, — besonders aber mache vielmals meine Empfelung an Hillmar und seine Familie. — Herrn M. Friedländer und seinem Vater zeige meine glückliche Ankunft an.

Dein Freund

H. Heine.

43. An den Baron FRIEDRICH DE LA MOTTE FOUQUÉ.

Herr Baron!

Ich kann es nicht aussprechen, was ich beym Empfang Ihres lieben Briefes empfunden habe. Derselbe traf mich hier im Schoße meiner Familie, die ich besuchen kam, um der Hochzeitsfeyer einer Schwester beyzuwohnen, mich von meinem Krankseyn zu restauriren und meinen Eltern vor meiner Abreise nach Paris Lebewohl zu sagen. Diese wird nun wohl vor der Hand unterbleiben, da mich jetzt meine Krankheit mehr als je niederbeugt. In diesem Zustande, HerrBaron, mußte mich Ihr Brief desto tiefer bewegen und ergreifen. Kaum las ich Ihren theuren Namen, so war es auch, als ob in meiner Seele wieder auftauchten all jene leuchtende Lieblingsgeschichten, die ich in meinen bessern Tagen von Ihnen gelesen, und sie erfüllten mich wieder mit der alten Wehmuth, und dazwischen hörte ich wieder die schönen Lieder von gebrochenen Herzen, unwandelbarer Liebestreue, Sehnsuchtgluth, Todesseeligkeit — vor allem glaubte ich, die freundliche Stimme von Frau Minnetrost zu vernehmen. Es mußte den armen Kunstjünger sehr erfreuen, bey dem bewährten und gefeierten Meister Anerkennung gefunden zu haben, entzücken mußte es ihn, da dieser Meister eben jener Dichter ist, dessen Genius einst so viel in ihm geweckt, so gewaltig seine Seele bewegt und mit so großer Ehrfurcht und Liebe ihn erfüllt! Ich kann Ihnen nicht genug danken für das schöne Lied, womit Sie meine dunkeln Schmerzen verherrlicht und die bösen Flammen derselben beschworen. Ich möchte gern dieses Gedicht einigen Freunden mittheilen, aber ich habe zu sehr Angst, daß dieselben so indiskret seyn möchten, es in viele Hände zu bringen; denn wirklich, dieses Gedicht gehört zu den schönsten, die ich von Ihnen gelesen, und ich zweifle nicht, daß es auch andern Leuten Thränen entlocken kann.

Ich lebe hier sehr isolirt, da meine Eltern noch nicht lange in Lüneburg wohnen, sich sehr zurückziehen und ich hier keinen Menschen kenne. Ich will aber zu meiner Erheiterung in vierzehn Tagen eine Reise nach Hamburg machen und



Heinrich Baron de la Motte Fouqué,

acht oder, wenn ich mich amüsire, vierzehn Tage dort bleiben. Haben Sie in Hamburg gute Freunde, deren Bekanntschaft Sie mir durch einige Zeilen verschaffen wollten, so würden Sie mich dadurch erstaunlich verbinden.

Den Osterpsalm habe ich gelesen; er ist mehr als ein Gedicht und folglich besser. — Mein „Almansor" wird Sie nicht ganz angesprochen haben. Ich hatte dieses Gedicht früher verworfen, erst durch starkes Zureden der Freunde bequemte ich mich dazu, es drucken zu lassen, und jetzt, wo es manchen Beyfall findet, viel mehr als der „Ratcliff", habe ich doch noch nicht angefangen, günstiger darüber zu urtheilen. Ich weiß nicht, wie es kömmt, aber dieses helle, milde Gedicht ist mir im höchsten Grade unheimlich, statt daß ich mit Behagen an den düstern, steinernen „Ratcliff" denke. — Ich erinnere mich, die Romanze von Donna Clara und Don Gasairos im „Zauberring", an die ich in den bedeutendsten Lebenssituazionen lebhaft gedacht und die ich in manchen Augenblicken selber geschrieben zu haben vermeine, diese liebliche Romanze hat mir oft vorgeschwebt, als ich den „Almansor" schrieb. — Was Ihr liebes Gedicht an mich in Betreff der Schlangen ausspricht, ist leider nur zu sehr die Wahrheit.

Wie könnte ich dieses Lied mißverstehen! Der schöne Maytag, an welchem ich es erhielt, wird mir noch lange leuchtend vorschweben. Bleiben Sie mir gewogen, großer, edler Fouqué, entziehen Sie mir nie Ihre freundliche Neigung, wenn auch fremdes Dazwischengerede oder gar mein eigenes Irren diese zerstören wollte, und seyn Sie versichert, daß nichts, weder Meinung noch Stellung, mich je abhalten wird, Sie unaussprechlich zu lieben.

Ihr ergebener

Lüneburg, den 10. Juny 1823. H. Heine.

44. An KARL IMMERMANN.

Lüneburg, den 10. Juny 1823.

Ihr Brief vom 13. May, lieber Immermann, hat mich mit Vergnügen erfüllt; ich habe darin die Sprache des herzlichen

Wohlwollens erkannt und Gemüthsstärkung gefunden. Erschrecken Sie nicht, daß ich Ihnen so schnell wieder mit einem Briefe über den Hals komme, Sie brauchen so bald keine Antwort zu schreiben, und es soll deßhalb auch nicht viel Fragliches hineinkommen; — ich benutze bloß eine Schreibegelegenheit, indem ich Sie bitte, beykommenden Brief an seine Addresse zu befördern. Können Sie mir nächstens einmal bey Gelegenheit mittheilen, ob Sethe sich wohlbefindet und ihm nichts Schlimmes begegnet, so würden Sie mir dadurch einen Gefallen erzeigen. Der Umstand, daß Sie jenen Namen nie erwähnen, erzeugt in mir die Vermuthung, daß Sie in keinem sonderlich nahen Verhältnisse mit Sethe stehen mögen, vielleicht etwa wegen Verschiedenheit der Ansichten über das Universitätsleben, ein Erzsteckenpferd Sethes. Glauben Sie nur nicht, daß dieses bey mir etwas mehr als eine müßige Vermuthung sey; ich habe bis auf dieser Stunde keinen Brief von Sethe aus Münster erhalten, nicht das Mindeste von ihm gehört, und das ist es eben, was mich beunruhigt. Dieses mag Sie, lieber Immermann, etwas befremden, da ich Ihnen Sethe als einen meiner besten Freunde angekündigt; aber es ist dennoch so, wir sind zwölf Jahr lang Herzensfreunde gewesen, saßen schon in der Schule immer beysammen und blieben auch in der Folge immer beysammen, und jetzt läßt er mich sechs Monath ohne Antwort. — Ich lebe jetzt seit einigen Wochen hier in Lüneburg, im Schoße meiner Familie, wo ich so lange bleiben will, bis mein kranker Kopf wieder gesund wird. Dieses scheint sehr langsam von statten gehen zu wollen, und die Götter mögen sich meines armen Reiseplans erbarmen. Ich sehe voraus, lieber Immermann, daß es sich noch sehr lange herumziehen wird, bis ich nach der Knipperdollingstadt komme, und dem Dichter, m i t d e m i c h h o f f e a l t z u w e r d e n, die Hand schüttele. Sie haben selbst einen ähnlichen Ausdruck gebraucht, und Sie können es kaum glauben, wie mich dieses aus großartigem Selbstgefühle natürlich hervorgegangene Wort bis in tiefster Seele bewegt hat. Die ewigen Götter wissen's, daß ich gleich in der ersten Stunde, wo ich in Ihren Tragödien las, Sie für das erkannte, was Sie sind; und

ich bin eben so sicher in dem Urtheile, das ich über mich selbst fälle. Jene Sicherheit entspringt nicht aus träumerischer Selbsttäuschung, sie entspringt vielmehr aus dem klaren Bewußtseyn, aus der genauen Kenntniß des Poetischen und seines natürlichen Gegensatzes, des Gemeinen. Alle Dinge sind uns ja nur durch ihren Gegensatz erkennbar, es gäbe für uns gar keine Poesie, wenn wir nicht überall auch das Gemeine und Triviale sehen könnten, wir selber erkennen unser eigenes Wesen nur dadurch, daß uns das fremdartige Wesen eines andern Menschen bemerkbar wird und zur Vergleichung dient; — jene hirntolle, verschrobene, schwülstige Schlingel, die sich von vornherein für Shakespeare und Arioste halten, lassen uns ihre ihnen selbst oft nicht bemerkbare Unsicherheit zuweilen erkennen durch ihr ängstliches Haschen nach fremdem Urtheil und durch ihr polterndes Feldgeschrey: daß sie durch und durch poetisch wären, daß sie gar nicht einmal aus der Poesie heraus könnten, und daß beym Verseschreiben der göttliche Wahnsinn immer ihre Stirn umspiele.

Es fällt mir ein, daß diese letzten Zeilen wirklich die eigenen Worte sind, die ich einst in Gesellschaft von einem Berliner Elegant aussprechen hörte, und ich glaube, ich erzähle dieses alles und habe auch obige Äußerungen freymüthig hingestellt, um Ihnen, lieber Immermann, den Glauben einzuflößen, daß es mehr als eine gewöhnliche Phrase ist, wenn ich sage: ich kenne meine Fehler, und ich gestehe sie gern ein. Mit Vergnügen ersah ich aus Ihrem Briefe, daß Sie eine Beurtheilung meiner Tragödien schreiben werden, und ich muß Ihnen wiederholen, daß Sie mich nichts weniger als verletzen werden, wenn Sie auch das Allerbitterste in derselben aussprechen. Ich will Ihnen gern eingestehen den Hauptfehler meiner Poesien, durch dessen Vorwurf Sie mich wahrscheinlich zu verletzten glauben: — es ist die große Einseitigkeit, die sich in meinen Dichtungen zeigt, indem sie alle nur Variazionen desselben kleinen Themas sind. Niemandem kann dieses leichter auffallen als Ihnen, dessen Poesie die ganze große Welt mit ihren unzähligen Mannigfaltigkeiten zum Thema hat. Ich habe dieses noch kürzlich gegen Herrn

v. Varnhagen geäußert. Sie haben das mit Shakespeare gemein, daß Sie die ganze Welt in sich aufgenommen, und wenn Ihre Poesien einen Fehler haben, so besteht er darin, daß Sie Ihren großen Reichthum nicht zu concentriren wissen; Shakespear versteht das besser und deßhalb ist er Shakespear; auch Sie werden diese Kunst des Concentrirens immer mehr und mehr erlernen, und jede Ihrer Tragödien wird besser als die vorhergegangene seyn. In dieser Hinsicht behagt mir auch der „Petrarcha" besser als der „Edvin", obschon dieser reicher ist. (Hier liegen die Gründe, warum Sie so fruchtbar sind, warum Sie oft bei der Masse des Angeschauten nicht wissen, wohin damit, und zu zusammengedrängten Reflexionen Ihre Zuflucht nehmen müssen, wo Shakespear Gestalten angewendet hätte; hier liegen die Gründe, warum die Winkelpoeten und Pfennigskritiker Sie oft für einen Nachahmer Shakespears ausgeben möchten, andere für einen Nachahmer Goethes, mit welchem letztern Sie wirklich mehr Ähnlichkeit zeigen, als mit Shakespeare, weil dieser nur in einer Form, in der dramatischen, jener in allen möglichen Formen, im Drama, im Roman, im Lied, im Epos, ja sogar im nackten Begriffe, seine große Weltanschauung künstlerisch darstellen konnte.)

Es ist wahr, nur weil Sie Ihren unermeßlichen Reichthum nicht streng zu concentriren wußten, kann nicht jeder denselben überschauen, und Ihre Tragödien wirken nicht phalanxartig, wie die mancher unserer heutigen Tragiker, die alle ihre vorräthige Runkelrübenpoesie in 5 Akten mühsam zusammenquetschen. Bey mir war die Kunst des Concentrirens leichter auszuüben, eben weil ich nur ein Stückchen Welt, nur ein einziges Thema, darzustellen hatte. Ich habe seitdem, besonders diesen Winter, im Zustand der Krankheit, mehr in mich aufgenommen, und in der Tragödie, die ich vielleicht in einigen Jahren liefere, mag es sich zeigen, ob ich, der ich bisher nur die Historie von Amor und Psyche in allerley Gruppirungen gemalt habe, ebenso gut den trojanischen Krieg malen kann. — Das ist das traurige Geheimniß meiner poetischen Kraft; mein Unwohlseyn mag meinen letzten Dichtungen auch etwas Krankhaftes mitgetheilt haben — ach

Gott! es giebt so vieles in meinem neuen Buche, das vor der echten Kritik nicht Stich hält, und es würde mich gewiß nicht schmerzen, wenn man auch das aufdeckt, was ich selbst noch nicht erkenne. Nur etwas kann mich aufs Schmerzlichste verletzen: wenn man den Geist meiner Dichtungen aus der Geschichte (Sie wissen, was dieses Wort bedeutet), aus der Geschichte des Verfassers erklären will. Es kränkte mich tief und bitter, als ich gestern im Briefe eines Bekannten ersah, wie er sich mein ganzes poetisches Wesen aus zusammengerafften Histörchen construiren wollte und unerquickliche Aeußerungen fallen ließ über Lebenseindrücke, politische Stellung, Religion u. s. w. Aehnliches, öffentlich ausgesprochen, würde mich ganz empört haben, und ich bin herzlich froh, daß nie dergleichen geschehn. Wie leicht auch die Geschichte eines Dichters Aufschluß geben könnte über sein Gedicht, wie leicht sich wirklich nachweisen ließe, daß oft politische Stellung, Religion, Privathaß, Vorurtheil und Rücksichten auf sein Gedicht eingewirkt, so muß man dieses dennoch nie erwähnen, besonders nicht bey Lebzeiten des Dichters. Man entjungfert gleichsam das Gedicht, man zerreißt den geheimnißvollen Schleier desselben, wenn jener Einfluß der Geschichte, den man nachweist, wirklich vorhanden ist; man verunstaltet das Gedicht, wenn man ihn fälschlich hineingegrübelt hat. Und wie wenig ist oft das äußere Gerüste unserer Geschichte mit unserer wirklichen, inneren Geschichte zusammenpassend! Bey mir wenigstens paßte es nie.

Aus dem vielen Schwatzen in diesem Briefe ersehen Sie, lieber Immermann, daß ich hier in Lüneburg ganz isolirt lebe. Aber ich muß auch in meinem vorigen Briefe aus Zerstreuung viel geschwatzt haben. Aus Ihrem Briefe ersehe ich, daß ich über den Baron Fouqué gekohlt. Dieser hat sich vor meiner Abreise von B[erlin] und jetzt in einem Briefe von einer schönen Seite gezeigt, und ich muß ihm das beste und edelste Herz zuerkennen. Möglich ist es freylich, daß ich in der Folge anders urtheile. Auf jeden Fall aber, gestehe ich, geschieht ihm kein Unrecht, wenn er seines Ultrawesens halber gehechelt wird. Wenn ich ihn auch noch so sehr liebe als

Mensch, so sehe ich es dennoch für ein verdienstliches Werk an, daß man mit der Geißel jene trübseeligen Ideen bekämpft, die er durch sein schönes Talent ins Volk zu pflanzen sucht. Mir blutet das Herz, wenn ich Fouqué gekränkt finde, und dennoch bin ich froh, wenn andere Leute durch keine solche Weichheit abgehalten werden, das Dunstthum zu persifliren. In tiefster Seele empören mich die Anmaßungen und Jämmerlichkeiten jener Clique, zu deren Grundsätzen sich Fouqué bekennt, und Sie können es auch wohl mir zutrauen, daß auch ich darnach lechze, sie bis aufs Blut zu geißeln, jene edlen Recken, die unseresgleichen zu ihren Hundejungen, ja mich vielleicht zu noch etwas weniger, zum Hunde selbst, machen möchten.

Ich bin gespannt auf Ihren „Periander"!

Was Sie in Betreff der Zeitschrift schreiben, ist mir leid; ich weiß wirklich nicht, was da zu thun ist. Vom Rhein habe ich seit vier Monathen nichts gehört. Herr von Varnhagen ist mit der Compilazion eines Buches beschäftigt, das Goethe betrifft. Ich wünsche, daß Varnhagen Ihre Beurtheilung meiner „Tragödien" lesen möge. Wenn sie ins „Conversazionsblatt" kömmt, wird dieses der Fall seyn, die „Deutschen Blätter" kommen sowohl ihm als mir nicht zu Gesicht, und Sie würden mich ganz erfreuen, wenn Sie, im Fall in diesen Blättern jene Beurtheilung abgedruckt würde, ein Exemplar derselben an Herrn v. Varnhagen zukommen lassen wollten. Ich glaube, auch Gubitz würde diese Beurtheilung sehr gern im „Gesellschafter" aufnehmen, da er sich gegen mich geäußert, er wünsche, daß jemand meine „Tragödien" im „Gesellschafter" weitläufiger beurtheile als Herr von Varnhagen, von welchem die kurze Anzeige derselben in jenem Blatte abgefaßt war. — Ich wünsche, daß dieser Sommer recht viel herrliche poetische Früchte bey Ihnen hervorbringe, vor allem aber wünsche ich, daß er Ihnen viele Freuden (diese stehen selten mit der Literatur in Verbindung) bescheeren möge.

Ich ehre Sie und liebe Sie von ganzer Seele.

H. Heine.

Addresse: H. H. aus Düsseldorf,
in Lüneburg.

45. An VARNHAGEN VON ENSE.

Lüneburg, d. 17. Juny 1823.

Herr von Varnhagen! ich übersende Ihnen beykommend den versprochenen Aufsatz über Göthe, den ich nicht früher liefern konnte, weil ich noch immer so sehr krank bin, und erst vorgestern unter lauter Schmerzen denselben schrieb. Sie werden es auch merken, da an die Stelle meines gewöhnlichen kurzsätzigen, zahmen Styles ein dumpfer, breiter Bilder- und Ideewirrwarr getreten ist. Ich hoffe, daß der Aufsatz frühzeitig genug kommt, um Ihrem Buche einverleibt zu werden; verzeihen Sie mir, daß ich ihn so spät schicke, und betrachten Sie dieses nicht als ein Zeichen von Faulheit oder gar Gleichgültigkeit. Ich lebe in diesem Augenblick gänzlich isolirt, abgeschnitten von allem wirklichen Menschenverkehr, und dennoch wegen meines Krankseyns ganz unbeschäftigt, und es ist daher ganz natürlich, daß ich den größten Theil des Tages an Sie und Ihre Frau denke, und mir immer lebendig vorschwebt, wie Sie beyde mir so viel Gutes und Liebes erzeigt, und mich mürrischen, kranken Mann aufgeheitert und gestärkt und gehobelt und durch Rath und That unterstützt und mit Makaroni und Geistesspeise erquickt. Ich habe so wenig wahre Güte im Leben gefunden und bin so viel schon mystifizirt worden, und habe erst von Ihnen und Ihrer großherzigen Frau eine ganz menschliche Behandlung erfahren. Ich muß mir Ihre lieben Bilder um so fester einprägen, da jetzt wieder so viel Unreines, Bösartiges und Verwirrtes auf mich eindrängt, und mein Kopf noch krank ist und mein Herz noch nicht genesen.

Günstige Umstände haben in der letzten Zeit meine Eltern und auch meine Geschwister mit so viel Erfreulichem und Behaglichem umgeben, daß ich auch für mich einer heiterern Zukunft entgegensehen würde, wenn ich nicht wüßte, daß das Schicksal gegen deutsche Poeten seine böse Nücken selten unausgeübt läßt. Ich kann Ihnen, lieber Varnhagen, über meine nächste Lebensweise doch noch nichts Bestimmtes sagen, da ich erst nächste Woche, am Hochzeittage mei-

ner Schwester, meinen Oheim, von dem manches abhängt, sprechen werde. Führt dieses zu keiner Bestimmtheit, so finde ich solche in Hamburg, wohin ich bald nach der Hochzeit zu reisen gedenke, obschon durch den Anblick dieser Stadt die schmerzlichsten Empfindungen in mir aufgeregt werden. Ich bin dort so frey, Ihr Briefchen Ihrer Schwester zu übergeben. Ich werde dort auch den Dr. Ulrich finden, der mir nützlich seyn kann; da ich beabsichtige, dort viele Bekanntschaften zu machen, wovon vielleicht eine oder die andere mir durch Vermittlung in der Folge von Wichtigkeit seyn mag. Obschon dieses für mich bekanntschaftscheuen Menschen durchaus nicht amüsant ist, so rathet mir doch die Klugheit, der Sicherheit in der Folge wegen, dergleichen nicht zu übersehen. Haben Sie, Herr von Varnhagen, einen Freund in Hamburg, dessen Bekanntschaft mir in dieser Hinsicht nützlich seyn möchte, so wär es mir lieb, wenn Sie mir solche vermittelten. Ich werde überhaupt jetzt anfangen, sehr besonnen und politisch zu werden. Das gefürchtete Mißverständniß in Betreff meines Oheims finde ich bestätigt, nur meine Eltern scheinen es nicht zu merken. Indessen der Erfolg des Buches mildert und besänftigt. Die Notiz in der Hamb. Zeitung war wohlthätig; meinen Vater hat sie ganz besonders erfreut. Ich habe Brief von Immermann erhalten, den ich Ihnen beykommend mittheile. Ich habe ihm geschrieben, er möchte zusehen, daß die Recension, im Fall sie nicht im Conversazionsblatt abgedruckt wird, Ihnen dennoch zukomme, da ich weiß, daß Sie nicht die Deutschen Blätter zu Gesicht bekommen. Fouqué, dem ich in Berlin die Tragödien geschickt, hat mir einen herzlichen Brief und ein Gedicht geschrieben, welches letztere ich Ihnen mittheile, mit der Bitte, es außer Frau von Varnhagen bey Leibe keinem Dritten mitzutheilen. Des Mannes Herz ist gut, und nur im Kopfe sitzt diè Narrheit. Meine Addresse ist: H. Heine Candid. Juris in Lüneburg. Grüßen Sie mir Frau von Varnhagen recht herzlich, ich werde bald besonders schreiben. Grüßen Sie auch Robert und seine Frau, und sagen Sie, daß ich ihn so sehr liebe wie seine Frau, das heißt, wie

ich seine Frau liebe. Man kann sich doch im Deutschen gar nicht gut ausdrücken, und ich besonders kann mir in dieser Sprache nicht gut helfen und muß, wie in diesem Briefe geschieht, meine mächtigsten Gefühle unterdrücken.

Votre devoué

H. Heine.

46. An MOSES MOSER.

Lüneburg d. 18. Juny 1823.

Du nimmst wohl keine Million und schreibst mir, ehe ich Deinen Brief förmlich beantwortet oder besser gesagt erwidert? Gewöhne Dir diese Philiströsität ab. Ich warte gestern begierig auf die Post und auf einen Brief von Dir und vergesse, daß ich erst selber hätte wieder schreiben müssen. Dies hätte ich auch schon früher gethan, wenn mich nicht mein noch immer andauerndes Kopfleiden und eine daraus und aus noch andern Contrarietäten entspringende Verdrießlichkeit davon abgehalten hätte. Ich würde Dir heute ebenfalls nicht schreiben, wenn ich es Dir nicht so früh als möglich einprägen wollte, daß Du mir sehr oft, wenn auch nur wenig, schreiben mußt, ohne erst abzuwarten, daß ich jede Deiner geehrten Zuschriften mit einer darauf passenden Antwort eigens beehre. Wenn ich Dir schreiben will, werde ich mich wenig darum bekümmern, ob schon ein Brief von Dir zur Beantwortung vorliegt, und ich werde Dir wohl mehrere Briefe hintereinander schreiben, ohne erst die Etikette zu fragen, ob es sich auch schickt, und ob es politisch sey, Jemanden zu schreiben, ohne erst seine Antworten regelmäßig abzuwarten. Aus Obigem, besonders aus der Confusion, womit es ausgedrückt ist, wirst Du ersehen haben, daß ich verdrießlich, mürrisch, enfin unausstehlich bin. Du kannst also den Brief weglegen, wenn Du jetzt grade bey guter Laune bist; Du kannst jetzt meiner Grämlichkeit besser ausweichen, als bey meiner Anwesenheit in Berlin, wo ich Dir in höchsteigener Person auf den Hals kam. Ich lebe hier ganz isolirt, mit keinem einzigen menschlichen Men-

schen komme ich zusammen, weil meine Eltern sich von allem Umgang zurückgezogen. Juden sind hier, wie überall, unausstehliche Schacherer und Schmutzlappen, christliche Mittelclasse unerquicklich, mit einem ungewöhnlichen Rischeß, die höhere Classe ebenso im höheren Grade. Unser kleiner Hund wird auf der Straße von den andern Hunden auf eigene Weise berochen und maltraitirt, und die Christenhunde haben offenbar Rischeß gegen den Judenhund. Ich habe hier also bloß mit den Bäumen Bekanntschaft gemacht, und diese zeigen sich jetzt wieder in dem alten grünen Schmuck und mahnen mich an alte Tage und rauschen mir alte vergessene Lieder ins Gedächtniß zurück und stimmen mich zur Wehmuth. So vieles Schmerzliche taucht jetzt in mir auf und überwältigt mich, und dies ist es vielleicht, was meine Kopfschmerzen vermehrt oder besser gesagt in die Länge zieht; denn sie sind nicht mehr so stark wie in Berlin, aber anhaltender. Studiren kann ich wenig, schreiben noch weniger. Sonntag schrieb ich einen Aufsatz über Goethe, etwa einen Druckbogen groß, den ich an Varnhagen gestern schickte, daß er ihn seinem Buche über Goethe einverleibe. Ich hatte ihn längst versprochen und schrieb ihn jetzt en pleine carrière, daß er noch zur rechten Zeit eintreffe. Du wirst in diesem Aufsatz $^1/_4$ Dutzend Deiner eigenen Ideen finden; ich war ehrlich genug, sie nackt hinzustellen, denn hätte ich sie mit meinen Purpurlappen umhängt, Du würdest sie wahrlich selber nicht wieder erkannt haben. Der Aufsatz soll Dir bald zu Gesicht kommen. Denke Dir, mein Festspiel ist ungeschrieben geblieben (ich schreibe es aber hinterher) hingegen meine Tragödie gestaltet sich in meinem Kopfe immer mehr und mehr. Sehr drängt es mich, in einem Aufsatz für die Zeitschrift den großen Judenschmerz (wie ihn Börne nennt) auszusprechen, und es soll auch geschehen, sobald mein Kopf es leidet. Es ist sehr unartig von unserem Herrgott, daß er mich jetzt mit diesen Schmerzen plagt; ja, es ist sogar unpolitisch von dem alten Herrn, da er weiß, daß ich so viel für ihn thun möchte. Oder ist der alte Freiherr von Sinay und Alleinherrscher Judäas ebenfalls aufgeklärt worden und hat seine Na-

zionalität abgelegt und giebt seine Ansprüche und seine Anhänger auf, zum Besten einiger vagen, kosmopolitischen Ideen? Ich fürchte, der alte Herr hat den Kopf verloren, und mit Recht mag ihm le petit juif d'Amsterdam ins Ohr sagen: entre nous, Monsieur, vous n'existez pas. Und wir? wir existiren? Um des Himmels willen sag nicht noch einmal, daß ich bloß eine Idee sey! Ich ärgere mich toll darüber. Meinethalben könnt Ihr alle zu Ideen werden; nur laßt mich ungeschoren. Weil Du und der alte Friedländer und Gans zu Ideen geworden seyd, wollt Ihr mich jetzt auch verführen und zu einer Idee machen. Rubo lob ich, den habt Ihr nicht dazu bekommen können. Der Lehmann möchte gern Idee werden und kann nicht. Was geht mich der kleine Marcus an mit seinem demonstriren, daß ich eine Idee sey, seine Magd weiß es besser. Die Doktorin Zunz hat mir mit thränenden (Judaism) Augen geklagt, daß man ihren Mann ebenfalls zur Idee machen wollte, und daß sie dadurch all seine Kraft und Saft verlöre, Jost hätte sich deßhalb vom Verein zurückgezogen und Auerbach sey mahl dadurch krank geworden. Ich verbitte mir auch alle übrigen Anzüglichkeiten, daß Du noch nicht weißt, welche Idee ich sey, welches so viel heißt, als sey ich eine sonderbare Idee; und sonderbar ist Tusch.

Genug des aberwitzigen Gewäsches. In einigen Tagen reise ich nach der Hochzeit meiner Schwester, die zwischen hier und Hamburg stattfindet. Bald drauf — sage und schreibe es aber keiner menschlichen Seele — reise ich auf 8 Tage nach Hamburg.

Ich habe hier ein Stück des Briefes abgeschnitten, weil eine zu heftige und für einen Brief nicht ziemliche Aeußerung mir entschlüpft ist. Mit meinem Oheim stehe ich noch nicht auf dem Fuße, auf dem ich zu stehen wünschte, um mit Sicherheit feste Lebensplane für die Folge entwerfen zu können. Erst nach meiner Zurückkunft von Hamburg kann ich Dir in dieser Hinsicht etwas Bestimmteres sagen. Wenn ich kann, suche ich, noch einmal nach Berlin zu kommen und Dich und meine übrigen Freunde zu umarmen. Ich werde Cohn in Hamburg besuchen. Von Dir erwarte ich, daß Du mir

schreibst (aber kurz) wie ich in Hinsicht des Vereines mich dort zu betragen habe, wen ich dort besuchen kann, und dergleichen. Kann ich dort einen bestimmten Auftrag des Vereins ausführen, der sich auf ein schon in Berlin Besprochenes gründet, so will ich ihn gern übernehmen. Ich freue mich, die Monas wiederzusehen. Du kannst doch an Gans sagen, daß ich auf 8 Tage nach Hamburg reise, vielleicht fällt es ihm ein, daß ich dort etwas thun kann; nur soll er es nicht hinschreiben. — Hamburg wird viele schmerzliche Erinnerungen in mir aufregen, doch wird es von großem Nutzen seyn, daß ich hinreise.

Ein mir feindliches Hundepack umlagert meinen Oheim. Ich werde vielleicht Bekanntschaften in Hamburg machen, die in dieser Hinsicht ein Gegengewicht bilden können. Nur ahndet's mir, daß ich mit meiner abstoßenden Höflichkeit und Ironie und Ehrlichkeit mir mehr Menschen verfeinden als befreunden werde.

Der Posaunenstoß in der Hamburger Zeitung, meine Tragödien betreffend, hat mir Spaß gemacht. Was hat man drüber gesagt? Wenn meine Tragödien ignorirt würden, wäre es mir nicht gleichgültig, Geschätztester! Blätterlob macht mir höchstens flüchtigen Spaß, stärkt mich nicht und erquickt mich nicht und ist mir doch von größter Wichtigkeit. Doch sey außer Sorge, es wird nicht ausbleiben, daß meine Tragödien in den Blättern viel besprochen werden, wenns Andre nicht thun, thue ich es selbst. Immermann schreibt mir, daß er eine kräftige Recension der Tragödien schreiben werde, worin er manches Verletzende aussprechen wird. Sein Brief enthielt daher nur einiges Allgemeine (Lob) über die Tragödie und andere Gegenstände, deren vorzüglichste seine Freude ist, mich in Münster zu sehen, und seine Einladung, bey ihm zu wohnen. Der mir zuletzt geschickte Brief war von Blomberg, voll ästhetischen Raisonnements. Von dem Rousseau habe ich noch keinen Brief erhalten, und theils Dein Wink über das Unterhaltungsblatt, dessen judenfeindliche Stelle mir sehr auffiel, theils noch manches Andre, gibt sichere Anzeichen, daß man am Rhein von katholischer Seite über den Alman-

sor höchst unwillig sey, ihn ignoriren möchte, ihn dennoch allgemein bespricht und den Rousseau gegen mich aufsätzig gemacht hat. Ich verachte dergleichen Schwachköpfigkeit allzu sehr, um davon empört zu werden, und ich habe es längst gefühlt, daß ein gar zu feuriger Enthousiasmous für meine Persönlichkeit endlich verkohlen muß, und wenn Regen auf die Kohlen fällt, dem schwarzen Schmutze Platz macht. Ich erwarte die Zeichen dieses Schmutzes, und ich werde es ohne Bitterkeit zusehen, daß mich die Menschen, die mich in den Himmel erhoben, auch zur Abwechselung einmal mit Koth werfen. — Ich habe unlängst eine Anzeige der Rousseau'schen Gedichte geschrieben, die ich unverändert im Gesellschafter abdrucken lasse.

Sage doch an Lehmann, daß er das Traumgedicht „mir träumt, ich bin der liebe Gott" aus dem Almanach herausnehmen solle, wenn er ihn Jemanden liehe; da es möglich ist, — daß ich auf einige Zeit nach Berlin zurückkomme. Lache nicht. — Den großen Koffer und die Bücher habe ich noch nicht erhalten. — Fouqué hat mir kürzlich einen sehr herzlichen Brief geschrieben und mir ein sehr schönes Gedicht gewidmet; ich will es Dir gelegentlich mittheilen. Auch dieser wird dieses Gedicht einmal ungeschrieben wünschen, wenn er meinen Stammbaum genauer untersucht hat. Sorge nur, daß mir durch Dummheit des Postboten kein Brief verloren geht, und schreib es mir gleich, wenn Du irgend in einem Blatte ein Hinweisen über diesen meinen Stammbaum findest. — Ich werde Dir bey meiner Rückkunft von Hamburg viel zu schreiben haben! Grüße mir Gans und Zunz, sowie auch seine Frau. Sage ihnen, daß ich viel an sie denke; welches auch ganz natürlich ist, da ich hier ganz isolirt lebe, und noch nicht die letzten Eindrücke Berlins in mir verdrängt werden konnten. Dich, lieber Moser, sehe ich überall, und es ist vielleicht etwas mehr als krankhafte Weichheit, wenn ich auf die wehmüthigste Weise überwältigt werde von dem Wunsche, wieder mit Dir zusammen zu leben. Gäben die Götter, daß dieser Wunsch in Erfüllung gehe! Hamburg? Sollte ich dort noch so viele Freuden finden können, als

ich schon Schmerzen dort empfand? Dieses ist freilich unmöglich —

Glücklicherweise ruft mich hier mein Bruder zu Tische, und statt mit einer Sentimentalität schließe ich hier den Brief mit dem Vorgefühle eines guten Mittagsessens.

H. Heine.

47. An MOSES MOSER.

Lüneburg den 24. Juny 1823.

Lieber Moser!

Den 22. habe ich mit meiner Familie auf dem Zollenspiker der Vermählung meiner Schwester beygewohnt. Es war ein schöner Tag der Festlichkeit und Eintracht. Das Essen war gut, die Betten waren schlecht, und mein Oheim Salomo war sehr vergnügt. Ich glaube, ich werde in der Folge auf ziemlich guten Fuß mit ihm kommen; äußerlich leben wir auf dem allerbesten, er cajolirt mich sogar öffentlich. Mit meinem Oheim Henry Heine bin ich ebenfalls in gute Verhältnisse getreten. Ich reise in 8 oder 10 Tagen nach Hamburg und bleibe dort 8 Tage; Du brauchst jetzt kein Geheimniß daraus zu machen. Die Post geht gleich ab. Ich hab noch nicht Deinen Mantel abgeschickt, es soll aber dieser Tage geschehen. Was sagst Du zu dieser Faulheit? Die Bücher und den Koffer habe ich jetzt erhalten. Von Lehmann habe ich, bey meiner Zurückkunft gestern, Brief gefunden. Sage ihm, daß ich ihm dieser Tage schreibe. Ich habe die Recension im „Freimüthigen" gelesen!!! Auch im Convers.-Blatt steht eine Recension, die ich zufällig zu Gesicht bekam. Ich höre, meine Gedichte sind aufs neue in einer Literaturzeitung recensirt. Ich möchte es gern lesen, und Du thust mir aus besonderen Gründen den allergrößten Gefallen, wenn Du mir diese Recension abschreibst und herschickst, und zwar bald. Ueberhaupt schreibe mir gleich, wo Du Etwas über mich liest. Die Post geht ab. Leb wohl, künftig mehr.

H. Heine.

48. An JOSEPH LEHMANN.

Lüneburg d 26. Juny 1823.

Lieber Lehmann!

Sie haben mich durch Ihren Brief und die mitgetheilten Blätter sehr erfreut. Was darinn über das Charakteristische meiner Poetereyen überhaupt gesagt ist, fand ich sehr schön und erquiklich. Wie befindet sich Mademoiselle Sobernheim? Ich bedaure wirklich recht sehr, in diesem Augenblicke nicht in Berlin zu seyn, und ich gebe Ihnen den Auftrag, das liebenswürdige Mädchen recht herzlich von mir zu grüßen. Sie gehört zu den schönsten, d. h. erfreulichsten Bekanntschaften, die ich in Polen gemacht; Sie wissen ja, lieber Lehmann, ich ging dort auf die Jagd nach reinen, gesunden Menschennaturen, die ich gut herauszufinden verstehe, da mir das Unreine und Kranke so genau bekannt ist. Ich habe immer unter Jüdinnen die gesundesten Naturen gefunden, und ich kann es Gott Vater gar nicht verdenken, daß er der bethlemitischen Maria ein Kind gemacht. —

Was Sie in Betreff Rousseaus vermuthen, scheint seine Richtigkeit zu haben. Ich bin seit drey Monath und noch länger ohne Brief von ihm und habe Spuren, daß er schon Koth herbeyschleppt, um mich damit zu bewerfen. Ich habe längst gewußt, daß er sich mit meinen alten grimmigsten Gegnern, mit den Altdeutschen, wieder verbunden; und das Mißfallen, daß die Tendenz des Almansors am Rhein erregt, welche Tendenz er selbst jetzt einsehen mag, wird dazu beygetragen haben, einen eingeflößten Groll gegen mich aufkommen zu lassen. Mein Stillschweigen über seine Poetereyen ist es nicht; er weiß, daß ich erst spät eine Beurtheilung derselben schreiben wollte, und diese ist jetzt schon geschrieben, ohne Lob und ohne Bitterkeit, und bleibt unverändert.

Ich hoffe, daß dieser Brief, lieber Lehmann, Sie noch in Berlin findet. Wie können Sie glauben, daß ein Stillschweigen von meiner Seite eine Gleichgültigkeit bedeute? Wenn Sie irgend ein gutes Prinzip in mir annehmen, dürfen Sie das nicht glauben. Sie wissen, daß ich Ihnen auf so vielfache Weise

verpflichtet bin, daß es eine schmutzige Undankbarkeit wäre, dieses aus dem Gedächtnisse zu verlieren. Sie sind fast der erste in Berlin gewesen, der sich mir liebreich genaht und bey meiner Unbeholfenheit in vielen Dingen sich mir auf die uneigennützigste Weise freundlich und dienstfertig erwies. Es liegt in meinem Charakter, oder besser gesagt in meiner Krankheit, daß ich in Momenten des Mißmuthes meine besten Freunde nicht schone und sie sogar auf die verletzendste Weise persiflire und maltraitire. Auch Sie werden bey mir diese liebenswürdige Seite kennen gelernt haben und hoffentlich in der Folge noch mehr kennen lernen. Doch müssen Sie nicht vergessen, daß Giftpflanzen meistens dort wachsen, wo ein üppiger Boden die freudigste und kräftigste Vegetazion hervorbringt, und daß dürre Haiden, die von solchen Giftpflanzen verschont sind — auch nur dürre Haiden sind. Wäre ich Dr. Gans, so würde ich hier die brasilianischen oder afrikanischen Wälder und die Lüneburger Haide zitiren.

Nun kömmt der eigentliche Anfang meines Briefes: Ich hätte Ihnen, schon früher geschrieben, lieber Lehmann, wenn mich nicht mein Unmuth und mein Unwohlseyn davon abgehalten hätten. Ich bin wahrlich noch immer sehr krank und folglich verdrießlich, und folglich schreibe ich keine Zeile. Nur vor kleine Lieder dann und wann kann ich mich nicht hüthen. Dagegen sammelt sich in meinem Kopf viel poetischer Stoff. Die Traumbilder stehen vor mir und verlangen die ihnen gebührenden Verse. Eine ganze, neue fünfaktige und gewiß in jeder Hinsicht originale Tragödie steht dämmernd, doch mit ihren Hauptumrissen vor mir. Eine Menge rein wissenschaftlicher Aufsätze wollen geschrieben seyn, und — ich kann nichts thun.

Ich lese jetzt die Alten, meistens die Römer, und das Allerneueste — den „Hamburger Correspondenten". In acht oder zehn Tagen reise ich nach Hamburg, und wenn ich zurückkomme, denke ich Ihnen viel Erfreuliches zu schreiben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß ich auf einige Zeit nach Berlin zurückkomme. —

Schreiben Sie mir bald, lieber Lehmann, wie es mit Ihnen, mit Ihrer Muse und mit unseren Freunden steht. Besonders sagen Sie mir, was Gans macht; ich getraue mich nicht, ihm zu schreiben; wenn ich ihm etwas mitzutheilen hätte, würde ich es gleich ins Intelligenzblatt setzen lassen. Sagen Sie ihm, daß ich ihn liebe — das ist die Hauptsache, alles andere ist Kohl!

Auch erwarte ich, daß Sie, der alle Blätter liest, mich gleich davon in Kenntniß setzen, wenn irgendwo ein Ausfall auf mich, besonders in Hinsicht der Religion, zu finden ist. Sie wissen, inwiefern mich das sehr interessirt. Hier bekomme ich nur dann und wann und zufällig ein Blatt zu Gesicht.

Ich habe noch immer nicht die Hoffnung aufgegeben, den Ratcliff aufgeführt zu sehen, obschon ich keine Schauspieler kajolirt und keine Schauspielerin fetirt habe, und es überhaupt nicht verstehe, etwas mühsam auf die Bretter hinauf zu schmuckeln. Ich denke, das Schreiben und Sprechen über das Stück bringt es auf die Bühne.

Leben Sie wohl und bleiben Sie gewogen Ihrem Sie liebenden Freunde H. Heine.

Grüßen Sie mir die Herren Veit.

Meine Addresse bleibt dieselbe, wenn ich auch von hier abreise.

49. An Dr LEOPOLD ZUNZ.

Lüneburg, den 27. Juny 1823.

Auch bitte ich, die Frau Doctorin Zunz recht herzlich von mir zu grüßen. Leben Sie wohl, und seyen Sie meiner aufrichtigen Freundschaft versichert. Kann ich irgends nutzen — versteht sich, ohne daß es mir viele Mühe macht — so brauchen Sie es mir bloß zu sagen. Ende nächster Woche mache ich eine kleine Reise nach Hamburg, und wenn Sie oder der Verein dort von meiner Unwirksamkeit Gebrauch machen können, so schreiben Sie mir es entweder per Addresse Wohlwills, oder schreiben es an den Candidatus juris Harry Heine auf dem Markt in Lüneburg, in welchem Falle

der Brief mir nachgeschickt wird. Ich habe vor, nur acht Tage in Hamburg zu bleiben. Ich habe von Moser die Zeitschrift erhalten und selbige bereits aufgeschnitten, durchblättert und theilweise mit Aerger gelesen. Ich will gar nicht in Abrede stellen, daß die Sachen darin gut sind, aber ich muß freymüthig gestehen — und erführe es auch der Redakteur, — der größte Theil, ja drey Viertel des dritten Heftes ist ungenießbar wegen der verwahrlosten Form. Ich will keine goethische Sprache, aber eine verständliche, und ich bin fest überzeugt: was ich nicht verstehe, versteht auch nicht David Levy, Israel Moses, Nathan Itzig, ja vielleicht nicht mahl Auerbach II. Ich habe alle Sorten Deutsch studirt, sächsisch Deutsch, schwäbisch Deutsch, fränkisch Deutsch — aber unser Zeitschriftdeutsch macht mir die meisten Schwierigkeiten. Wüßte ich zufällig nicht, was Ludwig Marcus und Doctor Gans wollen, so würde ich gar nichts von ihnen verstehen. Aber wer es in der Korruptheit des Stils am weitesten gebracht hat in Europa, das ist L. Bernhardt. Bendavid ist klar, aber was er schreibt, paßt weder für die Zeit, noch für die Zeitschrift. Das sind Aufsätze, die anno 1786 im theologischen Journal passend gewesen wären. Nur von S. 523—539 hat mich die Zeitschrift erfreut. Ich weiß sehr gut, daß ich Ihnen diese Klagen nicht vorbringen soll, ohne anzugeben, wo bessere Aufsätze zu haben sind; ich weiß sehr gut, daß ich, der noch nichts geliefert und noch nichts zu liefern bereit hat, ganz schweigen sollte. Außerdem weiß ich, daß Sie das alles mit der gleichgültigsten Ruhe lesen, aber lesen sollen Sie's. Dringen Sie doch bey den Mitarbeitern der Zeitschrift auf Cultur des Stils. Ohne diese kann die andere Cultur nicht gefördert werden. Indessen, ich möchte hier ungefähr das anwenden, was Sie beym Erscheinen der ersten Bände Jostscher Geschichte äußerten, indem Sie sich alles Urtheils darüber enthielten, weil es doch möglich sey, daß diese vorsätzlich so schlecht geschrieben worden, damit die späteren Bände desto glänzender ausfielen; auf gleiche Weise möchte ich vermuthen, die Aufsätze der Zeitschrift werden von Ihnen so geordnet, daß man einst in einer Reihe von Jahrgängen genau nachweisen

kann, wie sich der deutsche Stil unter uns Wissenschaftsjuden allmählig ausgebildet. Ueber diese Bedeutung der Zeitschrift möchte ich einen eigenen Aufsatz schreiben, betitelt: „Die Naturseite der Zeitschrift."

Seyen Sie mir des Obengesagten halber nicht böse, lieber Zunz; erstens bin ich ja ein Abonnent der Zeitschrift, zweytens liebe ich Sie. Daß dies Letztere keine Phrase ist, dürfen Sie glauben. Ich weiß es.

Ihr Freund
H. Heine.

50. An MOSES MOSER.

Hamburg den 11. July 1823.

Lieber Moser!

Ich bin in der größten Unruhe, meine Zeit ist spärlich gemessen, und ich habe heute keine Commission für Dich, und ich schreibe Dir doch. Auch hat sich noch nichts Aeußerliches mit mir zugetragen; — Ihr Götter! desto mehr Innerliches.

Die alte Leidenschaft bricht nochmals mit Gewalt hervor. Ich hätte nicht nach Hamburg gehen sollen; wenigstens muß ich machen, daß ich so bald als möglich fortkomme. Ein arger Wahn kömmt in mir auf, ich fange an selbst zu glauben, daß ich geistig anders organisirt sey und mehr Tiefe habe als andere Menschen. Ein düsterer Zorn liegt wie eine glühende Eisendecke auf meiner Seele. Ich lechze nach ewiger Nacht. — Wohlwill hab ich noch wenig gesprochen. Vorgestern nach Mitternacht, als ich mit meinem infernalen Brüten die bekannten Schmutzgassen Hamburgs durchwandelte, schlägt mir Jemand auf die Schulter, und es ist Wohlwill. Ich habe ihm ehrlich weiß gemacht, die Sommernacht habe mich zu einem Spaziergang auf die Straße gelockt, und es sey eine allerliebste Kühle. Charmant!

Von meiner Familie bin ich sehr gut empfangen worden. Mein Oheim Salomon Heine hat mir die herrlichsten Dinge versprochen und hat schon auf Abschlag damit geprahlt, ist aber leider gestern um 6 Uhr Morgens, halb in Geschäften, halb zur Recreazion von hier abgereist. Ich habe mich ent-

schlossen, à tout prix es einzurichten, daß ich ihn nicht mehr nöthig habe, da es so ganz und gar unter meiner Würde ist, und da — —

Aber meine Kopfschmerzen sind entsetzlich, und ich muß alles in der Welt thun, um sie los zu werden. — In Cohn habe ich einen sehr guten Menschen kennen gelernt.

H. Heine.

51. An CHARLOTTE EMBDEN.

Ritzebüttel d 28. July 1823.

Liebes Lottchen!

Ich bin hier. Mehr kann ich wegen Unwohlseyn heute nicht sagen. Ich will die ganze Cur hier mitmachen und ca. 36 Bäder nehmen. Die ersten Tage des Septembers werde ich wohl fertig seyn. Wenn ein Brief für mich ankömmt, so schicke ihn mir per Addresse: H. Heine von Berlin, logirt in der Harmonie in Ritzebüttel. — Es sind wenig Menschen hier; alles ist hier triste und enuyant. Und alles erschrecklich theuer. Ich gebe über 6 Mark des Tages aus und ist nicht wohlfeiler abzukommen. Schreibe an Mutter, wo ich mich befinde. Grüße mir Moritz, sowie auch alle die nach mir fragen. Wenn Du mir etwas erfreuliches herschreiben kannst, so thue es doch. [Das Weitere ist abgeschnitten.]

52. An MOSES MOSER.

Ritzebüttel den 23. Aug. 1823.

Lieber Moser!

Sey froh, daß ich Dir so lange nicht geschrieben. Ich hatte nicht viel Erfreuliches mitzutheilen. Ich war zu einer schlimmen Zeit in Hamburg. Meine Schmerzen machten mich unerquicklich, und durch den Todesfall einer Cousine und die dadurch entstandene Bestürzung in meiner Familie fand ich auch nicht viel Erquickliches bei Andern. Zu gleicher Zeit wirkte die Magie des Ortes furchtbar auf meine Seele, und ein ganz neues Princip tauchte in derselben auf; dieses Gemüths-

princip wird mich wohl eine Reihe Jahre lang leiten und mein Thun und Lassen bestimmen. Wär ich ein Deutscher — und ich bin kein Deutscher, siehe Rühs, Fries a. v. O. — so würde ich Dir über dieses Thema lange Briefe, große Gemüthsrelazionen schreiben; aber doch sehne ich mich danach, Dir in vertrauter Stunde meinen Herzensvorhang aufzudecken und Dir zu zeigen, wie die neue Thorheit auf der alten gepfropft ist. — Cohn war mir ein sehr lieber Freund in Hamburg, und ich gewann ihn sehr lieb. Die Juden sind dort miserables Pack, wenn man sich für sie interessiren will, darf man sie nicht ansehn, und ich finde es zuträglicher, mich von ihnen entfernt zu halten. Dr. Salomon hab ich besucht, er hat mir nicht ganz mißfallen, er ist dennoch ein Auerbachianer. Kley hab ich nicht besucht, Du weißt, er war mir von jeher zuwider, und er ist wirklich ekelhaft. Die Monas ist noch die Alte, ich liebe ihn und möchte ihn gern heilen von einer Sentimentalität, die er in sich selbst hineingelogen und die ihn jetzt verstimmt. Bernais habe ich predigen gehört, er ist ein Charlatan, keiner von den Juden versteht ihn, er will nichts und wird auch nie eine andere Rolle spielen; aber er ist doch ein geistreicher Mann und hat mehr Spiritus in sich als Dr. Kley, Salomon, Auerbach I. und II. Ich hab ihn nicht besucht, obschon ich hinlänglichen Anlaß hatte. Ich achte ihn nur, insofern er die Hamburger Spitzbuben betrügt, doch den seeligen Cartouche achte ich weit mehr. Gans hat in Hamburg den Namen eines Narren, und ich habe mich nicht darüber gewundert. Kaum gelang es mir, den Leuten es beyzubringen, daß Du es nicht bist. Man hatte dort nichts weniger als eine richtige Meinung von Dir; was man von mir hält, kann auch nichts Besonderes seyn. Ist mir aber nicht gleichgültig. Ich habe ihnen doch schon den Wahn benommen, daß ich ein Enthousiast für die jüdische Religion sey. Daß ich für die Rechte der Juden und ihre bürgerliche Gleichstellung enthousiastisch seyn werde, das gestehe ich, und in schlimmen Zeiten, die unausbleiblich sind, wird der germanische Pöbel meine Stimme hören, daß es in deutschen Bierstuben und Palästen wiederschallt. Doch der geborene Feind aller positi-

ven Religionen wird nie für diejenige Religion sich zum Champion aufwerfen, die zuerst jene Menschenmäkelei aufgebracht, die uns jetzt so viel Schmerzen verursacht; geschieht es auf eine Weise dennoch, so hat es seine besonderen Gründe, Gemüthsweichheit, Starrsinn und Vorsicht für Erhaltung eines Gegengifts. Doch nie werde ich es dem Steinweg voraussagen, wenn ich Etwas für ihn thun will, nie soll er Etwas von mir erwarten, und nie soll er sagen dürfen, daß ich seine Erwartungen nicht erfüllt. Das war immer meine Weise, und es ist mir sehr leid, daß gansische Thorheit, sein Schwatzen gegen Freund und Feind, mich nur einen Augenblick aus dem Geleise gebracht. Es geschieht Gansen ganz recht, wenn die Juden über ihn schimpfen und ihm jedes Uebel in die Schuhe schütten; warum schwatzt er so viel von dem, was er thun will, warum verspricht er und berechtigt zu Erwartungen? Ich gedenke wahrlich auch Etwas zu thun, vielleicht thue ich schon Etwas durch das bloße Existiren, doch werde ich in der Folge Maßregeln ergreifen, mich gegen gansische Publicität sicher zu stellen, da der Gang meines Thuns dieselbe nicht ertragen darf. Ich habe hier meine Meinung hart ausgesprochen, wenn ich mündlich mehr darüber sprechen könnte, würdest Du sie billigen, und jetzt kann ich nur hinzufügen, daß sie eben aus der Liebe, aus der Liebe für unsere gute Sache hervorgeht. Gans liebe ich noch immer wie sonst, in der Folge wirst Du immer sehen, wie sehr er meinem Herzen theuer ist, wie sehr ich seinen Edelmuth schätze, und wie sehr ich auf ihn rechne. Daß ich ihm nicht schreibe, liegt theils an meinem Mangel an lichten Stunden, theils in der Besorgniß, er könnte, was ich unbefangen schreibe, an seine zu große Anzahl wahrhafter Freunde vertraulich mittheilen. Auch Dir, lieber Moser, würde ich heute nicht schreiben, wäre es nicht aus eigennütziger Absicht; ewige Freundschaftsdienste, ewige Plackereien, Unruh, Beschwerde, ich rathe Dir, gebe die Freundschaft mit mir auf. Wahrhaftig, ich würde Dir erst später schreiben, wenn ich es nicht nöthig hätte, zu eilen, des eignen Nutzens wegen. Ich bin in diesem Augenblick wie zerschlagen, die ganze Nacht habe ich auf

der Nordsee herumgeschwommen, ich wollte nach Helgoland reisen, doch in der Nähe dieser Insel mußte der Capitain wieder umkehren, weil der Sturm gar zu entsetzlich war. Es hat ganz seine Richtigkeit mit dem, was man von der Wildheit des Meeres sagt. Es soll einer der wildesten Stürme gewesen seyn, die See war eine bewegliche Berggegend, die Wasserberge zerschellten gegen einander, die Wellen schlagen über das Schiff zusammen und schleudern es herauf und herab, Musik der Kotzenden in der Cajüte, Schreien der Matrosen, dumpfes Heulen der Winde, Brausen, Summen, Pfeifen, Mordspektakel, der Regen gießt herab, als wenn die himmlischen Heerschaaren ihre Nachttöpfe ausgössen, — und ich lag auf dem Verdecke und hatte nichts weniger als fromme Gedanken in der Seele. Ich sage Dir, obschon ich im Winde die Posaunen des jüngsten Gerichts hören konnte und in den Wellen Abrahams Schooß weit geöffnet sah, so befand ich mich doch weit besser als in der Societät mauschelnder Hamburger und Hamburgerinnen. Hamburg!!! mein Elysium und Tartarus zu gleicher Zeit! Ort, den ich detestire und am meisten liebe, wo mich die abscheulichsten Gefühle martern, und wo ich mich dennoch hinwünsche, und wo ich mich gewiß in der Folge oft befinden werde, und —

Mein Oheim Salomon Heine hat mich dort sehr gut empfangen, war entzückt von mir und gab gute Aussichten. Ich freute mich, wegen des schlechten Zustandes meiner Finanzen, denn er gab mir bisher nur 100 Thlr. vierteljährlich, eine Summe, womit ich nie auskommen konnte, und die auch so unbedeutend ist, daß ich es auch den besten Freunden verschwieg, daß ich von dem Prahlhans so wenig erhalte. Er hatte mir vorig Jahr October durch Lipke sagen lassen, daß derselbe mir auf zwey Jahre jährlich 400 Thaler geben solle. Ich habe von hier aus die nächsten 100 Thaler, die den 1. October fällig waren, durch Dich eincassiren lassen (denn ich nahm immer vierteljährlich 100 Thlr.) und denke Dir mein Erstaunen und meinen Unwillen, als ich hier Brief von Salomon Heine erhielt, worin er schrieb: „Ich hoffe, Du bist wohl und munter; zu meinem Verdruß haben die Herren Lipke

u. Comp. die letzten Thlr. 100 auf mich angewiesen, die zufolge meiner Ordre erst den 1. Jan. 1824 hatten gegeben werden sollen, ich weiß es Herrn Lipke keinen Dank, daß er gegen meine Ordre gehandelt, indessen ich gab der Zeit mein Wort, Thlr. 500 zu geben, und als redlicher Mann habe ich mein Wort gehalten."

Dies sind die eigenen Worte, und aus dem übrigen Theile des Briefes, der die Frucht einer Launenstunde und gehässiger Zuflüsterung zu seyn scheint, geht hervor, daß er mit obigen Worten bedeutet: daß ich kein Geld mehr von ihm zu erwarten habe. — Nicht wahr, das ist süperbe, unvergleichlich! Ueber diesen Punkt antwortete ich ihm Nichts, als daß er in Betreff der Gelder, die ich von Lipke empfing, in einem Irrthume sey, den er aus der Copia meines Briefes an Lipke ersehe. Der übrige Theil meines Schreibens an Salomon Heine war wohl ein Meisterstück von Würde und Persiflage und mag wohl keine milde Stimmung hervorbringen. Dieses ist zwar unklug, aber es ist die Schuld meiner Hausmagd, die mir beym Schreiben des Briefes das dritte Glas Wasser nicht gebracht hat. Ich kenne sehr gut die getauften und noch ungetauften Quellen, woraus dieses Gift eigentlich herkömmt, auch weiß ich, daß mein Oheim, der sich hier so gemein zeigt, zu andern Zeiten die Generosität selbst ist; aber es ist doch in mir der Vorsatz aufgekommen, alles anzuwenden, um mich so bald als möglich von der Güte meines Oheims loszureißen. Jetzt hab ich ihn freilich noch nöthig, und wie knickerig auch die Unterstützung ist, die er mir zufließen läßt, so kann ich dieselbe nicht entbehren. Ich schicke Dir den Brief an Lipke, den Du lesen, versiegeln und abgeben sollst. Du siehst, ich habe nicht darin geschrieben, daß mein Oheim die Geldzusicherung auf zwey Jahre ignoriren will. Aber es ist mir durchaus nöthig, daß Lipke in seinem Briefe an meinen Oheim ausdrücklich erwähne: daß derselbe damals jene Zusicherung auf zwey Jahre gegeben. Siehe zu, wie Du das machst. Lipke steht auf einem Fuße mit meinem Onkel, daß er keine Umstände mit demselben zu machen braucht und ihm die Wahrheit sagen kann. Du mußt daher Lipke anregen,

daß er sich in dieser schlimmen Geschichte für mich sehr interessire. — Gegen jeden Andern wirst du hoffentlich über die ganze Geschichte schweigen. Sie ist zu jämmerlich.

Das Seebad, das ich hier brauche, bekömmt mir sehr gut; wären nur nicht die fatalen Gemüthsbewegungen. Meine Nerven sind sehr gestärkt, und wenn die Kopfschmerzen nachlassen, werde ich noch in diesem Jahre viel Kräftiges schreiben. Die Tragödie ist im Kopfe ausgearbeitet, ich gebe mich ans Niederschreiben, so bald ich kann und Ruhe hab. Sie wird sehr tief und düster. Naturmystik. Weißt Du nicht, wo ich Etwas über Liebeszauber, über Zauberey überhaupt lesen kann? Ich habe nemlich eine alte Italienerin, die Zauberey treibt, zu schildern. Ich lese viel über Italien. Denk an mich, wenn Dir Etwas in die Hände fällt, was Venedig betrifft, besonders den venezianischen Carneval. — Wo ich diesen Winter zubringen werde, weiß ich noch nicht; Du siehst aus Obigem, daß ich jetzt ein Mann bin, der heute nicht weiß, wovon er übermorgen leben soll. — Diese Tage reise ich von hier ab und erwarte in Hamburg bey Cohn Brief von Dir, schreibe mir viel. Ich will Dir nächstens mehr schreiben. Grüße Marcus, ich werde ihm schreiben, sobald ich kann. Auch grüße Lehmann. Gans und Zunz versteht sich von selbst. — Hitzig's Biographie Hoffmann's lese ich jetzt hier, grüße ihn, vielleicht schreibe ich ihm selbst. Varnhagen hab ich in Hamburg gesprochen, wir sind keine guten Freunde mehr, deßhalb darf ich auch nichts Ungünstiges über ihn schreiben. Es war ihm nicht lieb, daß ich in Hamburg war. Ueber Deinen Aufsatz schreibe ich Dir nächstens, jetzt wakkelt mir der Kopf. — Mein Aufsatz über Goethe ist nicht gedruckt, Varnhagen sagt, er sey zu spät gekommen, ich glaube aber, er hat ihm nicht gefallen. Wenn er wirklich schlecht ist, so kommt das von Deinen Ideen, die darin sind. Wirklich, meine Aufsätze werden immer schlecht, wenn eine vernünftige Idee darin ist. — Ich wünschte, daß Du mir 6 Exemplare meiner Tragödien, laut beyliegendem Zettel, ungebunden von Dümmler holen läßt und sie mir so bald als möglich unter Couvertaddresse von Wohlwill nach Hamburg schickst.

— Lebe wohl und habe mich lieb und bleibe mein Freund und mache eine Ausnahme von der Menge Derer, die sich schon meine Freunde nannten. Doch Du machst in so vielen Dingen eine Ausnahme, und ich liebe Dich.

H. Heine.

53. An JOSEF LEHMANN.

Lüneburg, d. 3. Septemb 1823.

Lieber Lehmann!

Sie sind wohl böse auf mich, daß ich so lange geschwiegen? Ich sehne mich danach, etwas von Ihnen zu hören. Wie es mir geht und wie ich lebe, wird Ihnen wohl Freund Moser dann und wann gesagt haben.

Ja, lieber Freund, ich bin seit 3 Monathen durch einen Strudel von Verhältnissen und Schmerzen fast nicht zu mir selbst gekommen. Jetzt habe ich wieder Ruhe und arbeite. Wahrlich höchsttrockene Sachen, nemlich meine Juristerey. Ich muß alles Poetische in mir zurückdrängen, um für's liebe Brod zu sorgen. Ich gedenke Neujahr auf ein Paar Augenblicke nach Berlin zu kommen. —

Wie geht es Ihnen? wie leben Sie? was thun Sie? Haben Sie über meine Tragödien nichts gehört?

Was macht Berlin und seine Spree-Literatur?

Bitte, bitte, schreiben Sie doch bald Ihrem Freunde

H. Heine.

Adr. Herrn Lehmann gefälligst abzugeben.

54. An CHARLOTTE und MORIZ EMBDEN.

Lüneburg,d. 15. September 1823.

Lieber Schwager und liebe Schwester!

Ich bin vorgestern Nacht gesund und wohl hier angelangt und habe meine lieben Eltern ebenfals gesund und wohl angetroffen. Ich bin erst um 1 Uhr von Hamburg abgereist, schönes Wetter und schnelle Fahrt. Es ist noch immer das alte, mürrische Lüneburg! die Residenz der Langeweile.

Amiechen war ganz außer sich vor Freude! Mutter hat sich nicht wenig erschrocken, als sie Deinen Unfall, liebes Lottchen, erfahren. Ich erzählte, daß Ihr Pfuschers seyd, und daß ihr letzter Brief mit gutem Rath zu spät kam. Doch tröstete ich Mutter und versicherte, daß Sie, Moriz, dennoch alles Mögliche thun werden, die großmütterlichen Hoffnungen zu erfüllen, obschon sie schon so viele Mühe dabey verloren. Ich habe viel von Euch erzählen müssen, wie Ihr Euch wohl vorstellen könnt. Die Daumschrauben wurden mir gehörig angelegt. Hat Dein Herr den Comptour ermordet. Ich habe Mutter eine Schilderung Eures Dienstmädchens entworfen, und sie rathet Dir, liebes Lottchen, dieses Mädchen nicht abzuschaffen; bey der dritten Magd würdest Du die erste wieder zurückwünschen. Du kannst kaum glauben, liebes Lottchen, wie sehr die Mutter Tag und Nacht an Dich denkt! Sie wundert sich, daß Du heftig geworden seyst; sie glaubt, es sey Folge der Lebensweise, der gewürzten und fetten Speisen. Ich habe nicht genug erzählen können, wie Du aussiehst. Ich konnte mit Freude erzählen, daß Sie, lieber Embden, meine Schwester herzlich lieben, beständig Sorge für sie tragen, ihre Schwächen ertragen, ihre Caprizchen männlich ertragen, die eigenen Caprizen gern ablegen und sich immer als braver Ehemann zeigen. Wahrlich, meine Freunde, Eure kleinen Scharmützel rechne ich für nichts, das ist überall; der höchste Moment der Ehe ist ein Kampf, sogar ein blutiger; und es hat nichts zu sagen, daß die Frau dem Manne die Zähne zeigt, wenn sie nur hübsch weiß sind, daß sie Thränen weint, wenn es sie nur gut kleidet, und daß sie unwillig mit den Füßchen trampelt, wenn diese nur hübsch klein sind. Und was giebt es schöneres als die Versöhnung! — — — Und Moriz hat ein gutes Herz! Ja, lieber Embden, Ihr Herz ist zwar sehr eckig, aber es ist gut; und was Ihren übrigen Charakter betrifft, so mußte ich diesen immer mehr und mehr achten und lieb gewinnen, obschon seine Schroffheiten ungewöhnlich sind und mein Charakter anders gebaut ist. Ich hoffe, daß wir uns in der Folge gemüthlich näher treten mögen, und daß auch Sie das Gute, was oft sehr ver-

steckt in mir liegt, herausfinden und anerkennen werden. Ich habe Ihnen schon den Beweis geliefert, daß ich Ihnen im praktischen Leben einen richtigen Scharfblick zutraue; vielleicht bemerken Sie mahl, daß ich im ideellen Leben, nemlich da, wo es auf der Idee ankömmt, nicht minder scharf und richtig sehe. Sie haben mir zur guten Stunde durch Ihre Einsicht viel genützt, und ich bin Ihnen sehr dankbar. Nebenbey statte ich auch meinen Dank ab für die guten Suppen, die ich bey Ihnen gegessen, für so manches schöne Glaß Wein, daß ich bey Ihnen getrunken, und für so viele Freundlichkeiten, die sie mir freundlich erwiesen. Halten Sie mich in gutem Andenken.

Ihren Bruder Adolf Embden grüßen Sie herzlich in meinem Namen. Sagen Sie ihm, daß ich mich der schönen Stunden, die ich in seiner Gesellschaft verlebt, immer mit Freude erinnern werde. Ich wünsche, daß dieser wahrhaft gebildete und geistreiche Mann mich seiner Freundschaft würdig halte. Mama, Fanny, Bartholds, die Jaks, so wie auch Lottchen von Pöseldorf bitte ich herzlich zu grüßen.

Lebt wohl und behaltet lieb

Euren getreuen

H. Heine.

Adresse: Herrn Moriz von Embden
Neuer Wall No. 167
in Hamburg.

55. An MOSES MOSER.

Lüneburg den 27. Septemb. 1823.

Lieber Moser!

Ich bin jetzt wieder in Lüneburg, in der Residenz der Langeweile. Mit meiner Gesundheit sieht es eigen aus; gestärkte Nerven, aber anhaltender Kopfschmerz. Dieser bringt mich noch immer zur Verzweiflung, da ich jetzt wieder an meiner Juristerey arbeite. — Ich habe Dir so viel zu schreiben, daß ich wahrlich nicht weiß, womit ich anfangen soll. Wenn ich nicht von Deiner Freundschaft überzeugt wäre, hätte ich Dir

früher geschrieben; unser Freund Cohn wird nemlich nicht ermangelt haben, Dir recht viel Schönes und Gutes von mir mitzutheilen, um Deine Freundschaft für mich zu befestigen. Glaube nicht, daß ich mit Bitterkeit gegen Cohn erfüllt sey, wie sehr er es auch gegen mich seyn mag. Du wirst gewiß gelacht haben, als Du hörtest, daß ich mich mit ihm wegen des Tempels überworfen. Ich hatte ihm bey meiner ersten Anwesenheit in Hamburg meine ehrliche Meinung darüber mitgetheilt, aber in höchst gemilderten Ausdrücken. Bey meiner zweyten Anwesenheit in Hamburg beschuldigte er mich (und auf Ehre, mit Unrecht), daß ich mich bey Salomon Heine über Kley und Bernais anders geäußert als bey ihm. Dies hatte zur Folge, daß ich, als ich ihn bey meinem Oheim traf, meine Aeußerungen so grell als möglich wiederholte. Ich hatte noch einmal ihn zu besuchen, um ein paar Louisd'or, die er noch für mich hatte, in Empfang zu nehmen; später sah ich ihn zufällig an der Börsenhalle, und seit der Zeit haben ihn meine Augen nicht wieder gesehen. — Diese Geschichte hat für mich manches Unangenehme zur Folge gehabt, das ich Dir mahl mündlich mittheilen werde, ich werde auf vielfache Weise gereizt und gekränkt und bin ziemlich erbittert jetzt auf jene fade Gesellen, die ihren reichlichen Lebensunterhalt von einer Sache ziehen, für die ich die größten Opfer gebracht und lebenslang geistig bluten muß. Mich, mich muß man erbittern! Just zu einer Zeit, wo ich mich ruhig hingestellt habe, die Wogen des Judenhasses gegen mich anbranden zu lassen. Wahrlich, es sind nicht die Kleys und Auerbachs, die man haßt im lieben Deutschland. Von allen Seiten empfinde ich die Wirkungen dieses Hasses, der doch kaum emporgekeimt ist. Freunde, mit denen ich den größten Theil meines Lebens verbracht, wenden sich von mir. Bewunderer werden Verächter, die ich am meisten liebe, hassen mich am meisten, alle suchen zu schaden. Du fragst in Deinen Briefen so oft, ob Rousseau geschrieben; ich finde diese Frage sehr überflüssig. Ganz andere Freunde haben mir abgesagt und widersagt. Von der großen lieben Rotte, die mich persönlich nicht kennt, will ich gar nicht sprechen. —

Unterdessen sind meine Familien- und Finanzumstände die schlechtesten. Du nennst mein Verfahren gegen meinen Oheim Mangel an Klugheit. Du thust mir Unrecht, ich weiß nicht, warum ich just gegen meinen Oheim jene Würde nicht behaupten soll, die ich gegen alle andere Menschen zeige. Du weißt, ich bin kein delikater, zartfühlender Jüngling, der roth wird, wenn er Geld borgen muß und stottert, wenn er von dem besten Freunde Hülfe verlangt. Ich glaube, Dir brauche ich das nicht zu beschwören, Du hast es selbst erlebt, daß ich in solchen Fällen ein dickhäutiges Gefühl habe, aber ich habe doch die Eigenheit, von meinem Oheim, der zwar viele Millionen besitzt, aber nicht gern einen Groschen mißt, durch keine freundschaftliche und gönnerschaftliche Verwendungen Geld zu erpressen. Es war mir schon fatal genug, das mir zugesagte Geld für das Jahr 1824 zu vindiciren,und ich bin ärgerlich, über diese Geschichte weiter zu schreiben. Ich danke Dir für Deine freundschaftliche Bemühung in dieser Sache. Ich bin mit meinem Oheim übereingekommen: daß ich nur 100 Louisd'or zum Studiren von Januar 1824 bis 1825 von ihm nehme, weil ich darauf gerechnet habe, und daß er übrigens sicher seyn könne, von meiner Seite nie in Geldsachen belästigt zu werden. Für solche Genügsamkeit bin ich auch dadurch belohnt worden, daß mein Oheim mich in Hamburg, wo ich viele Tage auf seinem Landhause verbrachte, sehr ehrte und sehr auszeichnete und genädig ansah. Und am Ende bin ich doch der Mann, der nicht anders zu handeln vermag, und den keine Geldrücksicht bewegen sollte, etwas von seiner innern Würde zu veräußern. Du siehst mich daher, trotz meiner Kopfleiden, in fortgesetztem Studium meiner Juristerey, die mir in der Folge Brod schaffen soll. Wie Du denken kannst, — kommt hier die Taufe zur Sprache. Keiner von meiner Familie ist dagegen, außer ich. Und dieser ich ist sehr eigensinniger Natur. Aus meiner Denkungsart kannst Du es Dir wohl abstrahiren, daß mir die Taufe ein gleichgültiger Akt ist, daß ich ihn auch symbolisch nicht wichtig achte, und daß er in den Verhältnissen und auf der Weise, wie er bey mir vollzogen werden würde, auch für Andere keine Bedeutung hätte.

Für mich hätte er vielleicht die Bedeutung, daß ich mich der Verfechtung der Rechte meiner unglücklichen Stammesgenossen mehr weihen würde. Aber dennoch halte ich es unter meiner Würde und meine Ehre befleckend, wenn ich, um ein Amt in Preußen anzunehmen, mich taufen ließe. Im lieben Preußen!!! Ich weiß wirklich nicht, wie ich mich in meiner schlechten Lage helfen soll. Ich werde noch aus Aerger katholisch und hänge mich auf. Doch auch dieses fatale Thema breche ich ab, und da ich Dich in einigen Monathen persönlich spreche, will ich die Besprechung desselben bis dahin verschieben. Wir leben in einer traurigen Zeit, Schurken werden zu den Besten, und die Besten müssen Schurken werden. Ich verstehe sehr gut die Worte des Psalmisten: Herr Gott, gieb mir mein täglich Brod, daß ich Deinen Namen nicht lästre! — Ich denke, Neujahr nach Göttingen zu reisen und dort ein Jahr zu bleiben, ich muß mein jus mit mehr Fleiß als jeder Andere studiren, da ich — wie ich voraussehe — nirgends angestellt werde und mich aufs Advociren legen muß. Ehe ich nach Göttingen reise, denke ich, Dich in Berlin auf einen Tag zu besuchen. Du kannst kaum glauben, wie sehr ich mich darauf freue! Es liegt so Vieles, so Schlimmes auf meiner Brust!

Den 30. Septbr.

Ich würde Dich noch früher besuchen, wenn ich nicht meine Gelder bereits ausgegeben. Die 6 Wochen in Cuxhaven haben mir 30 Louisd'or gekostet. (Mein Oheim schenkte mir 10 Louisd'or vor meiner Abreise nach dem Bad.) Hier lebe ich bey meinen Eltern und habe keine Ausgaben. Es ist fatal, daß bey mir der ganze Mensch durch das Budget regirt wird. Auf meine Grundsätze hat Geldmangel oder Ueberfluß nicht den mindesten Einfluß, aber desto mehr auf meine Handlungen. Ja, großer Moser, der H. Heine ist sehr klein. Wahrlich, der kleine Marcus ist größer als ich! Es ist dies kein Scherz, sondern mein ernsthaftester, ingrimmigster Ernst. Ich kann Dir das nicht oft genug wiederholen, damit Du mich nicht mißt nach dem Maßstabe Deiner eigenen großen Seele. Die meinige ist Gummi elastik, zieht sich oft ins Unendliche und

verschrumpft oft ins Winzige. Aber eine Seele habe ich doch. I am positive I have a soul, so gut wie Sterne. Das genüge Dir. Liebe mich um der wunderlichen Sorte Gefühls willen, die sich bey mir ausspricht in Thorheit und Weisheit, in Güte und Schlechtigkeit. Liebe mich, weil es Dir nun mahl so einfällt, nicht, weil Du mich der Liebe werth hältst. Auch ich liebe Dich nicht, weil Du ein Tugendmagazin bist und Adelungisch, Spanisch, Syrisch, Hegelianisch, Englisch, Arabisch und Calcuttisch verstehst und mir Deinen Mantel geliehen hast und Geld geliehen hast und für mich den Kopf zergrübelt hast und dergleichen, — ich liebe Dich vielleicht nur wegen einiger närrischen Mienen, die ich Dir mahl abgelauscht und wegen einiger pudelnärrischen Redensarten, die Dir mahl entfallen und Die mir im Gedächtniß kleben geblieben sind und mich freundlich umgaukeln, wenn ich gutgelaunt oder bey Cassa oder sentimental bin. — Ich hatte einen Polen zum Freund, für den ich mich bis zu Tod besoffen hätte, oder besser gesagt, für den ich mich hätte todtschlagen lassen, und für den ich mich noch todtschlagen ließe, und der Kerl taugte für keinen Pfennig und war venerisch und hatte die schlechtesten Grundsätze — aber er hatte einen Kehllaut, mit welchem er auf so wunderliche Weise das Wort „Was?" sprechen konnte, daß ich in diesem Augenblick weinen und lachen muß, wenn ich daran denke. —

Ich will nicht mehr sagen, Du hast mich doch nicht verstanden, und das ist gut; ich glaube, Du entbehrst nicht gern den Pathos in der Freundschaft. — Ich will Dir zu Gefallen manchmal den Cato-Mantel umwerfen und gähnen: Delenda est Carthago.

Um Gottes willen glaube nicht, daß ich dem guten Gans unhold sey oder seinen Werth verkenne. Es ist wahr, auch ihn liebe ich nicht wegen der dicken Bücher, die er schreibt, und wegen der edeln Weise, womit er handelt, sondern bloß wegen der spaßhaften Weise, womit er mich herumzupfte, wenn er was erzählte, und wegen der gutmüthig kindlichen Miene, die er machte, wenn ihm etwas Feindseliges oder Böses geschah. Das Einzige, was ich gegen ihn habe, ist, daß er durch sein

Schwatzen mir manches Unangenehme erregt und vorzüglich, daß er ohngeachtet meiner wohlbegründeten Bitten mit dem Schufte Dr. Gustorf über mich gesprochen. Dieser Schuft, der ein Jude ist und sich bey einigen jämmerlichen Unbeschnittenen dadurch beliebt zu machen suchte, daß er mich anfeindete, ist zwar nicht der einzige dieser Art, und ich habe auf solche Weise schon manchmal dulden und achselzucken müssen. Aber Freunden nehme ich es übel, wenn sie sich trotz meiner Bitten mit dergleichen Schurken abgeben. Dieser Kerl ist der Busenfreund von einem gewissen Köchy, der sich ebenfalls auf die feindseligste Weise gegen mich gezeigt aus Poetenneid. Ich sah unlängst die Elegante Welt und sah daraus, daß dieser Köchy jetzt in Braunschweig lebt, indem ich in dieser Zeitschrift Artikel über das Braunschweiger Theater las, woran ich die Feder dieses Menschen erkannte. Ich bin überzeugt, dieser Kerl hat in Braunschweig entweder das Ausgepfiffenwerden des Almansors eingeleitet oder wenigstens angeregt. Ich weiß, wie dergleichen Dinge gemacht werden, ich kenne die Niederträchtigkeit der Menschen, und jetzt wirst Du die Wichtigkeit der wenigen Maßregeln, die ich beym Erscheinen des Almansors nehmen mußte, genugsam einsehen. Ich höre, das Stück sey ausgetrampelt worden; hast Du nichts Specielles gehört? Braunschweiger Meßjuden haben diese Nachricht in ganz Israel verbreitet, und in Hamburg bin ich ordentlich condolirt worden. Die Geschichte ist mir sehr fatal, sie influenzirt schlecht auf meine Lage, und ich weiß nicht, wie dieses zu repariren ist. Die Welt mit den dazu gehörigen Dummköpfen ist mir nicht so gleichgültig, wie Du glaubst. — Ich kriege hier die „Elegante Welt“ nicht zu sehen, und ich bitte Dich, wenn Du Etwas über den Almansor darin findest, es abzuschreiben und mir umgehend herzuschicken. — Vergiß nicht!!!

Ich sage Dir, es ist eine wahre Kunst, kleine Briefe zu schreiben. Ich nahm mir vor, Dir heute nur zwey Seiten zu schreiben und schon drey sind voll, ohne daß ich eine Hauptsache berührt. Dies ist Deine mir nach Hamburg geschickte Recension. Ich bedürfte noch einiger Blätter, wenn ich aus-

führlich darüber sprechen wollte. Es möge daher bloß bemerkt werden, daß sie mir ganz erstaunlich gefallen, daß die zweyte Hälfte derselben auch stylistisch vortrefflich ist, und daß noch Niemand mich so tief begriffen hat, wie der Verfasser dieser Recension. Ich sage diesem geliebten Verfasser meinen innigsten Dank. Es ist noch ein besonderer Grund hinzugetreten, weßhalb ich wünsche, daß derselbe unbekannt bleibe. Es hat doch Niemand erfahren, daß Du der liebe Verfasser bist. Daß man mich am Rhein ignoriren will, ist begreiflich; ich bin den literarischen Lausangeln über den Kopf gewachsen, und obendrein sind sie erbittert auf den unchristlichen Almansor. Erhältst Du noch den Westphälischen Anzeiger und die Rheinischen Blätter? Wenn Du sie vielleicht gesammelt hast, so schicke sie mir her. Ich will endlich auch nach dem Rhein und Westphalen schreiben, daß man sie mir herschicke. — Immermann scheint mir nicht ganz gewogen. Ich habe seinen Periander gelesen. Es ist dies Buch eine höchst merkwürdige Erscheinung. Ich kann es nicht beurtheilen; daß entzückend schöne Einzelheiten darin enthalten sind, sehe ich wohl; ob aber das Ganze eine geistreiche Zusammenschmelzung des Antiken mit dem Modernen oder bloß eine verunglückte Zusammenknetung des Sophokles und des Shakespeares ist, — das weiß ich nicht. Es sind rein antike und rein moderne Formen nebeneinander gestellt, wahrhaft antiker Geist bricht manchmal hervor — aber ich will erst mahl hören, was Andere sagen. — Ich schreibe jetzt gar nichts Poetisches, doch drängt's mich, meine Tragödie zu schreiben. Es hängt alles von meinem Kopfe ab. Wenigstens das weiß ich, daß ich so bald Nichts drucken lasse. — Denk an die Notizen über Liebeszauber. Die 6 Exemplare der Tr[agödien] habe ich ebenfalls erhalten.

Was macht der arme Marcus? Hat Cohn Etwas für ihn gethan? Er hatte es mir versprochen. Ich legte es ihm dringend ans Herz. Gegen mich hatte er, bey meiner ersten Anwesenheit in Hamburg, sich mahl sehr pekuniair nobel geäußert, als er in mich drang, ob mich etwa Geldnoth embarassire; er erbot sich, mir in diesem Falle hülfreich zu seyn, und wie ein

Kaufmann immer alles bestimmt, ließ er mir merken, daß ich bis zu der Summe von 150 Thlr. bei ihm Credit hätte. Ich dankte ihm, höchstens sey ich dann und wann um ein paar Louisd'or verlegen, und dann seyst Du es immer, an den ich mich zu wenden pflege. Das gefiel mir aber von Cohn, ich nahm daher Gelegenheit, über Marcus mit ihm zu sprechen, und hatte gute Auspicien. — Ich bin höchst verdrießlich, daß ich selbst jetzt zu arm bin, um dem guten Menschen zu helfen. — Ich will suchen, daß ich so reich werde wie die Hamburger Gaudiebe, Esel, Schweinigel und übrige Ehrenmänner. — Wohlwill habe ich in Hamburg selten angetroffen. Er ist ein dicker Mann, folglich ein guter Mann, sagt Cervantes. Er ist sehr verstimmt, sentimental wie ein Pudel. Ich bin ihm herzlich gut. Er hat viel Gefühl, nur schade, in seinen Gefühlen sind keine Knochen. — Ich bitte Dich, schreibe doch an Cohn, daß er bey meinem Oheim nicht auf mich schimpfen soll. — Auch bitte ich Dich, erkundige Dich mahl bey Dümmler, wie es mit dem Absatze der Tragödien aussieht; zwar ist die Antwort vorauszusehen, Verleger klagen immer. — Auch bitte ich Dich, sorge, daß Gans mir nicht böse wird, ich werde ihm wohl bald schreiben. Ist sein Erbrecht erschienen? Grüße mir auch Zunz recht herzlich sowie auch Lehmann. Glaube nicht, daß ich so ganz und gar nicht an den Verein dächte; ich bin jetzt nur gar zu übel daran. Erkundige Dich auch bey dem Rendanten, wann und wieviel ich zu bezahlen habe. — Hast Du bey Deinem Aufsatz für die Zeitschrift den Basnage nöthig? Der Deinige steht Dir jetzt wieder zu Diensten. Soll ich ihn Dir schon schicken?

Nun habe ich noch ein Anliegen. Mein Bruder, welcher mehrere Jahre die Landwirthschaft practisch erlernt hat und einem Inspectordienst vorstehen kann, hat jetzt keine Stelle. Theils läge die Schuld, sagt er, in dem Umstande, daß er beschnitten sey, theils in dem Umstande, daß jetzt alle Landwirthe en embarras sind und ihre Leute abschaffen; am meisten sey ihm aber der Jude im Wege, wenn er eine Stelle nachsucht. Da ich von Berlin her weiß, daß Jacobsohn Güter im Meklenburgischen hat, so glaube ich, es ist möglich, daß

mein Bruder, der die allerbescheidensten Ansprüche macht, bey diesen Gütern auf irgend eine Weise beschäftigt werden kann, wenn man sich in Berlin bei Jacobsohn selbst für ihn verwendet. Sehe daher zu, lieber Moser, daß dieses durch Dich oder durch jemand anders geschehe, und schreibe mir darüber so bald als möglich. Ueberhaupt, wenn Du einen andern Ausweg für meinen Bruder weißt, theile mir ihn mit. Der arme Junge ist wirklich in Verlegenheit und ist ein so guter Mensch, daß ich mich für ihn verwenden würde, wenn er auch mein Bruder nicht wäre. Mein jüngster Bruder studirt fleißig die Alten und wird Mediciner werden. Ich glaube, daß er gedeihen wird als Gelehrter und — Mensch. Grüße mir Lipke vielmal. Ich ließe ihm vielen Dank sagen, sollst Du ihm sagen; ich bin dem Manne Dank schuldig. — Lebe wohl, guter Moser, und bleibe mir gewogen, schreibe mir bald, es braucht ja nicht viel zu seyn, und Du brauchst mich ja nicht weitläufig philosophisch zu construiren, wie in Deinem vorigen Briefe. — Mit meiner Gesundheit sieht es seit drey Tagen viel besser aus, drey Tage ohne Kopfschmerzen — etwa Nachwirkung des Bades? Ich fange wieder an, Lebenskraft und Hoffnung zu empfinden. Bist Du nicht mit dem Schlusse meines Briefes zufrieden?

H. Heine.

56. An CHARLOTTE EMBDEN.

Lüneburg, Oct. Sonntag 1823.
[Poststempel, 12. October 1823.]

Liebes Lottchen!

Deinen lieben kleinen Brief vom 7. Octob. habe vorige Woche richtig erhalten und hinlänglich geküßt. Es ist alles so niedlich, was Du schreibst, als hätte es der geschickteste Zuckerbäcker gedrechselt. Schreibe mir oft, Du machst mir jedesmal dadurch ein Vergnügen. Wir befinden uns alle sehr wohl. Mutter ist beruhigter, befindet sich wohl und ist schon besser auf Dich zu sprechen — Vater war diese Tage nach Mecklenburg gereist. Gustav befand sich wohl, nur zu wohl. — — —

Mäxchen ist fleißig, großer Pedant. Aber ist doch ordentlich, und man braucht wegen seiner nichts zu fürchten. Wir haben eine neue Köchin. Ihbäckelchen ist sehr frech. Behalte Dein Mädchen, rathe ich Dir. — Mein Kopf bessert sich täglich. Wie kannst Du glauben, daß ich nicht darauf bedacht sey, den bekannten juristischen Plan auszuführen? Ich liebe Dich unaussprechlich und schmachte danach, Dich mahl wiederzusehen; giebt es doch niemand auf der Welt, in dessen Gesellschaft es mir wohler zu Muth wäre, als in der meiner Schwester. Wir verstehen uns so gut, wir allein sind vernünftig, und die ganze Welt ist meschugge. Bist Du mir auch noch böse? Das nenne ich Thorheit. — — Schreib nur viel, was es dort neues giebt. Schone Deine Gesundheit; das viele Herumwirthschaften ist Dir nicht gesund. Sey nachgiebig gegen Deinen Mann, er ist wahrhaftig ein seelenguter Mensch. Wir beide unterscheiden uns darin, daß bey ihm in seinem Kopfe die Schrauben zu fest geschraubt sind, und daß sie bey mir zu lose geschraubt sind. — So eben erhalte ich die Addresse der Bücher: Ihbäckelchen geht sie holen. — Es ist hier sehr langweilig, doch bin ich vergnügt. —

Lebe wohl und behalte mich lieb.

Dein getreuer Bruder

H. Heine.

Mutter, Vater und besonders Max lassen grüßen.

57. An FRIEDRICH WILHELM GUBITZ.

Lüneburg, den 21. August 1823.
(Poststempel 23. Oktober 1823.)

Lieber Professor!

Aus diesem Briefe ersehen Sie, daß ich noch unter den Lebenden bin; daß Sie noch leben, weiß ich, das Gegentheil hätte ich ja sonst in der Zeitung gelesen. Ich befinde mich immer noch nicht ganz wohl, obwohl meine Vergnügungsreisen diesen Sommer und der Gebrauch des Kuxhavener Seebades meinen Gesundheitszustand erstaunlich verbessert.

In Hamburg habe ich Ihren lieben Brief richtig erhalten. Die Einlage habe ich nicht besorgen können, da der Dr. B. sich nicht in Hamburg befindet und kein Mensch dort von ihm weiß und wissen will. Sein Ruf ist schlecht, und zwar sehr schlecht. Ich bemühte mich vergeblich, Ihnen einen Hamburger Correspondenten zu schaffen. Lebrün hatte endlich den Auftrag dazu übernommen, versprach den Professor Zimmermann als Hamburger Theaterrecensent für den Gesellschafter zu gewinnen, ist wahrscheinlich nicht dazu gekommen und hat, wie ich später erfuhr, den Dr. Bärmann ergriffen. Dieser aber gefällt mir nicht sonderlich, und ich habe bey meiner zweyten Durchreise durch Hamburg einen Dr. Wolff auf Ihr Bedürfniß aufmerksam gemacht.

Ich habe in Hamburg mit Vergnügen das Theater besucht; ich glaube nicht, daß die Chinesen ein besseres haben. Ihren Schwager Lenz, ein alter Bekannter von mir, habe ich gesprochen. Einige neue Bekanntschaften habe ich gemacht. Viele erkundigten sich nach Ihnen, Sie sind auch in Hamburg berühmt! Den großen Lotz habe ich nicht besucht. Bey meinem goldenen Oheim habe ich eine gute Aufnahme gefunden. Den Componisten Methfessel habe ich kennen gelernt; ich achte ihn ganz erstaunlich hoch, und ich wünsche, daß Sie beyfolgende paar Zeilen, die ich über ihn geschrieben, im Gesellschafter abdrucken lassen. Es wäre mir sehr lieb, wenn dies so bald als möglich geschähe, da ich mich schon in Hamburg geäußert, daß ich etwas über Methfessel sagen wolle. Ich wünsche zwey Exemplare des Abdrucks hergeschickt zu bekommen; entschuldigen Sie diese Mühe. Ich denke bald etwas Gutes für den Gesellschafter liefern zu können, ich habe diesen ganzen Sommer mich bloß mit meiner Gesundheitsherstellung beschäftigt und keine Zeile geschrieben. Jetzt quälen mich juristische Arbeiten, da ich mein juristisches Studium bald zu vollenden gedenke, damit die holde Justizia mir Brod gebe. Sie sehen, mein Plan, nach Paris zu reisen, ist auf die Seite gelegt; statt dessen will ich noch ein Jahr in Göttingen leben. Ich bleibe indessen noch einige Monathe in Lüneburg, und meine Addresse bleibt:



Moses Moser.
Von einem unbekannten Maler.

H. H. Stud. Juris auf dem Markt in Lüneburg. In dem Dr. Christiani hier habe ich einen sehr gelehrten und literarisch gebildeten Mann gefunden. Er hat mir versprochen, bald Beyträge für den Gesellschafter zu liefern, unter denen einige höchst gelungene Uebersetzungen aus dem Dänischen Ihren Beyfall finden werden.

Ich kann Ihnen nicht oft genug wiederholen, daß Alles, was Sie für die Verbreitung meiner Tragödien thun, Ihnen im Himmel vergütet wird. Am Rhein möchte man den unkatholischen Almansor gern ignoriren, in Braunschweig, wo ihn der ächt poetische Klingemann nach seiner Bearbeitung auf's Theater gebracht, ist er ausgepfiffen worden; in Braunschweig lebt auch — mein Busenfreund Köchy. — Leben Sie wohl, behalten Sie mich lieb, grüßen Sie mir Ihre Frau, so wie Herrn und Madam Lipke, und seyn Sie versichert, daß ich nie aufhören werde zu seyn Ihr Sie liebender und verehrender

H. Heine.

58. An MOSES MOSER.

Lüneburg den 5. oder 6. Nov. 1823.

Lieber Moser!

Ich habe Dir nichts zu schreiben, als daß ich wünsche, recht bald Brief von Dir zu erhalten. Hier giebt es keinen Stoff zu Mittheilungen, aber dort desto mehr, und Du wirst es also seyn, der die Kosten der Correspondenz zu tragen hat. Auch hierin zeigt sich mein Egoismus. Alles verlangen, nichts geben. Wahrhaftig, ich bin ein Egoist, ich bin es, der seine Freunde beständig in Contribuzion setzt, der aber selber Niemand nützt, der keine Opfer bringt vor dem Altar des Guten, und der im Gegentheil den Altar mit sammt dem Guten hinopfert für seine Grille. Grille? Ha, da liegts, würde der Prinz Hamletius sagen. Was sind wir selbst am Ende mehr als eine Grille des Weltschöpfers! Und in Betracht des Egoismus kann man Denjenigen einen Geizhals nennen, der jeden Groschen zusammenspart, schmutzig knausert und knickert und viel-

leicht die Armenbüchse beeinträchtigt — um für all sein Geld ein Kloster zu bauen oder wenn Du willst eine Synagoge! Beurtheile Niemand Anderleuts Grillen! Dies ist die Antwort auf Deine Frage, warum ich à tout prix mir eine feste und lucrative Stellung verschaffen will und deßhalb auf das Advociren hinziele und mich nicht weiter in Armuth und Drangsal herumschleppen will. Ich kann Dir dieses nicht weiter erörtern, einst wirst Du den Schlüssel zu allen meinen Handlungen, den passe par tout zu meinem ganzen Leben, erhalten, und dann wirst Du einsehen, wie unmöglich und [hier fehlt ein Wort] es war, mir jetzt zu rathen oder gar mich zu beurtheilen. Genug davon.

Empört hat es mich, aus Deinem Briefe zu ersehen, daß man von Hamburg aus Schlechtes von mir gesagt und geschrieben. Auch in dem Briefe von Anselmi fand ich eine Andeutung, die nichts Gutes bedeutete. Ich erwarte von Dir, daß Du mir Alles offenherzig schreibst. Es ist mir unendlich viel daran gelegen, zu wissen, was man in Hamburg von mir spricht. Wahrlich, dort in Hamburg habe ich nicht wie ein Egoist gehandelt. Ich habe trotz allen Nebenrücksichten mich nicht entschließen können, der widerwärtigen Gebrechlichkeit zu huldigen und auf die Kraft zu schmähen. Ich meine hier meine so verketzerten Aeußerungen über Kley und Bernais. Wenn Du mich kennst, so mußt Du wissen, daß mich meiner Natur nach ersterer mit sammt seinem Gelichter sehr anwidern mußte, und daß mir der kräftige Bernais, obschon ihm die negativen Tempeltugenden fehlen, sehr achtungswerth vorkommen mußte. Meine Vorliebe für das consequente und rigoröse Rabinenthum lag schon vor vielen Jahren in mir als ein Resultat historischer Untersuchungen, nicht als a priorische Annahme, oder gar G. G. Cohn'sche Tagesberechnung. Wär ich nicht ein großer Mann, so würde ich mir den Spaß machen, auf ächt burschikose Weise „die Fenster des Herren" mit Steinen einzuwerfen. — Aber eben weil ich ein großer Mann bin oder wenigstens ein Mann oder, wenn Du auch das nicht zugeben willst, ein ganzer Mensch, so konnte ich in Hamburg nicht gefallen. Das merkte ich bald

und hielt mich fern von dem Judengesindel. Und dennoch will dieses Pack von mir sprechen? Menschen, von deren Existenz ich nichts weiß, haben meinem Bruder erzählt, daß ich mit ihnen gesprochen und Gott weiß was gesprochen. Dergleichen jüdische, oder besser gesagt, nur in Israel mögliche Ekelhaftigkeiten drängen an mich heran. — Dennoch will ich durchaus, daß Du mir sagen sollst, was man gesagt. Vielleicht mag ein erdichtetes Factum meine Ehre beeinträchtigen. — Aber Du sollst durchaus Dich nie meiner, gegen Freunde wie Cohn, annehmen. —

Ich schreibe fast gar Nichts. Kopfschmerzen und Jurisprudenz beschäftigen mich ausschließlich. Eine Menge kleiner Lieder liegen fertig, werden aber so bald nicht gedruckt werden. — Du schreibst von „anliegenden Zeilen Varnhagen's", aber in Deinem Briefe lagen keine: qu'est ce-que ça? Michel Beers Paria ist ein Meisterstück, ich will es jetzt gern gestehen, da er mich ja für einen großen Dichter hält. Grüße ihn. Den Dr. Gans grüße ich recht herzlich. Ich erwarte sein Erbrecht. In der Dir geschickten Romanze mußt Du, in der fünften Strophe, den zweyten Vers verändern, nemlich „Wie er sang die Liebesworte" mußt Du setzen. Es giebt ein Abraham von Saragossa, aber Israel fand ich bezeichnender. Das Ganze der Romanze ist eine Scene aus meinem eigenen Leben, bloß der Thiergarten wurde in den Garten des Alkalden verwandelt, Baronesse in Señora, und ich selbst in einen heil. Georgen oder gar Apoll! Es ist bloß das erste Stück einer Trilogie, wovon das zweyte den Helden von seinem eigenen Kinde, das ihn nicht kennt, verspottet zeigt, und das dritte zeigt dieses Kind als erwachsenen Dominikaner, der seine jüdischen Brüder zu Tode foltern läßt. Der Refrain dieser beiden Stücke correspondirt mit dem Refrain des ersten Stücks; — aber es kann noch lange dauern, ehe ich sie schreibe. Auf jeden Fall werde ich diese Romanze in meiner nächsten Gedichtsammlung aufnehmen. Aber ich habe sehr wichtige Gründe, zu wünschen, daß sie früher in keine christliche Hände gerathe; ich empfele Dir daher bey etwaigen Mittheilungen derselben alle mögliche Behutsamkeit. — Grüße mir Robert, ich achte ihn

sehr. — In Betreff meines Bruders schreibe mir doch bald; es ist wirklich Unrecht, daß ich noch keine Antwort darüber habe. Du kannst an Meyer Jacobsohn sagen, daß er mich sehr verbindet, wenn er meinen Bruder auf seinen Gütern employirt, in welcher Qualität es auch sey, damit derselbe nur beschäftigt werde. — Lebe wohl. Zunz lasse ich vielmal grüßen. Seinen Brief habe ich just 1 Monath später erhalten, als er datirt ist. — Hillmars grüße, sowie auch Lehmann. — Was ich Dir in Betreff der „Eleganten Welt" schrieb, darfst Du nicht vergessen.

Nun habe ich Dir auch Etwas zu sagen, sey mir so gut als es Dir möglich ist, und wenn ich Dir mißfalle, so zucke die Achseln, aber schüttele nicht den Kopf.

Dein Dich liebender Freund

H. Heine.

Du hast mir keine Antwort geschrieben in Betreff der Westphälischen Blätter. Was machen Hohenhausens?

59. An CHARLOTTE EMBDEN.

Lüneburg, Donnerstag, Nov. 1823.
[Poststempel 6. November.]

Liebes Lötchen!

Du bist mir gewiß böse! Und dennoch würde ich Dir auch heute nicht schreiben, wenn ich Dir nicht den Nummernzettel zu schicken hätte, den ich den Büchern beyzulegen vergaß. Schicke mir recht bald andre Bücher. — Und was hätte ich Dir auch zu schreiben? Wie wir leben, weißt Du; Ich werde hier sehr honorirt. Besonders bin ich oft in Gesellschaft bei dem Superintendent Christiani; der Dr. Christiani hat mich in ganz Lüneburg berühmt gemacht, und meine Verse rouliren. Indessen suche ich immer, wo ich es kann, mich zurückzuziehen; meine Kopfschmerzen, die noch immer nicht verschwinden, und meine Jurisprudenz beschäftigen mich zu sehr. — Bildung ist hier gar keine; ich glaube auf dem Rathhause steht ein Culturableiter. Aber die Men-

schen sind nicht schlimm. — An Dich denke ich sehr oft, Du gutes liebes durchsichtiges Kind! Wie oft sehne ich mich danach, Deine kleinen Alabasterpfötchen zu küssen! Habe mich nur lieb, so stark Du kannst! — Was Du mir von Methfessel schreibst, erfreute mich. Grüße ihn recht herzlich. Ich möchte gerne mahl meine Lieder singen hören. Ich will doch sehen, daß ich mir auch die Kleinsche Composizion derselben verschaffe. — Wir alle befinden uns wohl; Amiechen hat jetzt den schwarzen Pudel des Drosten zum Liebhaber. — Sage mir wie befindest Du Dich in kalbender Hinsicht? Grüße mir Moriz recht herzlich, sowie alle Embden. Wenn Du zu Onkel Henry kömmst, so grüße ihn recht sehr, und sage ihm, daß ich ihn liebe. Auch sage mir, wie sich Onkel Salomon Heine und seine Familie befindet? Lebe wohl, kleine süße Christallpuppe. Mache mir ein Paar wollne Pantoffel.

Dein dich liebender Bruder
H. Heine.

60. An LUDWIG ROBERT.

Lüneburg, d. 27. November 1823.

„Die Nemesis unter den Thieren —" den Kopf herumgedreht und neugierig zugehört!

Aber es giebt nichts Neues zu hören, lieber Robert, außer daß ich noch lebe und Sie liebe. Letzteres wird eben so lange dauern als das erstere, dessen Dauer sehr unbestimmt ist. Ueber das Leben hinaus verspreche ich nichts. Mit dem letzten Odemzuge ist alles vorbey, Freude, Liebe, Aerger, Lyrik, Makaroni, Normaltheater, Linden, Himbeerbonbons, Macht der Verhältnisse, Klatschen, Hundegebell, Champagner — und von dem mächtigen Talbot, der die Theater Deutschlands mit seinem Ruhm erfüllte, bleibt nichts übrig, als eine Hand voll leichter Makulatur. Die aeterna nox des Käseladens verschlingt die Tochter Jephtas mitsamt dem ausgepfiffenen Almansor. Es ist wahrlich eine düstre Stimmung, in der ich seit zwey Monathen hinbrüte; ich sehe nichts als offene Gräber, Dummköpfe und wandlende Rechenexempel.

Selten fällt mir ein Sonnenstral ins Herz, ein Sonnenstral wie der freundliche Gruß der schönen Schwäbin, den mir Moser gütigst zukommen ließ, und wie die Nachricht, daß auch Ludwig Robert meiner nicht vergessen hat. Ich habe demselben noch nachträglich zu danken für die wohlwollenden Aeußerungen im M[orgen]Blatte. Diese waren mir doppelt lieb, da ich daraus ersah, daß ich mich nicht in Ihnen geirrt habe, und daß Sie nicht kleinlich sind wie die übrigen. Nicht kleinlich seyn, das ist etwas, was mir mehr gefällt, als all die andern Seeleneigenschaften, die von unseren Moralcompendien so viel gepriesen werden. Glauben Sie aber auch nicht, daß ich es sey, wenn ich es auch zuweilen scheinen mag. Vielleicht erleben Sie es noch, meine Bekenntnisse zu lesen und zu sehen, wie ich meine Zeit und Zeitgenossen betrachtet, und wie mein ganzes trübes, drangvolles Leben in das Uneigennützigste, in die Idee übergeht. Es liegt mir viel, sehr viel an der Anerkennung der Masse, und doch giebt's niemand, der wie ich den Volksbeyfall verachtet und seine Persönlichkeit vor den Aeußerungen desselben verbirgt.

Mein Versprechen in Betreff der Rheinblüthen hatte ich durchaus nicht vergessen. Nun ist es mir lieb, daß Sie ein Gedicht, das Sie durch Mosern zu Gesicht bekommen, für die Rheinblüthen zu haben wünschen. Ich bestimme es daher für dieselben und wünsche, daß es mit der bloßen Chiffre -e. (-e.) unterzeichnet und Die Tochter des Alkalden überschrieben werde. Vielleicht muß ich noch etwas daran feilen, da ich es rasch schrieb und fortschickte, ohne es zu überlesen. Es war mir lieb, daß es Ihnen nicht mißfiel, da ich am Werthe desselben zweifelte. Das Gedicht drückt nemlich nicht gut aus, was ich eigentlich sagen wollte und sagt vielleicht gar etwas anders. Es sollte wahrlich kein Lachen erregen, noch viel weniger eine mokante Tendenz zeigen. Etwas, das ein individuell Geschehenes und zugleich ein Allgemeines, ein Weltgeschichtliches ist, und das sich klar in mir abspiegelte, wollte ich einfach, absichtlos und episch-partheylos zurückgeben im Gedichte; — und das Ganze hatte ich ernst-wehmüthig und nicht lachend aufgefaßt, und es sollte

sogar das erste Stück einer tragischen Trilogie seyn. Ich spreche schon zu viel über dieses kleine Gedicht; aber es geht mir immer wie Ihrer Schwester, der Varnhagen, die muß auch, wie sie mir sagte, große Briefe schreiben, wenn sie etwas sagen will. Grüßen Sie mir vielmal die liebe, gute, kleine Frau mit der großen Seele. Sagen Sie ihr, daß es ein seltener Fall ist, wenn ich nicht an sie denke. Die ganze vorige Woche beschäftigte ich mich mit ihr. Ich las nemlich Madame Staels Corinna. Ich hätte dieses Buch gar nicht verstehen können vor jener großen Lebensepoche, als ich Ihre Schwester kennen lernte. Und, lieber Robert, Sie können kaum glauben, wie artig ich mich jetzt gegen Frau von Varnhagen betrage, — ich habe jetzt, bis auf eine Kleinigkeit, den ganzen Göthe gelesen!!! Ich bin jetzt kein blinder Heide mehr, sondern ein sehender. Göthe gefällt mir sehr gut. Ich möchte gern an Frau von Varnhagen schreiben, aber es würde mir zu viel Schmerzen machen; ohne falsch zu seyn, könnte ich Herrn von Varnhagen nicht unerwähnt lassen. Dieser Mann hat mir viel Gutes und Liebes erwiesen, mehr als ich ihm je danken kann, und ich werde gewiß lebenslänglich gegen ihn dankbar seyn; aber ein Schmerz, wogegen der Zahnschmerz (wissen Sie was das ist?), der Zahnschmerz, den ich in diesem Augenblick empfinde, ein wahres Wonnegefühl ist, zerreißt mir die Seele, wenn ich an Varnhagen denke. Er selbst ist wohl wenig schuld daran, er hat bloß mahl den Einfall gehabt, gegen mich den Antonio spielen zu wollen und mir zu zeigen, wie ein feinschnitzlender und überall die Dechiffrirkunst übender Diplomat hoch erhaben steht über einen armen Candidaten des Sanct-Annenspitals, der sich gegen seine Freunde unbefangen und ohne Wortmessung in seiner jedesmaligen Stimmung ausspricht; und ich kann auch viel vertragen und hätte auch das wie gewöhnlich abgeschüttelt — aber dieses ereignete sich just zu einer Stunde, wo ich gar nichts vertragen konnte, und wo jedes Unsänftigliche, sey es nur ein Wort, ein Blick, eine Bewegung, mir eine unheilbare Wunde verursachen mußte. Sie kennen das Leben, lieber Robert, und Sie wissen,

daß es solche Stunden im Leben giebt, wo uns die Liebsten am tiefsten verletzen können, daß diese Verletzung ein unvergeßliches Gefühl in uns allmählig aufkommen läßt, für welches unsere Sprache kein Wort hat, ein Gefühl, worin die alte Liebe noch immer lebt, aber mit Rhabarber, Unwillen und Tod vermischt ist. Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll, und in Verzweiflung darüber — sind mir eben die Zahnschmerzen vergangen.

Leben Sie wohl, bleiben Sie mir gewogen, grüßen Sie mir Ihre schöne Frau, sagen Sie ihr, daß ich die „Rheinblüten" von 1824 gelesen — ich darf nicht darüber sprechen, sonst kostet es zu viel Papier, bloß am Julian hatte ich was auszusetzen — und seyn Sie versichert, daß ich Sie liebe.

H. Heine.

Ich habe, seit ich in Hamburg war, keine Blätter zu Gesicht bekommen, und Ihr Festspiel auf Göthes Geburtstag, wovon man mir viel Schönes erzählt, habe ich noch nicht gelesen. Das „Morgenblatt" ist ein sehr gutes Blatt, und ich bin auch gesonnen, in der Folge einige kleine Gedichte darin abdrucken zu lassen. Ich möchte wohl von Ihnen wissen, ob ich mich der Redakzion vorher zum Mitarbeiter anbieten muß, ehe ich die Beyträge einschicke?

Der Obige.

Hitzigs Büchlein über Werner habe ich gelesen; Eiter! Nichts als Eiter! Auch Hoffmanns Nachlaßfratzen von dems. hab ich gelesen und bin fast seekrank davon geworden. Ferner las ich Immermanns Periander; es ist das schlechteste Meisterstück, das ich kenne. Varnhagens Zusammenstellung über Göthe hab ich zu Gesicht bekommen; es ist ein literarischer Triumphbogen. Das Wort „Ich bin ihr jetzt unter Brüder 6000 Thl mehr werth" ist das Beste, was ich je gesagt habe. Von Friederike fand ich manches, was ich mir gern schenken ließe. Ich hab auch — Pr. Schütz dickes Buch über Göthe und Pustkuchen durchblättert; ich mußte gleich die Fenster öffnen, des fatalen Geruchs wegen. Die Schrift von Eckermann hab ich soeben erhalten. Ach! wie gerne möcht ich den Göthi-

schen Befreyungskrieg mitmachen als freywilliger Jäger; aber ich stehe bis am Hals im Moraste römischer Gesetze. Ich habe kein Privatvermögen und muß fürs liebe Brod sorgen; und bin dabey so vornehm, wie Ihnen der gute, gelehrte Moser geklagt haben wird.

Grüßen Sie mir nochmals Ihre Frau.

Der Obige.

61. An MOSES MOSER.

Lüneburg den 28. Novemb. 1823.

Liebster Moser!

Es fängt schon an, sehr kalt zu werden, und Du hast mir nie gesagt, ob Du auch Deinen Mantel zurückerhalten hattest. Vor meiner Abreise nach Hamburg hatte ich ihn auf die Post gegeben. Es fiel mir diese Nacht ein, daß Du eine so vermaledeite Delicatesse hast, und vielleicht den Mantel nicht erhalten hast und schweigst.

Deinen Brief vom 8. Oct. hab ich erhalten. Damit kreuzte sich mein Brief. Das ist ein kaufmännischer Ausdruck, dessen ich mich erinnere aus den Tagen, wo ich par tout ein Kaufman seyn wollte. Ho! Ho! ich kenne noch dergleichen Ausdrücke viele und könnte ein israelitisches Erbauungsbuch schreiben.

Du schreibst mir nicht! Das ist nicht kaufmännisch! Du sollst den Nalus und den Hegel zum Teufel werfen und Dich an Nelkenbrecher halten. Aufgabe: Wenn die Elle Kattun 6 Groschen werth ist, was ist dann der Almansor werth? und wenn der Almansor 3 Groschen 4 Pfennig werth ist, was ist denn der Verfasser werth?

	?	—	1		
	1	—	~~6~~	2	
2	~~4~~	—	5		
~~32~~	~~183¼~~	—	~~250~~	112	
	1	—	~~3¾~~	~~23~~	2

facit: 2 Groschen 3 Pfennig.

So viel bin ich werth, und für diesen Brief mußt Du mehr bezahlen, — Du bist ein schlechter Kaufmann. Aber Gott sey Dank, ich bin doch etwas werth, und sey es noch so wenig. Ich bitte Dich, rechne es aus in Hamburger banco und schreib es an Cohn.

Aber mir sollst Du haarklein schreiben, was man in Hamburg für mich giebt und zu welchem Cours man mich dort berechnet hat.

Daß Dir die Romanze gefallen, ist mir lieb. Daß Du darüber gelacht, war mir nicht ganz recht. Aber es geht mir oft so, ich kann meine eignen Schmerzen nicht erzählen, ohne daß die Sache komisch wird. Daß Du die Romanze Leuten wie Roberts mitgetheilt, tadle ich nicht. Herzlich gern leide ich es, wenn Du von dem Gedichte einer Dame, von der Du weißt, daß sie es nicht in die unrechten Hände giebt, eine Abschrift ertheilest. Unbekannterweise meinen ehrlichsten Gruß an Mad. Moritz Robert. Uebrigens habe ich gestern Abend an Ludwig Robert geschrieben und es ihm übertragen, diese Romanze (ohne meinen Namen) in den Rheinblüthen abdrucken zu lassen. Da ich seine Addresse dort nicht weiß, so bitte ich Dich, den einliegenden Brief ihm unverzüglich zu geben oder zu überschicken. Ludwig Robert ist mir sehr lieb. Er hat sich nicht kleinlich gegen mich gezeigt, und das ist viel in dieser kleinlichen egoistischen Welt. Seine Schwester lieb ich auch sehr. Varnhagen ist mir noch immer lieb, aber eine feindliche Stunde hat uns Beide auf immer geschieden. Bey meinem Zusammentreffen mit ihm in Hamburg hat er mich verletzt, und Du weißt, wie reizbar ich dort war. Nicht wahr, die Robert ist schön? Hab ich Dir zu viel gesagt? Sie vereinigt in sich die Jocaste und die Julia, das Antikste und Modernste.

Ich arbeite viel, ich werde sehr gelehrt; aber zu poetischen Arbeiten ist mein Kopf zu dumpf und zu sehr von Schmerzen durchzuckt. — Wie unrecht thust Du mir, wenn Du sagst, daß ich über Marcus spotte! Bey Gott, ich bin doch besser als Du glaubst. Ich habe heute dem kleinen, armen Menschen einen herzlichen Brief geschrieben, den Du ihm zustellen,

oder wenn er abgereist ist, frankirt nachschicken sollst. — Die Ankündigung von Gans' Buch ist mir zu Gesicht gekommen. Verrückt ist der gelindeste Ausdruck. Der specielle Titel des Buches ist ungeschickt. Von dem Buche selbst erwarte ich viel, und es freut mich herzlich, daß es Anerkennung findet. Grüße mir den guten, lieben Gans. Sage ihm, daß ich noch sehr krank sey, jede Zeile macht mir Schmerzen, und darum schreibe ich ihm nicht. Ich bin ein blasser Irrwisch; Gans ist aber ein Licht, ein Licht des Exils. Auch den guten, braven Zunz grüße.

Schreibe mir auch was über den Verein. Hat der Michel Beer geantwortet? Von meinem Oheim von Geldern hab ich Brief erhalten, er schreibt mir, daß ich am ganzen Rheinstrom jetzt eben so verhaßt sey, wie ich sonst geliebt war,weil man dort sagt, daß ich für die Juden mich interessire. Wahrlich, ich habe gelacht! O wie verachte ich das Menschenpack, das unbeschnittene mitsammt dem beschnittenen! Mein Oheim (von Geldern) beauftragt mich, drey Exemplare des bald herauskommenden (???) II. Bandes (soll gewiß Heft heißen) der Zeitschrift zu bestellen. Er wird von dort aus den Betrag einschicken. — Auch über die Jacobsohn'sche Antwort hab ich gelacht. Wär' ich in Berlin, so würde ich dem Verein den Vorschlag machen, den Dr. Jacobsohn zum Präsidenten der Ackerbaugesellschaft zu erwählen. Wahrlich, ich will mich hüten, je in den Fall zu kommen, für mich selbst die Gefälligkeit eines reichen Juden in Anspruch nehmen zu müssen. —

In Betreff meiner Plane für die Zukunft habe ich nichts geändert. Bey Göttingen bleibts. Ob ich auf einige Tage nach Berlin komme, ist ungewiß, es kostet mir zu viel Geld, und Du weißt, ich kann nichts missen. Und Schulden zu machen, ist nicht meine Gewohnheit. Das weißt Du auch!!?? — —? Lebe wohl, behalte mich lieb, und sey versichert, daß ich Dich liebe. — Um Gotteswillen, ist es Dein Ernst, daß der Ratkliff auf die Bühne kommen soll? Geb mir Gewißheit. Es wäre mein Glück, wenn dieser gefällt.

H. Heine.

Nach Pommern brauchst Du meines Bruders halber nicht zu schreiben. Es wäre Schade um das liebe Porto. Mein Bruder hat, mit einer Geldzugabe, ein einstweiliges Unterkommen in Holstein gefunden. — Grüße mir alle Bekannte. Meinem Gönner Lehmann habe ich ein Briefchen beygelegt. — Erkundige Dich genau wegen des Ratkliffs. Er hat wahrlich nicht hinlängliche Anerkennung gefunden. Wär ich nicht zu verstimmt und ärgerlich, so würde ich etwas anregendes über denselben schreiben. Die Zeitschriften sind freylich nur die Pißecken der Literatur, aber alle Annoncen sind dort angeschlagen. Es ist wohl von mir nirgends mehr die Rede? O Böhringer! Böhringer! laß mich mit Dir tauschen! — Ich glaube, Dümmler hat meine Anweisung, an die meisten Redakzionen der Zeitschriften Exemplare zu schicken, nicht ausgeübt. Forsche ihn doch darüber aus. Vergiß nicht! — Wenn Du Dir mahl ein Vergnügen machen willst, so lese die Corinna von Mad. Staël; es wird Dich ansprechen. — Mache doch, daß Gans sein Versprechen hält und mir das Erbrecht schickt. —

62. An JOSEPH LEHMANN.

Lüneburg d. 28. Novemb 1823.

Lieber Lehmann!

Ihr letzter Brief hat mich, wie gewöhnlich, erfreut als ein Zeichen Ihrer Freundschaft. Doch hab ich mich über denselben zu beklagen; er scheint mir zu knapp. Das Format ist zu klein und Ihre Buchstaben sind zu groß; und ich bin doch immer begierig, viel von Ihnen zu erfahren. Wie leben Sie, wie geht's Ihnen? Was macht Ihre Muse? Ich bekomme hier keine Zeitschriften zu sehen, und der Anselmi wird mir fremd. Nicht der Lehmann. Was micht selbst betrifft, so arbeite ich jetzt viel, freylich bloß ernsthafte Sachen und Brodstudien. Das Versemachen hab ich auf bessere Zeiten verspart; und wozu soll ich sie auch machen? Nur das Gemeine und Schlechte herrscht, und ich will diese Herrschaft nicht aner-

kennen. Noch viel weniger aber gelüstet mich's nach Martyrkronen. — Was ich für die Zukunft beabsichtige, kann Ihnen Moser sagen, der weiß es ebenso gut als ich selbst. Von Ihnen verlange ich, daß Sie mir gewogen bleiben. Vielen Menschen bin ich jetzt bekannt, aber wenige sind mir gut. Am Rhein, wie mir mein Oheim schreibt, haßt man mich sogar. Was hat man Ihnen über mich von Hamburg geschrieben? Bitte, bitte, bitte, sagen Sie es mir doch! Sie äußerten sich so mystisch.

Leben Sie wohl und vergessen Sie nicht Ihren ergebenen

H. Heine.

Adr: Herrn Josef Lehmann
per Addr. von David Veit in Berlin.

63. An MOSES MOSER.

Lüneburg den 1. Decemb. 1823.

Es ist unverzeihlich! Schon zwey Briefe hast Du von mir, worauf ich noch keine Zeile Erwiederung gesehen. Und seit 14 Tagen blamire ich mich beim Posthalter, indem ich täglich fragen lasse, ob ich keinen Berliner Brief habe. Du sollst keine deutsch-ausführliche Folio-Briefe schreiben; nur kurze Zeilen. Sage mir bloß, daß Du lebst. Siehe mahl, jetzt z. B. kann ich nicht darauf schwören, daß Du nicht todt seyst; — welches für mich, der an die schrecklichsten Schläge des Schicksals gewöhnt ist, kein so großer Verlust wäre wie für die übrige Menschheit. Schreibe mir gleich, ob Du lebst — aber warte nur, ich weiß, wie man Dich zum promptesten Brief Beantworter macht: man muß Dir immer Commissionen geben. Und so will ich Dir heute eine Commission geben, die für mich die wichtigste ist, und die ich doch nicht länger aufschieben kann. Hör also: Ich komme nicht nach Berlin; ich muß meine Gelder zu Rathe halten. Ich will aber die ersten Tage des Januars von hier nach Göttingen abreisen. Vorher muß ich mich in Berlin exmatriculiren lassen und mir von der dortigen Universität ein Abgangszeugniß verschaffen. Du sollst die Güte haben, dieses in meinem Namen zu bewirken; Gans kann Dir sagen, was Du dabey zu thun hast. Es werden

von der Universitäts-Behörde, die mir solches Zeugniß ausstellt, die Zettel verlangt, worauf das Gehörthaben der Collegien testirt ist.

Die Publica wollte ich, und die per Schwanz gehörten konnte ich mir nicht testiren lassen, und daher habe ich nur drey Collegien-Zeugnisse aufzuweisen. Nemlich: ein Zeugniß von Hegel (!!!), ein desgl. von Hasse und eine Karte von Schmalz. Bei letzterem mußt Du statt der Karte ein Zeugniß verlangen oder verlangen lassen. Ich habe ihm vor meiner Abreise die Quittung von der Quästur auf der Straße gegeben und hatte keine Zeit, eines Zeugnisses wegen nochmals zu ihm zu gehen. Vergiß das nicht.

Ich füge auch hierbey meine Matrikel zu etwaniger Legitimazion und wünsche, daß Du mir dieselbe nebst dem erhaltenen Abgangszeugnisse so bald als möglich herschickst. Auch der Pedell kann Dir alles besorgen. Du wirst vielleicht einen Thaler Auslage haben. — Ich verlasse mich auf Dich. Ich kann nemlich nicht abreisen, ehe ich dieses verlangte Zeugniß, ohne welches kein Studirender in Göttingen erscheinen darf, erhalten habe. — Ich schreibe dies höchst eilig und von Kopfschmerzen zerrissen. Lebe wohl und behalte lieb

Deinen getreuen Freund

H. Heine.

Vergiß auch nicht wegen der westphäl. Blätter zu antworten. Grüße alle Welt und den Gans noch extra.

64. An CHARLOTTE EMBDEN.

Lüneburg, 8. December 1823.

Liebe, kleine Seele!

Ich habe Dir lange nicht geschrieben, weil ich noch immer Antwort auf einen meiner letzten Briefe von Dir erwartete. Ich hätte mich freylich nicht daran kehren und doch schreiben sollen; aber ich hatte doch eine gute Ausrede. Ueberdies bin ich zu mißmüthig, um etwas heitres zu sagen, und Du weißt, wenn ich meine düstre Stunde habe, so laß ich mich nicht

vor Dir sehen. Du sollst mich immer rosenroth sehen und sollst mich lieb haben. O, wie freut mich die Nachricht, daß Du bald herkommst! Ich höre Dich schon: wau, wau, widehuh, widehuh! Ich küsse schon im Gedanken die lieben Töne. — Es freut mich auch Moriz zu sehen. Ich muß ihn wohlwollen, wenn ich höre, daß er Dich so sehr liebt, wie Vater nicht genug erzählen kann. — O wie schön ist es, wenn Ihr beide wechselseitig Euere schwachen Seiten ertragen lernt. Wechselseitige Nachsicht, Billigkeit, Verständniß gründet eine gute Ehe. Moriz wird jetzt wissen, wie er so ein liebes, gläsernes, hübsches und wunderliches Spielzeug, wie Du bist, zu behandeln hat. Ich hoffe, daß Du Dich wohl befindest, liebes Lottchen. Sey versichert, daß ich immer an Dich denke. Ich weiß ja, daß der liebe Gott haben will, daß Dir alle Menschen die Händchen küssen. Daran glaube ich, das ist meine Religion. — Wie befindet sich Onkel Henry?

H. Heine.

65. An CHARLOTTE EMBDEN.

Liebe Lotte!

Es ist himmelschreiendes Unrecht, daß ich keine Zeile von Dir zu sehen kriege. Wie lebst Du, was machst Du? Zeigt sich bey Dir noch kein Vorgebirge der guten Hoffnung? O wie schmerzt es mich, daß ich abreisen muß, ohne Dich süßes Wesen wiedergesehen und gesprochen und geküßt zu haben! Ich breche mir schon den ganzen Morgen den Kopf, ob ich ein oder zwey Finger darum gäbe, wenn ich einige Jahre in Deiner Nähe verleben könnte. Ich würde nach Hamburg kommen, Abschied von Dir zu nehmen, wenn ich dort nicht durch eine zu große Reihe Bekannte moralisch Spießruthen laufen müßte.

Schreibe mir dann und wann, wenn ich in Göttingen bin; Deine Briefchen tragen ganz das Gepräge Deiner netten Seele und sind wahre Bonbons für mein Herz. Der Gedanke an Dich, liebe Schwester, muß mich zuweilen aufrecht halten, wenn die große Masse mit ihrem dummen Haß und ihrer ekelhaften Liebe mich niederdrückt.

Ich gratulire Dir zum neuen Jahre. Auch Morizen gratuliere ich; ich will ihm von Göttingen aus schreiben. Hier habe ich ihm nichts zu sagen, und für bloße Convenienzbriefe mit gehörigem Wasseraufguß ist er mir zu gut. Ach, ich bitte Dich, wenn Du zu Salomon Heinen kommst, so gratulire dort in meinem Namen. Auch Henry Heine grüße mitsammt der ganzen Henriade. Und wenn Dir das nicht schon zu lästig ist, so grüße mir alle Embdens.

Vor allem aber lebe wohl und behalte mich lieb.

H. Heine.

Lüneburg, d. 26. December 1823.

66. An CHARLOTTE EMBDEN.

Noch immer Lüneburg, d. 9. Januar 1824.

Liebe kleine Person!

Heute reise ich noch nicht; aber ich reise übermorgen, wenn meine Hemde unterdessen trocken sind, und wenn ein Brief, den ich von Berlin erwarte, angekommen ist. Du weißt noch von Hamburg her, daß ich überall wo ich bin, so leicht kleben bleibe. Aber heut über 8 Tage müssen die Thore und Menschengesichter Lüneburgs hinter mir seyn. Von meinen Eltern wird mir der Abschied schwer werden. Wir declamiren Dein Trompeterstückchen: Calypso ne pouvait se consoler du depart d'Ulysse. — Denkst Du aimable Französin noch an jene Telemakzeit? Wie gerne küßte ich Dir noch einmal die charmanten Katzenfötchen, ehe ich mich aus dieser Gegend entferne. Auch von Amiechen wird mir der Abschied schwer. Die kleine Bestie hat mir hier wahrlich manche Stunde verschönert. Wenn ich des Abends lese, sitzt das nette Thierchen auf meiner Schulter und fängt immer an zu bellen, wenn ich an eine schöne Stelle des Buches komme. Amiechen hat mehr Verstand und Gefühl als alle deutschen Philosophen und Poeten. —

Vorgestern hab ich an Gustav geschrieben. — Ueber Dei-

nen Brief vom 31. December habe ich mich recht gefreut. Es ist heute Sonntag, vielleicht habe ich mich oben im Datum geirrt. — Ueber Deine literarische Noth habe ich herzlich gelacht. Schreibe mir oft. Daß ich an einem Trauerspiel arbeite, wie man Dir berichtet, hat nicht ganz seine Richtigkeit. Ich habe nemlich noch keine Zeile davon geschrieben, und das Stück existirt bis jetzt bloß in meinem Kopfe; wo noch manche andere Stücke und noch viele gute Bücher bereit liegen. Aber jetzt bin ich zu krank, um etwas zu schreiben, und meine wenigen gesunde Stunden sind meinen Studien gewidmet. Es ist jetzt überhaupt noch immer die Zeit der Saat bey mir; ich hoffe aber auf eine gute Erndte. — Ich suche die verschiedenartigsten Kenntnisse in mir aufzunehmen und werde mich in Folge desto vielseitiger und ausgebildeter als Schriftsteller zeigen. Der Poet ist bloß ein kleiner Theil von mir; ich glaube, Du kennst mich hinlänglich, um dieses zu begreifen. Deinen Rath, recht viele in meinem Trauerspiel sterben zu lassen, hab ich mir bemerkt. Ach Gott! ich wollte, ich könnte alle meine Feinde darin sterben lassen.

Den Pfuscher grüße mir recht viele tausendmal. Wiederhole ihm die Versicherung meiner Freundschaft. Wer mein kleines Lottchen liebt, den liebe ich auch. Außerdem bin ich ja auch ein großer Verehrer von Archenholz. Grüße mir auch Adolf Embden und dessen Lottchen, sowie auch die Familie Jacques und Fanny und Mama. Ich hoffe, liebes Lottchen, daß Du mir in Göttingen viele liebe Briefchen zukommen lassen wirst; jedes derselben erheitert meine Seele. Alles was Du schreibst, ist so lieb und klar; wie ein reiner Spiegel zeigt mir jede Zeile Dein gutes Originalgemüth.

Lebe wohl und behalte mich lieb

H. Heine.

[Von dem Doppelquartblatte sind $^3/_4$ Seiten des zweiten Blattes abgeschnitten.]

67. An MOSES MOSER.

Noch immer Lüneburg den 9. Jan. 1824.

Lieber Moser!

Deine Briefe vom 20. Decbr. und 3. Jan. habe ich erhalten. So sehr ich auch das Bedürfniß fühle, Dir einen großen Brief heute zu schreiben, so kann ich Dir doch nur einige Zeilen, und zwar sehr flüchtige, schreiben. Ich bin zu sehr kaput und mein Kopf dröhnt. Ich reise heute über acht Tag ab nach Göttingen und denke, daß mich die Reise, die ich nicht gar zu schnell abzuthun gedenke, aufheitern und, durch die Lebensveränderung, auch stärken wird. Heute will ich Dir bloß für die Besorgung des Zeugnisses danken. Bey den heute anbey zurückkommenden Büchern findest Du $1^1/_2$ Louisd'or, wovon Du 4 Thlr. 20 Sgr. für Deine letzte Zeugnißauslage behältst und den Rest dem Rendanten des Vereins zustellst. Ich weiß wirklich nicht, wie viel mein Betrag, der jetzt gewiß ein halb Jahr unbezahlt geblieben, beträgt. (Ich habe mahl von Dir über diese Anfrage keine Antwort erhalten.) Ist es eine Kleinigkeit mehr, so thue mir die Liebe, lege solche bey. Du bist wahrlich der Marquis Posa und Creditor Deiner Freunde! Ich muß bey Dir sehr hoch in der Kreide stehen, habe Dich schon mahl deßhalb gefragt, weiß nicht wie viel; und ehrlich gesagt, bin auch deßhalb ruhig, denn wegen der fatal vielen Auslagen, die ich jetzt habe, würde mich die Bezahlung dieser Schuld geniren in diesem Augenblick, aber es ist Dir nicht verloren; obschon Du einst mit einem köstlich drolligen Ausdruck zu äußern pflegtest: Studenten bezahlen nie etwas zurück. Ich muß in diesem Augenblick herzlich lachen, wenn ich an den Ton denke, womit Du dieses sagtest. Und wahrhaftig, Du hast Recht. Ich verliere viel auf dieser Art. Wenn jetzt ein Student einen Thaler von mir gepumpt haben will, so schenke ich ihm lieber 23 Groschen und habe einen Groschen reinen Profit. Ist es aber nicht dumm von mir, daß ich Dir, meinem Creditor, dieses sage?

Verdrießlich hats mich gemacht, daß Du meinen Wunsch, kurze Briefe von Dir zu haben, auf eine Art, die fast eine Un-

art ist, auf eine grämliche pikirte Weise, glossirt. Um des lieben Himmels willen, ein Mensch, der den Hegel und den Valmiki im Original liest und versteht, kann eine meiner gewöhnlichsten Geistesabbreviaturen nicht verstehn! Um Gotteswillen, wie müssen mich erst die übrigen Menschen mißverstehen, wenn Moser, ein Schüler Friedländers und Zeitgenosse von Gans, Moser, Moses Moser, mein Erzfreund, der philosophische Theil meiner Selbst, die correcte Prachtausgabe eines wirklichen Menschen, l'homme de la liberté et de la vertu, der secrétaire perpétuel des Vereins, der Epilog von Nathan dem Weisen, der Recensent von Bernais, die eiserne Kiste von Cohn, der Normalhumanist, — wo halte ich? — ich will nur sagen, wie schlimm es für mich aussieht, wenn auch Moser mich mißversteht. Sogar die Beywörter gut und gelehrt mißfallen Dir; wollte Gott, ich könnte sie bey mir selbst in so weitem Sinne anwenden! „Ich liebe Dich von ganzer Seele und bin kein Schuft", wenn Du diese Formel im Kopfe behältst, werden Dir meine Ausdrücke nie mißfallen, sogar obige nicht. Ich will lieber kurze Briefe als lange, die selten kommen. Oft will ich Brief von Dir haben, wenn Du auch wenig zu schreiben hast. Gewiß ist es mir lieber, wenn Du oft und viel schreibst.

O Menschen! ihr pißt wie Freygeister und denkt wie Saffianstiefel!

Vom Verein schreibst Du mir wenig. Denkst Du etwa, daß die Sache unserer Brüder mir nicht mehr so sehr am Herzen liege wie sonst? Du irrst Dich dann gewaltig. Wenn mich auch mein Kopfübel jetzt niederdrückt, so hab ich es doch nicht aufgegeben, zu wirken. „Verwelke meine Rechte, wenn ich Deiner vergesse, Jeruscholayim" sind ungefähr die Worte des Psalmisten, und es sind auch noch immer die meinigen. — Ich wollte, ich könnte mich eine einzige Stunde mit Dir unterhalten über das, was ich, meist durch die eigene Lage angeregt, über Israel gedacht, und Du würdest sehen, wie — die Eselzucht auf dem Steinweg gedeiht, und wie Heine immer Heine seyn wird und muß. Ich bin neugierig auf Deinen Aufsatz im 4. Hefte; schicke mir es nur gleich nach Göttin-

gen, sobald es erscheint. Ich schreibe Dir, sobald ich ankomme, und schicke Dir meine Addresse. Wenn es mir möglich ist, will ich gewiß einen guten Aufsatz für die Zeitschrift liefern. Wenigstens liefere ich bald einen Auszug aus dem Göttinger Reallexikon der Bibliothek über die Juden betreffende Literatur, im Fall dieser Artikel der Mühe werth ist abzuschreiben. Grüße mir Zunz vielmal; ich habe mich über seine Beförderung herzlich gefreut. Entschuldige mich, daß ich ihm noch nicht geschrieben, ich will ihm bald von G. aus schreiben. Du darfst ihm versichern, daß es nicht meine Faulheit ist, was mich am Schreiben hindert, sondern mein armer Kopf. Diese Zeilen schreibe ich sogar unter Schmerzen. Ich muß alle meine Freunde und Verhältnisse vernachlässigen. Darum habe ich auch dem Criminalrath Hitzig noch nicht geschrieben, wie ich es längst gewollt. Gans hat Ursache, mir zu grollen. Wohlwill in Hamburg ist mir wirklich böse und legt mir mein Stillschweigen falsch aus. Du warst ja bey der Hohenhausen, wie ist sie auf mich zu sprechen? Es ist schändlich von mir, daß ich der guten Frau keine Zeile geschrieben. Apropos! wie ist der Paria aufgenommen worden? Gewiß gut, denn er ist auch nicht schlechter als die Tragödien der meisten anderen Dichter des Tages, und daß eine Tragödie nothwendig schlecht seyn muß, wenn ein Jude sie geschrieben hat, dieses Axiom darf jetzt nicht mehr aufs Tapet gebracht werden. Dafür kann mir Michael Beer nicht genug danken. Ist aber der arme verworfene Paria wirklich verworfen worden von den bebrillten Braminen und epaulettegeschmückten Schutras des Parterres, so tröste ihn mit dem Schicksal des Ben Abdullah, und gebe dem armen Paria den Rath, in den Armen einer Bajadere den Druck des Kastengeistes zu vergessen, und zwar durch die Ehe gandorva. (Siehe Gans, Erbrecht I.)

Jetzt habe ich auch den Zettel von Almansor zu Gesicht bekommen. Er ist mir von Braunschweig zugeschickt worden. Schon das von Klingemann entworfene Personenverzeichniß hat mich mit Ekel erfüllt.

Grüße mir Robert, wenn Du ihn siehst, und sage mir, was er macht, sowie auch dessen Schöne. — Ist Dein Freund

Lessmann schon in Berlin, so empfele mich demselben. — Hat Michael Beer in Paris geantwortet? und was? — Hörst Du nichts über Marcus? — Von meiner neuen Tragödie ist noch keine Zeile geschrieben.

Ich bin gottlob von einem ärgerlichen Ausschlag jetzt curirt. Ich hatte mir denselben durch die Boyisensche Uebersetzung des Korans zugezogen. An diesen Mahomet habe ich glauben müssen. Meine Bestialität findet ihres Gleichen nicht. Oder ist es Ironie, daß ich mich im Gassenkoth wälze? — Mit Hamburg stehe ich ziemlich gut. — Lebe wohl und bleibe mir gut. Schone mich nie, wahrlich Dich schone ich auch nicht. Nur Schwächlinge muß man schonen. Ich bleibe immer

H. Heine.

68. An MOSES MOSER.

Hannover, den 21. Jan. 1824.

Mögen die Götter Dein Haupt beschirmen!

Aus dieser Apostrophe siehst Du, daß ich noch an die Götter glaube, und daß ich nicht so gottlos bin, wie man sagt; aus dem Datum oben ersiehst Du, daß ich jetzt in derjenigen Stadt bin, wo man die Folter erst vor einigen Jahren abgeschafft hat. Ich bin gestern Abend angekommen und blieb heute hier, weil ich mich gar zu erschöpft fühle von der Nacht, die ich durchgefahren, in sehr schlechtem Wetter und noch schlechterer Gesellschaft. Ich bin übermorgen in Göttingen und begrüße wieder den ehrwürdigen Carcer, die läppischen Löwen auf dem Weenderthore und den Rosenstrauch auf dem Grab der schönen Cäcilie. Ich finde vielleicht keinen einzigen meiner früheren Bekannten in Göttingen; das hat was Unheimliches. Ich glaube auch, daß ich die erste Zeit sehr verdrießlich leben werde, dann gewöhne ich mich an meinen Zustand, befreunde mich peu à peu mit dem Unabwendbaren, und am Ende ist mir der Platz ordentlich lieb geworden, und es macht mir Schmerzen, wenn ich davon scheiden muß. Es ist mir immer so gegangen, so halb und halb auch in Lüneburg. Lorsque mon départ de cette ville

s'approchait les hommes et les femmes, et principalement les belles femmes, s'empressaient de me plaire et de me faire regretter mon séjour de Luneburg. Voilà la perfidie des hommes, ils nous font des peines même quand ils semblent nous cajoler.

Das Licht ist tief herabgebrannt, es ist spät, und ich bin zu schläfrig, um deutsch zu schreiben. Eigentlich bin ich auch kein Deutscher, wie Du wohl weißt (vide Rühs, Fries a. m. O). Ich würde mir auch nichts darauf einbilden, wenn ich ein Deutscher wäre. O ce sont des barbares! Es giebt nur drey gebildete, civilisirte Völker: die Franzosen, die Chinesen und die Perser. Ich bin stolz darauf, ein Perser zu seyn. Daß ich deutsche Verse mache, hat seine eigene Bewandtniß. Die schöne Gulnare hat nemlich von einem gelehrten Schafskopfe gehört, daß das Deutsche Aehnlichkeit habe mit ihrer Muttersprache, dem Persischen, und jetzt sitzt das liebliche Mädchen zu Ispahan und studirt deutsche Sprache, und aus meinen Liedern, die ich in ihren Harem hineinzuschmuggeln gewußt, pflegte sie, zur grammatischen Uebung, einiges zu übersetzen in ihre süße, rosige, leuchtende Bulbul-Sprache. Ach! wie sehne ich mich nach Ispahan! Ach, ich Armer, bin fern von seinen lieblichen Minarets und duftigen Gärten! Ach, es ist ein schreckliches Schicksal für einen persischen Dichter, daß er sich abmühen muß in Eurer niederträchtig holprigen deutschen Sprache, und daß er zu Tode gemartert wird von Euren ebenso holprigen Postwägen, von Eurem schlechten Wetter, Euren dummen Tabaksgesichtern, Euren römischen Pandekten, Eurem philosophischen Kauderwelsch und Eurem übrigen Lumpenwesen. O Firdusi! O Ischami! O Saadi! wie elend ist Euer Bruder! Ach! wie sehne ich mich nach den Rosen von Schiras! Deutschland mag sein Gutes haben, ich will es nicht schmähen. Es hat auch seine großen Dichter: Carl Müchler, Clauren, Gubitz, Michel Beer, Auffenberg, Theodor Hell, Laun, Gehe, Houwald, Rückert, Müller, Immermann, Uhland, Goethe.

Aber was ist alle ihre Herrlichkeit gegen Hafis und Nisami! Aber obschon ich ein Perser bin, so bekenne ich doch: der

größte Dichter bist Du, o großer Prophet von Mekka, und Dein Koran, obschon ich ihn nur durch die Boyisensche Uebersetzung kenne, wird mir so leicht nicht aus dem Gedächtniß kommen.

Daß Michel Beers Paria in Berlin so großen Beyfall gefunden, habe ich gestern Morgen zu Celle gehört und zwar, sonderbar genug, durch einen alten Juden, bey dem ich einige Dukaten verwechselte. Dieser hatte es von einem Hühneraugenoperateur gehört, welcher direkt von Berlin gekommen und sich dort selbst überzeugt hat, daß der Paria pari steht mit Schillers und Goethes Werken. Ich bin halb neugierig, lieber Moser, Dein Urtheil über das Stück zu hören, an welchem Du gewiß großen Antheil genommen hast, da M. Beer eben so gut als Fränkel zu Deinen Repräsentanten gehört. Ich kenne das Stück schon längst, da der Verfasser mir dasselbe selbst vorgelesen. Es hatte mir gut gefallen und hätte mir noch besser gefallen, wenn ich damals nicht eine gar zu genaue Kenntniß von Indien und indischem Geiste gehabt hätte. Fatal, höchst fatal war mir die Hauptbeziehung des Gedichts, nemlich daß der Paria ein verkappter Jude ist. Man muß Alles aufbieten, daß es Niemand einfalle, letzterer habe Aehnlichkeit mit dem indischen Paria, und es ist dumm, wenn man diese Aehnlichkeit geflissentlich hervorhebt. Am allerdümmsten und schädlichsten und stockprügelwerthesten ist die saubere Idee, daß der Paria muthmaßt: seine Vorfahren haben durch eine blutige Missethat ihren traurigen Zustand selbst verschuldet. Diese Anspielung auf Christus mag wohl manchen Leuten gefallen, besonders da ein Jude, ein Wasserdichter, sie ausspricht. (Tu n'oses pas mal-interprêter cette expression: ein Jude, ein Wasserdichter, that will not say a jew who is a waterpoet, bet a jew who is not yet baptised, a water-proove-jew!) Ich wollte, Michel Beer wäre getauft und spräche sich derb, echt almansorig, in Hinsicht des Christenthums aus, statt daß er dasselbe ängstlich schont und sogar, wie oben gezeigt, mit demselben liebäugelt.

Ich habe über den Mann und sein Gedicht mehr gespro-

chen als mir ziemt, aber es geschah hauptsächlich wegen oben angedeuteter Beziehung, welche die Sache zu einem factum macht, das uns nicht gleichgültig seyn kann. — Ich erwarte bald Brief von Dir in Göttingen. Schreibe mir unter der Addresse: H. H. aus D. Studiosus juris, zu erfragen bey dem Pedellen in Göttingen. Lebe wohl, schreibe mir viel und behalte mich lieb. Grüße mir Zunz, Gans, Lehmann und andre Bekannte. Ich bin

H. Heine.

69. An RUDOLF CHRISTIANI.

Göttingen d 26 Januar 1824.

Christiani!

Wenn ich mir Mühe gebe, so möchte es mir vielleicht gelingen, daß ich einige zierliche Perioden ächter großherzogl Weimarscher Hofprosa zu stande brächte, um geziemend auszusprechen die herzlichen Gesinnungen, die ich gegen Sie hege und ins Besondere meinen Dank für so viel Artiges und Liebes, das Sie mir in Lüneburg erzeigt, und das ich noch mit keinem verbindlichen Worte bis jetzt erwähnt und dennoch im tiefsten Gemüthe empfinde. Aber Sie wissen wohl, dergl wird mir sauer, und ich mache es mir gern bequem, und Sie werden es mir nicht verübeln, daß ich auch jetzt in meinem gewöhnlichen abgehakten, confusen Jargon schreibe. Von meinem Schriftstellerruhm will ich doch wenigstens das haben, daß ich so schreiben darf, wie es mir einfält, ohne daß ich ein stylistisches oder grammatisches Ketzergericht zu befürchten habe. Außerdem bin ich in diesem Augenblick — es ist 8 Uhr dunkel — zu sehr abgespannt, um mich nur im mindesten anstrengen zu können, und ich will mich auch nicht anstrengen, und ich habe Sie zu lieb, um einen bloßen Formenbrief zu schreiben. Ich will daher ganz kurz Ihnen bemerken, daß Madame Zwicker ein Engel ist. Engel? Ohnmächtiger Vergleich! Sie ist die Quintessenz aller Himmlischen Heerschaaren! Auf ihren Lippen hat der Liebesgott sein rothes Siegel gedrückt, in ihren Augen ist Unter-

gang und Auferstehung, sie ist die fleischgewordene Liebenswürdigkeit selbst, und so weiter. Zwicker hat zuerst keinen günstigen Eindruck auf mich gemacht. Ich fand ihn in seinen Akten – ich gab mich ihm für einen Reisenden Studenten aus — gab ihm Ihren Brief — er legte ihn noch ungelesen bey Seite — wir sprachen von der berliner Gesellschaft — ich empfahl mich. Den andern Morgen machte er mir seinen Gegenbesuch in der Hasenschenke, wo ich logirte, und war sehr liebenswürdig, wir sprachen viel von deutscher Literatur, viel von Christiani, welchen jungen Menschen er recht zu lieben scheint, viel von Arnim, Straube, Brentano, Romantik — von mir hatte er noch nichts gelesen, da er seit langer Zeit gar nichts neues liest — und er lud mich ein zum Mittagsbrodte, wozu er auch Arnswald geladen. Arnswald erschien mir zuerst ebenfalls in keinem günstigen Licht, aber allmählig ward er mir lieber, er wurde sichtbar erwärmt, mittheilend, gegen mich höchst zuvorkommend, und las einige Lieder von Falk. Ungünstiges Organ, aber sein Lesen gefiel mir doch. Von Zwickers Sachen war nichts aufzufinden. Ich hatte in meinem Coffer die Tragödien von Heine, welche ich Zwickern zum durchsehn mitbrachte — es ist Schade, daß Sie ihm sein Ex. noch nicht geschickt hatten — und ich saß vis a vis von Me Zwicker und las den William Ratkliff. Arnswald kannte die Tragödien ebenfalls noch nicht, er hatte sie bloß in Paris mahl bey einem Freunde liegen sehen. Wir waren von $^1/_2$3 bis $^1/_2$12 Uhr beysammen. Arnswald war so gütig, mich bis an mein Logis zu begleiten, und ich versprach auch, ihn zu besuchen. Aber den Andern Tag war ich zu elend, um zu der bestimmten Stunde ausgehen zu können — den übrigen Theil des Tags war Arnswald mit einem Leichenbegängniß und drgl. beschäftigt — und ich sprach nur noch Zwicker, dessen Frau sich nicht wohl befand, brachte den Abend bey Meyer zu und reiste um 5 Uhr des Morgens ab.

Ich bitte Sie, machen Sie doch, daß Zwicker bald das Ex. der Tr. bekömmt. Er hat mir eine engl. Prachtausgabe der Lady of the Lake geschenkt, so wie auch eins seiner Gedichte ins Mspt. Arnswald hat sich mit vieler Theilnahme nach Ihnen

erkundigt, ich sagte ihm, daß wir oft von ihm gesprochen und das schien ihn zu freuen. Auch Me. Zwicker sprach mit vielem Interesse vom Dr. Christiani, den sie nur wenig gesehen und der ihr gefallen. — Meyer hat sich sehr gefreut, mich wiederzusehen, und ich habe mich auch über den guten Jungen recht herzlich gefreut. Ihr beyde würdet freylich nicht zusammen passen, Ihr würdet oft streiten; denn Meyer ist noch immer Disputeur und Sie, guter Christiani, würden ihm nichts nachgeben. Bey mir ist das anders, ich gebe den Leuten gern recht, wenn sie nur gut sind; und im Grunde haben auch alle Leute Recht. Meyer ist mir noch interessanter, seitdem ich seine Schwester gesehen. O die Jochma! die schöne Oase in der Lüneburger Wüste! Ich sehe, Ihnen schwebt die Frage auf der Zunge, ist die Zwicker schöner? O wie wollte man ein inniges indisch durchsichtiges Mondschein-Gemälde vergleichen mit dem sieghaften Sonnenaufgang auf der Rosenebene zu Chiras! Wie kann man Sakontala vergleichen mit der unvergleichlichen Zoraide in ihrem goldenen Harem! O die Sultanin zu Läne- [ein Wort unleserlich gemacht] wie ist sie schön! Nur Dschami könnte dieses beschreiben! Ich müßte durchaus bey Eichhorn ein Privatissimum im Persischen nehmen, wenn ich mich an einer solchen Beschreibung versuchen wollte! — Genug des Unsinns — ich will nur sagen, daß ich Sie beneide, die schöne Frau oft zu sehen. In diesem Schönheitdürftigen Göttingen werde ich noch lange zehren müssen von der bloßen Erinnerung an Sacontala und Zoraide.

Bitte: vergessen Sie nicht das Bewußte nach Berlin einzuschicken. Sonst blamir ich mich wahrhaftig, und es ist mir überdies höchst nützlich. Ich sitze hier schon ganz eingerichtet und athme Pandektenluft und Langeweile. Letztere treibt mich zum Arbeiten und ich hoffe, was los zu kriegen. Ich wohne, oder besser, meine Adr. ist: H. H. stud. Juris bey Witwe Brandissen auf der Rothenstr. zu Göttingen.

Ich kenne hier niemand außer die paar Professoren. Sartori kann noch immer kein deutsch sprechen und Beneke lächelt noch immer so ledern wie sonst. Ich hab mir ein paar Studierschlingel, erzdumme Kerle, angeschaft, mit denen

ich kneipe, die mich umgeben, wenn ich vom Arbeitstisch aufstehe, die gleichsam keinem vernünftigen Gedanken den Zugang zu mir gestatten, die gleichsam meine Paladine sind und mich als Primus inter pares verehren. Die Kerle sprechen vortrefflich über Eier und Käse und ihre Conversazion ist mir wahrlich lieber als das ästhetische Theegewäsche in der Hauptstadt der Brennen. — Ich befinde mich nicht ganz schlecht und befinde ich mich mahl ganz gut, so will ich auch wieder einige unsterbliche Verse machen. — Ich werde mir Mühe geben, daß ich hier nicht von der poetischen Seite bekannt werde, und wer mir vom Ratkliff spricht, dem stürze ich einen dummen Jungen. Ueberdies zweifle ich, ob man hier noch einen anderen Heine kennt als der Philolog dieses Namens auf dem Weender Kirchhof. — Leben Sie wohl, behalten Sie mich lieb, grüßen Sie mir alle Bekannte, und seyn Sie überzeugt, daß ich nie aufhöre zu seyn

Ihr Freund

H. Heine.

70. An MOSES MOSER.

[Ein Stück abgeschnitten.]

Meine Addresse ist: H. H. Cand. Juris auf der Rothenstraße bey Witwe Brandissen. —

Entschuldige, daß ich Dir gröblicherweise Deine Bücher unfrankirt zurückgeschickt; ich konnte sie nicht selbst auf die Post bringen und fürchtete die Unredlichkeit des Hinbringers. — Zeige mir nur bald an, ob Du alle meine Briefe erhalten. Einen schrieb ich Dir vor meiner Abreise von Luneburg aus, einen andern von Hanover aus, und Du hast jetzt 3 Briefe von mir, worauf Du noch nicht geantwortet. Hättest Du keine Gelegenheit, womit Du mir die Tragödien schicken könntest? aber sie müßte nur nicht viel später anlangen als der Postwagen. — Wenn Du Roberts siehst, so suche mich bey denselben in gutem Andenken zu erhalten. Hat Robert sich geäußert über mein Gespanntseyn mit Varnhagen? Sey aufrichtig und sags mir. Bey Gott! diese Leute kennen mich

schlecht und mißverstehen mich. — Guter Moser, entschuldige, daß ich Dir so viel Spedizionsmühe mache. — O die Römer waren ein kluges Volk! Einen Freund nannten sie necessarius!

Hast Du was von Hamburg gehört, was mich interessirt? Ich verzehre mich in Unruhe, meine Schwester ist schwanger und oft sehr unwohl. —

Heine.

[Göttingen, Ende Januar 1824.]

71. An CHARLOTTE EMBDEN.

Endlich Göttingen, den 31. Januar 1824.

Liebe süße Schwester!

Ich hoffe, daß Dich diese Zeilen im vollen Wohlseyn antreffen werden. Was mich betrifft, so geht es mir besser als früher. Ich glaube, Lüneburg muß eine schlechte Luft haben; fast keine ganz gesunde Stunde genoß ich dort. Die Leute dort haben zwar alles aufgeboten, um mir das Nest angenehm zu machen; besonders zuletzt. — Ich habe die Reise ohne besondere Vorfälle abgemacht. Die Lüneburger Heide ist $^1/_3$ von der Ewigkeit und hat mich hinlänglich gelangweilt, und aus Langeweile machte ich Verse, auch Verse an Dich gerichtet, welche ich Dir vielleicht mahl mittheile. Es sind nur ein paar Strophen. Aber ich habe Dich lieb und denke beständig an Dich, und wenn ich an Deine Kalbereymisere denke, hab ich keine Ruh. —

In Hannover brachte ich 3 Tage zu, und hab eine schöne Frau dort kennen gelernt, und war liebenswürdig, nemlich Ich. Auf meiner Herreise von Hanover hatte ich schlechtes Wetter, es schneite, als wenn die sämmtlichen himmlischen Heerschaaren ihre Federbetten auf mich herabschüttelten, und obendrein saß ich auf halboffenem Beywagen neben dem Schirmmeister, dessen rother Purpurmantel allmälig zum Hermelin wurde. Und ich dachte an Dich, und ich ließ es in Gottesnamen fortschneien, und als — Trarah! Trarah! der junge

auf dem Briefpostwägelchen vorbeyrollte, wurde mir das Herz bewegt, und ich dachte, der hat gewiß Briefe, die in 3 Tagen zu Hamburg sind, und ich beneide die Briefe. Schlafend bin ich in Göttingen angelangt; Was bedeutet das? Als ich des anderen Morgens im Wirthshaus am Fenster stehe, sehe ich meinen alten Stiefelputzer vorbeygehen, und ich rufe ihn herauf, und der drollige Kerl kommt, ohne Wort zu sprechen, und putzt meine Kleider und Stiefel ohne Wort zu sprechen, und geht fort und zeigte nicht die mindeste Verwunderung, daß ich 3 Jahr von Göttingen abwesend war, und mein altes Verbot, nie in meiner Gegenwart zu sprechen und nie etwas zu fragen, hatte er noch nicht vergessen. —

Hier habe ich nur wenige Bekannte, und die Professoren sind mir auch nicht besonders hold, weil ich, als ich hier consilirt worden, den Mitgliedern des akad. Senats auf mokante Weise Abschiedskarten zuschickte. — Bis am Hals stecke ich in meinen juristischen Studien und es geht gut. Ich fand es so glücklich, daß ich, obschon ich mitten im Cours gekommen, doch einiges hören kann, wobey ich nichts versäumt habe. — Lebe wohl, schöne Frau, und behalte mich in gutem Andenken und schreibe mir oft. Meine Addresse ist: H. H., Candidatus Juris, auf der Rothenstraße bey Wwe. Brandissen in Göttingen.

Grüße mir alle Bekannte, und schreibe mir, wie es dort aussieht, und ob die Torten dieses Jahr in Hamburg gut gerathen sind. Wenn Du was gutes kochst oder bäckst, so heb es mir auf, bis ich mahl wieder dort bin. Aber Du selbst bist mir doch lieber als alle Torten auf dieser Erde, die Zitronentorte mit inbegriffen. Ich möchte Dir gerne mehr schreiben, aber in meinem Kopfe ist es zu trübe und ich kann es ja doch nicht ausdrücken, wie herzlich Dir ergeben ist

Dein Bruder

H. Heine.

72. An MOSES MOSER.

O weh! Göttingen den 2. Febr. 1824.

Lieber Moser!

Ich bin jetzt schon 9 Tage hier, d. h. die Langeweile verzehrt mich schon. Aber ich hab es ja selbst gewollt, und es es ist gut und still davon. Ich will nie mehr klagen. Ich las gestern Abend die Briefe Rousseau's und sah, wie langweilig es ist, wenn man sich beständig beklagt. Aber ich klage ja nur meiner Gesundheit wegen, und — das mußt Du mir bezeugen — die Schufte, die durch Machinazionen mir das Leben zu verpesten suchen, haben mir selten Klagen entlockt. Ich fühle mich groß genug dazu. Ich lebe jetzt ganz in meiner Jurisprudenz. Wenn Du glaubst, daß ich kein guter Jurist werde, so irrst Du Dich. Du magst immerhin mich als Advokat verwerfen, aber äußere dieses nicht gegen andere Leute, sonst muß ich wahrhaft Hungers sterben. Ich will aus der Wagschale der Themis mein Mittagsbrod essen und nicht mehr aus der Gnadenschüssel meines Oheims. Die Vorgänge von vorigem Sommer haben einen düsteren, dämonischen Eindruck auf mich gemacht. Ich bin nicht groß genug, um Erniedrigung zu ertragen. Am Ende ist vielleicht auch mehr Schlechtes in mir als Gutes; ob zwar Beides in colossalen Massen. Ich liebe dennoch das Gute und darum auch Dich, guter Moser.

Schreibe mir viel. Bey mir fällt nichts vor. Hier ist alles still und in der Hauptsache anders als bey Euch. Wie Du weißt, in der ganzen Welt verbringen die Menschen ihr Leben damit, daß sich einer mit dem andern beschäftigt und dessen Thun und Lassen, Wollen und Können beobachtet oder kreuzt oder (des eigenen Vortheils halber) befördert. In Berlin bekümmert man sich mehr um die lebendigen Menschen, hier in Göttingen mehr um die Todten. Dort beschäftigt man sich auch mehr mit der Politik, hier mehr mit der Literatur derselben. Um mit meinem Freund Rousseau zu sprechen: à Berlin on est plus curieux des sottises, qui se font dans ce monde, ici on est plus curieux de celles qu'on imprime dans

les livres. Ich meine hier den Jean Jacques, nicht meinen Freund Jean Baptist in Cöln, der wahrscheinlich nicht mehr mein Freund ist. Ich habe seit 11 Monathen nichts von ihm gehört. Er soll in Cöln eine Zeitschrift redigiren. Ich habe bis jetzt noch keine Blätter vom Rhein oder von Westphalen zu Gesicht bekommen. Andere Blätter, besonders belletristische, aus dem übrigen Deutschland habe ich hier Gelegenheit gehabt durchzustöbern, und zu meinem Aerger fand ich, daß der vermaledeite Dümmler meine Tragödien in keinem einzigen Blatte, außer der Berliner Zeitung, angezeigt hat. Ich bitte Dich, ihn dafür tüchtig zu rüffeln. Verursache aber ja nicht, daß er die dümmere Dummheit begehe, die alte Annonce jetzt nochmals abdrucken zu lassen. Du sollst nur zu bewirken suchen, daß er die Tragödien besser zu verbreiten suche. Gebe ihm auch meine Addresse, im Fall er mir eine Recension zu schicken gedächte. Einliegend findest Du einen Louisd'or, wofür Du mir 5 oder 6 Exemplare meiner Tragödien bei Dümmler kaufen und mir dieselben mit der baldigsten fahrenden Post hierherschicken sollst.

Was soll ich thun, ich habe einigen schönen Frauen (nicht hier) die Tragödien versprochen und muß sie wohl schenken, da meine Galanterie immer größer ist als meine pauvreté! Hier haben einige Freunde die Tragödie ebenfalls vergeblich im Buchladen verlangt, und ich versprach, sie kommen zu lassen, und verliere Geld für den Kram. Ich finde die Brockhausischen Verlagsartikel hingegen in allen Leihbibliotheken. — Gebe mir mahl eine Definizion von Käseladen? — In Lüneburg werde ich rasend viel gelesen und gefeiert. Unger! eine Notiz! — Leb wohl. Gans, Zunz, Lehmann, Rubo und Hillmars zu grüßen.

H. Heine.

73. An MOSES MOSER.

Göttingen den 25. Febr. 1824.

Lieber Moser!

Ich weiß nicht, wie ich mir Dein Stillschweigen erklären soll. Je mehr ich drüber nachdenke, je mehr beängstigt fühle

ich mich. Ist der Freund oder die Freundschaft todt? Ich weiß nicht, was von beidem mich am schmerzlichsten schmerzen würde. Todt bist Du gewiß nicht, dazu bist Du viel zu bescheiden und geduldig. Aber Deine Freundschaft für mich? O das wäre gar zu früh, wenn diese schon gestorben seyn sollte! Alle meine übrigen Freundschaften haben länger gelebt, und wenn die eine nicht vom Schlag gerührt, die andere von der Verläumdung vergiftet oder von der Schwindsucht der Lauheit vertrocknet oder durch andere Krankheit fortgerafft worden wäre, so würden sie sämmtlich noch am Leben seyn.

Ich kann mit Recht von der Seeligkeit der Freundschaft sprechen, denn so manche seelige Freundschaft ist mir geblieben. — Wie befindest Du Dich?

Jedoch ich will mir und andern Leuten kein Unrecht thun. Ich habe mich davon überzeugt — und leider überzeugt — alle Gefühle, die mahl in meiner Brust aufgestiegen sind, bleiben ungeschwächt und unzerstört, so lange die Brust selbst und Alles, was darin sich bewegt, unzerstört bleibt. Und was andere Leute betrifft, so mag es wohl seyn, daß ihre Gefühle nicht von so ganz unzerstörbarem Stoff sind wie die meinigen, doch merke ich, daß ich diesen andern Leuten oft Unrecht thue, wenn ich glaube, daß ihre Gefühle von zu leichtem Stoffe bestehen, etwa aus Postpapier, Charpie, Himbeergelée u. s. w. O ich habe Manche angetroffen, deren Gefühle wie Holz stark waren und unzerreißbar wie Leder. Dennoch haben diese hölzernen und ledernen Gefühle „dem Gesetze der Zeit gehorchen müssen". Sogar dem armen Rousseau habe ich Unrecht gethan; ich erhielt dieser Tage von ihm einen rührend freundschaftlichen Brief, worin er sich beklagt, daß ich ihn so ganz vergesse, ihn, der mir so freundschaftlich zugethan geblieben.

Ich habe ihm geantwortet, daß ich es sey, der so lange ohne Brief gelassen worden, der sogar durch seine Ausdrücke verletzt sey &c. Ich ließ ihm wohl merken, daß ich ihn von aller Duplicität nicht ganz frey glaube; dennoch habe ich ihm die zweyte Auflage meiner Freundschaft angekündigt.

Ich lebe sehr still. Das corpus juris ist mein Kopfkissen. Dennoch treibe ich noch manches Andere, z. B. Chroniken-lesen und Biertrinken. Die Bibliothek und der Rathskeller ruiniren mich. Auch die Liebe quält mich. Es ist nicht mehr die frühere, die einseitige Liebe zu einer Einzigen. Ich bin nicht mehr Monotheist in der Liebe, sondern wie ich mich zum Doppelbier hinneige, so neige ich mich auch zu einer Doppelliebe. Ich liebe die Medizäische Venus, die hier auf der Bibliothek steht, und die schöne Köchin des Hofrath Bauer. Ach! und bey beiden liebe ich unglücklich! . . . .

. . . .

. . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Zu allem Glück werde ich in diesem Augenblicke gestört. Nicht wahr, ich lege es darauf an, Dich zu empören, und das letzte Fünkchen Freundschaft, das noch für mich in Deiner Seele glimmen möchte, mit einem nassen Aufguß von Galle und Unflätigkeit zu verlöschen. Aber wahrhaftig je suis très enrhumé, oder, um deutsch zu sprechen, ich habe sehr den Katarrh. Und überdies bin ich noch verdrießlich, und mehr noch als ich verdrießlich bin, bin ich

Dein Freund

H. Heine.

Bitte Niemanden zu grüßen. Auch Gans nicht. Er hat mir ja sein Erbrecht nicht geschickt. Wenn er es mir aber schikken will, so will ich ihm auch im Vertrauen sagen, was Hugo davon gesagt. — Wie lange bleiben Roberts noch in Berlin? Wenn Du die schöne Schwäbin mahl wiedersiehst, so sag ihr, ich habe die Bekanntschaft ihrer Cousine gemacht, nemlich die der Medizäischen Venus. — Der Gajus ist doch ein großer Mann! Fast so groß wie sein großer Commentator in Berlin, neue Friedrichsstr. Nr. 48.

74. An RUDOLF CHRISTIANI.

Nest-Göttingen, d. 29' Febr. 1824.

Lieber Christiani!

Wer von uns beiden ist der faule Briefschreiber? Ich oder der große Göthejaner? Aber ich denke nicht daran, es ist ein neues Heft für K. u. A. erschienen und das mag Sie ausschließlich beschäftigen. Dennoch habe ich eine Nachricht für Sie, die Ihnen lieb seyn mag, nemlich: mit H. Heines Gesundheit bessert es sich erstaunlich! Und dies verdanke ich dem ledernen, schweinsledernen, doppelschweinsledernen Ritter Hugo, der von meinen Kopfe täglich 2 Stunden alle Geistesanstrengungen verscheucht; und dieses ist mir wohlthätig, so wie auch die freye Luft und das Göttinger Bier. Ich arbeite viel und denke wenig. Ich lebe sehr obskur, solide und sogar tugendhaft. Oft denke ich an Sie, sehr oft, und es ist mir so sehr leid, daß Sie mich nicht im gesunden Zustande kennen lernen konnten. Ich habe Ihnen so wenig seyn können und war auch in jenem trüben Zustande gar zu wenig im Stande, all das viele Erfreuliche, das in Ihrer Persönlichkeit steckt und das mir erst gestern auf der Weender Chaussee ganz aufging, zu erkennen, zu verdauen und zu genießen. Ja, ich merke es erst jetzt, Sie gehören zu den wenigen Menschen, die für mich passen. Das übrige Volk ist zu dumm, zu klug für mich, zu anspruchsvoll, zu sehr von oben herein. — Ja, die Gesundheit regt sich, und mit ihr der alte Muth. Ich bin der alte Tannhäuser noch, und mit geheimnißvoller Melodie lockt es mich wieder nach dem wohlbekannten Venusberge; und es ist sehr wahrscheinlich, daß ich in 4 Wochen die Ferien dazu benutze, einen Sprung nach Berlin zu machen. Wie sehr ich des Nestes überdrüssig war und ärgerlich ausgerufen:

O Venus, edle Jungfrau zart,
Ihr seyd ein Teufelinne!

So ziehts mich doch wieder hin zu dem Wunderberge, „zu Venus, meiner Frauen zart". Ich habe wieder Sehnsucht nach gebildeten Menschen; außerdem kann mir diese Reise

in politischer Hinsicht nützlich seyn. Ich muß einigen Menschen, von denen meine künftige Stellung abhängt, wieder mahl den Hof machen, und mich überhaupt wieder unter den Lebendigen zeigen. Sagen Sie aber niemanden etwas von diesem Vorhaben, denn ich habe meine Gründe zu wünschen, daß meinen Eltern nichts davon zu Ohren komme. Ich schreibe es Ihnen bloß, weil ich mich erinnere, es Ihnen versprochen zu haben, wenn ich nach Berlin reisen würde, es Ihnen vorher zu sagen. Obzwar ich nun zweifle, ob Sie mitreisen wollten, so denke ich es doch möglich, daß ich Ihnen in Berlin irgend einen Auftrag ausführen könnte, besonders wenn es etwas literarisches beträfe. Ich stehe ganz zu Ihren Diensten. — Ich will auch jetzt bey Gubitz einen Theil meiner kleinen neuen Gedichte, besonders der Seestücke, abdrucken lassen. Dann sieht man doch in Berlin, daß ich noch Verse machen kann; aber welche! Hilf Himmel, nicht allein, daß das Volk jene neue nonschalante Weise, worin ich jetzt dichte, nicht würdigen wird, so wird man außerdem mit Recht mir vorwerfen, daß ich jetzt Schwaches zu Markt bringe. Jetzt, da sich wieder viel Kraft bey mir äußert, merke ich das leider selbst. Dennoch schreibe ich jetzt nicht. Der Karton zum neuen Trauerspiel wird noch lange liegen bleiben. Ich habe jetzt zu viel mit meinem Jus zu thun. — Von Rousseau hab ich endlich Brief gehabt, er beklagt sich über mein Stillschweigen, schreibt rührend herzlich; Gott weiß, woher die Mißverständnisse entstanden. — Leben Sie wohl und schreiben Sie bald, und seyn Sie überzeugt, daß ich Sie achte und liebe.

H. Heine.

75. An RUDOLF CHRISTIANI.

Verfluchtes Nest-Göttingen, d. 7. Merz 1824.

Lieber Christiani!

Nebenstehender Brief vom 29. war im Begriffe, auf die Post zu spatzieren, als ich Ihren Brief vom 26. Feb[ruar] erhielt, und mich ganz göttlich freute und nebenbey höllisch ärgerte, daß ich Ihnen jetzt einen neuen Brief schreiben muß. Ich

schicke Ihnen dennoch den Alten, weil er ergänzen mag, was in dem jetzigen Brief nicht stehen möchte und besonders, weil bey mir immer der Brief, den ich schreibe, ein Thermometer ist, woraus man meine Gemüthsstimmung erkennen kann. Das ist doch am Ende die Hauptsache, die man aus Briefen der Freunde ersehen will, und darum ist mir der Brief im Negligee-Gewand tausendmahl lieber als der Galla-Brief. Zwar kann ich die augenblickliche Stimmung der Freunde sehr gut errathen, wenn sie im Briefe reflecktiren, und Stoff und Weise geben mir manchen Wink. Doch ist es mir lieber, wenn ich individuelle Züge, unbedeutende facta finde; und obzwar es mich hinreichend interessirt, wie Dr Christiani über das Volksthümliche denkt, so würde es mich dennoch ebenso stark, ja noch mehr interessiren, wenn ich erfahre: ob er auf jener Redoute (abgeleitet von redoutable) in Lüneburg seine unästhetischen Tricothosen getragen, ob er noch oft nach Wienebuttel geht und Gott weiß was noch mehr. Aber was ich hier sage, ist eigentlich gegen einen Berliner Freund gerichtet, wovon ich gestern einen langen Brief erhielt, worin nichts über den Freund selbst, da doch dieses mich mehr interessirte, als seine ellenlangen Contemplazionen. Ja, ich habe eben Ihren lieben Brief wiedergelesen, das obige trifft Sie nur in gringem Maße, und es mag für die Folge stehen bleiben.

Mit meiner Gesundheit sieht es wieder schlecht aus; ich mag wohl des Nachts zu viel an der Medizäischen Venus von der Bibliothek und an Hofrath Bauers Magd denken. Bey diesem höre ich diesen Sommer Criminalrecht und bey Meister Pandekten. Ich treibe immer Jus, aber, verflucht, ich kann nichts los kriegen. Noch immer kenne ich die Titel der skottschen Romane und die Novellen des Bockaz oder Tieks viel besser als die Titel und Novellen im Corpus juris. O, heiliger Justinian, erbarme dich meiner! so mancher Schöps hat dich kapirt, und ich muß verzagen! O, all Ihr römischen Imperatoren erbarmt Euch meiner! O Gajus, Paulus, Papinianus, Ihr verfluchten Heiden, Ihr müßt in der Hölle dafür brennen, daß Ihr das Jus so weitläuftig gemacht. Und welches

jean paulische, d. h. schwere Latein! Täglich verwünsche ich den Arminius und die Schlacht im Teutoburger Walde. Wäre diese nicht vorgefallen, so wären wir jetzt alle Römer und sprächen Latein, und das Corpus Juris wäre uns so geläufig und leicht wie Claurens Mimili. — Ich will nicht weiter schreiben, ein alt-Deutscher könnte mich überraschen und mir den Dolch ins undeutsche Herz stoßen mit einem pathetischen: Stirb, verfehmter Zwingherrnknecht und Vaterlandsverächter! Aber ich ergreife dann das neben mir liegende Nibelungenlied und halte es als Schild dem jenäischen Donquixote entgegen, und der Dolch entfällt ihm und er faltet betend die Hände: O sancta Chrimhilda, Brunhilda & Uhta ora pro nobis! — Edle, schwarze Narren, ich kann nicht mit euch harmoniren, weil meine eigne Narrheit eine Kappe von anderer Farbe hat, wir stehen in diesem Leben ernsthaft geschieden, aber dort oben sitzen wir brüderlich vereint und singen:

Was ist des Deutschen Vaterland,
Mit Veilchenblauer Seide?
Ists Preußenland ists Schwabenland,
Mit Lust und Liebesfreude?
Chor: Schönes, grünes Vaterland &c. &c. &c.

Sie sagen in Ihrem Briefe, daß es mir so schwer werde, mich des deutschen Wesens ganz zu entäußern. Obige Worte möchten Sie noch darin bestärken, daß dieses ein absichtliches Bestreben bey mir sey. Sie irren sich dennoch. Ich weiß, daß ich eine der deutschesten Bestien bin, ich weiß nur zu gut, daß mir das Deutsche das ist, was dem Fische das Wasser ist, daß ich aus diesem Lebenselement nicht heraus kann, und daß ich — um das Fischgleichniß beyzubehalten — zum Stockfisch vertrocknen muß, wenn ich — um das wässrige Gleichniß beyzubehalten — aus dem Wasser des Deut[sch]-thümlichen herausspringe. Ich liebe sogar im Grunde das deutsche mehr als alles auf der Welt, ich habe meine Lust und Freude dran, und meine Brust ist ein Archiv deutschen Gefühls, wie meine zwey Bücher ein Archiv deutschen Ge-

sanges sind. Mein erstes Buch ist auch in seiner Äußerlich[kei]t ganz deutsch, damals war die Liebe zum Deutschen noch nicht in mir getrübt; mein 2tes Buch ist nur innerlich deutsch; doch fremdartiger ist seine Äußerlichkeit. Daß aus Unmuth gegen das deutsche meine Muse sich ihr deutsches Kleid etwas fremdartig zuschnitt, ist wahrscheinlich. Zu diesem Unmuth haben triftige Gründe, gerechter Ennui, Anlaß gegeben. Und dann die Donquixoterie der Kerle! Ich sehe, ich bin selbst in den Fehler verfallen, den ich gerügt, und bin in's aschgraue Raisoniren gerathen und sollte doch lieber kurz zusammenfassen, was ich zu sagen habe. Hören Sie also: Ich reise nach Berlin, wenn ich mich Anfang nächsten Monaths wohlbefinde. Ich denke, daß es der Fall seyn wird, widrigenfalls reise ich nicht. Es ist also bloß höchst wahrscheinlich. Wenn ich Ihnen also in Berlin etwas besorgen kann, etwa in Ihren Göthischen Umtrieben oder in Verlegerangelegenheiten, oder Erfragungen und drgl., so müssen Sie es mir bis zum 1ten April wissen lassen. — Drey und dreyzig Gedichte lasse ich im Gesellschafter drucken, meistens sind sie Ihnen bekannt. Denken Sie mein Unglück, das Paquetchen Seestücke habe ich durch Hin und Herpacken verloren, und ich habe nur drey Stück aus dem Gedächtnisse — und wie hielt das schwer! — erneuern können. Lachen Sie nicht, es ist ein großes Unglück. Ich aber habe gelacht und herzlich gelacht. Hören Sie mahl, habe ich Ihnen nicht mahl mitgetheilt ein groß Gedicht, es fängt an

Am Werfte zu Kuxhaven
Da ist ein schöner Ort,
Der heißt „Die alte Liebe"
Die meinige ließ ich dort. &c. &c. &c.

Nun stehe ich auf der „alten Liebe" und betrachte den Sturm, das Gewitter, die Schiffe &c. Es ist ein famoses Gedicht und ich kann, trotz aller Anstrengung, mich nur noch der ersten Strophe erinnern. — Jetzt dürfen Sie lachen. — Diese Woche schicke ich die Gedichte an Gubitz, und wenn diese Gedichte durchfallen beym großen Publikum — und

das werden sie sicher — so sind Sie Schuld, denn Sie haben mich verführt, noch Gedichte zu machen. Es werden wohl die letzten seyn, die der Holzschneider und Theaterkritikmacher Gubitz in diesem Leben von mir erhalten wird.

Was Sie mir in Betreff Gubitzens und Ihres Aufsatzes für dens. sagen, sollte ich wohl in Stillschweigen übergehen, weil es sich schickt. Da dieses Schweigen aber etwas unnatürliches wäre, und ich meinen Freunden immer unbefangen heraussage was ich denke, so will ich Ihnen gestehn, daß ich aus Ihrem Briefe gern ersah, daß es Ihnen mit jenem Aufsatz noch immer Ernst ist. Dabey muß ich Ihnen eben so freymüthig sagen, daß ich es lieber sehe, daß Sie sich denselben ganz aus dem Kopf schlagen oder seine Abfassung auf den Sankt Nimmermehr aufschieben, wenn dieselbe Ihnen nur im mindesten gêne macht. Aus leicht begreiflichen Gründen hätte ich ihn bey meiner Ankunft in Berlin gern gedruckt vorgefunden. Da ich aber weiß, daß dieses nicht geschehn wird, so mag er immerhin ganz ungedruckt bleiben, da in späterer Zeit sein Abdruck keine äußere wichtige Bedeutung für mich haben wird. Und überdies ist es mir immer lästig, wenn ich mich meinem Freunde gar zu sehr verpflichte, und Sie, lieber Christiani, haben mir bereits so viel Erfreuliches und Liebes erzeigt, daß ich nicht weiß, wie ich mich je revangiren soll. Ich hoffe, daß ich auch von Ihnen nächstens ein poetisches opus gedruckt sehe, und dieses will ich mit Liebe und Fleiß lesen — und das ist ja das Verbindlichste und Liebreichste, was man einem Poeten erzeigen kann. Ich danke Ihnen für den St. Johannis; ich habe meine Gründe, Sie heute nicht zu loben; aber wahrscheinlich geschieht es nächstens. Ob meine Trag. u. Ged. dem Zwicker zugesagt, bezweifle ich sehr. Der Ton, der darinn herrscht, muß seinem ganzen Wesen zuwider seyn. Ich weiß nicht mehr, ob er sich geäußert hat. Vielleicht irre ich mich aber. Ich bin wirklich kein eitler Poet, und es ist mir nicht unglaublich, daß ich mißfallen kann. — Me Zwicker war sehr von meinen Versen erbaut. — O sie ist lieblich und liebreich!

Grüße[n] Sie mir meine Freunde und Gönner in Lüneburg.

Empfehlen Sie mich gelegentlich der schönen Sultanin zu Lüne. — Ich habe an August Meyer geschrieben. — Grüßen Sie den Hauptmann Meyer recht herzlich. — Einliegenden Brief schicken Sie gleich an meine Eltern; ich schreibe denselben nicht viel, aber oft. Ich glaube nicht, daß mich jemand in der pietas übertrifft. Still, still.

Leben Sie wohl, behalten Sie mich lieb und seyn Sie überzeugt, daß ich Sie schätze und liebe.

H. Heine.

Am Rande der 6. Seite des Briefes: Ich bemerke nochmals, daß Sie meinen Vorsatz, nach Berlin zu reisen, gegen niemand erwähnen sollen. — Den Cassanova (5ter Th.) habe ich noch nicht gelesen.

76. An FRIEDRICH BOUTERWEK.

Herr Hofrath!

Ich mache mir das Vergnügen, Ihnen beykommendes Buch als ein geringes Zeichen meiner Hochachtung zu verehren und wünsche, daß Sie dem Lesen desselben eine milde Stunde widmen mögen. So bald eine Unpäßlichkeit, die mich jetzt niederdrückt, es erlaubt, bin ich so frey, Ihnen persönlich meine Aufwartung zu machen. Ich bin,

Herr Hofrath,

mit Verehrung und Ergebenheit

H. Heine.

Göttingen, den 8. Merz 1824.

77. An GUBITZ.

Göttingen, den 9. Mertz 1824.

Lieber Professor Gubitz, hochgeschätzter Herr Collegue!

Ich wünsche, daß dieser Brief Sie in vollem Wohlseyn und in Ihrem gewöhnlichen Humor antreffe. Mit meiner Gesundheit sieht es jetzt etwas besser aus. Ça ira.

Anbey übersende ich Ihnen für den Gesellschafter die

neusten Kinder meiner Muse, überschrieben „drey und dreyzig Gedichte von H. Heine“. Sie werden sich baß verwundern über das Befremdliche und Nonchalante in der Form einiger dieser Gedichte, vielleicht erwecken Sie auch bey Ihnen und andern Leuten ein verdammendes Kopfschütteln, dennoch weiß ich, daß sie zum Eigenthümlichsten gehören, was ich bisher gegeben. Ich verlange daher, im Fall Sie sie überhaupt des Abdrucks würdigen, daß Sie sich alles Gubitzens — Sie wissen, was ich meine — dabey enthalten, daß Sie beim Abdruck kein Wort, keine Sylbe verändern; im Fall Ihnen dieses nicht möglich ist, lassen Sie diese Gedichte ganz ungedruckt, und ich werde sie von Ihnen durch einen Freund abholen lassen. Auch ist es durchaus nöthig, daß der Cyclus in einer Woche ganz erscheine, nemlich in den vier auf einmal auszugebenden Blättern. Mehrere Gedichte, die ich mit Bleyfederstrichen eingeklammert, sollten wohl auch auf demselben Blatte zusammengedruckt werden, wie Sie selbst einsehen werden, z. B. bey den Seestücken. — Auch glaube ich, daß mit dem Abdruck dieser Einsendung nicht lange gezögert werde, im Fall Sie kein Manuscript von Goethe oder Walter Scott liegen haben. Ich bedinge mir ausdrücklich acht Exemplare des Abdrucks der 33 Gedichte und werde dieselben bey Ihnen abholen lassen. Vergessen Sie daher nicht, die acht Exemplare in der Druckerey zu bestellen. Ich habe sie durchaus nöthig, muß sie an Freunde und Verwandte schicken.

Daß ich so selten etwas für den Gesellschafter einsende, liegt nicht an mir, sondern an meiner gegenwärtigen Lage, wo ich von Krankheit und Jurisprudenz niedergedrückt werde. Das wird sich aber ändern, und seyen Sie überzeugt, daß ich mich immer für den Gesellschafter interessiren werde. Ich wünschte wohl, daß sich derselbe auch für mich interessire, und ich mache Ihnen den interessanten Vorschlag, ob Sie mir nicht meine heutige Sendung und die künftigen mit Ihrem gewöhnlichen Honorar sogleich honoriren wollten. Ich überlasse das Ihrem freundlichen Ermessen mit dem Bedenken, ich sey das Gegentheil von einem Millionair. — Ich

lebe hier sehr still, arbeite viel und werde unausstehlich gelehrt. So kann der Mensch sinken! — Halten Sie mich in gutem Andenken, loben Sie mich auch bey Gelegenheit; denn gestern habe ich Sie auch gelobt, und es war im Rathskeller, und eine Menge Studenten, wovon jeder seine acht Krüge Doppelbier vertragen kann, waren gegenwärtig.

Leben Sie wohl, und seyn Sie überzeugt, daß ich nie aufhöre zu seyn

Ihr Freund
H. Heine.

78. An MOSES MOSER.

Göttingen den 19. Merz 1824.

Lieber Moser!

Deinen Brief vom 24. Februar werde ich mündlich beantworten. Ja, ich hege den Plan, wenn ich mich in 14 Tagen nicht gar zu schlecht befinde, nach Berlin zu reisen und dort einige Wochen zu verleben. Wir haben nemlich 4 Wochen Ferien, das Leben hier macht mich bis zur Entsetzlichkeit melancholisch, für meine Kopfschmerzen, die mich wieder anhaltend plagen, ist eine durchrüttelnde Reise heilsam, und dann — Ich könnte Dir wohl glauben machen, daß Du es endlich bist, der mich am meisten nach Berlin zieht, und ich habe es mir auch gestern den ganzen Tag eingebildet, aber diesen Morgen im Bette frug ich mich selbst, ob ich wohl nach Göttingen reisen würde, wenn Du in Göttingen und ich in Berlin wäre? Aber was soll ich mir den Kopf zerbrechen, um die Ursachen aufzufinden, warum ich nach Berlin reise, — genug, ich komme hin. Es ärgert mich, daß Du mir schreibst, daß Roberts schon diesen Monath nach Wien gehen. Wäre dies nicht, so würde ich mir einbilden, ich reiste Mad. Roberts wegen nach Berlin. Aber Frau von Varnhagen? Ja, ich freue mich, die herrliche Frau wiederzusehen, aber was breche ich mir den Kopf, genug ich komme. Ich schreibe Dir noch einige Tage vor meiner Abreise, damit Du mir ein stilles Zimmer auf einige Wochen miethen kannst.

Dein langes Stillschweigen hatte mir viel schlimme Stunden gemacht und viel Schlimmes in mir aufgeregt. — Aber was kannst Du dafür, daß so viel Schlimmes in mir steckt und bei dem mindesten Anreiz zur Erscheinung kömmt? Sage es noch an Niemand, daß ich nach Berlin komme; denn ich habe wichtige Gründe zu wünschen, daß man meine dortige Anwesenheit in Hamburg nicht früher erfahre, bis ich dort bin oder war. Außerdem will ich die ersten Tage meines Dortseyns nicht mit Besuchen verbringen. Du wirst sehen, wie es mit meinem armen Kopfe aussieht, wie ich besorgt sein muß, ihn vor allen Anreizungen zu bewahren. Ich bitte Dich schon im Voraus, lass mich, wenn wir zusammenkommen, kein Hegel'sches Wort hören, nimm Stunden bey Auerbach, damit Du mir recht viel Mattes und Wässrichtes sagen kannst, laß Dir dünken, ich sey ein Schafskopf wie Cajus und Tizius &c. Verlange überhaupt keine Kraftäußerungen von mir, wie Du in Deinem Briefe verlangst, mag es mit meiner Poesie aus seyn oder nicht, und mögen unsere ästhetischen Leute in Berlin von mir sagen, was sie wollen — was geht das uns an? Ich weiß nicht, ob man Recht hat, mich als ein erloschenes Licht zu betrachten, ich weiß nur, daß ich nichts schreiben will, so lange meine Kopfnerven mir Schmerzen machen, ich fühle mehr als je den Gott in mir und mehr als je die Verachtung gegen den großen Haufen; — aber früh oder spät muß ja die Flamme des Geistes im Menschen erlöschen; von längerer Dauer, vielleicht von ewiger Dauer — ist jene Flamme, die als Liebe (die Freundschaft ist ein Funken derselben) diesen morschen Leib durchströmt. Ja, Moser, wenn diese Flamme erlöschen wollte, dürftest Du ängstlich werden. Noch hats keine Gefahr; ich fühle ihren Brand.

Ich habe unlängst dem Prof. Gubitz einen Cyklus kleiner Gedichte zum Abdruck im Gesellschafter zugeschickt. Sprich doch mit ihm, daß er sie bald abdruckt, und wenn dieses vor meiner Anwesenheit dort geschieht, so lasse Dir von Gubitz 8 Exemplare dieser Gedichte geben, welche ich ausdrücklich von ihm verlangt und bedungen.

Ich wünsche, daß Du 3 Exemplare des ganzen Cyklus jener neuen Gedichte, jedes besonders heften lassen möchtest, und davon 2 Exemplare unter Kreuzcouvert franco an meine Schwester schicken möchtest. Du machst darauf die Addresse: An Madame Charlotte von Embden, geborene Heine, Neuer Wall Nr. 167. Das dritte Exemplar von den drey gehefteten schickst Du, ebenfalls unter Kreuzcouvert, an den Herrn Dr. R. Christiani in Lüneburg. — Entschuldige, daß ich Dir so viel Mühe mache. — Bis zum 2., 3. April werde ich wohl noch hier bleiben, und sind die Gedichte unterdessen abgedruckt, und ein Exemplar könnte mich noch hier antreffen, so wär es mir lieb, wenn Du mir ebenfalls ein Exemplar unter Kreuzcouvert schicken wolltest. — Viele dieser Gedichte können weder Dich noch andere Leute ansprechen, und dennoch sind eben diese am eigenthümlichsten, besonders in der Form, und haben deßhalb entschiedenen Werth. — Grüße mir Deinen Freund Leßmann; ich freue mich, seine Bekanntschaft zu machen.

Lebe wohl, behalte mich lieb, und begnüge Dich mit dem, was ich bin und seyn will, und grüble nicht darüber, was ich seyn könnte. Stirb auch nicht, bis ich Dich wiedersehe.

H. Heine.

79. An CHARLOTTE EMBDEN.

Göttingen, den 30. Merz 1824.

Liebes Lottchen!

Dein und Moriz Brief habe ich richtig erhalten und mit Freude daraus ersehen, daß Ihr Euch wohl und behaglich befindet. Sag an Moriz, daß ich sehr froh bin, bey ihm noch in so gutem Andenken zu stehen, und daß ich ihn nächstens schreiben werde. Auch Dir, liebes Lottchen, will ich heute so eine eigentliche Antwort nicht schreiben und der Zweck dieses Briefes ist bloß, Dir zu sagen: daß ich diese Woche einen Abstecher nach Berlin mache, um dort einen Theil der hiesigen Ferien zu verbringen, daß ich Dir also nächstens gewiß Interessanteres als jetzt schreiben kann, und daß, wenn Du in

Berlin etwas von mir besorgt haben willst, Du mir es umgehend schreiben mußt, unter der Addresse H. H. aus Düsseldorff, abzugeben bey M. Friedländer & Co. auf der Neuen Friedrichstraße Nr. 47 in Berlin. Der Zweck dieser Reise besteht aus tausenderley kleinen Nebenzwecken, und das Amüsieren ist wohl der kleinste derselben. Indessen ist auch meinem Kopfe eine solche Reisebewegung und Veränderung sehr zuträglich.

Ich hoffe, daß Du, liebes Lottchen, Dich auch jetzt wohl befindest und mich lieb hast. — Meine Muse trägt einen Maulkorb, damit sie mich beym juristischen Strohdreschen mit Ihren Melodien nicht störe. Doch habe ich unlängst einen Cyklus kleiner Gedichte für den Gesellschafter abgeschickt, und gab Ordre, daß man Dir vom Abdruck desselben 2 Exemplare nach Hamburg schicke, und ich ersuche Dich, ein Exemplar davon an Onkel Henry zuzustellen. Vergiß dieses bey Leibe nicht. Auch sey so gut und sage an Onkel Henry, daß mir sein Brief zugekommen und das Creditiv mir richtig ausbezahlt geworden. Du mußt dieses, wie sich versteht, gleich thun, und kannst sagen, daß ich eine Reise mache, und deßhalb erst später schreiben würde. Auch dieses vergiß bey Leibe nicht, denn Onkel Henry erzeigt mir sehr viel Liebes und Gutes, und ich bin ihm viel Dank schuldig.

Von Lüneburg habe ich gestern Brief erhalten und gehört, daß Therese Heine an den Pocken krank gelegen und wieder hergestellt sey. Sage mir doch, hat sie viel gelitten? Das thäte mir sehr leid. Bringe dem lieben Mädchen sowie auch den Uebrigen meinen freundlichsten Gruß. — Mit meiner Gesundheit kann ich noch nicht schtrunzen; aber es geht schon. — Mit Lüneburg stehe ich in starker Correspondenz und schreibe sehr oft; Du weißt, das macht Vater und Mutter Freude, und dem lieben Vater doppelt, da er die Briefe selbst holt. An Dich, liebes süßes Weiderchen, denke ich beständig, und möchte Dich wohl sehen in Deiner jetzigen Rundung. Wann hast Du ausgerechnet? Es regt sich schon in mir die Ahnung oheimlicher Gefühle, und ich bin gespannt, ob ich einen Neffen oder eine Neffin bekomme. O, wie wird der Pfuscher vergnügt

seyn, wenn er das erste Kindergeschrey hört! Wie wird's bey Mama nach Kuchen riechen! Alles wird sich freuen und in Bewegung seyn, und Tante Jette wird im ersten Augenblick nicht wissen, ob sie Tante oder eigentlich Großtante geworden ist.

Aber damit dieses alles geschehe, schone Dich, liebes Kind, und behalte lieb

Deinen portugiesischen Bruder
H. Heine.

80. An MOSES MOSER.

Magdeburg den 4. April 1824.

Lieber Moser!

Ich bin jetzt schon einige Tage hier, und mein Freund Immermann, welcher jetzt hier lebt, hält mich fest. Vielleicht aber reiße ich mich morgen wieder los und mit einer Gelegenheit oder mit der Schnellpost fahre ich nach Berlin. Im letzteren Fall (im schnellpostlichen) werde ich meinen Koffer an Dich addressieren. Sey jetzt so gut und miethe mir irgendwo ein Zimmer, wenn es möglich ist wochenweis, nicht zu theuer, aber auch nicht schlecht. Bei keinem Juden, wegen — — und nirgends, wo in der Nähe ein Schlosser oder überhaupt ein klopfender Handwerker wohnt, auch siehe, daß das Zimmer an kein anderes Zimmer grenzt, worin laut gesprochen wird. Entschuldige, daß ich Dir so viele Mühe mache, die ich Dir mit gar Nichts anders vergelten kann, als daß ich Dich liebe. — Ich befinde mich sehr unwohl, habe eine traurige Nacht auf dem Harze zugebracht, nichts als Schneeberge, hol' der Teufel seinen geliebten Blocksberg. — Die Raben flattern noch um den Kyffhäuser herum, und der alte Herr mit dem rothen Bart wird sich noch einige Zeit gedulden müssen.

Von Magdeburg wüßte ich Dir nichts zu sagen, als daß es einen prächtigen Dom und in diesem Augenblick zwey sehr bedeutende Dichter mit seinen Mauern umschließt. Der eine ist

Dein Freund
H. Heine.

81. FOUQUÉ an HEINE.

Auf Verlangen des Herrn Heinrich Heine bezeuge ich, daß derselbe im Monat Julius, gleich nach Empfang eines Gedichtes, das ich an ihn gerichtet hatte, mir schrieb, er verlange zur Mittheilung desselben an seine Freunde noch meine besondere Erlaubniß, weil er nicht dafür stehen könne, daß nicht einer oder der andere das Gedicht abdrucken lasse.

Berlin, am 10. April 1824.

Friedrich Baron de la Motte Fouqué,
Major und Ritter.

82. An VARNHAGEN VON ENSE.

Berlin, den 11. April 1824.

An S. Hochwohlgeboren d. Herrn Legazionsrath
Varnhagen v. Ense.

Als ich voriges Jahr mit Ihnen in Hamburg zusammentraf, war mir's wohl fühlbar, daß in Ihrem Benehmen gegen mich etwas Verletzendes lag; aber ich war damals sehr gemüthsbeschäftigt und ließ alles traumhaft an mir vorübergehen und konnte erst später, als ich ruhiger und wachender wurde, zum klaren Bewußtseyn gelangen: daß Sie sich mir wirklich auf eine beleidigende Weise gezeigt und dieses sich sogar in einem Faktum ausgesprochen. Letzteres bestand darin, daß Sie es unumwunden eine Unwahrheit nannten, als ich Ihnen die Versicherung gab: daß ich bey Fouqué um die besondere Erlaubniß angefragt, sein mir gewidmetes Gedicht meinen Freunden mittheilen zu dürfen. Es ist überflüssig, hier zu sagen, wie viele trübe Stunden mir dieses verursacht und wie sogar die Erinnerung an all das sehr viel Liebe und Gütige, das Sie mir früher erwiesen, dadurch getrübt werden mußte. Noch überflüssiger ist es zu sagen, daß ich es nicht geeignet fand, in dieser Sache mit den gewöhnlichen Hansnarren-Formalitäten, die unserem beyderseitigen Charakter und Verhältniß so unangemessen sind, zu verfahren, und daß ich es vorzog, der großen Mittlerin Zeit alles zu überlassen.

Diese wird bereits etwas gethan und Sie, wenn Sie beyliegendes Blatt gelesen, zur Einsicht eines großen Unrechtes gebracht haben. — Obiges ist auch die Ursache, warum ich Ihnen nicht früher geschrieben, und warum ich mich jetzt nicht mehr mit der alten Zutraulichkeit Ihnen erschließen kann. Dennoch können Sie versichert seyn, daß die Gefühle der Liebe und Dankbarkeit, die ich früher gegen Sie hegte, sich ungeschwächt in meiner Brust erhalten, und daß der Beysatz von Mißbehagen und Schmerz, den Sie später in mir erregt, jeden Tag, ja sogar während ich dieses schreibe, mehr und mehr verschwindet. Ich verlange deßhalb auch keine Erörterung von Ihnen, ich weiß, was Sie denken, und das genügt mir, und ich wünsche sogar, daß von dem Inhalte dieses Briefes, den ich aus natürlichem Bedürfniß schreibe, nie zwischen uns die Rede sey, wenn sich dieses ohne Zwang machen läßt. — Von der großen Mittlerin Zeit erwarte ich noch sehr viel, und ich hoffe, daß Sie durch dieselbe in den Stand gesetzt werden, mich besser kennen zu lernen und sich zu überzeugen, wie sehr ich bin

Ihr Freund und

H. Heine.

83. An KARL IMMERMANN.

Berlin, den 11. April 1824.

Lieber Immermann!

Ich bin noch nicht aus dem ersten Lachen gekommen, seit ich hier bin; alle Mittheilungen muß ich bis zu meiner Zurückkunft nach Magdeburg aufsparen. Varnhagens und den größten Theil meiner Freunde habe ich in vollem Wohlseyn angetroffen. Andere sind abwesend. So ist z. B. die Hohenhausen nach Dresden gereist, begleitet vom Baron v. Uechtritz! Dieser hat also jetzt Gelegenheit, weibliche Charaktere zu studiren. Wenn Blomberg zu Ihnen kommt, so bitten Sie ihn, daß er hier in Berlin im Contor von M. Friedländer u. Comp., Neue Friedrichsstraße 47, seine Addresse für mich abgebe. Ich werde ihn alsdann schon auffinden; mich würde er

schwerlich zu Hause treffen. — Viele haben sich nach Ihnen erkundigt. — Leben Sie wohl. Ich sehe Sie bald.

Ihr Freund

In Eil. H. Heine.

Ich befinde mich sehr wohl.

84. An CHARLOTTE EMBDEN.

Göttingen, d. 8. May 1824.

Geliebte Schwester! Ich will Dir heute nur anzeigen, daß ich gesund und wohl wieder in Göttingen angelangt bin und daß ich hier einen ausführlichen Brief von Dir erwarte, wie Du Dich befindest. Alles Andere ist Nebensache, nur wie Du Dich befindest, will ich wissen. Wann gedenkst Du niederzukommen? Siehst Du jetzt, wie gut es ist, wenn man rechnen gelernt hat? Schone Dich nur, laufe nicht zu viel, nasche nichts während Deiner Schwangerschaft, sonst wird Dein Kind ein Näscher, auch lese jetzt keine Verse, sonst wird das Kind, das Du bekommst, ein Poet, — welches wohl ein großes Unglück genannt werden kann. — Ich dachte nicht an Deiner Schwangerschaft, sonst hätte ich Dir die 33 Lieder nicht geschickt. — Auch muß ich Dir wiederholend anrathen, nicht viele Steinwegsgesichter anzusehen. — Meine Hinreise nach Berlin habe ich in sehr schlechtem Wetter gemacht, es war kalt und schneite entsetzlich. Die Herreise ging viel besser, in schönem Wetter und in 48 Stunden, — so schnell geht es mit der Schnellpost! Es war recht überraschend, daß ich das Harzgebirge, das ich mit Schnee bedeckt verlassen hatte, im freudigsten Frühlingsgrün wiedersah. Eben im Harzgebirge war es, wo ich bey meiner Hinreise eine Dame sah, die Dir sehr ähnlich war, in Gesichtszügen und ganzem Wesen. Ich fuhr nemlich von Stollberg nach Harzgerode, über einen hohen schneebedeckten Berg, wo der Wagen jeden Augenblick umzufallen drohte, eine Lebensgefährliche, traurige Tour. Als wir nun um Mitternacht nach dem Harzgeroder Posthause gelangten, fanden wir die helle Stube mit Passagieren gefüllt, die theils mit anderen Postwagen, theils mit

Extra gekommen waren, und dort Caffe tranken, ihre Pelze an- und auszogen, mit dem Postmeister laut zankten, über das Wetter fluchten und Katzenjammergesichter schnitten. Am Ofen, der nicht besonders warm war, saß eine wunderschöne Frau, die sehr vornehm, aber auch höchst verdrießlich schien, und präzise so aussah wie Du, wenn Du ärgerlicher Stimmung bist. Nein, sie sah wie die Verdrießlichkeit selbst aus, als sie von unserm Postillon erfuhr: daß der Weg nach Stollberg so schlecht sey; und ein feiner Herr mit prächtigem Pelzrock, welcher sich, ängstlich beschwichtigend und auf ihren leisesten Wink lauschend, um sie herumbewegte, mußte den ganzen Strom ihres Unmuths aushalten, und halbweinend, halbscheltend sagte sie zu diesem: warum haben Sie mich nicht früher umgebracht? wußten Sie denn nicht, daß ich krank bin? u. s. w. Ich suchte die mißmüthige Dame so gut als möglich zu trösten und trillerte aus Jean de Paris: welch Vergnügen gewährt das Reisen! Wie sie das hörte, zog sich ein allerliebst wehmüthiges Lächeln über ihr schönes Verdrießlichkeitsgesicht, sie tobte nicht mehr so laut gegen den armen, feinen Pelzrockherrn, und als dieser ihr bald darauf den Arm both, und sie zierlich nach ihrem Wagen geleitete, wandte sie sich noch oft grüßend nach mir um, und seufzte und trillerte: welch Vergnügen gewährt das Reisen.

Diese Worte klangen mir heute den ganzen Morgen im Ohr, und deßhalb erzähle ich die Geschichte. Wollte ich aber von Berlin erzählen, so würde ich nicht so bald fertig werden. Nur so viel will ich Dir sagen, daß ich dort noch bey den Leuten in hinlänglicher Liebe und Achtung stehe. Die Leute haben sich aber auch nicht wenig gewundert über meinen Heroismus, daß ich aus Arbeitsliebe das langweilige Göttingen statt des reitzvollen Berlins zum Aufenthalt wähle. Noch mehr wunderte man sich, daß ich im Stande war, zur rechten Zeit wieder abzureisen, um hier kein Collegium zu verspäten. Ich habe in Berlin manche schöne Stunde verlebt und viele geistige Anregung und Erfrischung in mich aufgenommen, und diese Reise war mir gewiß in jeder Hinsicht nützlich.

Ich danke Dir, liebes Lottchen, daß Du die Güte hattest,

bei Henry meinen Auftrag auszurichten; Du würdest mich nochmals verbinden, wenn Du auch diesmal dem guten Onkel Henry meinen Gruß bestellst. Ich habe nemlich in dem unruhigen Treiben, worin ich mich, innerlich und äußerlich, befand, noch bis auf diese Stunde nicht dazu kommen können, dem guten Onkel zu schreiben, und es ist mir daran gelegen, daß er erfahre, daß ich nicht gar zu lang in Berlin geblieben und daß diese Reise mir körperlich und geistig heilsam war. Ich befinde mich nemlich jetzt so wohl, wie ich mich seit Jahr und Tag nicht befunden habe. — Wenn es mir möglich ist, werde ich heute noch nach Lüneburg schreiben. — Was macht Onkel Salomon Heine? Ich erschrak nicht wenig, als ich unlängst erfuhr, daß Alle bey Onkel Heine so krank waren. Gottlob, daß sie wieder hergestellt sind. Ich bin froh, daß ich es nicht früher gewußt. — Ich bitte Dich aber, schreibe mir ausführlich, was sie jetzt machen. Meine Addr ist: H. H. Stud. Juris aus Düsseldorff in Göttingen. Grüße mir den Pfuscher, ein Theil dieses Briefes ist nur an ihn gerichtet, ich denke oft und gerne an ihn. Grüße mir Embdens. Schreibe mir bald und behalte mich lieb. Du glaubst wirklich nicht, wie sehr herzlich ich Dich liebe

Dein Bruder
H. Heine.

Adresse: An die Frau Charlotte von Embden, geb. Heine
p. Addr. Herrn Moritz von Embden, auf dem
Neuen Wall, neben dem Stadthause
in
Hamburg.

85. An MOSES MOSER.

Göttingen den 17. May 1824.

Lieber Moser!

Ich bin in zweymal vierundzwanzig Stunden von Berlin hergereist, Mittwoch um 6 Uhr hörte ich noch im Wagen den lieben Ton Deiner Stimme und Sonnabend um 6 Uhr klangen schon in mein Ohr die ennuyanten Laute Göttinger

Philister und Studenten. Ich mußte durch Magdeburg reisen, ohne Immermann gesprochen zu haben. Die Post hielt sich dort nur ½ Stunde auf; ich hätte dort mehrere Tage liegen bleiben müssen, wenn ich sie versäumte, und es drängte mich gar zu sehr, hier wieder ans Arbeiten zu kommen. So bin ich nun hier und lebe ganz isolirt und höre Pandekten, und sitze jetzt auf meiner Kneipe mit der Brust voll unverstandener Sehnsucht und dem Kopfe voll von noch unverstandenerem juristischen Wischiwaschi. Ich befinde mich ziemlich gut, der Kopf ist noch nicht ganz frey, aber wenigstens schmerzt er nicht. Ich gedenke für diesen Sommer viel los zu bekommen — ich denke, wir sind ja doch mahl im Goles. — Ich werde Dir wenig zu schreiben haben diesen Sommer; bey Dir hingegen passirt alle Tage etwas, das mich interessirt, und Du mußt viel schreiben. — Heute will ich Dir mahl etwas Liebes erweisen, indem ich Dir einen Auftrag gebe, dessen Verrichtung unter Brüdern tausend Thaler werth ist. Du sollst nemlich der schönen Madame Robert einliegendes Sonett in meinem Namen zustellen. Laß es Niemanden vorhersehen. Es ist nicht viel werth, aber ich hatte versprochen, der schönen Frau ein Gedicht zu machen, und für ein solches aufgegebenes Gelegenheitsgedicht, wo die Convenienz (die Macht der Verhältnisse) den wirklichen Ernst theils heischte, theils verbot, dafür ist das Gedicht noch immer gut genug, und es wird der schönen Frau gefallen und sie erfreuen und könnte dem Überbringer, wenn er nicht zu blöde wäre, ein zärtliches Trinkgeld eintragen. Etwas wenigstens wirst Du bekommen, vielleicht ein extraordinäres Lächeln.

Sage der schönen Frau, daß ich ihr auch nächstens über das den Almanach Betreffende selbst schreiben werde, und daß ich Immermann nicht gesprochen habe, aber ihm des Almanachs wegen bereits geschrieben. — Wenn Rubo wieder von der Reise zurück ist, so bitte ihn, daß er Dir das mir versprochene Heft von Meister zustelle, und Du verbindest mich ganz außerordentlich, wenn Du mir dasselbe so bald als möglich mit der fahrenden Post zukommen lassen wolltest. — Wie gebehrdet sich Gans? Ist er zur Vernunft gekommen? —

Bey meiner Hierherkunft fand ich ein großes Packet von Rousseau, worin die Zeitschrift Agrippina mit der darin enthaltenen großen Recension meiner Gedichte, so wie auch mehrere neu edirte Werke schlechter Poeten am Rhein, die mir solche mit allertiefsten Ehrfurchtsbücklingen zuschickten, und endlich „das Buch der Sprüche" von Rousseau selbst, das mir derselbe auf sehr liebevolle Weise zugeeignet hat. Ich werde schon einrichten, daß Du ein Exemplar dieses Büchelchens erhältst, und Du wirst sicher mit mir übereinstimmen, daß höchsttreffliche Sachen darin enthalten sind. — Grüße mir alle Bekannte, besonders Zunz und die Zunz.

Meine Addresse ist H. H. aus D. Studiosus juris, wohnt bey Eberwein auf der Gronerstraße in Göttingen. — Sage an Lehmann, daß ich bedauere, ihn nicht vor meiner Abreise gesehen zu haben, und daß ich ihm nächstens schreiben werde. Auch Leßmann grüße mir recht herzlich, ich danke ihm für die freundliche Mittheilung seiner Göttin und werde dieselbe genießen, so bald ich sie aus meinem Koffer hervorpacke. Denn, auch zu Deiner Notiz bemerke ich, daß ich eben den kleinen Koffer erhalten habe. Ich danke Dir für die gütige Besorgung. Halte mich lieb, und sey überzeugt, daß ich nie aufhöre zu seyn

Dein Freund

H. Heine.

Bitte: lasse doch meinem Vetter Schiff sagen, daß ich das verlangte Recept noch nicht gefunden; lasse ihm bald sagen, sonst bringt der Kerl mich nochmals um Briefporto.

86. An RUDOLF CHRISTIANI.

Göttingen d. 24' May 1824.

Lieber Christiani!

Wenn man gar zu viel zu schreiben hat, so schreibt man gar nicht, das ist allgemein gebräuchlich, und mein langes Stillschweigen bedarf also keiner besonderen Entschuldigung. — Eigentlich wollte ich heute auch noch nicht schreiben, das

Wetter ist feucht und dumpf, und in meinem Kopfe sieht es noch feuchter und dumpfer aus; aber ich muß doch die Correspondenz wieder in Gang bringen; ich melde Ihnen also, daß ich noch lebe, weiter nichts. Vielleicht in meinem nächsten Briefe erzähle ich Ihnen, daß ich eine Reise gemacht, viele Menschen und Bestien gesehen u. s. w. Apropos: ich war auch in Berlin. Diese Stadt liegt an der Spree, hat 150 000 Einwohner und 25 Seelen. Und eine Seele ist darunter, die mich seelig machen könnte! O, Ihr Götter, bin ich noch nicht verrückt genug! Ich habe in Berlin viel antechambrirt, viele höchstgnädige Blicke auf mich herabstralen lassen, alte Freundschaften fester geknüpft, gut gegessen, noch besser getrunken à la hafis, hinlänglichen Weihrauch eingeathmet, etwelche Küsse empfangen, 30 Ld'or ausgegeben, rasend viel dummes Gewäsche angehört und köstliche Stunden genossen. — Ich bin es wirklich nicht werth, daß so viele gute Menschen ihre Geduld übten, indem sie mich ärgerlichen, verdüsterten, kopfschmerzigen Menschen aufzuheitern und zu ergötzen suchten. Doch muß ich hinzusetzen, daß es mein armer Kopf wirklich noch nicht erlaubt, daß ich mich in allzu großen Menschenverkehr einlasse, und es war wirklich kein Eigensinn, daß ich manche Liebeszuströmung ablehnte, und manchem Schönen und Guten geflissentlich auswich. Vous me connoissez.

Bey meiner Hinreise nach Berlin bin ich durch Magdeburg gekommen und habe 4 Tage dort mit Immermann verlebt. Wir stimmen herrlich überein; haben uns redlich lieb gewonnen. Vor meine Muse zieht Immermann sehr tief den Hut ab. Mit rührender Demuth hat er mir manche seiner Blößen bekannt, und ich habe daran ersehen, daß er geistig noch größer ist, als ich früher dachte. Immermanns Äußere ist nicht einnehmend; Ich sehe weit besser aus. Ueberhaupt scheint ihm die Jugend zu mangeln. Dafür aber ist er auch ein Coloß an Kraft und Ruhe. Er will die Hohenstaufen schreiben in einem Cyklus von 9 Tragödien, und er sammelt jetzt die Materialien. Von dem bloßen Gedanken einer solchen Riesenarbeit könnte ich schon den Tod aufladen. An eine Tragödie, die eine Magda-

lene zum Gegenstand hat, schreibt Immermann jetzt. Ein neues Lustspiel „Das Aug' der Liebe" läßt er bey Schulz und Wundermann jetzt drucken; so wie auch eine Uebers. des Scottschen Ivanhoe, wozu er eine Paralele zwischen Shakespeare und Scott schreiben wird. Eine kritische Abhandlung über den Charakter des Fallstaff wird von ihm erscheinen in der münchener Zeitschrift: Orpheus. Er hat noch manches andre Critische unter der Feder gehabt; so wie ich auch den Anfang einer Charakteristik der Heineschen Tragödien unter seinen Papieren gesehen. Seine kritische Schrifft über Göthe hält er selbst für nicht bedeutend. So wie er überhaupt noch nicht weiß, worinn eigentlich seine Force besteht. Wir haben viel über Göthe gesprochen, daß ich des rasenden Göthianers, der zu Lüneburg an der Amtskette liegt, oft erwähnen mußte, versteht sich von selbst. An so viele meiner Gedanken knüpft sich jetzt Ihr Name, Lieber Christiani. Die freyherrlich von Sydowsche Schilderung Immermanns paßt ganz und gar nicht. Letzterer hatte aber auch dem armen Teufel gar zu schlimm mitgespielt. Bey einer schönen Dame, wofür beide flammten, wurde mit vertheilten Rollen Göthes Tasso gelesen; natürlich, der ritterliche Deklamator, der, um zu brilliren, sich die Rolle des Tasso genommen hatte, las dieselbe zu schulknabenhaft schlecht, und der boßhafte Immermann, der den Antonio übernommen hatte, las denselben etwas zu schulmeisternd gut, indem er manche Stellen zu anzüglich aussprach, durch ironischen Blick und Betonung mit den Worten des Antonio eigentlich den armen Baron aushunzte, bis derselbe pikirt und pikirter, aus der Fassung gebracht, und ordentlich wüthend wurde.

Während ich dieses schreibe, erfahre ich, daß mein Vetter, Lord Byron, zu Missolungi gestorben ist. So hat auch dieses große Herz aufgehört zu schlagen! Es war groß und ein Herz, kein kleines Eyerstöckchen von Gefühlen. Ja, dieser Mann war groß, er hat im Schmerze neue Welten entdeckt, er hat den miserabelen Menschen und ihren noch miserableren Göttern prometheisch getrotzt, und der Ruhm seines Namens drang bis zu den Eisbergen Thules und bis in die brennenden

Sandwüsten des Morgenlandes — take him al in al, he was a man. Wir werden so bald nicht mehr seines Gleichen sehen.

Ich habe überall Trauer ansagen lassen. Die englische Literatur steht jetzt nur noch auf zwey Augen — Scott und Moore. Unsere Literatur ist ganz und gar blind.

Es ist ein überaus schlechtes Wetter, daß ich fast glaube, es ist von Clauren. Meine „drey und dreyzig" haben in Berlin höchst merkwürdige Schicksale gehabt. Bis zu dem Himmel erhoben als das extra-Neueste unserer Literatur, und dann wieder bis in den Koth herabkritisirt als geistlose Verirrung der Zeit. Man klagt, der Ruhm habe mich verführt, diese leichten Sachen sorglos eilig hinzuschreiben, so daß die Spur solcher Flüchtigkeit überall sichtbar sey. Letzteres schrieb mir auch mein Bruder aus Lüneburg, der in Hamburg viel kritisches über mich gehört haben will, z. B. daß ich kein Deutsch verstände. Der Redakteur der posener Zeitung, ein Pole, hat dieses ebenfals behauptet in seinen Streitschriften gegen mich.

Am Rhein und in Westfalen, hör ich, sollen meine Tragödien zwar sehr viel gelesen, aber noch nicht so recht verstanden und goutirt werden. Desto mehr knoppert man behaglich an den Gedichten, über deren Rüdesse man noch allgemeine Klage führt.

Doch die Kastraten klagten
Als ich meine Stimm erhob;
Sie klagten und sie sagten:
Ich sänge viel zu grob.

Und lieblich erhoben sie alle
Die kleinen Stimmelein,
Die Trillerchen, wie Kristalle,
Sie klangen so fein und rein.

Sie sangen von Liebessehnen,
Von Lieb und Liebeserguß!
Die Damen schwammen in Thränen
Bey solchem Kunstgenuß!

Rousseaus „Buch der Sprüche" sowie auch dessen Zeitschrift werden Sie durch meinen Bruder zu Gesicht bekommen haben. Er schreibt mir unendlich viel Liebes und fordert mich auf, ihm Mitarbeiter für seine Zeitschrift zu werben. Und da sollen Sie nun die ersten Laute meiner Werbetrommel zu hören haben, und ich hoffe, daß ich in 14 Tagen ein Paquetchen Prosa oder Verse zur Spedizion nach Cölln von dem Doctor Christiani erhalte. Ich bitte Sie, bezwingen Sie sich mahl, etwas heraus zu langen, Sie haben so viel gutes in Bänken und können, wenn Sie wollen, so viel Gutes liefern. Geben Sie die Uebersetzungsfragmente aus dem Dänischen, oder den Aufsatz über Göthe — Geben Sie! Geben Sie!

Ich bin in Berlin ebenfals sehr angegangen worden, bald etwas Großes wieder herauszugeben und habe versprochen, nächste Ostermesse 2 Bände zu liefern. In Bänken ist aber noch nichts außer Bagatellen; doch bin ich jetzt an einer großen Novelle, die mir sehr sauer wird. So bald diese fertig ist, gehe ich an die Tragödie und dann an eine längst projektirte wissenschaftliche Arbeit. Nur leide ich noch gar zu sehr an meinen Kopfschmerzen und bin gar zu sehr bedrückt von meinen juristischen Arbeiten. Beim alten Meister kriege ich die Pandekten los und hoffe, dies Jahr fertig zu werden.

Alsdann soll die Poeterey recht losgehn, denn im Grunde bessert es sich auch mit meinem Kopfe immer mehr und mehr. — Indien und Mittelalter beschäftigen mich ebenfalls. — Ich lebe ganz isolirt, und ziehe mich von allen Menschen zurück. Giebts doch nichts süßeres als die Pomade! Das hat schon Zizero gesagt.

Ihren letzten Brief erhielt ich ½ Stunde vor meiner Abreise nach Berlin, und könnte sehr leicht sagen, daß er zu spät angelangt sey, um Ihren Auftrag in Betreff der jonischen Uebersetzung ausführen zu können; — um nicht gestehen zu brauchen, daß es mir trotz aller Mühe nicht möglich war. Mit den mir bekannten Buchhändlern habe ich vergebens deßhalb gesprochen, Christiani ist unbedeutend und mir unbekannt, überhaupt glaube ich nicht, daß ein berliner Buchhändler auf eine schon so verjährte französische Schrift

reflektiren würde; so wie ich auch das liter. Erscheinen mit solchen Uebersetzung als Ihrer ganz unwürdig halte. Geben Sie doch was Tüchtiges heraus. Der Tod Byrons hat mir so den Kopf verwirrt, daß ich gar nicht weiß, was ich schreibe, und daß Sie Noth haben werden, zu verstehen, was ich oben gesagt in meiner kauderwelschen Pomademanier. Indessen kann ich doch gut deutsch schreiben, wenn ich just will. — Schreiben Sie mir, wie Ihnen Herr Spitta gefallen hat, es ist ein reiner Jüngling, wovon Sie sich gewiß sehr angesprochen finden werden, und er hat auch eine Menge Lieder, Romanzen, Novellen, Opern, Tragödien u. s. w. gedichtet und wird mit den holden Klängen seiner Laute einst alle fühlende Herzen deutscher Jünglinge und Jungfrauen —

Ich werde hier wieder unterbrochen. Leben Sie wohl, Byron ist todt, schlecht Wetter, seit 5 Uhr gearbeitet, Anwandlungen von Pietismus, schreiben Sie bald und seyn Sie überzeugt, daß ich mit ganzer Seele bleibe

Ihr Freund

H. Heine.

wohne: bey Ebervein auf der Gronerstraße.

87. An FRIEDERIKE und LUDWIG ROBERT.

Göttingen, den 27. May 1824.

Verehrte Frau!

Ihren Brief vom 22. dieses habe ich richtig erhalten und daraus ersehen, daß mein Freund Moser bey Ihnen noch nicht meine Aufträge ausgerichtet. Ich habe ihm nemlich zur Beförderung an Sie einen Sonettenkranz geschickt, den ich con amore, aber vielleicht eben dadurch recht stümperhaft geschrieben. — Wahrlich, Sie verdienten ein besseres Schicksal! Ferner sollte Ihnen Moser sagen, daß ich bald selbst schriebe; und endlich, daß ich Immermann in Magdeburg nicht sprechen konnte wegen allzurascher Abfahrt der Schnellpost, die ich nicht versäumen durfte, und daß ich also gleich nach

meiner Ankunft, in Betreff Ihres Wunsches, an Immermann geschrieben. Weil ich befürchtete, daß ein Brief von ihm Sie nicht mehr in Berlin antreffen möchte, so schrieb ich ihm, daß er, im Falle er etwas schicken wolle, sein Manuskript bis Ende dieses Monaths fertig machen und solches nach Carlsruhe, mit dem Bedeuten, daß es auf Ihre Veranlassung geschehe, Ihrem Bruder direkt zuschicken solle. Was mich selbst betrifft, so sagte ich Ihnen bereits in Berlin, daß ich außer einigen zu den Zeitmemoiren gehörigen und folglich nicht mittheilbaren Aufsätzen keinen Fetzen gutes Manuskript liegen habe, und daß ich Ihnen nur einige unbedeutende Gedichte, bloß mit einer Chiffre unterzeichnet, mittheilen kann. Ein Hundsfott ist, wer mehr giebt als er hat, und ein Narr ist, wer alles mit seinem Namen giebt. Ich will beides nicht seyn, schicke Ihnen für die „Rheinblüthen" beyliegende, bloß mit H. überzeichnete Gedichte, wofür ich, eben weil ich sie nicht mit meinem Namen unterzeichne, durchaus kein Honorar verlange. Thun Sie mir das nicht zu Leid, daß Sie eigenmächtig meinen Namen unter diese Gedichte setzen; ich habe schon von Freunden zu oft solche Willkürlichkeiten zu erdulden gehabt, als daß diese Bemerkung nicht verzeihlich wäre. Ich verspreche Ihnen auch schriftlich, für den folgenden Jahrgang des Almanachs etwas recht gutes Großes zu liefern, und ich bin wohl der Mann, der es vermag. Der Abgang der Post ist zu nahe, als daß ich heute viel schreiben könnte, außerdem bin ich, wie Sie aus meinem ganzen Briefe sehen werden, ebenfalls sehr verstimmt, ich muß mich mit langweiligen mühsamen Arbeiten abquälen, der Todesfall meines Vetters zu Missolunghi hat mich tief betrübt, das Wetter ist so schlecht, daß ich fast glaube, es ist von Clauren, ich habe betäubende Anwandlungen von Pietismus, Tag und Nacht rappeln in meinem Zimmer die Mäuse, mein Kopfübel will nicht weichen, und in ganz Göttingen ist kein Gesicht, das mir gefällt. — Leben Sie wohl und seyn Sie überzeugt, daß ich Sie lieb habe. — Wenn Ich diesen Ausdruck gebrauche, so denken Sie sich dabey eine fromme Waldkirche mit beseeligend hervorquellenden Orgeltönen.

Grüßen Sie mir Varnhagens recht herzlich, bleiben Sie gut, beten Sie oft, und vergessen Sie nicht

Ihren Knecht

H. Heine.

Herzlichen Dank, lieber Robert, für Ihre herzlichen Zeilen. Ich muß Ihnen nächstens mahl einen großen Brief schreiben, jetzt drängt mich die Post. Ich bin auch sehr verstimmt — Papavian! Mamavian! — ich wollte, ich könnte mich todt lachen.

Apropos! wenn Ihnen die Sonette an Ihre Frau nicht ganz und gar mißfallen, so lassen Sie solche in den „Rheinblüthen" abdrucken, mit der Chiffre H. unterzeichnet und mit einer Ihnen beliebigen Ueberschrift. Wahrlich, für mich sind diese Sonette nicht gut genug, und ich darf auf keinen Fall meinen Namen drunter setzen. Ich habe mir jetzt überhaupt zum Grundsatz gemacht, nur Ausgezeichnetes zu unterzeichnen; und meine wahren Freunde werden dieses sicher billigen. Papavian! Mamavian!

In großer Eil.

88. An MOSES MOSER.

Göttingen den 25. Juny 1824.

Lieber Moser!

Heute morgen fällt mirs ein, daß ich von Dir keinen Brief zu erwarten habe, bis ich Dir Deinen Brief vom 31. May wirklich beantwortet habe, da Du bey Deiner großen Vielseitigkeit auch natürlicher Weise ein Philister bist. Das ist nun ärgerlich, im Grunde wird es mir sauer, Dir heute zu schreiben, weil ich Dir nichts Bestimmtes mitzutheilen habe und dennoch sich so Manches von meinem Herzen in unbestimmten Tönen losreißen möchte. Aber hole der Teufel die Unbestimmtheit, wenn er nicht die Unbestimmtheit vielleicht selbst ist. Ich lebe hier im alten Gleise, d. h. ich habe 8 Tage in der Woche meine Kopfschmerzen, stehe des Morgens um ½5 auf und überlege, was ich zuerst anfangen soll, unterdessen



Friederike Robert.
Gemalt von Eduard Magnus.

kommt langsam die 9te Stunde herangeschlichen, wo ich mit meiner Mappe nach dem göttlichen Meister eile — ja, der Kerl ist göttlich, er ist idealisch in seiner Hölzernheit, er ist der vollkommenste Gegensatz von allem Poetischen, und eben dadurch wird er wieder zur poetischen Figur, ja wenn die Materie, die er vorträgt, ganz besonders trocken und ledern ist, so kommt er ordentlich in Begeisterung. In der That, ich bin mit Meister vollkommen zufrieden und werde die Pandekten mit seiner und Gottes Hülfe los kriegen.

Außerdem treibe ich viel Chronikenstudium und ganz besonders viel historia judaica. Letztere wegen Berührung mit dem Rabbi und vielleicht auch wegen inneren Bedürfnisses. Ganz eigene Gefühle bewegen mich, wenn ich jene traurige Annalen durchblättere; eine Fülle der Belehrung und des Schmerzes. Der Geist der jüdischen Geschichte offenbart sich mir immer mehr und mehr, und diese geistige Rüstung wird mir gewiß in der Folge sehr zu statten kommen. An meinem Rabbi habe ich erst $^1/_3$ geschrieben, meine Schmerzen haben mich auf schlimme Weise darin unterbrochen, und Gott weiß, ob ich ihn bald und gut vollende. Bey dieser Gelegenheit merkte ich auch, daß mir das Talent des Erzählens ganz fehlt; vielleicht thue ich mir auch Unrecht, und es ist bloß die Sprödigkeit des Stoffes. Die Paschafeier ist mir gelungen, ich bin Dir für die Mittheilung der Agode Dank schuldig und bitte Dich noch außerdem, mir das Caholach Manga und die kleine Legende Maasse be Rabbi Leser — wörtlich übersetzt zukommen zu lassen. Auch die Psalmstelle im Nachtgebete: „Zehntausend Gewaffnete stehn vor Salomons Bette" mir wörtlich übersetzt zu schicken. Vielleicht gebe ich dem Rabbi einige Druckbogen Illustrations auf englische Weise als Zugabe, und zwar originaler Ideenextrakt über Juden und ihre Geschichte. — Benjamin von Tudela, der jetzt auf meinem Tisch herumreist, läßt Dich herzlich grüßen. Er wünscht, daß ihn Zunz mahl bearbeite und mit Uebersetzung herausgebe. Die Uebersetzung und Bearbeitung vom französischen Dr. Witte, die ich vor mir habe, ist unter aller Critik schlecht, nichts als Schulknaben-

witz. Ueber die Frankfurter Juden war mir der Schudt sehr nützlich; ich habe beide Quartbände ganz durchgelesen und weiß nicht, ob ich mich mehr geärgert über das Rischeß, das über jedes Blatt ausgegossen, oder ob ich mich mehr amüsirt habe über die Rindviehhaftigkeit, womit das Rischeß vorgebracht wird. O wie haben wir Deutsche uns vervollkommnet! Es fehlen mir jetzt nur noch Notizen über die spanischen Juden im 15. Jahrhundert und besonders über ihre Akademien in Spanien zu dieser Zeit, wo finde ich was? oder besser gesagt 50 Jahre vor ihrer Vertreibung. Interessant ist es, daß dasselbe Jahr, wo sie vertrieben worden, das neue Land der Glaubensfreyheit, nemlich Amerika, entdeckt worden. — Wenig poetische Ausbeute wird dieses Jahr liefern, ich mache fast gar keine Gedichte, meine Zeit wird von meinen Kopfschmerzen und Studien in Beschlag genommen. Und Gott weiß, ob ich dies Jahr fertig werde! Und Gott stehe mir bey, wenn es nicht der Fall ist! Ich will auf keinen Fall meinen Oheim weiter angehn mit captationes benevolentiae, hab' ihm auch seit 9 Monathen nicht geschrieben. — Wahrlich, ich bin doch kein solcher Schweinhund, wie die Hamburger glauben. — Deine Mittheilungen über die Veränderungen im Ministerium des Cultus haben mich sehr interessirt, Du kannst wohl denken in welcher Hinsicht. Es ist alles jetzt so verwirrt im preußischen Staat, daß man nicht weiß, wer Koch oder Kellner ist. Ich möchte wohl wissen, an wen ich mich mit Erfolg wenden könnte bey meinem Gesuch an das Ministerium. Ich habe schon in Berlin mit Dir darüber gesprochen, die Zeit rückt heran, wo ich solche Vorsätze zur Ausübung bringen sollte, und ich kanns Dir nicht genug empfelen, diese Sache im Augenmerk zu behalten. Du weißt ja, ich selbst bin nicht im Stande, dergleichen Demarchen selbst zu machen und zu überdenken; meine Freunde sind immer meine natürlichen Vormünder. — Ja, säßen Weiber am Staatsruder, so wäre ich Mann genug, bald ein gemachter Mann zu seyn. —

Was macht Dein Vis à vis, der Herr Normann? Mein Oheim Henry Heine ist diesen Sommer in Pyrmont. — Ist

Michel Beer von Paris zurück? Ad vocem Michel Beer, vergiß nicht, demselben meine freundlichsten Grüße zuzustellen, wenn er jetzt dort ist. Sage ihm, ich würde ihm wohl unterdessen geschrieben haben, wenn ich gewußt hätte, wo ihn mein Brief treffe; ich hätte gern Manches von ihm über Paris erfahren, z. B. ob er Börne kennen gelernt und wie dessen Addresse ist. —

Roberts sind gewiß längst abgereist. Hast Du die Schöne nochmals gesprochen? — Mit Sehnsucht habe ich bis jetzt auf das Meister'sche Heft gewartet, und ich bitte, mir bald zu bedeuten, ob ich es bekomme oder nicht. — Wie steht oder liegt der Verein? Vergiß nicht diesen Punkt. Mit Hamburg seyd Ihr wohl ganz zerfallen? Was giebt es dort Neues? — Ich habe mich hier 4 Wochen lang über Gans nachträglich geärgert, ich hatte ja in Berlin keine Zeit dazu. Und ist es denn nicht ärgerlich, daß einer der größten Denker unserer Zeit so wenig nachdenkt über sich selbst und über seine äußere Erscheinung? Es ist zwar Unrecht von mir, daß ich ihn neckte, obzwar nichts weniger als verletzend und obzwar er unwillkürlich zur Neckerey auffordert; es wär' besser, ich hätte ihm jedesmal streng die Wahrheit gesagt, wenn er seine Schwächen zur Schau trägt und dieselben zu allerwelts Fabel macht. Dies sollten seine Freunde immer thun. Noch diese Tage hörte ich dergleichen Gansische Anekdoten, die nur Denjenigen bekannt seyn sollten, die es wissen, wie sehr man ihn von Seiten seines Geistes schätzen und von Seiten seiner Persönlichkeit lieben muß. Die Welt aber sieht beym Kometen nur das Accessorium.

Lehmann wird Dir für mich Exemplar von Rousseau's Buch mittheilen. Du wirst sehen, daß über Erwarten viel Gutes drin ist. Auch in seine Zeitschrift hat er manches Lobenswerthe geliefert, und im Ganzen läßt sich nicht läugnen, daß er ein Dichter ist. Er scheint noch mit altem Enthousiasmus an mir zu hangen, und das ist auch sehr lobenswerth. — Gleichgültig ist es mir, höchst gleichgültig, ob meine Poesien dem großen und dem kleinen Haufen g e f a l l e n. Nicht gleichgültig ist es mir aber in diesem Augenblick, was man davon

schreibt, und ich darf Dir Dein Versprechen in Hinsicht des Morgenblattes durchaus nicht erlassen. R. besorgt gern den Aufsatz. Byron ist jetzt todt, und ein Wort über ihn ist jetzt passend. Vergiß es nicht; Du thust mir einen sehr großen Gefallen; es ist auch das einzige belletristische Blatt, das hier gelesen wird. — Der Todesfall Byrons hat mich übrigens sehr bewegt. Es war der einzige Mensch, mit dem ich mich verwandt fühlte, und wir mögen uns wohl in manchen Dingen geglichen haben; scherze nur darüber so viel Du willst. Ich las ihn selten seit einigen Jahren; man geht lieber um mit Menschen, deren Charakter von dem unsrigen verschieden ist. Ich bin aber mit Byron immer behaglich umgegangen wie mit einem völlig gleichen Spießkameraden. Mit Shakespeare kann ich gar nicht behaglich umgehen, ich fühle nur zu sehr, daß ich nicht seines Gleichen bin, er ist der allgewaltige Minister, und ich bin ein bloßer Hofrath, und es ist mir, als ob er mich jeden Augenblick absetzen könnte.

H. Heine.

89. An MOSES MOSER.

Göttingen, den 20. July 1824.

Lieber Moser!

Ich weiß wirklich nicht derbe Worte genug zu finden, um mich über Dein Stillschweigen zu beklagen. Was ist die Ursache? Unordentlichkeit darf ich bey Dir nicht voraussetzen, denn Du bist der ordentlichste Mensch Deines Zeitalters. Auch nicht Mangel an Freundschaft; denn so leicht ist nicht zu vermuthen, daß Dein Marquis-Posa-Mantel von den Motten der Zeit aufgenagt worden sey. Um Gottes willen, es sind ja noch keine 3 Monath, daß wir uns zuletzt sahen! Oder hat Gans, der mich durch Reinganum officiell nicht grüßen ließ, in Deinen schönen Posa-Mantel ein Loch hineingeschwatzt? Oder beschäftigt Dich gar ein neues Philosophem oder ein Unger'scher Lehrsatz so sehr, daß Du nicht an mich denken kannst?

Wie sehr anders ist es bey mir! Trotz meiner vielen Arbeiten und Schmerzen und Verwicklungen denke ich beständig

an Dich. Noch diese Nacht träumte ich von Dir. In altspanischer Tracht und auf einem andalusischen Hengst rittest Du in der Mitte eines großen Schwarms von Juden, die nach Jerusalem zogen. Der kleine Marcus mit seinen großen Landkarten und Reisebeschreibungen ging voran als Wegweiser. Zunz en escarpins trug die in rothen Maroquin eingebundene Zeitschrift; die Doctorin Zunz lief nebenher als Markedenterin, ein Fäßchen jonteftigen Branntwein auf dem Rücken. Es war ein großes jüdisches Heer, und Gans lief von Einem zum Andern, um Ordnung zu schaffen. Lehmann und Wohlwill trugen Fahnen, worauf das Schild Davids und der Bendavid'sche Lehrsatz gemalt. Zucker-Cohn führte die Tempeljaner. Ehemalige Vereinsjungen trugen die Gebeine von Saul Ascher. Alle getaufte Juden folgten als Lieferanten, und den Beschluß des Zuges machten eine Menge Carossen; in der einen saßen der Tr . . .doctor Oppert als Feldarzt und Jost als Geschichtschreiber der zu begehenden Thaten, in einer andern Kutsche saß Friedländer mit Frau von der Recke, und in einer der allerprächtigsten Staatscarossen saß Michel Beer, als Geniecorps, und neben ihm saßen Wolf und die Stich, die den Paria unverzüglich in Jerusalem aufführen und verdientes Lob einärnten sollten.

Wahrscheinlich war ich gestern Abend im Lesen des Basnage eingeschlafen.

Ad vocem Basnage, so kann ich nicht genug meine Bewunderung für diesen Schriftsteller ausdrücken. Es ist ein Mann von vielem Geist, tiefem Geschichtsforscherblick, edlem Herzen, reiner Unpartheylichkeit, ein Mann von unberechenbarem Verdienst. Jetzt erst lerne ich ihn würdigen, nachdem ich seine kleinen Mittel und seine großen Bemühungen begreife. — Was macht Zunz? Grüße ihn recht herzlich.

Ich stecke bis am Hals in meiner Jurisprudenz, und Gottlob! ich kriege den Wust allmählig in den Kopf. Ich strenge mich sehr an, überwinde meine Schmerzen und darf gar nichts Poetisches schreiben. Mein Bruder wird wahrscheinlich diese Michaelis nach Berlin kommen, um Medicin zu studiren. — Ich lebe jetzt in Seelenangst wegen des bevorstehen-

den Wochenbettes meiner Schwester. — Ich treibe mich viel herum in Studentenangelegenheiten. Bei den meisten Duellen hier bin ich Secundant oder Zeuge oder Unpartheyischer oder wenigstens Zuschauer. Es macht mir Spaß, weil ich nichts Besseres habe. Und im Grunde ist es auch besser als das seichte Gewäsche der jungen und alten Docenten unserer Georgia Augusta. Ich weiche dem Volk überall aus. Den alten Eichhorn habe ich kennen gelernt. Er hat mich zum Mitarbeiter am Göttinger gelehrten Anzeiger angeworben und mir gleich schon Bopp's „Ardschuna's Reise zu Indra's Himmel aus dem Maha-Baratha, Berlin, bey Wilh. Logier" zum recensiren übergeben. Auch habe ich diese Tage von Bopp einen sehr freundschaftlichen Brief erhalten. Ich erwarte von Dir, daß Du benanntes Werk lesen und mir viel Gelehrtes und Geistreiches darüber schreiben wirst, und zwar so bald als möglich, damit ich Dich geistig plündere. Wenn die Recension geschrieben und gedruckt, so wünsche ich, daß Du sie an Bopp mittheilest und ihm Manches von mir sagst. Ich werde sie Dir mit einem Brief an Bopp zu seiner Zeit schicken. — Die Post geht ab, und ich hätte Dir noch Vieles zu sagen, z. B. nicht am Liter.-Bl. des Morgenblattes zu vergessen. — Lebe wohl und schreibe mir bald. Habe doch die Güte, der Maurer'schen Buchhandlung meine Addresse mitzutheilen. Vergiß das bey Leibe nicht, denn Vettern habe ich dieselbe bestimmt versprochen und daran vergessen. — Ich bin ganz

Dein Freund

H. Heine.

Sag an Lehmann, daß ich mich wundre, keinen Brief von ihm erhalten zu haben. Grüße mir Leßmann.

90. An EDUARD WEDEKIND.

(In ein Exemplar von Immermanns „Trauerspielen", Hamm 1822, geschrieben.)

Was ist der Mensch? Frage die Göttinger philosophische Fakultät!

Heine.

Göttingen, den 25. July 1824.

91. An MORIZ EMBDEN.

Göttingen, den 9. August 1824.

Lieber Vater-Moriz!

Ich kann es nicht aussprechen, wie sehr mich Mutters Zeilen und Ihre Nachschrift entzückt! Mit welcher Angst habe ich darauf gewartet! Ich gratulire Ihnen zu dem kleinen süßen Töchterchen, und wünsche, daß es seiner kleinen süßen Mutter ähnlich werde. Tag und Nacht mußte ich an unser liebes Lottchen denken, meine Gedanken waren beständig auf dem Neuenwall, in einem der niedlichen Zimmer.

Ich habe seit einiger Zeit mit großer Freude wahrgenommen, daß Sie, lieber Moriz, täglich mehr und mehr das Geheimniß ergründen, wie man mit unserem lieben Lottchen glücklich leben und sie selbst beglücken kann. Ich wußte wohl, daß ein so gescheuter und braver Mann, wie Sie sind, am Ende hinter das Geheimniß kommen und solches anwenden würde; so wie ich auch wußte, daß ein so liebes Kind, wie unser Lottchen, sich immer liebenswürdig und kindlich folgsam zeigen würde, wenn man sie recht behandelt, nemlich wie ein geliebtes Kind.

Jetzt hat ein neues Band Euch zu Eintracht und Glück verbunden, das süße Wesen, dem Ihr beide das Leben geschenkt, wird für Euch eine neue Quelle neuer Freude und Liebe.

Auch ich, lieber Moriz, bin Ihnen jetzt durch ein neues Familienband enger verbunden, Ihre Tochter ist meine Nichte.

Möge der Himmel die beiden Wesen, die wir so sehr lieben, Mutter und Tochter, gesund erhalten!

Was mich selbst betrifft, so geht es mit meiner Gesundheit immer besser; freylich sehr langsam. Mit meinen juristischen Studien bin ich ausschließlich beschäftigt, und denke Januar zu promoviren. Ich glaube ganz bestimmt, daß sich meine Kopfschmerzen im Laufe einiger Jahre ganz verlieren werden und daß ich dann mehr als jetzt im Stande seyn werde, tüchtig zu wirken und zu leben.

Mein süßes Lottchen lasse ich herzlich grüßen. Ich kann ihr nicht genug sagen, wie hübsch und ergötzlich ihr letzter Brief war. Ich habe jede Zeile geküßt, und wieder gelesen, und wieder geküßt. Ich bitte, Lottchen in meinem Namen zu gratuliren und die Hand zu küssen.

Wenn es mir möglich ist, so schreibe ich heute noch unserer lieben Mutter. Wie muß diese sich freuen!

Ich habe jetzt Fremde hier, nemlich mein Bruder Max ist jetzt hier bey mir zum Besuch. Wir können nicht aufhören, von Euch zu sprechen. Ihre Mutter und Brüder lasse ich gratuliren, so wie auch Fanny.

Ich bitte Euch, gebt dem Kinde nur keinen präciösen Namen, gebt ihm einen einfachen ächt deutschen. — Lebt wohl und behaltet mich lieb.

Ich bin

Ihr Bruder

H. Heine.

92. An CHRISTIANI.

Lieber Christiany!

Diese Zeilen sollen nichts weniger als einen Brief vorstellen, sondern bloß einen freundschaftlichen Gruß; denselben überbringt Ihnen mein Freund Grüter, mit welchem ich diesen Sommer viel und viele heitere Stunden zusammen gelebt, und dem ich daher, wie sich von selbst versteht, oft von Ihnen erzählt, und der Sie nun selbst kennen lernen soll, um sich zu überzeugen, wie sehr ich Ursache habe, oft an Sie zu denken. Er gehört zu den wenigen Menschen, die ich ertragen kann, und er mag Ihnen deßhalb bestens empfohlen seyn. Ich habe ihn gebeten, Ihnen viel Gutes von mir zu erzählen, und ich bitte Sie, auch Ihrerseits nur Gutes von mir zu sprechen. Auf diese Weise kann ich zu mir selber sagen:

So bist du denn der Welt empfohlen
Das uebrige will ich nicht wiederholen.

Ich werde wohl nächstens im Stande seyn, Ihnen Ausführliches zu schreiben. Bis dahin will ich Ihnen bloß erzählen, daß ich in Cassel war und Freund Straube gesprochen habe. Er war just bettlägerig, an einer Augenentzündung leidend; so daß ich ihn wenig genießen konnte. Troz seiner verbundenen Augen erkannte er mich am Tritt und bey meinem ersten Worte: Guten Morgen, Lausangel. Er hält viel auf und von meinem Freunde Christiany. Er hat mir versprochen, so bald er kann, mir alles zu schicken, was er unterdessen geschrieben; — und ich lasse es dann au coup drucken. Das bleibt unter uns.

Mich hat er enthousiastisch gelobt — das will bey ihm viel sagen! Er hatte zwar die Tragödien schon gelesen, dennoch versprach ich ihm, dieselben von hier aus zu schicken; und dies that ich diese Tage mit folgenden Versen, in deren erste Hälfte ich den Straubischen Ton kopire:

„Sag, wo ist dein schönes Liebchen,
Das du einst so schön besungen,
Als die schmerzlich süßen Flammen
Wunderbar dein Herz durchdrungen?"

Längst hat Liebchen mich verlassen,
Und das Herz ist kalt und trübe
Und dies Büchlein ist die Urne
Mit der Asche meiner Liebe. —

Was Sie mir über meine Schwester geschrieben, hat mich entzückt. Mein Bruder sagt mir, sie würde nach ihren Wochen mit meiner Mutter nach Lüneburg kommen; ist dieses der Fall, und Freund Grüter ist alsdann noch dort, so haben Sie die Güte, ihn mit meiner Schwester und Mutter bekannt zu machen. Ich spare dadurch einen Brief; und wahrlich, das Schreiben wird mir heute sauer, ich habe mir schon diesen Morgen meine alten Gäste, die fatalen Kopfschmerzen, erschrieben, und habe noch obendrein jene Krankheit, von welcher der Dichter spricht „Perser nennen's Bidamagbuden". — Ich

danke Ihnen für die Mittheilung Ihrer poetischen Randglossen in Ihrem letzten Briefe; ich finde sie schön, und das ist das Treffendste, was ich davon sagen kann. — Von Spitta habe ich unterdessen mehrere Gedichte zu Gesicht bekommen, die mich mit vieler Achtung erfüllen, und die mir mehr zusagen als ihm die meinigen; besonders waren es einige der letztern, die er seinem Fr. Peters geschickt, die mich sehr angesprochen. Es sind solche, die sich nicht in dem beschränkten Ideenkreise unserer jetzigen Troubadouren befinden, und einen bedeutenden Fortschritt bezeugen. Doch wenn ich Ihnen meine Meinung über Spitta sagen sollte, müste ich mehr Zeit und Laune haben, als ich heute zu erschwingen vermag. Ich habe viel Gutes über ihn zu sagen, nachdem ich seine letzten Gedichte gelesen; indessen bleibt doch noch der Tadel überwiegend, in so fern ich seine früheren Gedichte im Auge habe, wovon $^2/_3$ unter aller Critik sind. Leider kamen mir diese zuerst zu Gesicht, z. B. sein Handwerksbüchlein. — Ich will aber doch etwas von Spitta sagen, was viel in sich begreift: Spitta ist ein Dichter.

Daß Sie meinen Bruder aufmuntern zum Versemachen, nehme ich Ihnen sehr übel; er ist nicht ganz ohne Talent, aber er hat durchaus nichts, was ihn in der großen Masse auszeichnen könnte, und er wird nie etwas geben, was ewige Dauer hat. Er schreibt schöne Prosa, einen gebildeten, geistreichen Briefstiel; das ist das einzige, was ich an ihm Gutes bemerkt.

Ich freue mich auf Ihren Helge, ich rathe Ihnen, in einer Vorrede über die dänische Literatur überhaupt zu sprechen. Wollen Sie das Buch nicht etwa Dümmlern oder der „Vereinsbuchhandlung" in Berlin zum Verlag anbiethen. Letztere hat den Pr. Gubitz als Theilhaber; und wenn Sie es wünschen, könnte ich Ihnen also einen Anpreisungsbrief für eine dieser Buchhandlungen zum Mitschicken nach Luneburg senden. Indessen Deuerlich macht sich jetzt sehr bedeutend, und ich widerrathe nicht, demselben das Buch in Verlag zu geben. Das Honorar ist gar nicht übel. — Apropos, der Spittaische Freund Peters! O wie habe ich über den guten Christiany gelacht! Wie würde ich Sie verhöhnen, wenn ich

nicht schließen müßte. Leben Sie wohl, behalten Sie mich lieb und seyn Sie überzeugt, daß ich von ganzem Herzen bin

Ihr Freund

H. Heine.

Göttingen, d. 4. Sept. 1824.

Adresse: Sr. Wohlgeboren d. Herrn
Doctor Rudolph Christiany.
Im Hause des Herrn Superintenten Christiany
zu Lüneburg.
par ami.

93. An J. W. v. GOETHE.

Ew. Exzellenz

bitte ich, mir das Glück zu gewähren, einige Minuten vor Ihnen zu stehen. Ich will gar nicht beschwerlich fallen, will nur Ihre Hand küssen und wieder fortgehen. Ich heiße H. Heine, bin Rheinländer, verweile seit kurzem in Göttingen und lebte vorher einige Jahre in Berlin, wo ich mit mehreren Ihrer alten Bekannten und Verehrer (dem sel. Wolf, Varnhagens &c.) umging und Sie täglich mehr lieben lernte. Ich bin auch ein Poet und war so frey, Ihnen vor drey Jahren meine „Gedichte" und vor anderthalb Jahren meine „Tragödien" nebst einem lyrischen Intermezzo (Ratcliff und Almansor) zuzusenden. Außerdem bin ich auch krank, machte deßhalb auch vor drey Wochen eine Gesundheitsreise nach dem Harze, und auf dem Brocken ergriff mich das Verlangen, zur Verehrung Göthes nach Weimar zu pilgern. Im wahren Sinne des Wortes bin ich nun hergepilgert, nemlich zu Fuße und in verwitterten Kleidern, und erwarte die Gewährung meiner Bitte, und verharre

mit Begeisterung und Ergebenheit

H. Heine.

Weimar, den 1. October 1824.

Adresse: An den Herrn Geheimrath von Göthe
Exzellenz.

94. An MOSES MOSER.

Göttingen, den 25. October 1824.

Wirklich, wenn es in der lieben Gottes Welt einen Menschen giebt, der Recht hat, über mich böse zu sein, so ist es Moses Moser aus Lupene! Wie lange habe ich Dir nicht geschrieben, Dir, dem einzigen Freunde! Fast möcht ich selbst böse werden, daß Du nicht zwey, drey Briefe hintereinander geschickt hast, worin Du Dich bitterböse über mein Stillschweigen beklagst. Ich bin Selbstquäler genug, mir einzureden, Du seyst nicht hinlänglich wegen meiner besorgt. Dem einzigen Freunde so lange nicht zu schreiben! Dem Menschen, der das thun konnte, muß es sehr weh ums Herz gewesen seyn, und in der That, das war der Fall. Du warst mir zu lieb, als daß ich Dir diesen Sommer die Giftdünste meines Unmuths brieflich mittheilen sollte, und ich war mir selbst zu lieb, als daß ich meine Schmerzen dadurch erhöhte, daß ich sie aussprach. Ich habe einen tristen Sommer verbracht, Jurisprudenz und Kopfschmerzen. Meine einzige Zerstreuung waren schlechte Studentenspässe, Duelle und einige Processe, die ich führte und verlor. Seit ich Jurist bin, werde ich noch mehr geprellt als sonst. Ich habe mich mit dem jus wie ein Verzweifelnder abgequält, und doch mag Gott wissen, ob ich was los habe. Wenn Meister das diesmalige Decanat ausschlägt, so bin ich ein verlorener Mann! Denn alsdann wird Hugo, der Freund meiner bittersten Feinde, Decan. Du mußt wissen, ich habe mich hier auch schon hinlänglich verfeindet. Das liegt in der Natur der Sache.

Blutwenig habe ich diesen Sommer geschrieben. Ein paar Bogen an den Memoiren. Verse gar keine. Am Rabbi wenig, sodaß kaum $^1/_3$ davon geschrieben ist. Er wird aber sehr groß, wohl ein dicker Band, und mit unsäglicher Liebe trage ich das ganze Werk in der Brust. Ist es ja doch ganz aus der Liebe hervorgehend, nicht aus eitel Ruhmgier. Im Gegentheil, wenn ich der Stimme der äußeren Klugheit Gehör geben wollte, so würde ich es gar nicht schreiben. Ich sehe voraus, wie viel ich dadurch verschütte und Feindseeliges herbeyrufe.

Aber eben auch, weil es aus der Liebe hervorgeht, wird es ein unsterbliches Buch werden, eine ewige Lampe im Dome Gottes, kein verprasselndes Theaterlicht. Ich habe viel Geschriebenes in diesem Buche wieder ausgelöscht, jetzt erst ist es mir gelungen, das Ganze zu fassen, und ich bitte nur Gott, mir gesunde Stunden zu geben, es ruhig niederzuschreiben. Lächele nicht über dieses Gackern vor dem Eyerlegen. Lächele auch nicht über mein langes Brüten; so ein gewöhnliches Gänseey (ich meine nicht Dr. Gans) ist schneller ausgebrütet als das Taubeney des heiligen Geistes. Du hast vergessen, mir paar Notizen mitzutheilen, die ich in meinem letzten Brief zum Behuf des Rabbi verlangte. Dem Dr. Zunz lasse ich für seine Mittheilung über die spanischen Juden tausendmal danken. Obschon sie höchst dürftig ist, so hat Zunz mir doch mit einem einzigen scharfsinnigen Wink mehr genutzt als einige vergeblich durchstöberte Quartbände, und er wird unbewußt auf den Rabbi influencirt haben.

Da Zunz kein Formelmensch ist, so kann ich einen besonderen Brief sparen, indem ich Dir mittheile, was Du ihm sagen sollst. Dieses besteht noch darin, 1. daß ich ihn liebe, 2. daß ich ihn schätze, 3. daß ich wünsche, er hätte die Güte, mir anzuweisen, wo ich gute Notizen finde über die Familie der Abarbanels (auch Abravanels genannt). — Im Basnage habe ich wenig gefunden. Die schmerzliche Lectüre des Basnage ward Mitte des vorigen Monaths endlich vollendet. Was ich speciell suchte, habe ich eigentlich nicht darin gefunden, aber viel Neues entdeckte ich, und viel neue Ideen und Gefühle wurden dadurch in mir aufgeregt. Das Ganze des Buches ist großartig, und einen Theil des Eindrucks, den es auf mich gemacht, habe ich den 11. Septbr. in folgender Reflexion angedeutet:

(An Edom!)

Ein Jahrtausend schon und länger,
Dulden wir uns brüderlich,
Du, du duldest, daß ich athme,
Daß du rasest, dulde ich.

Manchmal nur, in dunkeln Zeiten,
Ward dir wunderlich zu Muth,
Und die liebefrommen Tätzchen
Färbtest du mit deinem Blut!

Jetzt wird unsre Freundschaft fester,
Und noch täglich nimmt sie zu;
Denn ich selbst begann zu rasen,
Und ich werde fast wie Du!

Aber, wie ein Wort das andere giebt, so giebt auch ein Vers den andern, und ich will Dir zwar unbedeutendere Verse mittheilen, die ich gestern Abend machte, als ich über die Weenderstraße trotz Regen und Wetter spazieren ging und an Dich dachte, und an die Freude, wenn ich Dir mahl den Rabbi zuschicken kann, und ich dichtete schon die Verse, die ich auf den weißen Umschlag des Exemplars als Vorwort für Dich schreiben würde, — und da ich keine Geheimnisse für Dich habe, so will ich Dir schon hier jene Verse mittheilen:

Brich aus in lauten Klagen,
Du düstres Martyrerlied,
Das ich so lang getragen
Im flammenstillen Gemüth!

Es dringt in alle Ohren,
Und durch die Ohren ins Herz;
Ich habe gewaltig beschworen
Den tausendjährigen Schmerz.

Es weinen die Großen und Kleinen,
Sogar die kalten Herrn,
Die Frauen und Blumen weinen,
Es weinen am Himmel die Stern'!

Und alle die Thränen fließen
Nach Süden, im stillen Verein,
Sie fließen und ergießen
Sich all' in den Jordan hinein.

Ich brauche Dich nicht darauf aufmerksam zu machen, daß die Verse, welche ich jetzt schreibe, wenig werth sind und bloß zu meinem eigenen Vergnügen gemacht werden. Aber bedenke auch meine Lage, ich komme den ganzen Tag nicht vom Forum und höre von nichts sprechen als von Stillicidium, Testamenten, Emphytheusis u. s. w. Und wenn ich mahl in einer Freystunde hinüberschiffe nach Thessalien, um mich auf dem Parnaß zu ergehn, so treffe ich nur Juden, die dort (siehe Basnage) Gemüse bauen, und ich spreche mit ihnen von den Schmerzen Israels. — Und dennoch hoffe ich, noch viel gute Verse zu liefern! Im Geiste dämmern mir viele schöne Gedichte, unter andern — ein Faust. Ich habe schon an dem Carton gearbeitet. — Aber, um Gottes willen! ich vergesse Dir zu erzählen, daß ich vor 6 Wochen eine große Reise machte, erst vor 14 Tagen zurückkam und folglich 4 Wochen unterwegs war. Sie war mir sehr heilsam, und ich fühle mich durch diese Reise sehr gestärkt. Ich habe zu Fuß und meistens allein den ganzen Harz durchwandert, über schöne Berge, durch schöne Wälder und Thäler bin ich gekommen und habe wieder mahl frey geathmet. Ueber Eisleben, Halle, Jena, Weimar, Erfurt, Gotha, Eisenach und Cassel bin ich wieder zurückgereist, ebenfalls immer zu Fuß. Ich habe viel Herrliches und Liebes erlebt, und wenn nicht die Jurisprudenz gespenstisch mit mir gewandert wäre, so hätte ich wohl die Welt sehr schön gefunden. Auch die Sorgen krochen mir nach. Das mir von meinem Onkel zum Studium zugesetzte Jahr naht sich seinem Ende, ich bin aber mit meinem Jus noch lange nicht fertig und sitze also in der Klemme. Ueberdies herrscht in diesem Augenblick kein besonderer Enthousiasmus für mich, ich bin nicht Narr genug, mir dieses zu verhehlen, und kenne sehr gut die Gründe manches Achselzuckens und Kopfschüttelns. Mit einem Wort, man hält mich für geistig bankerott, und ich kanns keinem verständigen Kaufmann verdenken, wenn er mir nicht traut. Du verstehst mich. — Ich hätte Dir vieles von der Harzreise zu erzählen, aber ich habe schon angefangen, sie niederzuschreiben, und werde sie Dir wohl diesen Winter für Gubitz schicken. Es

sollen auch Verse drin vorkommen, die Dir gefallen, schöne edle Gefühle und dergleichen Gemüthskehricht. Was soll man thun! — Wahrhaftig, die Opposizion gegen das abgedroschne Gebräuchliche ist ein undankbares Geschäft. —

Nun zu Deinem Briefe vom 31. July, der zu den wenigen Papieren gehörte, die mich auf meiner Reise begleiteten und mir so oft das Herz angenehm erwärmt. Ungern vermisse ich in Deinem Briefe Nachricht über den Verein. Du kannst mir ja seinen Zustand mit wenig Worten andeuten. Hat der Verein schon Karten herumgeschickt pour prendre congé? oder wird er sich halten? wird Gott stark seyn in den Schwachen, in Auerbach und Consorten? wird ein Messias gewählt werden? Da Gans sich taufen lassen will, so wird er es wohl nicht werden können, und die Wahl eines Messias hält schwer. Die Wahl des Esels wäre schon weit leichter. Will der Hamburger Colonialverein noch immer seine Unabhängigkeit (d. h. seine Steuerlosigkeit) gegen den Mutterverein behaupten? Rebellion der Glieder gegen den Magen; freylich die Hamburger glauben, sie wären der Magen, und zwar aus dem Grunde, weil sie Fresser sind! — Du oder Gans oder ich selbst in früherer Zeit muß wohl diesen Witz gerissen haben. — Daß Gans mir versöhnend schreiben wollte, ist ganz überflüssig, insofern ich ihn jetzt nicht weniger liebe als früherhin. So leicht wird es mir nicht, Liebe aus meinem Herzen zu reißen. Das ist es eben, was mir so viel Schmerzen im Leben verursacht hat. Was ich liebe, liebe ich für immer. Sage das an Gans. Was macht er? Hat er schon die letzten Scenen des 2ten Theils seines Erbrechts geschrieben? Ueberlegt er noch des Morgens mit Male, wen er des Tags über citiren soll, und macht er noch am Abend die Bilanz seines Ruhmes? —

Alter, abgedroschener, schlechter Witz!

Ich danke Dir für die mitgetheilten Notizen, keine davon ist mir uninteressant. — Aus dem Morgenblatte zu urtheilen, ist Robert nach Berlin. Ist dies der Fall, so grüße mir ihn und sie.

Dir ziemt es mehr als mir, über Michael Beer zu witzeln.

Ich habe das neue Kunst- und Alterthumheft gelesen. Wir leben in fürchterlichen Zeiten. Wenn Du den Beer siehst, so frage ihn, was Schlegel macht? Denn ich setze voraus, daß er diesem vielfach empfohlen war, ebenso wie dem großen Göthe — August Wolf, Herr und Madame Wolf, Zelter u. s. w. Grüße mir Leßmann recht herzlich, recht herzlich. Ich war in Weimar; es giebt dort sehr gutes Bier. Von Immermann habe ich diese Tage Brief und sein neues Lustspiel, „das Auge der Liebe", erhalten. Wenn man es mit seinem Titel liest, so gefällt es, sonst nicht. Aber es ist doch viel Herrliches darin. Denk Dir, ich habe Bopp's Buch noch nicht gelesen; aber es soll bald geschehen. Ich wünsche noch immer von Dir Etwas darüber zu vernehmen. — Auch fände ich es noch immer angemessen, ja jetzt mehr als je, daß Du Dich über Byron u. Comp. vernehmen ließest. Das Rubonische Heft habe ich jetzt nicht mehr nöthig. — Was Du mir in Betreff des Kammergerichtsraths Wilken bemerkst, ist wahr; es sind mir indessen weit auffallendere Geschichten der Art passirt. Das Ergötzlichste darunter ist, wie ich auf dem Harz einen Theologen gefunden, der meine Tragödien mit sich schleppte, um sie, während der schönen Reisemuße zu seinem Vergnügen — zu widerlegen. Täglich passiren mir ähnliche Possen, die manchmal mich sehr flattiren, manchmal auch sehr demüthigen. Auf der Reise und auch hier merkte ich, daß meine kleinen Gedichte sich auf eine sonderbar heimliche Art verbreiten. — „Indessen, man wird Sie nicht lieben", sagte der große Sartorius.

Grüße mir Jos. Lehmann recht herzlich; ich weiß wirklich nicht in diesem Augenblick, ob ich oder Er schreiben muß. Schreibe mir viel Neues, ich lechze darnach.

Ich war in Weimar; es giebt dort auch guten Gänsebraten. Auch war ich in Halle, Jena, Erfurt, Gotha, Eisenach und in Cassel. Große Touren, immer zu Fuß, und bloß mit meinem schlechten braunen abgeschabten Ueberrock. Das Bier in Weimar ist wirklich gut, mündlich mehr darüber. Ich hoffe, Dich wohl nächstes Frühjahr wieder zu sehen und zu umarmen und zu necken und vergnügt zu seyn.

Viele, sehr viele Grüße an den theuern Biographen Hoffmann's und Werner's.

Dein Freund

H. Heine.

95. An MOSES MOSER.

Göttingen, den 30. Octb. 1824.

Lieber Moser!

Meinen Brief, den ich Dir vorige Woche schrieb, wirst Du wohl schon erhalten haben. Indessen, ich kann nicht wohl Deine Antwort erwarten, um Dir wieder zu schreiben und einen Liebesdienst von Dir zu verlangen. Ja, ich habe das Mißgeschick, immer Gefälligkeiten von Dir verlangen zu müssen, ohne Dir etwas Anderes dafür geben zu können als meine brüderlichste Liebe. Indessen, ich will diese nicht gar zu niedrig anschlagen. Mancher schlechte Stein gilt schon etwas, weil er ungewöhnlich und selten ist. —

Marquis! Deine Kenntnisse, Deine Zeit werden durchaus wieder von mir in Anspruch genommen. Du mußt nemlich statt meiner die Recension des besprochenen Bopp'schen Buches („Ardschunas Reise zu Indras", Berlin bey W. Logier) statt meiner anfertigen. Ich hatte versprochen, sie ungefähr um diese Zeit zu liefern, hatte in den Ferien auf der Reise das Buch nicht zur Hand, um die Recension zu schreiben, und da ich mich jetzt dran geben wollte, werde ich durch unvorhergesehene Hindernisse davon abgehalten. Ich habe jetzt meine „Harzreise" schon zur Hälfte geschrieben und will nicht abbrechen. Diese schreibe ich in einem lebendigen, enthousiastischen Styl, und es würde mir nicht allein nach einer Unterbrechung schwer werden, wieder hineinzugerathen, sondern auch würde es mir schwer fallen, aus diesem Styl in die trockne gelehrten Anzeige-Prosa überzugehen.

Außerdem muß ich mich, so bald ich nur kann, mit einer Dissertazion befassen, die in eine ganz andere Sphäre spielt als Indien und mir, der sich so leicht verwirrt, nicht erlaubt, an eine andere gelehrte Arbeit zu denken. Und diese Dissertazion,

die ich für einen meiner Freunde schreibe, muß ich durchaus unternehmen, sonst kommt ein sehr liebenswürdiger Mensch in die größte Misere. Spaßhaft genug, mich quälen Andere, um für sie zu schreiben, und ich quäle wieder Dich, um für mich zu schreiben; so quälen die Menschen einer den andren nach der bekannten Bell und Lancasterschen Methode. Außerdem leide ich noch sehr an meinem Kopfe, und täglich höre ich Collegien bey — Hugo, Bauer und Meister.

Ich glaube, dieses Letztere ist hinreichend, um Dich zu bewegen, an die Arbeit zu gehen. Ich brauche Dir wohl nicht vorzuschreiben, wie Du die Recension zu schreiben hast. Die Hauptsache ist ruhiges, klares, verständliches Referat. Nur grundgelehrt, und so viel als möglich mit neuen Gedanken und Ansichten gespickt. Ueber Indien im Allgemeinen und über das Buch ins Besondere. Ich weiß, daß Dir das wenig Mühe macht, auf den Styl kömmt nichts an, nur klar und verständlich muß der Aufsatz seyn, und — ich bitte Dich — in 14 Tagen fertig.

Willst Du aber meinen Wunsch nicht erfüllen, so bitte ich Dich, mir dieses umgehend zu antworten. In dieser Erwartung verharrt

Dein sehr gequälter und quälender Freund

H. Heine.

96. An MOSES MOSER.

Göttingen, den 11. Jan. 1825.

Theurer Moser!

Warum kannst Du mir nicht mahl schreiben, ehe Du von mir Brief erhalten? Mußtest Du warten, bis ich Deinen Brief vom 10. Novbr. beantworte? Hierzu brauchtest Du weder ein Genie noch ein Esel zu seyn. Ich, der ich mir schmeichle, beides nicht zu seyn, würde so handeln, wenn ich der Moser wäre, der neue Friedrichstr. 48 parterre im Friedländerschen Comptoir sitzt und ein Freund jenes Heine ist, der Jüdenstraße No. 21 im Hugo'schen Collegium schmachtet. Wenn ich sage, daß ich kein Esel und kein Genie bin, so will ich

nicht damit renommiren. Wäre ich ersteres, so wäre ich längst befördert, z. B. zum Professor extraordinarius in Bonn. Und was das Genie betrifft — ach Gott, ich habe die Entdeckung gemacht: alle Leute in Deutschland sind Genies, und ich, just ich, bin der einzige, der kein Genie ist. Ich scherze nicht, es ist Ernst. Was die ordinärsten Menschen zu fassen vermögen, wird mir schwer. Ich bewundre, wie die Menschen das Halbbegriffene, das aus dem Zusammenhang des Wissens Gerissene, im Kopf behalten und mit treuherziger Miene in ihren Büchern, oder von ihren Kathedern herab, wieder erzählen können. Wer dieses kann, den halte ich für ein Genie. Indessen, wegen der Rarität, wird jenen Menschen, die es nicht können, der Name eines Genies beygelegt. Das ist die große Ironie. Das ist der letzte Grund meiner Genialität. Das ist auch der letzte Grund, warum ich mich mit meiner Jurisprudenz zu Tode quäle, warum ich noch nicht damit fertig bin und erst zu Ostern fertig werde.

Mit der Genialität in der Poesie ist es auch so eine ganz zweydeutige Sache. Das Talent ist mehr werth. Zu jeder Vollbringung gehört das Talent. Um ein poetisches Genie zu seyn, muß man erst das Talent dazu haben. Das ist der letzte Grund der Göthe'schen Größe. Das ist der letzte Grund, warum so viele Poeten zu Grunde gehen; z. B. Ich!

Freund meiner Seele! Seele meines Freundes! Freundliche Seele! Du siehst, daß ich in der schlechtesten Laune von der Welt bin! Freundliche Seele — nein! dieser Ausdruck ist zu bitter. Gieb mir nie Gelegenheit, ihn zu gebrauchen. Mit der Freundlichkeit haben mich meine meisten Freunde getödtet. Aergere Dich über mich, und lasse mir diesen Aerger fühlen. — Gott Lob! ich sehe, Du ärgerst Dich schon, indem ich, statt Dir über meinen jetzigen Zustand etwas Bestimmtes zu sagen, lauter Unsinn schwatze. Aber lange ärgere ich nie meine Freunde, drum will ich kurz mich hier mittheilen.

Wie oben bemerkt ist, ich arbeite angestrengt an meinem jus. Lebe übrigens ganz einsiedlerisch. Bin nicht geliebt hier und weiß noch nicht, ob es rathsam ist, Ostern hier zu promoviren. Vor drey Tagen habe ich an meinen Onkel Salomon

Heine geschrieben, daß ich noch ein halb Jahr hier zu bleiben wünsche. Ich schrieb ihm concis und ohne Umschweife. Ich bin gespannt auf seine Antwort. Du siehst also, daß ich nicht mit Bestimmtheit sagen kann, was ich nächstens thun werde. Das hat auch gar Nichts zu bedeuten; das Schlimmste ist nur gar zu sehr bestimmt; nemlich daß ich auf eine unerträgliche und geisteshemmende Weise von meinen Kopfschmerzen gequält werde; z. B. in diesem Augenblick. Ich schreibe wenig, lese viel. Immer noch Chroniken und Quellenschriftsteller. Ich bin, ehe ich mich dessen versah, in die Reformazionsgeschichte gerathen, und in diesem Augenblick liegt der 2te Folioband von von der Hardt's Hist. liter. reformationis auf meinem Tische; ich habe gestern Abend darin die Reuchlin'sche Schrift gegen das Verbrennen der hebr. Bücher mit großem Interesse gelesen. Für Dein Studium der Religionsgeschichte kann ich Schröckh's Kirchengeschichte mit Enthousiasmus, wegen der gründlichen Zusammenstellung, Dir empfehlen. Seit den Ferien habe ich schon 2 Dutzend Bände davon verknopert. Doch Du hängst für die ersten Jahre noch in den Mythen des Orients. Außerdem lese ich französische Vaudevilles. — Meine Harzreise habe ich längst, seit Ende Novbr., fertig gemacht, so weit es mir wegen meines Zeitmangels möglich war. Ich habe sie vorigen Monath an meinen Onkel Henry Heine geschickt, um ihm und den Weibern ein Privatvergnügen damit zu machen. Sie enthält viel Schönes, besonders eine neue Sorte Verse, wird, wenn ich sie von Hamburg zurückerhalte, gedruckt werden, wird sehr gefallen und ist im Grunde ein zusammengewürfeltes Lappenwerk. An die Fortsetzung meines armen Rabbi darf ich in diesem Augenblick nicht gehen. Nur dann und wann kann ich Stückchen meiner Memoiren schreiben, die einst zusammengeflickt werden. O Flickwerk! Ferner schleppe ich mich mit den Ideen zu einer Menge poetischer und unpoetischer Meisterwerke. Unter andern will ich auch eine lateinische Abhandlung über die Todesstrafe schreiben. Versteht sich dagegen. Beccaria ist todt und kann mich nicht mehr des Diebstahls anklagen. Ich werde systematisch auf den Gedankendiebstahl ausgehen.

Grüße mir Gans recht brüderlich und herzlich. Mit Dondorf (ehemals hieß er Doctor), mit welchem ich hier oft zusammenkomme, spreche ich oft über ihn. Wenn er noch, wie Du schreibst, so sehr oft zu Varnhagens kommt, so könnte er mir eine Gefälligkeit erzeigen, ich würde ihn nemlich alsdann ersuchen, Herrn von Varnhagen zu bitten, mir die Privat-Addresse von Cotta zu geben. Vergiß das nicht, und womöglich besorge es bald. — Grüße mir Leßmann recht herzlich. — Daß Du mich in Hinsicht der indischen Recension im Stiche läßt, ist sehr lieblos. Ich habe das Buch noch immer und sehe voraus, daß, da ich den Aufsatz in diesem Augenblick unmöglich schreiben und liefern kann, mir das Buch nächstens zurückgefordert wird. Kannst Du mir nicht helfen? Wenn Du es jetzt noch thun wolltest, so würdest Du mich sehr verbinden. Es kommt hier auf trockene Gelehrsamkeit an. — Blätter bekomme ich gar nicht zu Gesicht. — Vom Verein sagst Du mir gar Nichts. Grüße mir Zunz und seine Frau, so wie auch J. Lehmann, wenn Du ihn siehst, und den guten Marcus. Schreib mir bald und viel. Ich schmachte nach Brief von Dir. Du weißt ja, wie ich hier lebe. — Wenn Du mir das Wohlwollen Hitzig's, den ich sehr schätze, erhalten kannst, so thue es. Grüße mir denselben, wenn Du ihn siehst. — Endlich bitte ich Dich, bleibe auch Du mir gewogen und sey überzeugt, daß ich von ganzer Seele bin

Dein Freund
H. Heine.

Eines Herrn Weiß aus Posen erinnere ich mich nicht mehr. — Rousseau hat jetzt in Aachen eine neue Zeitschrift, die Flora, angelegt. — Ich soll mich bey Dir erkundigen, ob der Dr. Reinganum noch in Berlin ist?

97. An KARL IMMERMANN.

Göttingen, den 24. Februar 1825.

Lieber Immermann!

Daß ich auf Ihren lieben Brief vom 12. October noch nicht geantwortet, ist unverzeihlich. Es ist aber auch unverzeihlich,

daß ich bis jetzt noch immer mehr oder minder an meinem Kopf gelitten und halsstarrig meine Juristerey fortgetrieben. Was den Kopf betrifft, so bessert er sich täglich, und ich hoffe, nach einiger Zeit recht klar und gesund zu werden. Was die im besagten Kopfe einzupfropfende Jurisprudenz betrifft, so hoffe ich in einigen Monathen mit derselben fertig zu seyn. Eben deßhalb liege ich jetzt mehr als je darin versenkt, und war ich und bin ich bis jetzt noch nicht im Stande, Ihnen zu schreiben, so zu schreiben, wie ich es wohl wünschte. Und eben dieses anzudeuten, ist der Zweck dieses Briefes, der also eigentlich gar kein Brief ist. Ach, und doch möchte ich Ihnen so gern einen rechten Brief schreiben, so recht alles, was ich in der letzten Zeit über Sie gedacht und gefühlt, so recht viel.

Ich machte verflossenen Herbst eine Fußreise durch den Harz, und wenn ich da so eine von den Höhen erklommen, wo man den Magdeburger Thurm erkennen kann — dann blieb ich manchmal lange stehen und dachte an Immermann, und es war mir, als sähe ich Immermanns Genius hoch sich erhebend, viel höher als der Thurm. Vielleicht, in jenen Momenten, saßen Sie zu Hause am Schreibtische, gedichtesinnend. Als ich nach Göttingen zurückkam, fand ich Ihr „Auge der Liebe". Ich las es mit dem Auge der Liebe. Zeit und Stimmung waren günstig zum vollen Genießen des Gedichtes. Wirklich, ich habe dasselbe mehr genossen, als kritisch betrachtet. Dennoch, um es nicht vorurtheilsvoll und blindlings zu verehren, habe ich es die strengstmögliche Probe bestehen lassen — nemlich gleich hernach las ich Shakespeares „Sommernachtstraum". Und ich kann es bestimmt aussprechen: Ihr Gedicht hat nichts dadurch gelitten, d. h. sein Eindruck wurde nicht dadurch geschwächt. Von Vergleichung kann hier nicht die Rede seyn.

Das dritte Buch, das ich in dieser Folge las, war Graf Platens Lustspiele. Diese sind in Form und Gestaltung den Ihrigen sehr verwandt. Nur daß der Witz dem armen Platen trotz seines Danachhaschens durchaus abgeht, und daß die Poesie in ihm zwar echt, aber nicht reichlich fließt. Hingegen

aus dem „Auge der Liebe" ergießen sich in freudiger Fülle die Blitzstrahlen des Witzes und die Wunderquellen der Poesie. Ich erwähnte Platens Buch nur, um Sie darauf aufmerksam zu machen.

Ihren „Neuen Pygmalion" habe ich ebenfalls gelesen. Ich möchte ungefähr dasselbe darüber aussprechen, was der tolle Engländer dem Goethe in Neapel auf der Treppe über den „Werther" gesagt hat, nemlich: „Das Buch gefällt mir nicht, aber ich begreife nicht, wie es möglich war, es zu schreiben." Wirklich, diese Erzählung gefällt mir nicht, ich bin sogar ein Feind dieser Gattung, aber ich staune über Ihre meisterhafte Darstellung und noch mehr über Ihre vollendete Prosa.

Ich bin eigentlich kein Freund der Almanachsliteratur, und wenn ich in diesem Briefe nicht nöthig hätte, Sie noch besonders zu einer Almanachslieferung anzuregen, und wenn ich nicht selbst im Begriff wäre, etwas von meiner Feder für die „Rheinblüthen" zu liefern, so würde ich gegen alle Almanache ordentlich losziehen und Ihnen von aller Theilnahme an denselben abrathen. Doch die wunderschöne Madame Robert (die Schwester des Buchhändlers Braun in Carlsruhe, der die „Rheinblüthen" herausgiebt) interessirt sich sehr für diesen Almanach und mahnt mich daran, daß ich ihr Hoffnung gemacht, meines Freundes Immermanns Mitwirkung für diesen Almanach zu gewinnen. Ihr Mann (er ist der Bruder von Frau von Varnhagen) unterstützt diese Mahnung, es wird mir gezeigt, daß derselbe nur Auserlesenes enthalten soll, und ich wiederhole Ihnen die Frage, ob Sie einen Beytrag dazu geben wollen. Denselben müßten Sie aber bald an besagten Buchhändler Braun in Carlsruhe einsenden, der Sie übrigens gewiß ebenso gut wie jeder andere Redakteur honoriren wird. — Ich habe also hiermit meinen wiederholten Auftrag wiederholentlich ausgerichtet, kann mir also nicht vorwerfen, daß ich in Angelegenheiten meiner Freunde saumseelig sey, will mir aber auch nicht vorwerfen, daß ich meinen lieben Freund auf unbequeme Weise dränge, und ich bitte Sie daher bloß, mir umgehend zu schreiben, ob Sie etwas liefern wollen oder nicht. Dieses kostet Ihnen nur

wenige Zeilen, und ich warte bis dahin mit meiner Berichtung an Roberts. Ich bitte Sie aber, lassen Sie mich nicht gar zu lange auf diese Antwort warten, ich will ja keinen Brief, bloß wenige Zeilen. Ich kann mir's wohl denken, theurer Immermann, daß Sie eben so schwer belastet sind als ich.

Aergerlich war's, daß ich die Hitzigsche Karte in meinen letzten Brief einzulegen vergaß, und — ich weiß nicht, wie es kommt — sie erst jetzt zu schicken. Wie ich höre, steht Hitzig an der Spitze vieler literarischer Umtriebe und hat einen Poetenverein in Berlin gestiftet. — Wenn ich gesund und frey werde, will ich gern theilnehmen an jedem literarischen Unternehmen, wozu Sie mich einladen. Indessen, es ist eine kritische Zeit für Zeitschriften. — Von dem Steinmannschen Journal habe ich nichts gesehen; er schrieb mir ebenfalls mehrmals, aber ich konnte nicht antworten.

Rousseau ist am Rhein thätig, auf seine gewöhnliche Weise. — Wie heißt doch der Poet in dem Lustspiele „Künstlers Erdenwallen" von J[ulius] von Voß?

Bis July bleibe ich bestimmt hier. Dann wende ich mich entweder nach Berlin oder nach Hamburg. Wie gesagt, mit meiner Gesundheit bessert es sich, und ich hoffe, nächstens manches Gute schreiben zu können. Doch mit dem Herausgeben werde ich immer saumseelig und ängstlich seyn. —

Leben Sie wohl, guter Immermann; seyn Sie überzeugt, daß ich Sie liebe, und daß ich Sie unaussprechlich ehre.

H. Heine.

98. An LUDWIG ROBERT.

Göttingen, den 4. Merz 1825.
[Poststempel: 7. März]

Lieber Robert! Da ich just jetzt in einer Bedrängniß stecke, wo ich nicht im Stande bin, Ihrer lieben Frau zu schreiben, und dennoch ihr gern wissen lassen möchte, was sich auf ihren Brief vom 18. Februar bezieht, so schreibe ich Ihnen, mit dem ich weniger Worte zu machen brauche.

Sagen Sie daher unsrer lieben Türkin: erstens, daß ich Sie

und sie liebe, zweytens, daß ich sie in Hinsicht der „Rheinblüthen" gewiß nicht im Stich lassen werde. Wie sauer es mir wird, dieses Versprechen zu erfüllen, davon haben Sie keinen Begriff. Von meiner Abneigung gegen die Almanachsliteratur überhaupt will ich gar nicht sprechen; so wie auch nicht von den Bedenklichkeiten, die ich jetzt zu nehmen habe bey jeder Zeile, die ich drucken lasse. Ich will nur erwähnen, daß ich wegen meines Kopfübels, das jetzt erst allmählig verschwindet, seit einem Jahre wenig Bedeutendes schreiben konnte. Ich schrieb bloß an einer Art „Wahrheit und Dichtung", die nur in sehr späteren Zeiten erscheinen darf, und an meinem „Rabbi", der noch nicht zur Hälfte fertig und ebenfalls nicht für jetzige Mittheilung geeignet ist. Das Hübscheste, was ich unterdessen schrieb, ist die Beschreibung einer Harzreise, die ich vorigen Herbst gemacht, eine Mischung von Naturschilderung, Witz, Poesie und Washington Irvingscher Beobachtung. Eine Novelle, die ich für die „Rheinblüthen" angefangen — liegt halb fertig, und wird auch wohl nicht fertig werden. Denn in meiner Jurisprudenz stecke ich jetzt mehr als je, da ich nächsten Monath damit fertig werden will und mich daher jetzt bloß mit meinem Corp. jur. beschäftigen muß.

Kann ich also die Novelle, wie ich voraussehe, nicht fertig bekommen, so schicke ich Ihnen in fünf Wochen meine „Harzreise", die etwa drey bis dreyeinhalb Druckbogen der „Rheinblüthen" beträgt, und wovon ich überzeugt bin, daß Sie sie eben so gern lesen werden, wie ich sie ungern schicke. Nemlich diese neue Disposizion vereitelt mir manche wichtige Absicht und macht es nöthig, daß ich in meinem Manuskript manches ändre und auslasse. Ich würde es früher einsenden, wenn ich es nicht erst von meiner Familie, der ich es zur Winterlektüre mitgetheilt, zurückkommen lassen müßte. Eigentlich ist es auch entsetzlich frühe, jetzt schon die Almanachsbeyträge einzutreiben. — Ich hätte indessen schon vor einigen Tagen geantwortet, wenn ich nicht erst Brief von Immermann erwarten wollte, dem ich gleich dringend schrieb, mir unverzüglich zu sagen, ob er etwas für

die „Rheinblüthen" geben wolle oder nicht. Ich habe aber seine Antwort noch nicht erhalten und werde Ihnen also nochmals schreiben müssen, sobald dieses der Fall seyn wird. Ich bedeutete ihm übrigens, daß Herr Braun seine Beyträge eben so gut honoriren wird, wie jeder andere Almanachs-redakteur. Was in dieser Hinsicht mich selbst betrifft, so erinnere ich mich, daß Sie mir ein Honorar von vier Carolin per Druckbogen angeboten, als Sie mich kurz vor meiner Abreise von Berlin zum Mitarbeiten an die „Rheinblüthen" aufgefordert. Wenn also meine „Harzreise" für die „Rheinblüthen" angenommen wird, so erwarte ich dieses Honorar und wünschte drey Monath nach Absendung meines Manuskripts darüber verfügen zu können. In bessern Zeiten würde ich dergleichen nicht mahl erwähnen. — Und sie werden besser werden!

Ihr neues Lustspiel, das eine Walpurgisnacht des Witzes seyn soll, ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen; desto mehr, lieber Robert, habe ich mich an Ihren Xenien in den „Rheinblüthen" ergötzt. Sie summen mir noch immer im Kopfe herum. Sie sind unvergleichlich und werden von jedem enthousiastisch bewundert. Mit Freude vernehme ich von Ihrer Frau, daß Sie fleißig schreiben. Wahrhaftig, wenn Sie sich artig aufführen, können Sie noch am Ende berühmt werden. Man fängt sogar in Göttingen an, Sie zu kennen — und das will viel sagen! Namentlich mein Freund, der große Sartorius, bey dem ich diesen Abend gut esse, erkundigte sich mit vielem Eifer nach dem Verfasser der Episteln an Tieck und der Gọthischen Geburtstagsfeyer.

Von Berlin hör ich gar nichts, außer daß Walter Scott dorthin kommen wird, um neue Naturschönheiten in sich aufzunehmen und Clauren persönlich kennen zu lernen.

Der gemachten Türkin sagen Sie meine herzlichsten Grüße. Sagen Sie ihr auch, daß ich keinen Brief von ihr erhalten, „auf den sie sich sogar etwas einbilden könnte", es sey denn, sie meinte hiermit einen Geschäftsbrief, den sie mir vorigen May von Berlin aus geschrieben. Sagen sie ihr ferner auch, was es heißt, im Begriff seyn, unter Ritter Hugos

Decanat als Jurist zu promoviren; — und wenn sie dieses begreift, so begreift sie auch, wie es menschenmöglich ist, der schönsten Frau in Europa ihren allerliebsten Brief nicht zu beantworten. — Aber die Zeiten sollen besser werden!

Zu den elf Menschen, die ich liebe, gehört Herr und Madame Robert, und ich bin

in der größten Eil,

H. Heine.

Adresse: Sr Wohlgeboren
Herrn Ludwig Robert,
Privatgelehrter
in
frey Carlsruhe.

99. An LUDWIG ROBERT.

Göttingen, den Merz 1825.

Kaum war mein Brief an Sie, lieber Robert, abgegangen, so empfing ich ein Schreiben von Immermann, das folgendermaßen anfing:

„Recht herzlich . . . .

„Um zunächst Ihre Frage zu beantworten, sage ich Ihnen, „daß ich in diesem Jahre recht gern etwas zu den „Rhein- „blüthen" liefern will, Sie mögen daher das Ihren Freunden „melden. Man muß den Winken und Mahnungen schöner „Frauen stets gehorsam seyn, sonst wendet sich das Glück „von uns. Ich habe auch von andern die Schönheit der „Robert rühmen hören, und es sollte mich sehr freuen, „wenn ich einmal der anmuthigen Gestalt begegnete."

Indem ich hier Immermanns eigene Worte anführte und bloß noch erwähne, daß ich ihm vorher schrieb, bald einzusenden, was er für den Alm. liefern wolle; — so glaube ich das Meinige gethan zu haben. Der Redakteur kann jetzt direkt ihn fragen, wann? und wie viel? er schicken wolle. —

Ich bitte Sie, lieber, sehr lieber Robert, meine Eiligkeit und Nonchalanz im Schreiben zu entschuldigen; ich stecke wirk-

lich bis am Halse in Gequältheiten. Ihre gute Friederike — denn auch dieses Adjektiv gehört ihr in vollem Maße — entschuldigt mich gewiß.

Ihr von Herzen ergebener

H. Heine.

(Dieselbe Adresse wie auf dem vorigen Briefe mit dem Zusatze: pr Einlage.)

100. Kärtchen an EDUARD HITZIG.

Auf der einen Seite:

Der Professor Ottfried Müller

überbringt [bringt mit Bleistift durchgestrichen, darüber: sendet]

dem Criminalrath Hitzig

(groß. Friedrichstr. 242)

viel schöne Freundschaftsgrüße

von

H. Heine.

Auf der Rückseite:

Ihren Rath, die Juristerey an den Nagel zu hängen, will ich in Ueberlegung ziehen. Doch werde ich vorher absolviren, um den Sommer ganz frey zu haben, für meine Lieblingsstudien und Gesundheit. In Berlin will ich zum Anfang des Winters eintreffen und dort viel poetisches und publizistisches zu Tage fördern. Grüßen Sie mir Fouqué, Chamisso und — — — —

Adresse: Sr. Wohlgeb. Herrn

Criminalrath Eduard Hitzig

in Berlin.

nebst einem Buche.

101. An MOSES MOSER.

Göttingen, den 1. April 1825.

Lieber Moser!

Es ist schön von Dir, daß Du meiner nicht ganz und gar vergissest. Ich gebe meinen Freunden nicht viel Anregung,

und bey meiner Grämlichkeit, oder besser gesagt bey meiner Lage, wäre es kein sonderliches Wunder, wenn sie sich allmählig von mir wenden. — Ich will hiermit gar nichts gesagt haben, denn bey Gott, ich bin in diesem Augenblick nicht im Stande, an etwas anderes zu denken als an meine physischen Schmerzen. Diese haben mich die letzten 14 Tage gequält, fast so sehr gequält, wie ich meine Freunde quäle mit der beständigen Erwähnung dieser Schmerzen. — Der eigentliche Zweck dieses Briefes ist, Dir meinen Bruder zu empfehlen, der im Begriff ist, nach Berlin zu reisen, um Medicin zu studiren. Das Beste, was Du für ihn thun kannst, ist, daß Du ihn mit einem gescheiten Mediciner bekannt machst, der ihm sagt, was er hören soll, und daß Du ihn mit einem guten Oekonomen bekannt machst, der ihm sagt, wie er in Berlin am ökonomischsten leben kann. Mache ihn auch mit Zunz und Gans bekannt, wenns Dir gefällt auch mit dem alten Friedländer. Er ist noch jung genug, um diesen mit Bewunderung goutiren zu können. Auch an Hillmar lasse ich ihn empfehlen. — Mein Bruder ist ein ordentlicher, williger Mensch, äußerlich nicht sehr anziehend, innerlich voll von griechischen und römischen Autoren, und besonders zu hüten vor Aesthetik, Venerie und andern ansteckenden Krankheiten. — Da ich mahl am Empfehlen bin, so will ich mich selbst Dir ebenfalls aufs Neue empfehlen. Behalte mich, denn Du findest wirklich keinen Freund, an dem Du alle Geduld und Mühen der Freundschaft besser ausüben kannst als an mir. Wahrhaftig, mein theurer, lieber Marquis!

Meine äußere Lage ist nicht sehr verändert. Ich habe den ganzen Winter an der Jurisprudenz gearbeitet, habe manche sehr gesunde Tage gehabt, und wenn ich in diesem Augenblick nicht einen so schlimmen Rückfall von Schmerzen hätte, so würde ich mich jetzt zum juristischen Promoviren melden. Doch in dem Zustand, worin ich mich jetzt befinde, kann ich nicht daran denken; welches um so trauriger ist, da ich nach der Promozion viel schreiben wollte, unter andern die Vollendung des Rabbi, der mir centnerschwer auf der Seele liegt. Dieses uneigennützigste Werk wird auch das gediegenste wer-

den. — Ich habe gute Hoffnung, diesen Sommer recht zu gesunden, mein Arzt giebt sich viele Mühe und ich auch. Viel Geldausgaben und Verschlucken unangenehmer Medicinen.

Mein Oheim in Hamburg hat mir noch $^1/_2$ Jahr zugesetzt. Aber Alles, was er thut, geschieht auf eine unerfreuliche Weise. Ich habe ihm bis auf diese Stunde noch nicht geantwortet, denn es ist mir zu ekelhaft, ihm zu zeigen, wie läppisch und erbärmlich man mich bei ihm verklatscht. Ebenfalls aus Ekel übergehe ich hier diese Eitermaterie. — Bin ich gesund, so habe ich Kraft genug, Alles zu ändern; bis dahin will ich mich gedulden.

An Roberts in Carlsruhe habe ich geschrieben. Ich will meine Harzreise für die Rheinblüthen geben. Diese habe ich deßhalb von meinem Onkel Henry Heine, dem ich sie geschickt hatte, zurückverlangt, und so bald ich sie erhalte, schicke ich sie nach Carlsruhe. Ich war früher gesonnen, sie ins Morgenblatt zu geben, und deßhalb wollte ich an Cotta schreiben. Ungern gebe ich sie in die Rheinblüthen; das Almanachswesen ist mir im höchsten Grade zuwider. Doch ich habe nicht das Talent, schönen Weibern Etwas abzuschlagen. Im Grunde ist mir die ganze jetzige Literatur zuwider, und darum schleppe ich mich auch mehr mit Ideen zu Büchern, die für die Folge berechnet sind, als mit solchen, die für die Gegenwart passen. Z. B. ein angefangener Faust, meine Memoiren und dergleichen. Ekelhaft ist mir die Gegenwart mit ihrem Lob und noch mehr mit ihrem Tadel. — Meine äußere Abhängigkeit von dieser Gegenwart ist mir noch das Unangenehmste.

Wie Immermann denkt und wie es mit ihm steht, kann ich Dir am besten zeigen, wenn ich Dir seinen letzten Brief mittheile. Ich bitte aber, zeige ihn keinem Dritten, besonders wegen seines Urtheils über Robert. Ich habe seinen „Paradiesvogel" noch nicht gelesen; kenne aber Tiecks gestiefelten Kater, mit welchem derselbe mehr als nöthige Ähnlichkeit zu haben scheint.

Ist Michel Beer in Berlin? ich habe nemlich einen Bagatellauftrag an ihn.

Wenn das, was ein gewisser Peters über mich im Gesellschafter geschrieben, Dir im mindesten gefiel, so thut mir das sehr leid, und zwar um Deinetwillen. Es ist der fadeste und lächerlichste Kerl auf Gottes Erde, ein Esel mit Rosinensauce, den ich zu Lust und Ergötzen meiner Freunde zuweilen zum Narren habe. Nun ist es noch das Allerergötzlichste, daß dieser Kerl meine Werke beurtheilt, und zwar öffentlich, wie er oft drohte und wie ich ihm gern, sogar selbstbefördernd erlaubte, indem ich ihm auf sein Verlangen Gubitzen empfahl. Wirklich, man muß eine gute Dosis Ironiearsenik im Leib haben, um nicht über die Anmaßung und das dumm Hämische eines solchen Kerls unwillig zu werden und sich gern auf diese Weise am Publicum gerächt zu sehen. Letzteres ist unter aller Critik. —

Lebe wohl, ich schließe, weil das Papier zu Ende geht. Nächstens mehr und gewiß eine bessere Stimmung. Grüße mir gelegentlich den Criminalrath Hitzig, vielleicht hat er kürzlich durch Müller Grüße von mir erhalten.

H. Heine.

102. An Professor GUSTAV HUGO.

Decane, vir excelse nec non prudentissime!
Illustris ordinis viri praeclari doctissimi honoratissimi!

Audeo, quum summis in facultate juridica honoribus ornari cupiam, vos orare, ut mihi indicetis leges quas interpretatione illustrem, et ut me admittatis ad privatam de jure interrogationem.

Vitam meam, licet satis plenam turbationibus et eventis, adversis magis quam prosperioribus, paucis verbis enarraturus sum, illa tantum attingens, quae extrinsecus plurimum habuerunt auctoritatis ad animum meum literis artibusque excolendum.

Natus sum mense Decembri anni 1779 Dusseldorpii ad Rhenum, maximus natu inter tres fratres, quorum alter rei rusticae, alter arti medendi operam dat. Pater meus Siegm.

Heine, quondam miles, postea mercator, nunc aegrotus proculque vivens a negotiis, diebus laetioribus in matrimonium duxerat Elisabetham de Geldern, matrem meam, nunc mariti aegrotationis generosam cultricem, curarum participem, senectutis solatium.

In monasterio Franciscanorum Dusseldorpii infantia mea primis elementis eruditionis atque institutionis imbuebatur. Virum reverendissimum, nunc defunctum, Schallmeyerum, clericum dum in vivis erat catholicum Gymnasiique Dusseldorpiensis Rectorem, ut primum cultorem cordis ingeniique mei veneror atque observo. Singulari huius viri institutione utebar, quum adscitus essem in numerum discipulorum Gymnasii sui, cujus omnes deinceps classes percurrebam — tum demum hoc literarum asylum deserui, quum secundo illo bello contra Gallos instante suprema Gymnasii classis omnibus destitueretur discipulis, quorum maxima pars, et ego in horum numero, munera sua patriae obtulit, quae quidem, pace Parisiensi paulo post interveniente, parum usa est oblatis nostris.

Postea Bonam me contuli sub mediam partem anni 1819, universitatem literarum in hac urbe nuper constitutam frequentabam, lectionisque juridicas Mackeldeyi et Welckeri audiebam aeque ac lectiones historicas et aestheticas Schlegeli,.Hüllmanni, Arndtii, Radlofii etc., qui omnes singularem mihi praestabant benevolentiam. Mense Octobri anni 1820 in universitatem literarum Gottingensem me contuli, ubi unum tantum semestre versabar, quia mihi accidit, ut ob interdicta de certamine singulari a me violata consilium abeundi subirem. Audiebam tum lectiones Sartorii et Benekeii, qui uterque, praecipue ille, me gratia singulari dignabatur. Deinde in universitatem literarum Berolinensem me contuli, ubi in numerum civium academicorum receptus sum mense Aprili anni 1821, studiis operam meam navabam usque ad mensem Decembrem anni 1823, et in hoc tempore lectiones juridicas frequentabam Hassii et Schmalzii aeque ac lectiones philosophicas Hegeli, Wolfii, Boppii, Raumeri etc. Tum denuo Gottingam profectus sum, ubi vestras lec-

tiones, Decane excelse et illustris ordinis viri praeclari, quos summo amore summaque reverentia amplector, audiebam.

Quamvis autem per sexennium illud, quo studiis operam meam dabam, semper ordinem juridicum professus essem, nunquam tamen mens mea haec erat, ut juris scientiam ad vitam aliquando sustentandam tractarem, tali potius eruditioni comparandae studebam, qua ad humanitatem ingenium animumque conformarem. Nihilominus hac in re felicissimo quidem eventu non valde gavisus sum, non paucas easque utilissimas disciplinas negligens: nimioque amore tractans philosophiam, literas orientis, medii aevi quidem Germanicas, bonasque recentiorum populorum. Gottingae vero jurisprudentiae tantum operam dabam, sed pertinax capitis morbus, qui me duos annos usque ad hoc tempus excruciat, incredibilem in modum me semper impediebat, et effecit ut scientiae non respondeant diligentiae studioque meo.

Multum igitur, Decane excelse et illustris ordinis viri praeclari, spero de indulgentia vestra, qua me postea summa animi intentione haud indignum praestaturum esse, promitto.

Nominum vestrum cultor obedientissimus

Henricus Heine.

Gottingae, die 16. Aprilis 1825.

103. An FRIEDERIKE ROBERT.

Guten Morgen!

Sie glauben, ich sey ein unzuverlässiger Mensch, und es ist doch nicht wahr. Das Manuskript meiner Harzreise, 80 Seiten des gegenwärtigen Postpapiers betragend, liegt zur Absendung nach Carlsruhe bereit, aber ich möchte gar zu gern es noch drey Wochen hier behalten zur Feile und zu kleinen Veränderungen, die ich in diesem Augenblick, wo ich mehr als je in meinem juristischen Quark stecke, nicht machen möchte. Drängt es aber gar zu sehr mit dem Abdruck, so

lassen Sie mir das umgehend mit zwey Worten wissen, und mit umgehender Post erhalten Sie mein Manuskript. — Nur nicht böse über meine gar zu schwere Manieren und die Scherereyen, die ich Ihnen mache. Aber bedenken Sie, diese Welt ist so eingerichtet, daß einer den andern plagen und ihm Geduld lehren muß. — So bald ich indessen mit meinem juristischen Quark ins Reine bin, sage ich Ihnen mit vielen, schönen, herzlichen Worten, wie sehr ich bin,

liebenswürdigste Frau,

Ihr ergebener

Göttingen, d. 19. April 1825. H. Heine.

104. An MORIZ EMBDEN.

Göttingen, 11. May 1825.

Theurer Schwager!

Sie haben wirklich Ursache, sehr böse auf mich zu seyn, und ich weiß wirklich nicht, wie ich mein langes Stillschweigen entschuldigen soll. Das einzige, was ich vorbringen will, ist, daß ich weder aus Nachlässigkeit, noch aus Gleichgiltigkeit nicht geschrieben. Ich denke beständig an meine Schwester, folglich auch an Allem, was mit ihr zusammenhängt, folglich auch an meinem Schwager. Aber ich liebe Euch zu sehr, als daß ich Euch eine Stunde verbittern sollte, mit langen Schilderungen der peinlichen Situazion eines kranken, mürrischen, von Gott und Welt geplagten Menschen. Euch leere Worte oder vielleicht Unwahrheiten zu schreiben, dazu seyd Ihr mir gewiß zu lieb. Möge mir daher der gute Schwager und seine kleine Frau mein langes Stillschweigen entschuldigen. Jetzt aber kann ich Euch schreiben, mit meiner Gesundheit geht es besser, — es war sehr schlimm, — und auch in meinem äußeren Leben wird es lichter. Ich habe den ganzen verflossenen Winter anhaltend Jurisprudenz getrieben, und war dadurch im Stande, vorige Woche das juristi-

sche Doctorexamen zu machen, welches ich ganz vortrefflich bestand. Dieses ist im Betreff des Promovirens die Hauptsache, alles andere, z. B. das Disputiren ist leere Formel und kaum des Erwähnens werth. Ich bin also jetzt der Sache nach Doctor, und es macht keine ironische Wirkung mehr, wenn Sie mich in Ihren Briefen mit diesem Titel benennen. Ich werde jedoch erst in 6 Wochen disputiren, denn erstens hat es keine Eile, da ich doch bis Michaelis hier bleibe, zweytens will ich erst eine Dissertazion fertig schreiben. Das ist die beste Nachricht, die ich Ihnen mittheilen kann, — alles Andere liegt noch im Trüben. Sie können es sich auch leicht erklären, warum ich Sie mit Nachrichten über meine äußere Lage, die, wie bey jedem vom Oekonomischen bedingt ist, verschone. — Man mag mich immerhin der Narrheit und Unklarheit anklagen, aber ich weiß, ich denke und handle, wie es innerer Würde geziemt. Ich habe, lieber Moriz, meine bestimmte Jüry, über alles, was ich thue, — aber dieses Jüry ist jetzt noch nicht zum Richter über mich versammelt. — Es werden schwerlich Kaufleute darunter seyn.

Ich hoffe, daß dieser Brief Sie gesund und heiter antreffe. Da ich höre, daß Lottchen im Begriff ist, nach Lüneburg zu reisen, so will ich der lieben kleinen Frau dorthin schreiben. — Klein Marichen zu küssen. Wie neugirig bin ich, es zu sehen!

Ob ich mich in Hamburg fixiren werde? Das wissen die Götter, die den Hunger erschaffen. Ich werde mich dort nicht niederlassen, ohne auf ein paar Jahre mit Brod proviantirt zu seyn. Indessen von meiner Seite wird alles geschehen; getauft und als Doctor Juris, und hoffentlich auch gesund, werde ich nächstens nach Hamburg kommen. Ich würde Ihnen dieses nicht schreiben, wenn Sie es nicht zu wissen oftmals verlangt.

Leben Sie wohlbehalten Sie mich lieb, und seyen Sie überzeugt, daß ich vom ganzen Herzen bin

Ihr ergebener Schwager

H. Heine.

105. An FRIEDERIKE ROBERT.

Göttingen, den 15. May 1825.

Schöne, gute Frau!

Endlich, endlich habe ich meine juristischen Plackereyen so weit abgestreift, daß ich wohl im Stande wäre, Ihnen einen recht langen, hübschen Brief zu schreiben. Und dennoch geschieht dieses nicht, denn kaum der einen Plage entlastet, fällt wieder eine andre auf mich, und zum ordentlichen Schreiben müßte ich erst eine gute Stunde abwarten, und dazu gebrichts an Zeit, indem ich doch mit der Absendung meines Mansukripts nicht länger zögern darf. Möge es Ihren Beyfall erlangen. Ich habe es so viel als möglich für die „Rheinblüthen" zugestutzt. Vieles mußt ich streichen; und zur Füllung mancher Lücke, besonders am Ende der großen Gedichte, fehlte mir die Muße. Doch ist dieses nicht bemerkbar. Erscheint die Persiflage des Ballets etwas zu stark, so erlaube ich gern, die ganze Parthie, die damit zusammenhängt und die ich mit Bleystift bezeichnet, ausfallen zu lassen. Muß aus ähnlichem, politischen Nothwendigkeitsgrunde irgend eine andre Stelle meines Manuskripts wegbleiben, so bitte ich die Lücke mit den üblichen Strichen zu füllen. Außerdem bitte ich aber die Redakzion der Rheinblüthen, bey Leibe keine eigenmächtigen Veränderungen oder Auslassungen aus ästhetischen Gründen in meiner Harzreise zu gestatten. Denn, da diese im subjektivsten Style geschrieben ist, mit meinem Namen in der Welt erscheint, und mich also als Mensch und Dichter verantwortlich macht, so kann ich dabey eine fremde Willkührlichkeit nicht so gleichgültig ansehen wie bey namenlosen Gedichtchen, die zur Hälfte reduzirt werden. Damit indessen freundlicher Bemühung einiger Spielraum verbleibe, so bemerke ich, daß einige leicht zu verbessernde Schreibfehler in meinem Manuskripte aufzufinden sind; ein Freund, der dasselbe zuletzt las, hat es wenigstens geäußert, und mir fehlt es jetzt an Zeit und Lust zu einer neuen Durchsicht. Auch sende ich anbey sechs neue Liedchen von der alten Sorte, die nur mit meiner Chiffre (. . . . e) bezeich-

net sind, wovon die drey ersten mir einigermaßen gefallen, weit weniger die drey letzten, die immerhin fortgestrichen werden können, und die ich vielleicht zu diesem Zwecke hingeschrieben. — Die Verse in meiner Harzreise sind eine ganz neue Sorte und wunderschön. Indessen man kann sich irren. Es sollte mir sehr leid thun, wenn mein Mskpt. Ihren Erwartungen nicht entspräche, nicht meinetwegen, sondern weil ich so gern Ihre Wünsche erfüllt sähe. In diesem Fall, wenn Sie etwa unterdessen fremdes, besseres Manuskript erhalten, oder mein Mskpt. wegen meiner eigenen Bestimmungen nicht abdrucken lassen können, wünsche ich, daß Sie mir dasselbe ohne großen Zeitverlust unfrankirt hierher nach Göttingen per fahrenden Post zurücksenden möchten. Ich hätte Ihnen gar gern eine hübsche Novelle geschickt, aber es war unmöglich; mögen mich nächstes Jahr die Musen besser begünstigen! — Und nun nachträglich noch eine Bitte: im Fall meine Harzreise sich eines Abdrucks in den „Rheinblüthen" zu erfreuen hat, wünschte ich, daß mir einige bloße Abdrücke der Reise und vier ganze Exemplare der „Rheinblüthen", worin die Reise enthalten, unter der Addresse: H. Heine bey Herold und Wahlstab in Lüneburg per fahrender Post, sobald als möglich zugeschickt und in Rechnung gestellt werden mögen.

Und nun, schöne, gute Frau, machten Sie nicht eben die naheliegende Bemerkung: daß Menschen, die sonst im Leben ganz leicht und anspruchlos erscheinen, recht eitel und diffizil werden, sobald man sie als Poeten in Anspruch nimmt? Doch ich scharfsinniger Narr, ich erzähle das einer Poetin und Frau eines Poeten. Was macht dieser Poet? Trauerspiele oder Lustspiele? Papavians oder Mamavians? Dem Manne der Madame Robert muß es wohl sauer werden, ein Trauerspiel zu schreiben — der arme Glückliche! Kaum hat er wüthend die Stirn zusammengezogen zum tragischen Ernst, so wird ihm dieser freundlich fortgelächelt von der schönen Frau, und ärgerlich greift er nach ihrem Strickstrumpf, statt nach Melpomenens Dolch.

Hier ist alles still und trist, durchaus keine schöne Ge-

sichter, und ich lebe vergraben in Studien. Dr. Gans hat diese auf einige Tage unterbrochen bey seiner Durchreise. Er hat das Glück, Madame, Sie auf seiner Reise zu sehen. Von Berlin hör ich wenig. Von der dortigen Literatur noch weniger. Gans hat mir gesagt, unser „Paria“ erregt noch immer viel Mitleid. Die Zeiten sind so schlecht, alle Menschen klagen, und es ist sehr politisch von unsern Regierungen, daß sie allenthalben die Aufführung des „Paria“ begünstigen, damit wir sehen, es giebt Leute in Indien, die noch mehr leiden und ausstehn als wir Deutschen. — Der Abgang der Post drängt mich zum Raschschreiben. — Ich habe jetzt mein juristisches Examen abgemacht; wenn ich wohl bin, disputire ich künftigen Monath, und wenn Sie mir nächstens schreiben, ist meine Addresse: an den Dr. jur. H. Heine aus Düsseldorff, in Göttingen. Mitte August werde ich wohl diese Stadt verlassen, mich auf kurze Zeit nach Lüneburg und dann nach Berlin begeben. Dort bleibe ich lange und studire Clauren. Werden Sie und Robert nicht auch bald wieder hinkommen? Kommen Sie hin, thun Sie etwas für die arme Mark Brandenburg, wir verkommen sonst in der Dürre und werden zu Staube, noch ehe wir todt sind. — Vor allem aber leben Sie wohl, küssen Sie mir Robert, und sagen Sie ihm, daß ich ihn und seine Frau sehr lieb habe. Ich bin,

Madame!

Ihr ergebener

H. Heine.

Adresse: An Madame Robert,
geb. Braun, in Carlsruhe.

106. An CHRISTIANI.

Göttingen d 26 May 1825.

Theurer Christiany!

Wenn es in der ganzen Christenheit irgend einen Menschen giebt, der Ursache hat, mit mir unzufrieden zu seyn, so ist es der Doktor Christiany in Lüneburg. Was wollen Sie mehr als dieses offne Geständniß? Nun schlagen Sie in der Carolina

nach und bestimmen Sie meine Strafe. Doch diese wird nicht allzuhart ausfallen. Denn erstens weiß ich, daß ich bey Ihnen noch in großer Gunst stehe, zweitens wissen Sie, oder besser gesagt, Ihr Selbstbewußtseyn sagt Ihnen, daß ich oft genug an Sie denken muß, daß Briefschreiben überhaupt so eine ganz eigene Sache ist, und daß oft Halbfreunde oder sogar Scheinfreunde sich täglich schreiben und wahre Freunde nur selten; manchmal sogar nie. Ueber letzteres ließe sich wohl eine große, höchst schmerzliche Dissertazion schreiben.

Aber dieses Alles will ich nicht zu der Entschuldigung gebrauchen, sondern bloß meinen physischen Zustand und dessen Einwirkung auf meine Gemüthsstimmung. Ich war nemlich den ganzen Winter krank, und jetzo leide ich an allmähliger Genesung.

Den vorigen Sommer sah es auch nicht sehr glänzend mit meiner Gesundheit aus, und obendrein lag auf mir die Centnerlast der Pandekten. Meine Erholung waren kalte Bäder, Chronikenstudium, Skandäler, Shakspear, Ulrichs Garten, so wie auch einige eigne Pfuschereyen ins Gebieth der Literatur. Letzteres war aber sehr unbedeutend, Ausarbeitung einer Memoirenparthie, Anfang eines Romans, und einige kleine Köter von maliziösen Gedichten. Den Herbst machte ich eine Fußreise nach dem Harz, den ich die Kreuz und Quer durchstreifte, besuchte den Brocken, so wie auch Göthe auf meiner Rückreise über Weimar. Ich reiste nemlich über Eisleben, Halle, Jena, Weimar, Erfurth, Gotha, Eisenach und Kassel hierher wieder zurück. Viel Schönes habe ich auf dieser Reise gesehen, und unvergeßlich bleiben mir die Thäler der Bode und Selke. Wenn ich gut haushalte, kann ich mein ganzes Leben lang meine Gedichte mit Harzbäumen ausstaffiren. —

Ueber Göthes Aussehen erschrak ich bis in tiefster Seele, das Gesicht gelb und mumienhaft, der zahnlose Mund in ängstlicher Bewegung, die ganze Gestalt ein Bild menschlicher Hinfälligkeit. Vielleicht Folge seiner Letzten Krankheit. Nur sein Auge war klar und glänzend. Dieses Auge ist die einzige Merkwürdigkeit, die Weimar jetzt besitzt. Rührend war mir Göthes tiefmenschliche Besorgniß wegen meiner

Gesundheit. Der seelige Wolf hat ihm davon gesprochen. In vielen Zügen erkannte ich den Göthe, dem das Leben, die Verschönerung und Erhaltung desselben, so wie das eigentlich praktische überhaupt, das Höchste ist. Da fühlte ich erst ganz klar den Contrast dieser Natur mit der meinigen, welcher alles Praktische unerquicklich ist, die das Leben im Grunde gringschätzt und es trotzig hingeben möchte für die Idee. Das ist ja eben der Zwiespalt in mir, daß meine Vernunft in beständigem Kampf steht mit meiner angeborenen Neigung zur Schwärmerey. Jetzt weiß ich es auch ganz genau, warum die göthischen Schriften im Grund meiner Seele mich immer abstießen, so sehr ich sie in poetischer Hinsicht verehrte und so sehr auch meine gewöhnliche Lebensansicht mit der göthischen Denkweise übereinstimmte. Ich liege also in wahrhaftem Kriege mit Göthe und seinen Schriften, so wie meine Lebensansichten in Krieg liegen mit meinen angeborenen Neigungen und geheimen Gemüthsbewegungen. — Doch seyn Sie unbesorgt, guter Christiany, diese Kriege werden sich nie äußerlich zeigen, ich werde immer zum Göthischen Freykorps gehören, und was ich schreibe, wird aus der künstlerischen Besonnenheit und nie aus tollem Enthousiasmus entstehen.

So bist du denn der ganzen Welt empfohlen
Das uebrige brauch ich nicht zu wiederholen.

Es ist aber spaßhaft, wie ich immer und überall, und ging ich auch nach der Lüneburger Heide, zu Erzgöthianern komme. Zu diesen gehören auch Sartorius und seine Frau, vulgo geistreiches Wesen genannt, mit denen ich hier am meisten verkehre. Ich brachte ihnen Grüße von Göthe, und seitdem bin ich ihnen doppelt lieb. — Es giebt sogar unter den Studenten Göthianer. —

In Kassel war ich mehrmals, fand dort Straube, so wie auch Haxthausen. Letzteren aber nur vorigen Herbst, auf meiner Rückreise vom Harz. „Eine Eule saß und spann." Wir haben von Ihnen und alter Wünschelruthzeit sehr viel gesprochen. Haxthausen ist ganz versauert, ein Landjunker, trägt sich

sehr modern modisch, und wie mir scheint, habe ich ihm nicht mißfallen. Er war mit seiner Schwester, oder besser gesagt, Fräulein Schwester, zum Besuch in Cassel.

Straube ist dort kurfürstlich hessischer Prokurator und verheurathet und ebenfalls versauert. Wir haben uns seit vorigen Sommer mehrmals auf 24 Stunden gesehen und freuen uns sehr, wenn wir uns wechselseitig betrachten und alter Zeiten gedenken und über gemeinschaftliche Freunde schwatzen. Er hält sehr viel auf Sie und von Ihnen, guter Christiany, und ich mußte ihm viel erzählen. Und dennoch ist er versauert, die Blüthen, die einst so viel versprachen, sind niedergedrückt unter Aktenstößen und Faulheit, und was sich etwa noch Hübsches in ihm regen mag zu hübschen Zeiten, das geht alles verloren in das große Weib, das er sich zugelegt hat, und das in ihrem weißen Kleide eher mit dem Schimmel der Apokalypse als mit den Musen des Helikons Aehnlichkeit hat. —

Mit mir und meinen poetischen Produkten ist Straube unbedingt zufrieden; ja — O Wunder — er ist jetzt enthousiasmirt vom Almansor.

Meine Harzreise habe ich, wie Sie schon in Erfahrung gebracht haben, Anfangs diesen Winter geschrieben. Aber leider konnte ich kaum bis zur Hälfte damit zu Stande kommen, weil ich damals, wie den ganzen Winter hindurch, mich höchst elend befand. Wenn ich daher bedenke, zu welcher trübseeligen Zeit ich dieses Reisefragment geschrieben, so muß ich zweifeln, ob etwas Gutes daraus geworden. Ich habe es jetzt nach Süddeutschland geschickt, und wenn es nicht zu spät anlangt, werden Sie es in den Rheinblüthen gedruckt sehen. Ich kann wahrhaftig nicht ohne Besorgniß Ihrem Urtheil darüber entgegensehen, und ich wünschte im Grunde, Sie bekämen das opus nie zu Gesicht. Sie finden darinn viele alte Witze von mir, mit schlechten neuen Witzen bunt untermischt, nachlässige, unkünstlerische Prosa, unbeholfene Naturschilderungen, verunglückter Enthousiasmus; aber das bitt ich mir aus — die Verse darin sind göttlich.

Diesen Winter, theuerer Christiany, hab ich schrecklich ge-

litten. Ich war fürchterlich auf den Hund. Zum Verzweifeln. Ich lebte in Schmerzen und Medizin. Jetzt ist es besser, aber noch immer bin ich sehr leidend, höchst angegriffen von den Leiden dieses Winters, und dieses ist Ursache, warum ich vor der Hand mich noch nicht von hier fortschieben kann. Lassen Sie dieses aber nicht meinen Eltern merken. Trotz solcher schlimmen Zeiten hab ich doch viel gethan, vornehmlich in juristischer Hinsicht, so daß ich den 3. May, unter Hugos Dekanat, mein Examen zu machen wagen durfte. Es ging ganz vorzüglich, und jetzt habe ich eine Steinlast weniger auf dem Herzen. Diese Last, die mich zum beständigen Ochsen anspornte, so wie meine erwähnte Krankheit verhinderten mich, Ihnen zu schreiben; und nun bin ich bey Ihnen entschuldigt.

In sechs Wochen will ich promoviren, dann aber will ich ernsthaft dran denken, bald nach Lüneburg zu kommen. Es ist mir höchst schmerzlich, daß ich die dortige Anwesenheit meiner Schwester nicht genießen kann. — Von Berlin her klingen mir viele lockendeTöne entgegen. Werden mich doch wohl wieder ankötern.

Grüßen Sie mir Spitta, wenn er noch in Lüne ist. Er ist ein Mensch, worin Poesie ist und ich achte ihn. Nur ist jetzt die Frage: was wird aus ihm werden? Jedoch, ich bin der Meinung, es steckt etwas mehr in ihm als ein auf der grünen Jünglingspfeife hingepipstes Frühlingsliedchen. Was seinen naselosen Freund Peters betrifft: [Zeichnung: Kopf ohne Nase



und mit sehr langen Ohren] so sollte ich Sie, lieber Christiany, recht ordentlich mystifiziren; aber dazu sind Sie mir zu lieb. Ich will Ihnen daher offen gestehen, daß dieses eins der amüsantesten Rindviehs ist, die unsre Zeit vorgebracht hat. Ich hab ihn mir seitdem gehalten zu meinem und meiner Freunde

Vergnügen. Es ist das wahre Bild des Esels, der die Laute schlägt; aber mit welchem Selbstgefühl und welcher Anmaßung! Daß seine Liedchen, obzwar nicht von starkem, dauerndem Werthe, dennoch nicht ganz schlecht sind, giebt dem Spaße erst seine rechte Würze. Da er anmaßend im höchsten Grade ist, aufgeblasen von seinem Poetenwerth, ein Erzschwächling und dabey den polternd starken Demagogen spielend, minnesam süßlich und dabey razionalistisch vernünftelnd, ewig in Blüthen und Blumen lebend und dabey stinkend wie der Pudel eines Courländers: so verdiente er, daß ich ihn beständig mystifizirte, heute seine Gedichte lobte und ihn entzückte, und morgen wieder den deutschen Patrioten in ihm kränkte und seine abgetragene, eingeseichte Moralität auf alle mögliche Weise zauste.

Es war ein Götterspaß, als er vorigen Winter auf meiner Kneipe, vor einem Dutzend meist unbekannter Menschen, die ihn aber per renommée kannten, nur halb aufgefordert, seine Gedichte vorlas und durch ausbrechendes Gelächter, Critik von der tollsten Sorte und noch tollere Anmerkungen, auf die tollste Weise verhöhnt wurde. Versteht sich, daß er dieses nicht merkte, zu sehr selbstvergnügt, wenn er vorlesen kann, und zu sehr von sich selbst eingenommen, wenn er überzeugt ist, daß er seinen eignen Kunstansichten entspricht; ja diese Eitelkeit geht so weit, daß er, wie er mir ernsthaft erzählte, im Traum bey Göthe war und das Vergnügen hatte, seine Gedichte von Göthe enthousiastisch gelobt zu hören. — Was er im Gesellschafter über mich geschrieben, hat mich sehr amüsirt, obzwar manche glauben, es müsse mich tief verletzen. Indessen, wenn ich die Wahrheit sagen soll, hat der Kerl dennoch Arschprügel verdient. Doch, ich will mich darüber nicht weiter äußern — wenn Männer wie Christiany von solchen Wischen nicht angewidert werden—was soll ich sagen?—Leben Sie wohl, alter Wünschelruthhäuptling, lassen Sie etwas von sich hören, lassen Sie doch bald etwas drucken, damit unsere Genetive von Peter in kritischer Thätigkeit kommen, und damit ich Sie von ganzer Seele auslachen kann. Wirklich, sagen Sie mir, wird

was von Ihnen gedruckt, oder kann ich zur Beförderung des Gedrucktwerdens etwas beytragen? Sie haben ganz über mich zu verfügen. — Das Papier geht zu Ende und ich kann Ihnen nur noch sagen, daß ich Sie liebe.

H. Heine.

107. An MOSES MOSER.

Göttingen, den 1. July 1825.

Lieber Moser!

Deinen Brief vom 11ten vorigen Monaths habe ich richtig erhalten; und mit Freude habe ich aus dem Ton desselben ersehen, daß Du guter Laune bist. Mit mir geht es so ziemlich. Mein Kopf gesundet allmählig, und ich thue Alles, was dazu förderlich ist. Ich habe mir eine Gartenwohnung gemiethet, gehe des Abends zwischen Rosenbüschen spazieren, und werde Morgens $^3/_4$ auf 6 von den Nachtigallen aus dem Schlafe geweckt. Es ist doch besser, daß dieses durch Nachtigallen als durch klopfende Stiefelputzer geschieht. Dann arbeite ich so angestrengt als möglich, Jurisprudenz, Geschichte und den Rabbi u. s. w. Letzterer schreitet nur langsam vorwärts, jede Zeile wird abgekämpft, doch drängts mich unverdrossen weiter, indem ich das Bewußtseyn in mir trage, daß nur Ich dieses Buch schreiben kann, und daß das Schreiben desselben eine nützliche, gottgefällige Handlung ist. Doch ich breche hiervon ab, indem dieses Thema mich leicht dazu bringen kann, von der eigenen Seelengröße selbstbespiegelnd zu renommiren. —

Zunz hat mir zwar schon mahl durch Dich geschrieben, wo im 15. Jahrhundert die vornehmste Schule der spanischen Juden war, nemlich in Toledo; aber ich möchte wissen, ob dieses auch vom Ende des 15. Jahrhunderts zu verstehen ist? Er nannte mir auch Sevilla und Granada, aber ich glaube im Basnage gelesen zu haben, daß sie früher schon mahl aus Granada vertrieben worden. Auch, wie ich Dir notirt, möchte ich über die Abarbanels etwas erfahren, was ich nicht aus christlichen Quellen schöpfen kann. Wolf hat diese alle in

seiner Bibliothek angeführt. Bagl ist dürftig. Schudt hat ebenfalls Etwas zusammengerafft. Bartolocci hab' ich noch nicht gelesen. Wenig, unbegreiflich wenig enthalten die spanischen Historiker von den Juden. Ueberhaupt hier ist ägyptische Finsterniß.

Ende dieses Jahres denke ich, den Rabbi fertig zu haben. Es wird ein Buch seyn, das von den Zunzen aller Jahrhunderte als Quelle genannt werden wird. — Nochmals wiederhole ich Dir, daß Du auf die Lectüre meiner Harzreise nicht begierig zu seyn brauchst. Ich schrieb sie aus pecuniären und ähnlichen Gründen. Vielleicht amüsirt Dich der Nekrolog Saul Ascher's, den Du darin finden wirst. Ich schreibe nächstens nach Carlsruhe, daß man für meine Rechnung mehrere Exemplare der Rheinblüthen, worin meine Harzreise, und das Honorar dafür an Deine Addresse nach Berlin befördern soll. Ich bin in der größten Geldverlegenheit, und aus leicht durchschaulich politischen Gründen darf ich von meinem Oheim keine neuen Gelder verlangen, bis ich ihm meine Doctorpromozion anzeigen kann. Hast Du Lust, mir in diesem Augenblick 10 Louisd'or zu leihen, lieber Moser, so erzeigtest Du mir einen höchst großen Freundschaftsdienst. Du kannst alsdann von den Geldern, die Du für mich aus Carlsruhe erhältst, und die fast doppelt so viel betragen, Dich binnen 2 bis 3 Monathen wieder remboursiren; welches mir zugleich höchst bequem ist. Außerdem bürge ich Dir mit meinem Ehrenworte bey dieser Anpumperey, und ich würde noch mehr dergl[eichen] hinzusetzen, wenn ich nicht wüßte, daß ich Dich verletze durch Mißtrauen in Deinem Vertrauen. Indessen, ich gestehe es, obgleich ich weiß, Du kennst Dich und mich zu gut, um nicht zu wissen, daß Du sicher gehst, wenn ich Dich anpumpe, und obgleich ich auch weiß, daß Du mir gern hülfreich bist, so würde ich doch lieber von jedem Andren borgen, wenn ich in diesem Augenblick weniger verstimmt, isolirt und bedrängt wäre. Aus letztem Grunde bäte ich Dich, mir die 10 Louisd'or so bald als möglich zu schicken, und die beste Gelegenheit scheint mir per Post in Tresorscheinen. —

Wenn ich meinem Oheim schreibe, werde ich mir auch

Gelder für eine Badereise erbitten, und wird diese Bitte erfüllt, so komme ich früher nach Berlin, als ich dachte. — Daß ich Dir von Göthe Nichts geschrieben, und wie ich ihn in Weimar gesprochen, und wie er mir recht viel Freundliches und Herablassendes gesagt, daran hast Du Nichts verloren. Er ist nur noch das Gebäude, worin einst Herrliches geblüht, und nur das war's, was mich an ihm interessirte. Er hat ein wehmüthiges Gefühl in mir erregt, und er ist mir lieber geworden, seit ich ihn bemitleide. Im Grunde aber sind Ich und Göthe zwey Naturen, die sich in ihrer Heterogenität abstoßen müssen. Er ist von Haus aus ein leichter Lebemensch, dem der Lebensgenuß das Höchste, und der das Leben für und in der Idee wohl zuweilen fühlt und ahnt und in Gedichten ausspricht, aber nie tief begriffen und noch weniger gelebt hat. Ich hingegen bin von Haus aus ein Schwärmer, d. h. bis zur Aufopferung begeistert für die Idee und immer gedrängt, in dieselbe mich zu versenken, dagegen aber habe ich den Lebensgenuß begriffen und Gefallen daran gefunden, und nun ist in mir der große Kampf zwischen meiner klaren Vernünftigkeit, die den Lebensgenuß billigt und alle aufopfernde Begeisterung als etwas Thörichtes ablehnt, und zwischen meiner schwärmerischen Neigung, die oft unversehens aufschießt und mich gewaltsam ergreift und mich vielleicht einst wieder in ihr uraltes Reich hinabzieht, wenn es nicht besser ist zu sagen, hinaufzieht; denn es ist noch die große Frage, ob der Schwärmer, der selbst sein Leben für die Idee hingiebt, nicht in einem Momente mehr und glücklicher lebt als Herr von Göthe während seines ganzen 76jährigen egoistisch behaglichen Lebens.

Doch ein andermal mehr hiervon; heut ist mir der Kopf ganz matt von unsäglichen Abmühungen. Wirst auch jenes Thema im Rabbi wiederfinden.

Der Saphir, von dem Du sprichst, scheint noch sehr ungeschliffen zu seyn. Ich habe kürzlich eine Bagatelle von ihm im Gesellschafter gelesen. Witz in seiner Isolirung ist gar nichts werth. Nur dann ist mir der Witz erträglich, wenn er auf einem ernsten Grunde ruht. Darum trifft so gewaltig der

Witz Börne's, Jean Pauls und des Narren im Lear. Der gewöhnliche Witz ist bloß ein Niesen des Verstandes, ein Jagdhund, der dem eigenen Schatten nachläuft, ein rothjäckiger Affe, der sich zwischen zwey Spiegeln begafft, ein Bastard, den der Wahnsinn mit der Vernunft im Vorbeyrennen auf öffentlicher Straße gezeugt, — nein! ich würde mich noch bitterer ausdrücken, wenn ich mich nicht erinnerte, daß wir beide selbst uns zu Zeiten herablassen, einen Witz zu reißen. — Beyliegend erhältst Du ein Gedicht aus meiner Harzreise. Ich bitte Dich, keinem unserer Freunde es zu zeigen, nicht mahl meinem Bruder. Ich habe gute Gründe, Dir dieses Gebot aufzulegen.

Auf jeden Fall erwarte ich umgehend Brief von Dir. Meine Addresse ist: H. H. stud. jur. aus D., wohnt auf dem Garten der Rectorin Seiffert vor dem Albanithore.

Dein Freund
H. Heine.

108. An MOSES MOSER.

Göttingen den 22. July 1825.

Lieber Moser!

Deinen Brief vom 5. d. Monaths hätte ich längst beantwortet, wenn mich nicht meine Promozion, die, von einem Tage zum andern sich herumziehend, erst vorgestern stattfand, daran verhindert hätte. Aber auch heute kann ich Dir bloß den Empfang der 10 Louisd'or melden und, wie gesagt, die Nachricht der stattgefundenen Promozion. Ich habe disputirt wie ein Kutschenpferd über die 4te und 5te Thesis, Eid und confarreatio. Es ging sehr gut, und der Decan (Hugo) machte mir bey dieser feierlichen Scene die größten Elogen, indem er seine Bewunderung aussprach, daß ein großer Dichter auch ein großer Jurist sey. Wenn mich letztere Worte nicht mißtrauisch gegen dieses Lob gemacht hätten, so würde ich mir nicht wenig darauf einbilden, daß man vom Katheder herab, in einer langen lateinischen Rede, mich mit Göthe verglichen und auch geäußert, daß nach dem all-

gemeinen Urtheil meine Verse den Göthe'schen an die Seite zu setzen sind. Und dieses sagte der große Hugo aus der Fülle seines Herzens, und privatim sagte er noch viel Schönes denselben Tag, als wir beide miteinander spazieren fuhren und ich von ihm auf ein Abendessen gesetzt wurde. Ich finde also, daß Gans Unrecht hat, wenn er in geringschätzendem Tone von Hugo spricht. Hugo ist einer der größten Männer unseres Jahrhunderts.

Gestern habe ich den ganzen Tag mit Briefschreiben an meine Familie und Gratulirt-werden vertrödelt, und heute bin ich todt. Erschrick nicht über letztere Worte, ich sprach bloß im figürlichen Sinn. Ich kann Dir also heute nicht schreiben, obschon ich unendlichen Stoff dazu habe, besonders wenn ich Dir ausführlich sagen wollte, wie sehr ich Dich liebe und wie sehr Du es verdienst, geliebt zu werden.

Im Ganzen geht es gut mit meiner Gesundheit. Ich werde wohl jetzt nicht lange mehr hier bleiben. In einem Briefe an meinen Onkel habe ich meinen Wunsch, nach einem Seebade zu reisen, durchschimmern lassen, und ich erwarte von seiner sagacité und Gnade, daß dieser Wunsch in Erfüllung gehen wird. Salomon Heine ist hier durchgereist, ließ mich gleich rufen, war über alle Maßen freundlich, so daß wir vergnügte Stunden verbrachten. Doch da einige Fremden immer gegenwärtig waren, konnte ich nicht dazu kommen, mit ihm über meine Privatverhältnisse zu sprechen; und als ich mit nach Cassel fahren sollte, war der Wagen so sehr bepackt, daß Peter Schlemihl zurückbleiben mußte. — Doch ich bin gewitzigt genug, um nicht zu glauben, daß morgen schönes Wetter sey, weil heute die Sonne schien.

Beyliegend erhältst Du ein Paquet Thesen, wovon Du ein Exemplar nach dem Hause von Varnhagen schickst. (Kannst Du mir nicht sagen, ob derselbe verreist ist oder nicht?) Auch ein Exemplar schicke an den Criminalrath Hitzig, dessen lebhafte Theilnahme an meinen Schicksalen mich immer lebhaft erfreut. Grüße ihn auch. Die übrigen Exemplare vertheile an unsere Freunde und Bekannten, an Zunz (dem ich für seine Notizen sehr danke), Rubo, Lehmann,

Leßmann, den alten Friedländer, wenn Du willst auch an Hillmars oder Veits u. s. w. Wenn Du an Gans oder Marcus ein Exemplar besorgen kannst, wäre es mir auch lieb. Grüße mir Zunz recht herzlich, sage ihm, daß ich ihm recht sehr danke für seine Notizen. In Granada haben 1492 wirklich Juden gewohnt, denn sie werden in der Capitulazion dieser Stadt ausdrücklich erwähnt. Ueber Abarbanel habe ich die Dissertazion von Majus (vita Abarbanelis) über ihn aufgetrieben, alle christlichen Quellen zusammengestellt, aber sehr dürftig.

Lebe wohl und schreibe mir bald, sollte Dein Brief mich nicht mehr hier antreffen, so gebe ich Ordre, daß er mir nachgeschickt wird. Hast Du aber nichts Wichtiges mir mitzutheilen, so warte mit dem Schreiben, bis ich Dir sage, ob ich nach dem Bade reise.

Ich bin wie gesagt heute todt und in großer Verwirrung und weiß kaum, was ich schreibe. Ich weiß aber sehr gut und klar, daß Du mein liebster und wahrhaftester Freund bist und ich

der Deinige

H. Heine.

Schicke auch ein Exemplar der Thesen an Professor Gubitz und ein Exemplar an den Banquier Lüpke; sie können zwar Beide kein Latein, aber sie haben mir Freundlichkeiten einst erzeigt.

109. An CHARLOTTE EMBDEN.

Göttingen, 31. July 1825.

Liebes Lottchen!

Von Vater hab ich erfahren, daß Du die Blumenauen Lüneburgs längst verlassen, und Dich wieder in dem gesegneten Hamburg befindest. Was mich betrifft, so bin ich noch immer, wie Du siehst, in dem gelehrten Kuhstall Göttingen, wo ich den 20. ds. für die juristische Doctorwürde öffentlich disputirt habe. Von Lüneburg wird man Dir diese Nachricht schon

mitgetheilt haben. Ich glaubte Dich dort, sonst hätte ich Dir schon früher geschrieben.

An Max habe ich aufgetragen, unserem Moriz von Berlin aus meine Thesen zu schicken, ich hätte ihm auch schon geschrieben, wenn ich es überhaupt der Mühe werth hielte, über eine Doctorpromozion viele Worte zu machen. Grüße mir Moriz recht herzlich, und wenn Du sicher bist, daß er keine Plaudertasche ist, so sage ihm, ich sey jetzt nicht nur Dr. Juris, sondern auch.*) Es hat gestern geregnet, so wie auch vor 6 Wochen. Als letzthin der längste Tag war, habe ich an den Zollenspieker gedacht, und hab ihn mit Schwitzen und Gedanken an Euch gefeiert. Du kennst jetzt schon seit 2 Jahr unsern Moriz ganz intim, und mußt jetzt wissen, was an ihm ist, ob er das Maul halten kann u. s. w. Ich habe vorgestern schöne Erdbeeren gegessen, sie haben auf dem Zucker recht weich gelegen, und ich hab sie auch recht gut zugedeckt.

Ich weiß nicht, wie lange ich jetzt noch hier bleibe, und ob ich nicht gar schon diese Tage abreise und wieder eine Fußtour mache. Auf jeden Fall bin ich Mitte September in Lüneburg, um meine Eltern wieder zu sehen, und von da aus geht es — ich weiß es wahrhaftig noch nicht, ob es mir möglich seyn wird, nach Hamburg mich zu fixiren. Ich befinde mich jetzt zwar nicht mehr so ganz schlecht, mit meiner Gesundheit geht es jetzt Gottlob viel besser als sonst, doch bin ich noch immer krank genug, um mehr an die Gegenwart als an die Zukunft zu denken. Auf keinen Fall werde ich nach Hamburg kommen, wenn nicht dort die Mittel meiner Subsistenz im Voraus gesichert sind. — Ist dieses nicht der Fall, so wähle ich vor der Hand Berlin, wo mir gleich mehr Erwerbsquellen offen stehen.— —Wenn ich nur das Bewußtseyn gewinne, daß Du liebes Lottchen, mit mir zufrieden bist und einsiehst, daß ich von meiner Seite alles gethan habe, wodurch ich es möglich zu machen glaubte, in Deiner geliebten Nähe zu leben. Sey überzeugt, daß kein Vergnügen, kein Champagner, kein Theater, kein Eitelkeitskitzel und keine schönen Da-

*) Anspielung auf die Taufe.

menblicke mir so lieb sind, wie ein trauliches, schwatzendes Zusammenseyn mit Dir, Du gutes, liebenswürdiges Kind. Du weißt ja, wie ich bin, wie leicht verträglich und folgsam und mit wenigem zufriedengestellt. Du und zwey andere herrliche Damen wissen das sehr gut und wissen es zu schätzen.

Ich bitte Dich, geh viel spatziren, damit Du nicht zu dick wirst! Ich bitte Dich, werde keine Hamburgerin. Grüße nur und küß mir Dein Kindchen. Und schreibe mir bald. Den Brief schicke nur nach Lüneburg, ich will, wenn ich hier so bald abreise, an Vater schreiben, wohin er mir ihn nachschicken soll. —

Unsern endlich ganz in Hamburg befindlichen Gustav grüße mir herzlich. Ich schicke einliegend die Thesen, worüber ich disputirt, die Du an Gustav oder andere Gelehrten mittheilen kannst.

Leb wohl und behalte lieb.

Dein Bruder

H. Heine.

110. An FERDINAND OESTERLEY.

Insel Norderney, d. 14en August 1825.

Lieber Oesterley!

Am 5. abends um 9 Uhr war ich in Deinem Hause, um Abschied von Dir zu nehmen, und die Wärterin wollte mir keinen Zulaß zu Dir gestatten, weil Du in Gesellschaft wärst. Ueber Hals und über Kopf reiste ich ab, um hierher zeitig ins Seebad zu gelangen. Ich bitte Dich, sieh zu, ob etwa ein Brief für mich angekommen, und in diesem Falle schicke ihn an Dr. Heine in Lüneburg.

Ende September werde ich nemlich in Lüneburg seyn; vier Wochen bleib ich hier und mache unterdessen oder nachher einen Abstecher nach Holland. In Emden habe ich schon den Vorgeschmack des holländischen Wesens genossen; ich wollte mich todtlachen, als ich die erste hübsche Holländerin küßte und sie phlegmathisch still hielt und nichts sagte als ein immerwährendes myn heer!

Grütern lasse ich herzlich grüßen. Bücher, die ich in der Eile nicht verpacken konnte, habe ich Raumern beauftragt, dem Grüter zu geben, damit er sie mir nach Lüneburg befördere. Ob ich meinen Plan ausführe und zur Bibliothekbenutzung nach Göttingen zurückkehre, das wissen die Götter. Ich soll ja hier an gar nichts denken und bloß des Morgens den Kopf in die schäumenden Wogen der Nordsee sorglos hineinstecken. — Hab schon zehnmal gebadet und befinde mich wohl. Lebe wohl und behalte mich lieb. Empfiehl mich auch Deiner Familie. Ich hoffe auch, daß die Gesundheit Deiner Schwester hergestellt werde. Ich sehe, Geduld hilft und wenn ich meinen Zustand vom vorigen Winter bedenke, so bin ich zufrieden. — Laß oft von Dir hören. Ich werde einige Zeit in Lüneburg einsam leben und schreiben; alsdann gehe ich nach Berlin. Und ich bitte Dich, ich bitte Dich sehr, inständigst, schicke mir doch die Composizion meines Mondscheinliedes. Ich will es mir oft vorspielen lassen und Deiner in Liebe gedenken.

Dein Freund
H. Heine.

Fernow zu grüßen. Als ich das große Weltmeer sah, gedachte ich seiner. — Geppert, Limpricht, Siemens, wenn Du sie siehst, grüß mir herzlich. Aber den Fernow grüß mir nochmals.

Adresse: An Herrn
Ferdinand Oesterley, Dr. jur. Assessor
an der juristischen Fakultät Göttingen.

111. An CHRISTIAN SETHE.

Nordeney Ende des August 1825.

Lieber Christian!

Wärest Du doch nur ein paar Tage länger in Nordeney geblieben! Oder auch wäre ich doch weniger Esel gewesen! Ja, Christian, wenn ich auch der gelehrteste Mann Deutschlands bin, so kann ich doch nicht mit meinem Worte versichern, daß ich auch der klügste sey. Du mußt mir sechs Louisd'or

leihen. Ich bin in der größten Verlegenheit. Es wird Dich nicht wundern, daß ich just Dich anpumpe. Du bist mir noch zu frisch im Gedächtnisse, und wenn Du auch — was ich nicht hoffe — mein bester Freund nicht mehr bist, so bist Du doch unter meinen besten Freunden derjenige, den ich am leichtesten anpumpen kann, der auch als kompleter Philister am leichtesten ein paar Louis auf ein paar Monath entbehren kann und der von Haus aus die innere Garantie hat, daß er bey mir nichts riskirt. Ich denke, daß dieser Brief Dich sicher trifft, und daß Du mir 6 Louis bis zu meiner Reise nach Berlin, d. h. bis Januar leihst, indem ich sonst in die allergrößte Verlegenheit gerathe, und meiner Familie, die mir vor 4 Wochen 50 Louisd'or zum Herumreisen und Baden geschickt, gestehen muß, daß ich das Geld fast ganz vertrödelt und nicht auskomme, welches Bekenntniß mir unberechenbar entsetzlich schaden würde, wie Du, der Du meine Familienverhältnisse kennst, leicht ermessen kannst.

Die Post ist im Begriff abzugehn, auch bin ich zu verdrießlich, um viel zu schreiben; wie sehr es mich auch drängt, die ganze volle Brust vor Dir auszuschütten, so könnte ich das doch heute schon deswegen nicht thun, weil Anpumpen der eigentliche Zweck dieses Briefes ist. Und wirklich Christian! haben sich Deine Gesinnungen gegen mich unverändert erhalten? Was mich betrifft, so blieben die meinigen unverändert, d. h. ich ärgere mich über Dich nach wie vor. Du verstehst mich, ich meine die alte Falschheit. Ja, ich möchte heute recht ordentlich gegen Dich losplatzen und auf Dich einschelten und schimpfen, um so mehr, da ich Dich anpumpen will. Von Giesen — welcher vorgestern 15 Louis im Pharo verloren — erfahre ich, daß Deine Schwester mit Unger versprochen ist. Ich glaube gewiß, wenn Du könntest, würdest Du Deine Heirath vor mir geheim halten. Ich frage nie, aber ich ärgere mich immer. — Das beste an Dir ist, daß ich Dich liebe und daß Du von jeher leicht anzupumpen warst. Schicke mir also die 6 Louisd'or in einem Brief mit der Addresse: an den Doct. Jur. H. Heine im Hause von Herold & Wahlstab in Lüneburg. In diesem Brief darfst Du aber nichts schreiben,

da ich ihn in Lüneburg von einem Bekannten öffnen lasse. Du schreibst mir aber unter derselben Addr noch einen besonderen Brief.... Schreib mir auch, ob ich Dir die 6 Ld'or noch vor Januar zurückzahlen soll. Ob in Berlin an Deine Familie. Mit nächster Post schreib ich Dir mehr — — —.

112. An CHRISTIAN SETHE.

Nordeney d. 1. Sept. 1825.

Staatsrath!

Nur so viel kann ich mich erinnern, daß ich Dir vorige Woche in der verdrießlichsten Stimmung und in der allergrößten Eil geschrieben. Das Fährschiff war im Begriff abzusegeln, der Schiffer wartete bloß noch auf meinen Brief, ich wünschte mich selbst zum Henker, und krazte was Zeug hielt. Ich hoffe, daß Du aus meinem Geschreibsel klug geworden bist und daraus ersehen, daß ich Dich um 6 Louisd'or anpumpen wollte und dich bath, selbige unter Addresse des Herrn H. Heine, Dr. Jur. abzugeben bey Herold & Wahlstab in Lüneburg, mir zu schicken und mir wissen zu lassen, ob Du das Geld noch vor Januar zurückhaben mußt und ob ich es etwa in Berlin jemanden für Dich zurückzahlen kann. Ich muß Dir aber nochmals schreiben, weil ich nicht weiß, ob ich Dir auch bedeutet habe, daß Du in dem Briefe, worinn Du die sechs Louisd'or einpackst, nichts schreiben darfst, indem ich einem Bekannten Ordre gebe, einen solchen Geldbrief für mich aufzubrechen und mir den Inhalt nachzuschicken. Ich muß nemlich aus höchstwichtigen Ursachen noch einige Zeit im Hanövrischen herumreisen. Was Du mir also privatim zu sagen hast, mußt Du mir in einem besondern Brief unter derselben Addresse schreiben. —

Sey überzeugt, daß ich Dir bey dieser Gelegenheit den größten Beweis meiner Freundschaft gebe, indem ich trotz mancher innern Regungen des Unmuths gegen Dich, mich dennoch in der Noth mit unbedingtem Vertrauen an Dich wende. Vergiß dieses nie, besonders, wenn ich je in den Fall käme,

Dir einen Dienst leisten zu können, woran ich zweifle. Du verstehst mich.

O Christian, ich bin heute in einer sehr weichen Stimmung und möchte von alten Dingen sprechen, von alter Wehmuth und neuer Thorheit, von bitterer Eseley und Süßigkeit des Schmerzes. Ich bin noch immer der alte Narr, der, wenn er kaum mit der Außenwelt Friede gemacht, gleich wieder von innern Kriegen geplagt wird.— Es ist ein mißmüthiges Wetter, ich höre nichts, als das Brausen der See — O läg ich doch begraben unter den weißen Dünen. — Ich bin in meinen Wünschen sehr mäßig geworden. Einst wünschte ich begraben zu seyn unter einer Palme des Jordans, — — — Das vermaladeit viele Abschiednehmen stimmt mich so weich, ganz in Moll. Ich habe hier wunderschöne Tage gelebt, meine Privateitelkeit wurde von holden Pfötchen allerliebst gestreichelt, ich kam fast auf den Gedanken, der Dr. Heine sey wirklich höchst liebenswürdig, und ich schwelgte im Anschaun der schönen Dame, in deren Nähe Du mich wiedersahest. Sie protegirte mich zuletzt gar sehr — und jetzt ist sie abgereist. Auch der Abschied von der Fürstinn Solms ist mir sauer geworden, wir waren so viel zusammen und wußten uns so hübsch zu necken. Sie lobte mich viel, und Du weißt, Christian, das verfehlt nie seinen Eindruck. Die hanövrischen Offizire hier haben mir nichts weniger als mißfallen. Sie haben nicht so viel Verstand wie die Preußen, aber sie sind honoriger, und unter der Uniform, die sie selten tragen, steckt ein Gentelman im feinsten Civilrock. Ich meine aber hier vorzüglich die Offizire, die in der Legion gedient, und die von Spanien, Portugall, Irland, England, Sizilien, manche sogar von den jonischen Inseln und von Ostindien so viel hübsches und Wackeres zu erzählen wissen. Wie pauver klingt dagegen Jena, die Katzbach, Leipzig, Bellallianz, und gar Paris, die letzte Stazion unseres Ruhmes, wohin wir — Gott weiß wie! — gelangt sind. Still, still, ich will ja in Berlin lesen. — Bin selbst neugierig, was das seyn wird. — Grüße mir Deine Frau, die sehr für Dich zu passen scheint, und die nicht unterlassen wird, Dich glücklich zu machen.

So bald ich nach Berlin komme, werde ich wieder etwas herausgeben. Muß mich sehr hüten mit dem drucken lassen. Hab ja auch niemand, der mir rathen kann. Meine jetzige Reise beschreib ich. Meine Harzreise hoffe ich Dir nächsten Monath zu schicken. — Leb wohl, werde kein Philister, behalte mich lieb. — Hol mich der Teufel ich werde sentimental.

Dein Freund
H. Heine.

113. An MOSES MOSER.

Mit Begierde hasche ich nach allen Buchhändler-Anzeigen, um zu erfahren, ob die „Rheinblüthen" erschienen. Sie bleiben wirklich lange aus, und ich bin im Begriff, an Roberts zu schreiben und zu fragen, welche Bewandtniß es damit hat. Gewissenlosigkeit ohne Gleichen wär' es, wenn der Almanach ausbliebe, ohne daß mir Anzeige davon gemacht wird. Ich lasse in diesem Falle das Manuscript zurückkommen und auf der Stelle drucken. — Sogar über schöne Frauen muß ich mich ärgern! — — Aber ich sehe, Du lächelst, und will meiner 10 Louisd'or-Anleihe nicht erwähnen und lieber ernsthaft denken, wie ich sie decke. — Nächstens Bestimmtes hierüber.

Erkundige Dich doch, ob ein Dr. juris, wenn er in Berlin pro facultate legendi disputirt hat, dort philosophische Collegien lesen darf? —

Schreib mir viel. Mit meinem Bruder, den ich hier vorgefunden, schwatze ich beständig von Dir. Es ist mir eine Seelenergötzung, wieder zu hören, wie Du leibst und lebst, wie Dein Geist immer glänzender und Dein Schlafrock immer zerrissener wird, und wie Du Sonntags früh in diesem Fetzenrock den Homer vor Dich hin brümmelst, wie unsere Vorfahren den Tausves Jomtor. Mein Bruder hat mir auch gesagt, daß Du vom Segur so sehr erbaut seyst und ihn den neuen Sallust nanntest. Ich hatte daher Nichts eiliger zu thun, als ihn zu lesen, begann vorgestern und verschlang schon diesen Morgen den letzten Gesang. Dieses Buch ist ein Ocean, eine

Odyssee und Ilias, eine Ossian'sche Elegie, ein Volkslied, ein Seufzer des ganzen französischen Volks! Ein Sallust? Meinethalben! Ich kann nicht drüber urtheilen. Ich bin noch wie betäubt.

Da mahl die Rede von Büchern ist, so empfehle ich Dir Gollownin's Reise nach Japan. Du ersiehst daraus, daß die Japaner das civilisirteste, urbanste Volk auf der Erde sind. Ja, ich möchte sagen, das christlichste Volk, wenn ich nicht zu meinem Erstaunen gelesen, wie eben diesem Volke Nichts so sehr verhaßt und zum Greuel ist als eben das Christenthum. Ich will ein Japaner werden. Es ist ihnen Nichts so verhaßt wie das Kreuz. Ich will ein Japaner werden. —

Vielleicht schicke ich Dir noch heute ein Gedicht aus dem Rabbi, worin ich leider wieder unterbrochen worden. Ich bitte Dich sehr, das Gedicht so wie auch, was ich Dir von meinen Privatverhältnissen sage, Niemanden mitzutheilen. Ein junger spanischer Jude, von Herzen ein Jude, der sich aber aus Luxusübermuth taufen läßt, correspondirt mit dem jungen Jehude Abarbanell und schickt ihm jenes Gedicht, aus dem Maurischen übersetzt. Vielleicht scheut er es doch, eine nicht sehr noble Handlung dem Freunde unumwunden zu schreiben, aber er schickt ihm jenes Gedicht. — Denk' nicht darüber nach. — — —

Sobald ich in Hamburg oder in Berlin zur Ruhe komme, will ich den Rabbi fortsetzen. Meine letzte Reise will ich beschreiben. Meine Gedichte wachsen an, und ich werde wohl Ostern ein Bändchen wieder herausgeben können. Materialien zu großen Arbeiten liegen bereit, und ich hoffe, daß der liebe Gott mir gesunde Tage schenke.

Grüße mir Zunz und seine Frau. Ich lasse ihm danken, daß er meinem Bruder Freundlichkeiten erzeigt. Derselbe hat mir viel neue Zunzwitze erzählt.

Ich sehe mit Spannung Gans Rückkunft entgegen. Ich glaube wirklich, daß Gans als Eli-Ganz zurückkehrt. Auch glaube ich, daß, obgleich der erste Theil des Erbrechtes mit vollem Recht, nach Zunzischer Bibliothekseintheilung, als Quelle zur jüdischen Geschichte betrachtet werden kann, den-

noch der Theil des Erbrechts, der nach Gans Zurückkunft von Paris erscheint, keine Quelle zur jüdischen Geschichte seyn wird, eben so wenig wie die Worte Savigny's und anderer Gogim und Reschoim. Kurz, Gans wird als Christ, im wässerigsten Sinne des Worts, von Paris zurückkehren. Ich fürchte, Zucker-Cohn wird sein Carl Sand.

Den 8ten.

Gestern Abend hat mein Bruder — der Dich grüßen läßt — Deinen Brief erhalten. Ich habe nicht viel Zeit mehr, und dieser Brief ist schon lang genug, sonst würde ich Dir noch Manches sagen. Auch ist mir der Kopf voller Sorgen, und ich sehe mich schon vor den Thoren Hamburgs. Laß doch in irgend einem Zeitblatt einrücken, daß ich in Göttingen disputirt und promovirt oder laß es von Lehmann, — den ich herzlich grüßen lasse, besorgen. Ich muß jetzt wieder sorgen, daß man mich preist, kann's aber auch mit gutem Gewissen, denn täglich nehme ich zu an poetischer Vielseitigkeit und Objectivität.

Was der Unpartheyische von Gans erzählt, habe ich gelesen und hat mich sehr amüsirt. Mit Verwunderung hör' ich, daß jetzt unser Komet in London sichtbar ist. Wenn er dort anglisirt wird — doch die Zeit drängt.

Lebe wohl und behalte mich lieb. Mit meiner Gesundheit geht es auf die Besserung. Wenn Du an Varnhagen Grüße von mir zukommen lassen kannst, so thue es. Sey auch so gütig, den Criminalrath Hitzig von mir zu grüßen. Sag' ihm, daß ich mich in Norderney viel mit ihm beschäftigt, indem unter den wenigen Büchern, die ich dort fand „Hoffmann's Biographie“ war, welche ich nochmals las. Ich lasse ihm danken für seinen fortwährenden Antheil, obschon er wenig von mir zu hören kriegt. Die Harz-Idylle könntest Du wohl Hitzig (aber anderen Leuten nicht) mittheilen.

Hast Du schon gehört, daß mein Vetter Schiff Hoffmann's Kater Murr fortgesetzt? Ich habe von dieser Schreckensnachricht fast den Tod aufgeladen. — Grüße mir Lehmann. Auch Veits grüße und sage ihnen, daß ich mir die Freyheit nehme,

Mad. Veit in Hamburg zu besuchen. Aber wie ist diese Dame erfragbar? indem gewiß dort mehrere Veits sind. Entschuldige, lieber Moser, daß ich so confus schreibe. Ich schreibe ja heute viel und darum verlange auch nicht, daß ich gut construire oder das Geschriebene überlese. O Du großer Lateinicus! —

Apropos, wenn ich mahl vergesse, Hillmars zu grüßen, so mußt Du denselben dennoch sagen, ich hätte grüßen lassen. Auch verschreie mich nicht als schlechten Juristen. Sey ohne Sorge, dieses werden schon andre Leute thun, die nicht dazu nöthig haben, meine Freunde zu seyn. — Aber das ist purer Neid von Dir, Du mißgönnst mir, daß ich Doctor bin, und stichelst daher auf juristische Kenntnisse — ohne welche ich bin

Dein getreuer Freund
H. Heine.

114. An RUDOLF CHRISTIANI.

Kann noch nicht ausgehn, und bitte Sie also mir den Werther zu schicken oder den Benvenuto Cellini oder sonst was oder die Odyssee oder Schlegels Geschichte der Literatur oder den IIten Theil von Schubarts Zeitschrift. Ich bin ganz marode.

Ihr Freund
H. Heine.

d. 10. oct. 1824. [verschrieben für: 1825.]

Haman, Segur und Delphine anbey zurück. Letztere gefällt mir nicht. Keine Gestalten.

115. An FRIEDERIKE ROBERT.

Lüneburg, den 12. October 1825.

Schönste, beste, liebenswürdigste Frau!

Ich müßte lügen, wenn ich mit den gewöhnlichen, unter Freunden gebräuchlichen Hyperbeln Ihnen schreiben wollte, daß die Zeit, während welcher ich Sie nicht gesehen, mir ein

Jahrtausend schiene, und daß ich vor Ungeduld brenne, Sie wiederzusehen. Im Gegentheil, es ist mir zu Muthe, als hätte ich Sie gestern erst verlassen, ja, ich will die Wahrheit sagen, ich vermisse Sie gar nicht, denn noch immer steht leibhaftig vor mir die wunderschöne gemachte Türkin in all Ihrer Anmuth und Lieblichkeit. Halten Sie diese Zufriedenheit mit der Erinnerung bey Leibe für keine Freundschaftsträgheit oder Mangel von Gefühl, ich bin nun mahl so — Gottlob!

Ich würde Ihnen auch nicht mahl schreiben, schöne Frau, geschähe es nicht wegen des leidigen Almanachs. Er bleibt so lange aus, daß ich fast glauben muß, er erscheint am Ende gar nicht. Dieses wäre mir nun jetzt recht fatal, indem meine Einsendung, die „Harzreise", wegen ihres vielfältig die Gegenwart anspielenden Inhalts, eigentlich als Novität gedruckt werden mußte, wie ich denn auch nur ungern und bloß, weil meiner Novelle noch der Schluß fehlte, mich dazu entschloß, die „Harzreise" in einem erst zum Herbste erscheinenden Almanache abdrucken zu lassen. Dazu kommt noch, ich schreibe so weniges, was für die Gegenwart paßt, daß, wenn ich mahl etwas der Art ausgeheckt habe, manches Familien- und Publikumsverhältniß mich bedrängt, den Abdruck nicht zu ajourniren. Endlich, einige laxe Freunde (intime Feinde würde Robert sagen), welche das Manuskript der „Harzreise" in Händen gehabt und Stücke daraus abgeschrieben, können mir noch den Streich spielen, solche korrumpirt abdrucken zu lassen. Aber wahrhaftig, dieses erwähne ich nicht aus Unmuth, sondern weil ich dem Vorwurfe einer kleinlichen Besorgnißkrämerey entgehen will. Und bin ich in diesem Augenblick auch unmuthig, so ist es gewiß nicht gegen die liebe, schöne Robert, sondern gegen mich selbst und gegen unsern Ludwig Robert, dessen „Paradiesvogel" ich endlich gelesen. Mein Freund, der Dr. Christiany hieselbst, der gebildetste Mann im ganzen Hannövrischen, hat mir denselben mit enthousiastischem Lobe mitgetheilt, und ich las ihn vorige Woche und bin wenig erbaut davon geworden. Ihnen und Roberten darf ich das sagen, aber ich werde mich wohl hüten, es den

Leuten merken zu lassen. Denn von dem, was ich in dem Stücke vermisse, haben die Leute doch keine Ahnung, und was mir daran mißfällt, macht ihnen just den meisten Spaß. Ihnen aber — sehen Sie zu, ob auch niemand außer Robert im Zimmer ist — Ihnen darf ich mich offenbaren; kurz vor der Lektüre des Paradiesvogels habe ich ganz andere Vögel kennen gelernt, nemlich „die Vögel" des Aristophanes. Vielleicht, schöne Frau, haben Sie noch nie von denselben etwas gehört, oder Sie haben wenig Richtiges darüber gehört. Selbst mein nadelöhrfeiner Lehrer, A. W. v. Schlegel, hat in seinen dramaturgischen Vorlesungen unerträglich seicht und falsch darüber geurtheilt, indem er es für einen lustigen, barocken Spaß erklärt, daß in diesem Stücke die Vögel zusammenkommen und eine Stadt in der Luft gründen und den Göttern den Gehorsam aufkündigen &c. &c. Es liegt aber ein tiefer, ernsterer Sinn in diesem Gedichte, und während es die exoterischen Kächenäer (d. h. die atheniensischen Maulaufsperrer) durch phantastische Gestalten und Späße und Witze und Anspielungen, z. B. auf das damalige Legazionswesen, köstlich ergötzt, erblickt der Esoterische (d. h. Ich) in diesem Gedichte eine ungeheure Weltanschauung; ich sehe darin den göttertrotzenden Wahnsinn der Menschen, eine echte Tragödie, um so tragischer, da jener Wahnsinn am Ende siegt und glücklich beharrt in dem Wahne, daß seine Luftstadt wirklich existire, und daß er die Götter bezwungen und alles erlangt habe, selbst den Besitz der allgewaltig herrlichen Basilea.

Ich weiß sehr gut, schöne Frau, daß Sie noch immer nicht wissen, was ich eigentlich will, und wenn Sie auch die plumpvossische Uebersetzung jener „Vögel" lesen, so merken Sie es dennoch nicht, denn kein Mensch vermag jene unendlich schmelzende und himmelstürmend kecke Vögelchöre zu übersetzen, jene nachtigalljublende, berauschende Siegeslieder des Wahnsinns. Und dennoch hab ich das alles schreiben müssen, damit Sie mir nicht gleich ins Gesicht lachen, wenn ich tadle: „daß der Robertsche Paradiesvogel im Grunde keine Tragödie sey". Unerhörtes Verlangen! Ein Lustspiel soll eine Tragödie seyn! hör ich Sie dennoch befremdet aus-

rufen. Aber Robert ist ernst geworden, er weiß, daß ich bey keinem leichten französischen Conversazionsstücke diese Forderung machen würde, daß sie aber gar nicht ungerecht ist beym romantischen Lustspiele. Den unterscheidenden Charakter dieser beyden Arten des Lustspiels, nemlich, daß das romantische Lustspiel sich ganz vom Boden ablöst und gleichsam in kecker Luft schwebt, das hat Robert sehr gut begriffen, und was die uralte Volkssage vom wirklichen Paradiesvogel erzählt, daß er nemlich keine Füße habe und nicht auf der Erde gehen könne, das läßt sich lobend auch auf den Robertschen Paradiesvogel anwenden. Aber es fehlt darin die großartige Weltanschauung, welche immer tragisch ist. Diese wird nicht ersetzt durch eine Anschauung der Bretterwelt, der Theatermisere und einige Sittenmisere nebenbey — das war ein Stoff für das convenzionelle Conversazionslustspiel, nicht für das romantische. Wie groß und gelungen steht dagegen „der Pavian", dieses echt aristophanische Lustspiel! Dieses giebt eine größere Weltanschauung, und ist im Grunde tragischer als der Paria selbst. Wie sehr man beym ersten Anblick lacht über den Pavian, der über Druck und Beleidigung von Seiten bevorrechteter Geschöpfe sich bitterlich beklagt, so wird man doch bey tieferer Beschauung unheimlich ergriffen von der grauenvollen Wahrheit, daß diese Klage eigentlich gerecht ist. Das ist eben die Ironie, wie sie auch immer das Hauptelement der Tragödie ist. Das Ungeheuerste, das Entsetzlichste, das Schaudervollste, wenn es nicht unpoetisch werden soll, kann man auch nur in dem buntscheckigen Gewande des Lächerlichen darstellen, gleichsam versöhnend, — darum hat auch Shakespeare das Gräßlichste im „Lear" durch den Narren sagen lassen, darum hat auch Goethe zu dem furchtbarsten Stoffe, zum „Faust", die Puppenspielform gewählt, darum hat auch der noch größere Poet (der Urpoet, sagt Friederike), nemlich unser Herrgott, allen Schreckensszenen dieses Lebens eine gute Dosis Spaßhaftigkeit beygemischt. — Doch ich schreibe hier mehr für den Mann, als für die Frau. Thun Sie das Ihrige, machen Sie, daß der „Pavian" bald gedruckt wird.

Es ist wahr, man sollte, wie oft geschieht, keinen Freund für einen Witz aufopfern. Aber für eine ganze Schiffsladung Witz ist es wohl erlaubt. — Was schreibt Robert jetzt?

Mit Vergnügen habe ich vernommen, schöne Frau, daß Sie meinen Oheim Salomon Heine kennen gelernt. Wie hat er Ihnen gefallen? Sagen Sie, sagen Sie? Es ist ein bedeutender Mensch, der bey großen Gebrechen auch die größten Vorzüge hat. Wir leben zwar in beständigen Differenzen, aber ich liebe ihn außerordentlich, fast mehr, als ich selbst weiß. Wir haben auch in Wesen und Charakter viel Aehnlichkeit. Dieselbe störrige Keckheit, bodenlose Gemüthsweichheit und unberechenbare Verrücktheit — nur daß Fortuna ihn zum Millionär und mich zum Gegentheil, d. h. zum Dichter, gemacht, und uns dadurch äußerlich in Gesinnung und Lebensweise höchst verschieden ausgebildet hat. Ich bitte, sagen Sie mir, wie er Ihnen gefällt? Ich werde diesen Onkel nächste Woche wiedersehen, indem ich nach Hamburg gehe, um mich dort als Advokat zu etabliren. — Mit meiner Gesundheit geht's immer besser. Hab diesen Sommer zu Norderney das Seebad gebraucht. Die Beschreibung einiger Seefahrten, die ich nebenbey gemacht, will ich Ihnen zuschicken. Die Damen in Norderney haben mich sehr ausgezeichnet, und das mit Recht. Ich war dort sehr vornehm und liebenswürdig.

Leben Sie wohl, schöne Frau, schreiben Sie mir, womöglich umgehend, ob der Almanach dies Jahr erscheint, und ist es nicht der Fall, so schicken Sie mir das Manuskript der „Harzreise" gleich per fahrende Post zurück unter der Addresse: an den Dr. jur. H. Heine bey Herold & Wahlstab in Lüneburg. Setzen Sie mich in keine Verlegenheit; rekommandiren Sie das Paket, damit es nicht verloren geht, und ich nicht nöthig habe, mein Broullon wieder abzuschreiben. Vor allem aber bleiben Sie mir freundschaftlich gewogen. Vielleicht besuche ich Sie nächstes Jahr; ich will viel reisen und viel sehen. Dieses befördert auch meine Poeterey. Schreiben Sie an Varnhagens, so unterlassen Sie nicht, von mir zu grüßen. Roberten, der mir gewiß nicht böse wird, wenn ich

tadle, lasse ich mich herzlich empfehlen. Ich liebe ihn ja, und ich weiß, er ist ein großer Mensch. Endlich verharre ich

der liebenswürdigsten Frau

ergebenster Diener

H. Heine.

116. An CHRISTIANI.

Guten Morgen kleiner Rudolph!

Anbey den griech. Homer und die Schubarthsche Zeitschrift retour. Ich bitte schicken Sie mir doch den besprochenen Band von Dichtg & Warh.

Mit der Arnemannschen Conkurssache bin ich fast zu Ende und bitte Sie deßhalb mir Molieres reimlose Lustspiele zu schicken. Ich bin ganz trocken.

Mein Knie ist noch nicht heil.

Ihr Freund der Dr. Heine.

Lüneb. d. 14. Octob. 1825.

117. An JOSEPH LEHMANN.

Lüneburg d 23. Oct 1825.

Lieber Lehmann!

In der That, ich war bis jetzt der Meinung, daß Sie es seyen, der mir lange nicht geantwortet. Sie behaupten nun das Gegentheil. Indessen, sey dem, wie ihm wolle, ich habe nichts desto weniger oft an Sie gedacht. Vielleicht auch schrieb ich nicht, weil ich immer auf dem Sprunge stand, selbst nach Berlin zu kommen. Und was sind alle Briefe gegen eine Stunde heiterer mündlicher Besprechung? Darum will ich auch heute wenig Worte machen. Genug, ich bin, wie mein Bruder Max versichert, noch in gutem Andenken bey Ihnen. Auch ohne meines Bruders Worte bin ich dessen hinlänglich überzeugt.

Ueber meine Muse kann ich wenig Erbauliches erzählen. Die göttinger Bibliothek, die Jurisprudenz und mein Kranksein haben nicht zugelassen, daß ich mit besagter Muse viel

spielte. Doch jetzt geht's mit meiner Gesundheit viel besser, römische Rechtsantiquitäten werden an den Nagel gehängt, meine ungeheuern historischen Vorarbeiten werden geordnet, poetische Fragmente werden vollendet, Fertiges wird reinlich abgeschrieben, und die Presse wird bald von mir in Thätigkeit gesetzt werden.

Was aber machen Sie, lieber Lehmann? Schreiben Sie mir bald, wie es Ihnen geht, und ob noch immer die Göttinnen — darunter versteh' ich nicht bloß die Musen — Ihr Haupt beschützen.

Mein äußeres Leben war in Göttingen sehr einförmig; nichts als Studium und Studium. Anfangs August machte ich eine Badereise nach Norderney, bin seit vier Wochen hier, und im Begriff nach Hamburg zu reisen. Von dort aus will ich Ihnen mehr und Bestimmtes schreiben.

Ist Gans schon ruhmbefrachtet aus Paris zurückgekehrt? Als ich auf der Nordsee herumschwamm, hörte ich vernehmbar seine Stimme, trotz aller Mühe, die sich Aeolus gab, ihn zu überheulen.

Leben Sie wohl, herzlich wohl; grüßen Sie mir die werthe Familie Veit und alle Freunde, die mir gewogen blieben.

Ihr Freund

H. Heine.

118. An SETHE.

Lüneburg d 12 Nov. 1825.
[Poststempel: Hamburg 22. Nov.]

Lieber Christian!

Die 5 Friedrd'or habe ich richtig erhalten, so wie ich auch diese Tage Deinen Brief vom 10. Oct. richtig vorgefunden habe. Da ich doch vermuthe, daß Du jetzt nicht mehr in Bokum seyst, so melde ich Dir dieses nach Coblenz. Ich bin im Begriff, jetzt nach Hamburg zu reisen, wohin ich von Norderney aus schon segeln wollte, aber wegen conträren Windes nicht gelangen konnte. Ich lag 6 Tage auf der See, muste doch endlich zu Land gehn, bekam unterwegens die Rose am Bein muste doch um Geld schreiben u. s. w. Deine

5 Ld'or sind mir, obschon sie spät anlangten, noch immer gut zu statten gekommen, und ich will sie Dir zeitig zurückschicken und Dich jetzt mit keiner Danksagung belästigen. Auch fehlt es mir dazu an Zeit, indem ich zu meiner Reise nach Hamburg noch allerley Geschäfte habe. Ich will Dir von dort aus ordentlich schreiben. Vielleicht kann ich Dir die Nachricht mittheilen, daß ich mich dort als Advokat niederlasse, heurathe, viel schreibe &c.

Mit meiner Schriftstellerey geht es gut genug. Genug Vorrath von Mspt. Ich gedachte Dir etwas mitschicken zu können, aber ich habe noch nichts gedrucktes erhalten. In einigen Wochen werde ich Dir aber ganz bestimmt etwas schicken.

Lebe wohl, lieber Christian, und bleibe mir gewogen. Deine Frau grüße ich recht herzlich. Wenn Du mir schreibst, so laß mich doch etwas von Kreisler wissen. Deine Briefe treffen mich immer, wo ich auch bin, wenn Du sie nur addressirst an: den Dr. Jur. H. Heine, per Addresse des Herrn Heine auf dem Markt in Lüneburg. Sey überzeugt, daß ich Dich recht liebe; auch von Deiner Zuneigung bin ich überzeugt. Giebst Du mir doch davon die vollgültigsten Beweise. Ich bleibe

Dein Freund

H. Heine.

Adresse: Sr. Wohlgeboren des Herrn königl. Preuß.
Gerichtsassessor Christian Sethe
in
Coblenz
franco. am Rhein.

119. An GUBITZ.

Hamburg, den 23. November 1825.

Sie hätten Unrecht, wenn Sie glaubten, daß mir der Gesellschafter, die Wiege meines Ruhms, ganz gleichgültig geworden sey. Ich war die letzte Zeit nur gar zu sehr beschäftigt, als daß ich lebhaften Antheil daran nehmen konnte. Jetzt aber bekomme ich mehr Muße, die Materialien, die ich

auf der Göttinger Bibliothek gesammelt, werden bearbeitet, und so manches Gute wird nach und nach zu Tage gefördert. Beyfolgendes Manuscript: „Harzreise von H. Heine, geschrieben im Herbst 1824“ schicke ich Ihnen für den Gesellschafter und bin überzeugt, daß es Ihnen, besonders die zweyte Hälfte, außerordentlich gefallen wird. Ich habe dasselbe mit großem Fleiße geschrieben, alsdann, wie sich bey guten Sachen gebührt, ein Jahr liegen lassen, jetzt wieder durch und durch gefeilt, und ich finde, daß es wegen des Stoffes und dessen leichter Behandlung ganz für unsere Zeitschrift geeignet ist; wie denn auch ein Seitenstück dazu, nemlich die Reise im untern Harze, sogar in einem Damenbüchlein, in den Rheinblüthen für 1827, erscheinen soll. Daß Sie, lieber Professor, mir nichts in meinem Opus ändern oder verbessern, ist eine alte Bedingung, die ich wieder erneure. Es ist freilich manches Derbe darin, indessen, da doch der Gesellschafter (zu unserer Aller Verwunderung) sich in der letzten Zeit vom Verdachte der Liberalität gereinigt hat und täglich zahmer und zahmer wird, so hoffe ich, daß die Censur deßhalb meiner Harzreise etwas durch die Finger sehen wird.

Vielfach, wie Sie wohl denken können, bin ich angegangen worden, an andre Blätter, namentlich am Morgenblatte zu arbeiten; aber meine Vorliebe für den Gesellschafter, die Loyalität des Redakteurs, und der Wunsch, meine Einsendungen immer bald abgedruckt zu sehen, bewegen mich, Ihnen die Harzreise zu schicken, und deßhalb darf ich wohl verlangen, lieber Professor, daß Sie bey der Censur etwas für mich thun. Ich weiß, daß Sie da viel vermögen. Sollte dennoch gestrichen werden, so bitte ich, an solchen Stellen die gebräuchlichen Querstriche nicht auszulassen. Am meisten fürchte ich für die Balletwitze S. 56; werden diese gestrichen, so wünsche ich, daß auch das Vorhergehende wegfalle, welches nemlich S. 55 unten anfängt mit den Worten: „Ein junger Sachse, der kürzlich u. s. w.“ Auch hoffe ich, daß Sie den ganzen Aufsatz nicht so oft abbrechen, besonders nicht bey Naturschilderungen, und daß ich auf Weihnacht das Ganze gedruckt erhalte.

Sie müssen mir auch den großen Gefallen erzeigen, mir 25 Exemplare davon zukommen zu lassen. Was Ihnen dieses kostet, berechnen Sie mir am Honorar.

Kann ich Ihnen hier nützlich seyn, so dürfen Sie sicher auf mich rechnen. Ich gedenke nemlich gänzlich hier zu bleiben. So unliterarisch es hier aussieht, so findet ein Literator hier dennoch sehr schätzbare Hülfsmittel, z. B. eine Unmasse englischer Blätter etc. Auszüge daraus mögen wohl interessant seyn, und im Fall Sie mich auf solche Weise beschäftigen wollen, werde ich gern mit meinen Talenten Ihnen zu Diensten stehen.

Anfangs August verließ ich Göttingen, reiste nach Norderney, gebrauchte mit Erfolg das dortige Seebad, besuchte die ostfriesischen Inseln und habe dieses in einer Reihe „Seestücke" allerliebst beschrieben. Nach der Harzreise sollen sie auch gedruckt werden. — Nochmals bitte ich Sie, daß die Harzreise nicht von der Censur maltraitirt wird, daß sie bald gedruckt wird und daß ich 25 Exemplare davon erhalte. Letztere erwarte ich ganz bestimmt, weil ich sie, um alte Freunde anzuregen und neue Freunde zu gewinnen, bereits im Geiste hier vertheilt habe. Leben Sie wohl und bleiben Sie schutzreich und gewogen

Ihrem Freunde
H. Heine.

120. An MOSES MOSER.

Verdammtes Hamburg den 14. Decbr. 1825.

Theurer Moser! lieber, gebenedeiter Mensch!

Du begehst großes Unrecht an mir. Ich will ja keine große Briefe, nur wenige Zeilen genügen mir, und auch diese erhalte ich nicht. Und nie war ich derselben mehr bedürftig als eben jetzt, wo wieder der Bürgerkrieg in meiner Brust ausgebrochen ist, alle Gefühle sich empören — für mich, wider mich, wider die ganze Welt. Ich sage Dir, es ist ein schlechter Spaß. — Laß das gut seyn.

Da sitz' ich nun auf der ABCstraße, müde vom zweck-

losen Herumlaufen, Fühlen und Denken, und draußen Nacht und Nebel und höllischer Spektakel, und groß und klein läuft herum nach den Buden, um Weihnachtsgeschenke einzukaufen. Im Grunde ist es hübsch, daß die Hamburger schon $^1/_2$ Jahr im voraus dran denken, wie sie sich zu Weihnacht beschenken wollen. Auch Du, lieber Moser, sollst Dich über meine Knickrigkeit nicht beklagen können, und da ich just nicht bey Kasse bin und Dir auch kein ganz ordinäres Spielzeug kaufen will, so will ich Dir etwas ganz Apartes zum Weihnacht schenken, nemlich das Versprechen: daß ich mich vor der Hand noch nicht todtschießen will.

Wenn Du wüßtest, was jetzt in mir vorgeht, so würdest Du einsehen, daß dieses Versprechen wirklich ein großes Geschenk ist, und Du würdest nicht lachen, wie Du es jetzt thust, sondern Du würdest so ernsthaft aussehen, wie ich in diesem Augenblicke aussehe.

Vor Kurzem hab' ich den Werther gelesen. Das ist ein wahres Glück für mich.

Vor Kurzem hab' ich auch den Kohlhaas von Heinrich von Kleist gelesen, bin voller Bewunderung für den Verfasser, kann nicht genug bedauern, daß er sich todt geschossen, kann aber sehr gut begreifen, warum er es gethan.

Was mein äußeres Leben betrifft, so ist es nicht der Mühe werth, daß ich davon spreche. Du siehst Cohn ja diese Tage, und er kann Dir erzählen, wie ich nach Hamburg gekommen, dort Advocat werden wollte und es nicht wurde. Wahrscheinlich kann Cohn Dir die Ursache nicht angeben; ich aber auch nicht. Hab' ganz andere Dinge im Kopfe, oder besser gesagt im Herzen; und will mich nicht damit plagen, zu meinen Handlungen die Gründe aufzufinden.

Ich will bis Frühjahr hier bleiben, beschäftigt mit mir selbst und, wie ich glaube, auch mit Vorarbeiten zu den Vorlesungen, die ich an der Berliner Universität halten will. —

Hat es Zeit, daß ich Dir die 10 Louisd'or in Berlin, bey meiner Zurückkunft, wieder bezahle? Sag' mir es ausdrücklich. Ich ärgere mich gründlich, daß ich Dir das Geld, länger als ich beabsichtigte, vorenthalte. Der Almanach, wodurch

ich Dich remboursiren wollte, ist nicht erschienen dieses Jahr, Ausgaben über Ausgaben, Vereitlung meiner Pläne zum Hierbleiben und dergl[eichen] mehr, sind Schuld, daß ich jetzt nicht weiß wo aus wo ein. —

Wir sprechen sehr viel von Dir, und Wohlwill hat kürzlich geäußert: daß Du, wenn Dich ein Freund bestiehlt, ihm doch Deine Freundschaft bewahren und bloß sagen würdest: er hat nun mahl diesen Fehler, und man muß das wegen seiner bessern Eigenschaften übersehen. — Der dicke Monasverehrer weiß selbst nicht, wie treffend er Dich bezeichnet hat, Dich und jene Geisteshöhe, zu der man sich mit Kopf und Herz hinaufgeschwungen haben muß, um jener Toleranz fähig zu seyn. Ich hab es wohl zu einer ähnlichen Toleranz gebracht, nicht weil ich von oben hinab, sondern von unten hinauf sehe. —

Ich weiß nicht, was ich sagen soll, Cohn versichert mich, Gans predige das Christenthum und suche, die Kinder Israel zu bekehren. Thut er dieses aus Ueberzeugung, so ist er ein Narr; thut er es aus Gleißnerey, so ist er ein Lump. Ich werde zwar nicht aufhören, Gans zu lieben, dennoch gestehe ich, weit lieber wär's mir gewesen, wenn ich, statt obiger Nachricht, erfahren hätte, Gans habe silberne Löffel gestohlen.

Daß Du, lieber Moser, wie Gans denken sollst, kann ich nicht glauben, obschon es Cohn versichert und es sogar von Dir selber haben will. — Es wäre mir sehr leid, wenn mein eigenes Getauftseyn Dir in einem günstigen Lichte erscheinen könnte. Ich versichere Dich, wenn die Gesetze das Stehlen silberner Löffel erlaubt hätten, so würde ich mich nicht getauft haben. — Mündlich mehr hiervon.

Vorigen Sonnabend war ich im Tempel und habe die Freude gehabt, eigenohrig anzuhören, wie Dr. Salomon gegen die getauften Juden loszog und besonders stichelte, „wie sie von der bloßen Hoffnung, eine Stelle (ipsissima verba) zu bekommen, sich verlocken lassen, dem Glauben ihrer Väter untreu zu werden."

Ich versichere Dir, die Predigt war gut, und ich beabsichtige, den Mann diese Tage zu besuchen. — Cohn zeigt sich

groß gegen mich. Ich esse bei ihm am Schabbes, er sammelt glühende Kuggel auf mein Haupt, und mit Zerknirschung esse ich dieses heilige Nazionalgericht, das für die Erhaltung des Judenthums mehr gewirkt hat als alle 3 Hefte der Zeitschrift. Indessen es hat auch größeren Absatz gehabt.

Freytag.

Während ich gestern an Dich schrieb, erhielt ich Deinen lieben Brief vom 13. Decbr. Ich hätte Dir Manches darüber zu sagen, muß mich aber auf das beschränken, was mir in diesem Augenblick das Wichtigste scheint.

Ich habe nemlich Lust, nächste Ostern unter dem Titel „Wanderbuch, I. Theil" folgende Piecen drucken zu lassen:

1. Ein neues Intermezzo, etwa 80 kleine Gedichte, meist Reisebilder, und wovon Du schon 33 kennst.
2. Die Harzreise, die Du dieser Tage im Gesellschafter schon sehen wirst, aber nicht vollständig.
3. Das Dir bekannte Memoire über Polen, völlig umgearbeitet und bevorwortet.
4. Die Seebilder, wovon Du einen Theil beykommend erhältst.

Will mir der Criminalrath Hitzig einen großen Gefallen erzeigen, so interessirt er sich für dieses Unternehmen. Ich würde ihm selbst drum schreiben, wenn es nicht gar zu häßlich aussähe, bei Eröffnung einer Correspondenz gleich Gefälligkeiten zu erbitten. Die Aufgabe ist jetzt erstens, das Buch Dümmlern zum Verlag anzubieten, und zweytens so viel Honorar als möglich von ihm zu bedingen. Ich denke, daß er mir 2 Louisd'or für den Bogen giebt. Ich bin ihm noch für Exemplare meiner Tragödien Geld schuldig, welches er mir abziehen kann, obgleich er mir versprach, jene Exemplare mir um ein Billiges abzulassen, wie ich ihm denn auch bemerkt hatte, daß ich sie, ledig und allein, um dem Buche Gönner und Posaunen zu schaffen, an literarische Blätter und Charaktere versandt habe.

Zu besprechen wäre mit Dümmler, ob es nicht rathsam wäre, das lyrische Intermezzo, welches zwischen den Tragö-

dien steht, nochmals abdrucken zu lassen, das neue Intermezzo (1.) damit zu verbinden und das Ganze als ein Büchlein von 10 bis 11 Bogen unter dem Titel „das große Intermezzo" besonders erscheinen zu lassen. Dieses Büchlein würde ein höchst originelles Ganze bilden und viele Gönner finden. Es wär' ein Buch, das nicht so leicht seines Gleichen fände. Die oben angeführten andren 3 Piecen (2. 3. 4.) wären alsdann noch immer hinreichend, ebenfalls ein Buch für sich zu bilden. — Du kannst allenfalls, lieber Moser, wenn Dümmler obigen Intermezzoplan aus begreiflichem Verlegeregoismus ablehnen wollte, ihm anbieten, daß ich für den neuen Abdruck des alten Intermezzos kein Honorar verlange, so daß er fast nur die Hälfte Bogenzahl des Buches zu honoriren braucht. Ich glaube, Hitzig vermag leicht Dümmler zu bestimmen. —

Die Censur wird die Harzreise im Gesellschafter, wo ich sie vorher abdrucken lasse, ziemlich maltraitiren. Indessen hoffe ich, wird sie im „Wanderbuch" ganz gedruckt werden können; an neuem Zuschmuck soll es auch nicht fehlen.

Das Memoire über Polen wird ganz umgearbeitet und vermehrt. Briefe aus Warschau und neue Zeitereignisse regen mich an, dieses Memoire jetzt erscheinen zu lassen; ich selbst zwar hab' nie einen großen Werth darauf gelegt (Du gar keinen), aber Andere versichern mich, daß es seines Gehalts wegen wichtig sey (z. B. Sartorius), und daß ich drauf rechnen kann, daß es die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Ich könnte viel über diesen Gegenstand sagen, wenn ich nicht wüßte, daß Dir der Aufsatz nie gefallen hat.

Etwas besser, hoffe ich, gefallen Dir die „Seebilder", deren Manuscript Du durch Cohn erhältst. Ich wünsche nicht, daß Du sie Jemandem anders mittheilst als dem Criminalrath Hitzig, und daß Du auch diesen bittest, sie Niemandem mitzutheilen. Tieck und Robert haben die Form dieser Gedichte wenn nicht geschaffen, doch wenigstens bekannter gemacht; aber ihr Inhalt gehört zu dem Eigenthümlichsten, was ich geschrieben habe. Du siehst, jeden Sommer entpuppe ich mich, und ein neuer Schmetterling flattert hervor. Ich bin also

doch nicht auf eine bloß lyrisch-maliziöse zweystrophige Manier beschränkt. —

Den 2ten und 3ten Theil des Wanderbuchs bilden, will's Gott, eine neue Sorte Reisebilder, Briefe über Hamburg und der Rabbi, der leider jetzt wieder liegt.

Heute Morgen habe ich das neue July-August-September-Heft der Wiener Jahrbücher gelesen, mit innerem Mißbehagen. Es steht nemlich eine Recension darin mehr über mich als über meine Tragödien. Du mußt sie lesen, denn sie trifft Dich mit, erstens weil ich und Auerbach Dich repräsentiren, zweytens weil Du ein Stück von mir selbst bist. — Ich sehe noch schlimmeren Ausfällen entgegen. Daß man den Dichter herunterreißt, kann mich wenig rühren; daß man aber auf meine Privatverhältnisse so derbe anspielt oder, besser gesagt, anprügelt, das ist mir sehr verdrießlich. Ich habe christliche Glücksritter in meiner eigenen Familie u. s. w.

Nie waren meine Verhältnisse kitzlicher als in diesem Augenblicke. — Apropos, willst Du zu dem „großen Intermezzo" eine Vorrede schreiben? Das wäre hübsch, und Du hättest da viel Interessantes zu sagen. Antworte mir hierüber.

Montag.

Cohn, dem ich diesen Brief mitgeben wollte, ist einige Tage länger hier geblieben, und ich kann Dir noch einige Zeilen schreiben.

Madame Bella Veit habe ich besucht. Eine liebenswerthe Frau, die ich öfter besuchen will. Sie hat mich nicht in meiner rosenfarbigen Stimmung gesehen, und ich will ihr zeigen, daß ich nicht immer ein ernsthaft langes Gesicht herumtrage. Ihre Unterhaltung ist angenehm, so recht wärmend, wie ich es wünsche in diesem feuchten Nebelwetter. Sie hat recht liebe Geistestournüren. Wir sprachen von Gans. Kann man denn in dieser Welt von etwas Anderem sprechen? Jeder sieht ihn, Jeder hört ihn. Halleluja!

Grüß' mir meinen Bruder, Zunz, J. Lehmann, Hillmars. Wenn ich Zeit hätte, würde ich der Doctorin Zunz einen hübschen jüdischen Brief schreiben. Ich werde jetzt ein

rechter Christ; ich schmarotze nemlich bey den reichen Juden.

Lebe wohl, schreib mir bald Antwort und sey überzeugt, daß ich Dich liebe und sehr verdrießlich bin.

Dein ganzer Freund
H. Heine.

121. An JOSEPH KLEIN.

Hamburg, Weihnacht 1825.

Mein lieber Johannes Kreisler!

Obschon wir wechselseitig gewissenhaft versprachen, uns in der Folge oft zu schreiben, so mögen doch wohl drey bis vier Jahre verflossen seyn, ohne daß es Einem von uns einfiel, dieses Versprechen zu erfüllen. Meinerseits kann ich mich sehr gut damit entschuldigen, wenn ich Dir versichere, daß ich oft nicht an Dich gedacht habe. Gestern Abend aber — weiß der Teufel, wie es kam — dachte ich und schwatzte ich von Dir eine ganze Stunde lang, und zwar mit dem Componisten Albert Methfessel, dem ich von Dir und Deinem Musikgenie so viel erzählte, bis er ordentlich ärgerlich wurde, daß ich ihm meine von Dir so trefflich componirten Lieder nicht schnell verschaffen konnte. Ich gestehe Dir, ich selbst möchte sie gern zuweilen hören, sintemal keiner von Denen, die sich daran versucht, sie so hübsch componirt hat wie Du, der Du den speziellen Vortheil hattest, eben so verrückt gewesen zu seyn, wie der Verfasser der Texte. Gestehen muß ich zwar auch, daß ich mehrere Composizionen derselben nicht kenne, z. B. die Melodien, die ein gewisser Ries in Berlin dazu gesetzt hat und die sehr hübsch seyn sollen. Unser Fr. . . . hat mich blamirt. — Ich versprach dem Methfessel, Dir umgehend zu schreiben und obige Composizionen von Dir zu verlangen. Wenn Du es wünschest, schafft er Dir auf der Stelle einen guten Verleger. Er wird nemlich vielfach angegangen, gute Lieder zu empfehlen. Er selbst will sich jetzt ganz zur Oper wenden. Ich zweifle nicht, daß es ihm gelingt. Was einen Verleger betrifft, so vermag auch ich selbst für einen solchen

zu sorgen. Auch für den Beyfall. Wenn dieses Dir also gefällt, so schicke mir besagte Liedercomposizionen hierher mit der fahrenden Post, und zwar so bald Du nur kannst, indem ich nicht weiß, ob ich länger als zwey Monathe noch hierbleibe. Meine Addresse ist: „An den Herrn H. Heine, Dr. juris, per Addresse Moritz von Embden auf dem Neuen Wall No. 167 in Hamburg." Diese Addresse ist sicher. —

Schreib mir auch wie es Dir geht, Kreisler. Mit meiner Gesundheit geht es besser. July habe ich Göttingen verlassen und reiste für meine Gesundheit. Auf Norderney, einer Insel der Nordsee, wo ich das Seebad gebrauchte, fand ich mich zufällig mit Sethe zusammen. Der Staatsrath hat geheirathet, damit die liebe gute treuherzige Rasse nicht verloren gehe. — Frühjahr will ich nach Berlin zurückkehren. Ich bin unterdessen sehr berühmt geworden. Verdiene es auch; schon allein aus dem Grunde, weil ich wenig schreibe.

Die Ideenassociazion des Wenigschreibens führt mich auf Johann Baptist Rousseau — hast Du von ihm nichts gehört? Meine kränkliche Unumwundenheit hat ihm am Ende, und gewiß mit Recht, mißfallen, und er hat mir in vollgültiger Form die Cameradschaft aufgekündigt. Im Grunde ist er auch zu gut für mich. Ich liebe ihn und schätze ihn. Laß ihn froh seyn, daß er mich nicht ganz versteht; er kann um desto lebensglücklicher seyn und weniger in Gefahr gerathen, vom Teufel geholt zu werden. Nicht wahr, der Kerl — ich meine nicht den Teufel, sondern im Gegentheil Rousseau — ist ein guter Kerl, eine gute Seele voller Seelengüte; hoffe noch, ehe ich sterbe, ihn wiederzusehen und ihm lachend zu zeigen, daß alles nur ein Spaß ist, sogar die Liebe, die uns so besonders ernsthafte Gesichter schneiden macht. O Johannes! ich bin wieder verliebt! Und dieser Spaß verdirbt mir wieder den Spaß. Johannes! componire mir doch ein brillantes Musikstück, wobey die eine Hälfte der Zuhörer vor Lachen und die andere Hälfte vor Weinen sich nicht zu halten weiß. Johannes, geh oft in die Kirche, componire viel, schreib mir viel, sey vernünftig, grüß mir Smets, laß ihn eine Messe für mich lesen, und lebe wohl!

H. Heine. — —

122. An CHRISTIANI.

Hamburg den so und so vielten Dec. 1825.

Lieber Christiany'

Schlechtes Leben hier. Regen, Schnee und zu viel Essen. Und ich sehr verdrießlich. Hamburg ist am Tage eine große Rechenstube und in der Nacht ein großes Bordell. Alle Menschen sehn mich an als wollten sie das lyrische Intermezzo parodiren. Und ich selbst bin voller Ironie und Sentimentalität. — Ihren Freund, Dr. Halle, habe ich besucht. Er ist sehr liebreich, sehr zuvorkommend und ein wahrer Jude. Er zeigte sich nemlich im ersten augenblick schon jüdisch zuvorkommend mit der Frage: Sie werden doch mein College? Aergerlich wie ich war (Kleistsche Wendung) sagte ich: Ja; dergestalt daß jetzt jeder glaubt, ich bliebe hier, um zu advoziren. Ich aber weiß es am allerwenigsten, was ich hier thun werde. Indessen glaub nur nicht, daß ich hier müßig sey, im Gegentheil, wo ich geh und steh mach ich Verse. Folgendes famose Lied machte ich gestern Abend. Ist es nicht wunderschön?

Aber damit Du dieses eingestehst, muß ich es wirklich hinschreiben, welches ich hiermit thue:

Sie liebten sich beide, doch keiner
Wollt es dem Andern gestehn;
Sie sahn sich an so feindlich,
Und wollten vor Liebe vergehn.

Sie trennten sich endlich, und sah'n sich
Nur noch zuweilen im Traum;
Sie waren längst gestorben,
Und wußten es selber kaum.

kennst Du in der gan-
zen deutschen Literatur
ein besseres Lied?

Peters, das ist Dein bestes.

Aber wirklich, Christiany, nachdem Du dieses Lied gelesen hast, glaubst Du noch wirklich, daß ich hier Advokat werde? Ich denke ich gehe nach Berlin. Meine Freunde schreiben mir von dort aus Mordbriefe und wollen mich mit

Gensd'armen von hier wegholen lassen. — Messieurs! ich weiche der Gewalt.

Die Harzreise ist jetzt an Gubitz abgegangen, und ich bin neugierig, wie viel Tannenbäume mir die Censur auf dem Oberharze streichen wird.

Vergiß nicht das Mspt. über Cassanova. Ich habe dessen 7ten Theil hier gelesen, und wär ich nicht zu moralisch, so hätte mir das manchen Drittel gekostet.

Auch den Brief an den jungen Kaufmann hast Du mir nicht zukommen lassen. — Lebe wohl so gut es geht. — Grüße mir alle Bekannte. Entschuldige mich nochmals bey Hagen, daß ich Ihn vor meiner Abreise nicht gesehn. Aber die schöne, göttinngleiche Jochma, was willst Du dieser von mir sagen, wenn Du sie siehst? Sag ihr, daß ich ein Lump sey, der es nicht verdient, von der Sonne beschienen zu werden. Sag ihr, daß wenn ich Celle ausnehme, sey sie die schönste Frau im ganzen Hanovrischen.

Ich bin ein Unglücklicher, oder, was noch mehr sagen will, ein Esel. Du glaubst nicht, wie sehr es mich quält, die Amtmännin nicht gesehen zu haben. — Grüß mir auch Amtsassessors Melis, so wie auch Deine Familie, den Herrn v. Penz und ganz apart das kleine Mystikerchen.

Dein Freund
H. Heine.

Adresse: Sr. Wohlgebr. d. Herrn Rudolph Christiany
Dr. Jur.
in
Lüneburg.

123. An KARL SIMROCK.

Hamburg, den 30. December 1825.

Lieber Simrock!

Du hast mir mahl geschrieben, daß einer unserer Landsleute, Ries, einige meiner Lieder in Musik gesetzt hat. Kannst Du mir nicht diese Composizionen verschaffen? Du thust mir einen sehr großen Gefallen. Eine liebe Sängerin hat mich

nemlich gestern Abend dreiviertel Stund' lang gequält, ihr einige Composizionen meiner Lieder zu besorgen. Du siehst, lieber Freund, wenn ich die Leute nöthig habe, so schreibe ich ihnen. Du aber hättest wohl verdient, daß ich Dir früher mahl schreiben sollte; hab ich doch vor geraumer Zeit den „Musenalmanach" mahl zu Gesicht bekommen und in einigen Reimen gesehen, daß Du, den ich gleich als den Verfasser erkannte, noch mit Freundlichkeit an mich denkst — an mich, der ich Dir auf Deinen lieben Brief vorigen Winter nicht geantwortet habe. Entschuldigungen hab ich genug — Krankheit, Jurisprudenz und Faulheit. Erstere hielt mich sehr niedergedrückt; doch jetzt geht es besser. Seit August hab ich Göttingen verlassen, reiste nach der Insel Norderney, wo ich mit Erfolg das Seebad gebrauchte; und jetzt will ich hier überwintern und mit den ersten Schwalben nach Berlin zurückkehren. Dort hoffe ich Dich zu sehen. Mit historischen Studien und Vorarbeiten zu künftigen Werken bin ich jetzt noch beschäftigt. Poetisches fließt wenig aus meiner Feder.

Die gute Aufnahme meiner ersten Produkzionen hat mich nicht, wie es leider zu geschehen pflegt, in den süßen Glauben hineingewiegt, ich sey nun ein für allemal ein Genie, das nichts zu thun braucht, als die liebe, klare Poesie geruhig aus sich herausfließen und von aller Welt bewundern zu lassen. Keiner fühlt mehr als ich, wie mühsam es ist, etwas Literarisches zu geben, das noch nicht da war, und wie ungenügend es jedem tieferen Geiste seyn muß, bloß zum Gefallen des müßigen Haufens zu schreiben. Bey solchem Streben kannst Du Dir wohl vorstellen, daß ich manchen Anforderungen und Erwartungen nicht entsprechen kann. So ist unter andern mein Freund Rousseau unwillig geworden, daß ich ihn nicht in seinen poetischen Unternehmungen kräftig unterstützt, und er hat mir sogar vor einem halben Jahre förmlich die Kameradschaft aufgekündigt, als ich mich unumwunden über die Hohlheit und Leerheit seines Zeitschrifttreibens gegen ihn aussprach. Du magst sagen, was Du willst, er hat wahrhaftig echtes Talent und verdient schon seines Herzens wegen ein besseres Schicksal in der Literatur. Aber der Teufel

hole sein zweckloses Treiben! Mich wenigstens will es bedünken, als ob es einem tüchtigen Geiste minder unerquicklich wäre, etwas Schlechtes zu thun als etwas Nichtiges.

Lächle nicht, lieber Simrock, über den mürrischen Ernst, der mich anwandelt; auch Dich wird er einst erfassen, wenn Du mancher Dinge überdrüssig bist, die Dich vielleicht jetzt noch amüsiren. Ich darf glauben, daß wir manche Anschauungsweise miteinander gemein haben, und daher erklär ich's mir auch, warum Dir, Simrock, manches Gedicht von mir zusagen kann, und warum auch ich in manchem Gedichte von Dir, das mir seitdem durch den „Gesellschafter" und durch den „Musenalmanach" zu Gesicht gekommen, eine geistige Blutsverwandtschaft geahnt habe. Ueber die ersten Ergüsse der lieben Flegeljahre und der Flegeljahrenliebe sind wir beyde schon hinaus, und wenn wir dennoch manchmal das Lyrische hervortreten lassen, so ist es doch ganz und gar durchdrungen von einem geistigeren Elemente, von der Ironie, die bey Dir noch goethisch freundlich gaukelt, bey mir hingegen schon ins Düsterbittere überschnappt. Ich wünsche sehr, daß Deine Ironie jenes heitere Colorit behalte, aber ich glaube es nicht, und ich fürchte, auch aus Deinen Gedichten werden mir einst weniger Rosen und mehr Belladonnablüthen entgegenduften.

Doch ich wollte ja bloß wegen der Riesschen Composizionen schreiben. Was sie kosten, im Fall sie gedruckt sind, oder was das Abschreibegeld betragen mag, im Fall sie noch Manuskript sind, will ich gern bezahlen. Schick mir die Sachen nur recht bald per fahrender Post unter Addresse an den Dr. jur. H. Heine bey Moriz von Embden, Neuerwall Nr. 167 in Hamburg.

Und nun lebe wohl und bleib freundschaftlich gewogen

Deinem Freund und Landsmann

H. Heine.

Adresse: Herrn Karl Simrock aus Bonn,
Referendarius beym Stadtgerichte
in Berlin.

124. An MOSES MOSER.

Hamburg d. 9. Jan. 1826.

Lieber Moser!

Ich hoffe, daß mir Cohn einen langen Brief von Dir mitbringt. Ich bitte Dich, wenn er noch nicht abgereist ist, schick' mir durch ihn die „Seebilder" wieder zurück. Ich muß sie doch vor dem Abdruck nochmals durchsehen. — In Hinsicht Dümmler's erwarte ich Deine Antwort. Ich hab' mich indessen jetzt einigermaßen anders berathen und will das alte Intermezzo nicht nochmals abdrucken lassen; sondern ich will die neuen kleinen Gedichte gleichfalls in dem Buche, worin die Harzreise und Seebilder, als ein Ganzes aufnehmen. Es ist also jetzt bloß die Aufgabe: dem Dümmler ein Buch von circa 18 bis 20 Bogen zum Verlag anzubieten. Ich will diese Tage dem Criminalrath Hitzig noch besonders über diesen Gegenstand schreiben.

Der L . . . von Gubitz hat trotz seines schriftlichen Zusagens die „Harzreise" noch nicht im Gesellschafter abgedruckt; der L . . . soll nie eine Zeile mehr von mir erhalten.

Lach' nicht über meine Lappalien. Die Welt ist jetzt freylich von größeren Interessen erfüllt. Hier ging's in der mercantilischen Welt sehr stürmisch zu, und trotz meiner Isolirung von derselben hab' ich die Wirkung dieser Stürme empfinden müssen. — Ich lebe ganz isolirt, lese den Livius, revidire meine alten Ideen, ergrüble einige neue Ideen und schreibe unbedeutendes schlechtes Zeug.

Ueber meine äußeren Angelegenheiten kann ich und will ich heute wenig sprechen. So viel kann ich Dir vertrauen: es steht mit mir besser als ich selber weiß. — Wer mich am meisten quält, das bin ich noch immer selbst. — Im Grunde bin ich jetzt auch innerlich so sehr bewegt, daß ich an nichts Äußeres denken kann. Wenn ich nur Ruhe gewinne, den Rabbi ausschreiben zu können.

Mein einziger Umgang hier ist im Hause meiner Schwester, meiner Oheime, des Syndikus Sieveking und des Candidaten

Wohlwill. — Mein Oheim zeigt sich mir sehr gnädig, sehr gnädig. — Mit meiner Gesundheit geht es so ziemlich, ich leide aber noch immer. Die Wirkung des Norderneyer Seebades scheint heilsam gewesen zu seyn.

Aber was machst Du, guter, theurer Moser? Ist es Dir, bey Deiner Vielseitigkeit, noch immer leicht, mich zu lieben? Ich denke hier an Dich weit öfter als in Göttingen, weil ich hier isolirter lebe. Ich freue mich auf die Zurückkunft von Cohn. Er erzeigt mir viel Liebes, hat mir bey meinem Oheim viel Gnade bereitet, welches um so verdienstlicher ist, da Letzterer mit lauter Menschen umgeben ist, die mir feindseelig sind. Ich bin jetzt bey Christ und Jude verhaßt. Ich bereue sehr, daß ich mich getauft hab'; ich seh' noch gar nicht ein, daß es mir seitdem besser gegangen sey, im Gegenteil, ich habe seitdem nichts als Unglück. — Doch still hiervon, Du bist zu sehr aufgeklärt, um nicht hierüber zu lächeln.

Grüß' mir meinen Bruder, er ist ein guter Junge, und ich hoffe, daß er ein Mensch wird.

Apropos! ist Cohn noch nicht abgereist, so lasse ich ihn ersuchen, in der Maurer'schen Buchhandlung ein Exemplar meiner Gedichte zu kaufen und mir mitzubringen. Ich will ihm gern den Thaler wiederzahlen. Ich sag' es aus dem Grunde, damit Du ihn nicht auslegen sollst. Es ist nur die Frage, ob Cohn sich auch gern mit dem Buche belästigt, da man auf der Schnellpost wenig mitnehmen kann. — Grüß mir Lehmann, Zunz und Gemahlin. Sag' aber nicht an Zunz, daß ich Lehmann's Namen zuerst genannt.

Die Fonds haben gewiß auch Dich sehr in Unruhe gesetzt. — Kann man in Berlin das letzte Heft der Wiener Jahrbücher einzeln kaufen? Ich möchte dasselbe gern besitzen und will nicht, wie man hier verlangt, den ganzen Jahrgang bezahlen. Ich bitte Dich, erkundige Dich deßhalb. Auch such' zu erfahren, wer darin die Recension über mich geschrieben. Ist es nicht närrisch, kaum bin ich getauft, so werde ich als Jude verschrieen. Aber ich sage Dir, nichts als Widerwärtigkeiten seitdem. — Z. B. auch, daß ich um den Ruhm von 1825 geprellt bin. —

Leb wohl, schreib mir viel, besonders ob Du mir noch mit ganzem Gemüthe wohlwillst. Wohlwill ist krank.

Dein Freund

H. Heine.

125. An CHRISTIANI.

Da in Deinem „Helge" viele Meerschilderungen sind, so schreib mir einige davon ab, damit ich eine daraus wählen kann zum Motto der Seebilder. Ich würde darunter setzen „aus Oehlenschlägers Helge, nach einer ungedruckten Uebersetzung von Christiani".

Du must mir aber diese verlangten Meerschilderungsstückchen unverzüglich nach Hamburg schicken, indem Du ja weißt, daß dort, gleich bey meiner Ankunft, der Druck des Buches mit den eröffnenden Seebildern, beginnen wird.

Trifft Dich dieses Blatt noch diesen Abend, so wünsche ich Dir eine gute Nacht.

H. Heine.

Lüneburg, den 13ten Jan. Abend 8 Uhr 1826.

126. An MOSES MOSER.

Hamburg den 14. Febr. 1826.

Lieber Moser!

Ich will Dir nächstens ordentlich schreiben, recht ordentlich und heiter. Heute aber bin ich zu pressirt und verstimmt. Nur Weniges will ich Dir mittheilen.

Unser Freund Cohn hat aus Thorheit oder aus Absicht mir Schlimmeres zugefügt, als der schlimmste Feind gegen mich ersinnen konnte. Während ich hier bis am Hals beschäftigt sitze, wohl deßhalb auch die Menschen negligire, hat mein eigener Schwager, der mich haßt, niederträchtige Gerüchte über mich verbreitet (z. B. ich spielte u. s. w.) und trieb auch Deinen Freund Cohn an, der in der Absicht, mir zu nützen, der ganzen Welt die Ohren vollschwatzt: ich läge hier müßig, hätte kein Geld, mein Oheim müsse mir Geld geben u. s. w.

Da dieses mir zu Ohren kam, überzeugte ich den plumpen Gesellen, daß mir das Wenige, was ich hier brauche, nicht fehle, und ich bat ihn, sich um meine Angelegenheit ferner nicht zu bemühen. Bis Augustmonath habe ich meine Gründe, mit ihm (Cohn) in intimer Freundschaft zu bleiben. Nun erfolgt aber an Dich die Bitte: in Briefen an Cohn kein Wort über mich zu schreiben, überhaupt kein Wort über meine Privatverhältnisse, keinen Rath für mich und dergl. zu äußern. Der Kerl mißbraucht alles, und ich muß mich gegen ihn sichern. — Solltest Du dagegen handeln, so müßte ich, der in diesem Leben schon so viel verloren hat, auch Dich und Deine Freundschaft aufgeben. Es ist dies mein ernstestes Wort. Ueberhaupt muß ich Dich selbst warnen, gegen solche Freunde auf Deiner Hut zu seyn. Er compromittirt, ohne es zu wissen. Mündlich mehr.

Etwas länger, als ich beabsichtigte, bleibe ich hier. Ich muß Manches ausarbeiten. Auch den Rabbi will ich — gegen Deine engherzige Mahnung — hier fertig machen, und er soll schon im 2ten Theil meiner Reiseschriften erscheinen, deren erster Theil im Verlag von Hoffmann u. Campe diese Ostern herauskommt. (Ich habe diesen 1ten Theil für 50 Louisd'or verkauft.) Die schändlich mißhandelte Harzreise soll drin erscheinen, auch die spanischen Romanzen, die ich Dir geschickt, sowie auch die Seebilder, von denen mir Cohn sagte, daß er sie gelesen — Du verstehst mich. — Erzähle keinem Menschen, was ich Dir hier schreibe. Grüß' mir meinen Bruder. Lebe wohl.

Dein Freund

H. Heine.

Addresse: An den Dr. jur. H. H., wohnt bey Kasang am Dragonerstall Nr. 42.

127. An MOSER.

Lieber Moser! Einliegender Brief für meinen Bruder hat mein Stiefelputzer verabsäumt, auf die Post zu geben, und

es liegt noch ein Brief darinn an Dich. Ich will ihn nicht mehr aufmachen und will Dir nur bemerken, daß er ebenfalls in Heftigkeit geschrieben ist — Gott weiß, was drin steht — und daß ich mich gestern überzeugt habe, dem guten Cohn etwas zu sehr gezürnt zu haben. Man hat mich schrecklich belogen, er hat bloß, durch fremde Machinazion und Plumpheit, sich Indiskrezionen zu Schulden kommen lassen. Lach nicht über mich, auch sey nicht finster. Wenn Du willst, kannst Du auch mit mir brechen — was gehts mich an? Ich werde Dich immer lieben und mich wenig darum kümmern, ob es Dir auch behagt. — Mein theurer Pantalone von Venedig! kannst Du mir nicht einige recht ernsthafte Lebensgrundsätze zu billigem Preise überlassen? Oder hättest Du etwa Lust, gute Laune, die ich in diesem Augenblick in Ueberfluß habe, dafür einzutauschen? — Ich bin zu Tode vergnügt, denn ich habe diese Nacht geträumt, ich sey noch am Leben. — Leb wohl und bleib mir gewogen, oder geneigt, oder zugethan — wie Du willst, ich will mich nicht mehr über die Worte disputiren — ich aber bin

Dein Dich liebender Freund

H. Heine.

128. An MOSES MOSER.

Hamburg den 24. Febr 1826.

Lieber Moser!

Obschon kopfmüde, kann ich doch nicht umhin, Dir einige Zeilen zu schreiben. — Ich sehe, Du hast den Marquis Posa abgelegt und möchtest nun gern den Antonio präsentiren. Glaub mir, ich bin weder Tasso noch verrückt, und wenn ich bis zum Furchtbarsten meine Entrüstung aussprach, so hab' ich dazu meine guten Gründe gehabt. — Es liegt mir nichts daran, wie man von mir denkt, man kann auch sprechen von mir, was man will; ganz anders ist es aber, wenn man dieses Gedachte oder Gesprochene mir selbst, persönlich selbst, insinuirt. Das ist meine persönliche Ehre. Ich hab' mich auf der Universität zweymal geschlagen, weil man mich

schief ansah, und einmal geschossen, weil man mir ein unziemliches Wort sagte. Das sind Angriffe auf die Persönlichkeit, ohne deren Integrität ich selbst jetzt nicht existiren möchte. — Nun will ich Dir erzählen: Der Mann meiner Schwester suchte, angereizt durch wohlverdiente Verachtung, die ich ihm zeigte, Rache an mir auszuüben, indem er mich und meine Lebensweise bey der ganzen Welt verläumdete und unter anderen auch Cohn antrieb: bey meinem Oheim, zu meinem eigenen Besten, meine schlechte Lebensart zu schildern, um ihn anzuspornen, mich von hier zu entfernen. Da soll nun Cohn im Hause meines Oheims geäußert haben: ich sey ein Spieler, lebte müßig, müsse in schlechten Händen seyn, ich hätte keinen Charakter, kurz dergl. mehr, sey es, um sich wichtig zu machen oder aus Plumpheit, die auf solche Weise zu nützen glaubte. Da solche Menschen nun gefährlicher und schädlicher sind als offenkundige Feinde, indem sie sich ein Air von Protectoren und Seelsorgern geben, so mußte ich Dich bitten, aus vielleicht wohlgemeinter Absicht, Nichts gegen solche Menschen über mich zu äußern; sie unterstützen ihr Geschwätz gern, wenn sie aufweisen können, von den intimsten Freunden aufgefordert zu seyn, „Etwas für den Menschen zu thun". Dieser Ausdruck schon allein kann mich toll machen. — Moser, ich weiß, Du liebst mich, in meiner Seele ist nicht der geringste Unmuth gegen Dich — aber gesteh' offen: welche Bewandtniß hat es mit dem Geschwätz, daß Du durch Cohn aufgefordert bist und der Criminalrath Hitzig wieder von Dir aufgefordert ist, in Berlin ein Unterkommen für mich zu suchen? Ja, ich bin rasend. — Meine persönliche Ehre aufs tiefste gekränkt; — was mich aber am meisten kränkt, das ist, daß ich selbst dran schuld bin durch ein zu offenes und kindisches Hingeben an Freunde oder Freunde der Freunde. — Es soll nicht mehr geschehen, ich werde im Nothfall auch so absichtlich ernst aussehen wie Ihr Andern. Daß ich mit Cohn nicht förmlich zerfalle und ihm erst den 1. August meine Meinung sage, ist auch nöthig. Er hat die Karre in den Dreck geschoben und kann sie wieder herausschieben. Hast Du für

einen alten Freund noch so viel Freundschaft, so bestärkst Du ihn darin — er hat wenigstens die Absicht geäußert, seine Plumpheit wieder gut zu machen — und Du bedenkst, daß Du, freylich nur mittelbar, dazu beygetragen hast, mir namenloses Leid zuzufügen. Ich bin ganz krank geworden vor Unmuth. Ich kann fast nicht schreiben. —

Es ist Thorheit von Dir, wenn Du äußerst, daß ich im Ernst meine Freundschaft * * * wollen; meine Freundschaft hängt nicht vom * * * ab, sondern von unbedingten Gefühlen, von denen ich selbst beherrscht werde. Es ist ganz wie bey der Liebe, bey der meinigen, der H. Heinischen. Du denkst anders, kannst meinethalben morgen wieder anders denken, es raubt Dir Nichts von meiner Freundschaft. Das ist meine Toleranz.

Schreib mir mahl; denn in Deinem Briefe steht wirklich kein Wort. — Grüß' mir unsere Freunde. Gans Recension im Morgenblatt habe ich gelesen und die erste Hälfte leider nicht verstanden. Die Nachwelt wird Gans Deutsch desto besser verstehn. — Mein neues Büchlein ist in vollem Gedrucktwerden; so bald es fertig ist, schick ich's Dir. — Es ist mir (das Buch) ganz gleichgültig, wie mir denn überhaupt die meisten Dinge keinen Spaß mehr machen. — Ich hab' diese Tage meine Schwester verloren. Leb' wohl, schreib bald.

H. Heine.

129. An RUDOLF CHRISTIANI.

Hamburg den und den

Lieber Christiani!

Schicke mir doch eine Abschrift von dem Gedicht „Auf dem Schloßhof zu Canossa steht der deutsche Kaiser Heinrich“.

Ich bitte dich, schick sie mir umgehend. Ich hab das Gedicht nicht mehr im Mspt und brauch es jetzt. — Schreib mir auch gelegentlich ein mahl; du kannst bey solcher Gelegen-

heit mir auch den großen Brief schicken, den du mir bereits geschrieben.

Leb auch wohl, so gut Du kannst.

Dein Freund
H. Heine.

[Darunter von fremder (Merckels?) Hand:

„Schlechte Minister fürchten die Preßfreiheit, wie Freudenmädchen die Straßenbeleuchtung.“

Himmlisch wars, wenn ich bezwang
Meine sündige Begier,
Wenn's mir aber nicht gelang,
Hatt' ich doch ein groß Plaisir.

Es wäre den Gesellschaften oft weniger beschwerlich, wenn Eltern ihre leiblichen Kinder mitbrächten und ihre geistigen zu Hause ließen. —

Von Heines Hand:

Der Tod das ist die kühle Nacht,
Das Leben ist der schwüle Tag,
Es dämmert schon, mich schläfert,
Der Tag hat mich müd gemacht.

Über mein Bett erhebt sich ein Baum
Drin singt die junge Nachtigall,
Sie singt von lauter Liebe,
Ich hör es sogar im Traum.]

Adresse: Sr. Wohlgeboren d. Herrn Rudolph Christiani
Dr. Jur.
frey Lüneburg.
[Poststempel: Hamburg, 11. März 1826].

130. An MOSES MOSER.

Hamburg den 23ten des Monath Gans 1826.

Diese Nacht dachte ich mehre Stunden lang an Dich und unter anderm machte ich die scharfsinnige Bemerkung: daß

Du mehr Scharfsinn habest als ich. — Stimmst Du nun ein in dieses Urtheil, so mußt Du doch gestehen, daß ich einigen Scharfsinn besitze, und meinst Du das Gegentheil des ausgesprochenen Urtheils, so hast Du mir eo ipso eine Dosis Scharfsinn zugesprochen.

Was soll ich thun, Alles, was ich in der Brust habe, alle Gefühle meines Herzens gelten nichts mehr bey Dir, und wenn ich mich wieder bey Dir in Credit setzen will, so muß ich irgend eine einseitige Verstandesfähigkeit für mich vindiciren, da ich weiß, daß Du auf dergl. Etwas zu geben pflegst. Was soll ich thun! Ich muß sogar den Verdacht auf mich laden, als hätte ich Verstand, alles aus ambirender Freundschaft zu Dir. Ich möchte die goldenen Hufen meines Pegasus bey einem Juden versetzen, nur um Verstand zu borgen. Gold versetzt, um Münzgroschen zu borgen. — Genug des Unverstandes und der unverständlichen Reden über Verstand — ich wollte mir nur den Anschein geben, als dächte ich Etwas dabey.

Das war eine gute Zeit, als der Rattklif und Almansor bey Dümmler erschienen, und Du, lieber Moser, die schönen Stellen daraus bewundertest, und Dich, während wir p . . ten, in den Mantel hülltest und pathetisch sprachest, wie der Marquis Posa. Es war damals Winter, und der Thermometer war bis auf Auerbach gefallen, und Dithmar fror trotz seiner Nankinghosen — und doch ist es mir, als ob es damals wärmer gewesen sey als heute den 23. April, heute, wo die Hamburger schon mit Frühlingsgefühlen herumlaufen, mit Veilchensträußern u. s. w. u. s. w. Es ist damals viel wärmer gewesen. Wenn ich nicht irre, war Gans damals noch nicht getauft und schrieb lange Vereinsreden und trug sich mit dem Wahlspruch: Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni.

Ich erinnere mich, der Psalm „wir saßen an den Flüssen Babels“ war damals Deine Force, und Du recitirtest ihn so schön, so herrlich, so rührend, daß ich jetzt noch weinen möchte, und nicht bloß über den Psalm.

Du hattest damals auch einige sehr gute Gedanken über Judenthum, christliche Niederträchtigkeit der Proselyten-

macherey, Niederträchtigkeit der Juden, die durch die Taufe nicht nur Absicht haben, Schwierigkeiten fortzuräumen, sondern durch die Taufe Etwas erlangen, Etwas erschachern wollen und dergl. gute Gedanken mehr, die Du gelegentlich einmal aufschreiben solltest. Du bist ja selbstständig genug, als daß Du es wegen Gans nicht wagen dürftest; und was mich betrifft, so brauchst Du Dich wegen meiner gar nicht zu geniren.

Wie Solon sagte, daß man Niemanden vor seinem Tode glücklich nennen könne, so kann man auch sagen, daß Niemand vor seinem Tode ein braver Mann genannt werden sollte.

Ich bin froh, der alte Friedländer und Ben-David sind alt und werden bald sterben, und diese haben wir dann sicher, und man kann unserer Zeit nicht den Vorwurf machen, daß sie keinen einzigen Untadelhaften aufzeigen könne.

Verzeih mir den Unmuth, er ist zumeist gegen mich selbst gerichtet. Ich stehe oft auf des Nachts und stelle mich vor den Spiegel und schimpfe mich aus. Vielleicht seh' ich des Freundes Seele jetzt für einen solchen Spiegel an; aber es kommt mir vor, als sey er nicht mehr so klar wie sonst.

Sey nicht mürrisch, weil ich es bin. Ich will Dir in Allem Recht geben. Nenne mich ungerecht, und ich will Dir Recht geben. Ja, was noch schlimmer ist als ungerecht, ich bin sogar subjectiv. Und in solcher ungerechten Subjectivität schmähe ich auf das schöne Wetter, auf Gans. — — Nun, wenn ich das Aprilwetter mit dem gewöhnlichen Beyworte nenne, wirst Du doch nicht böse seyn? — Aber, o wetterwendischer, inconsequentester Monath April, verzeih' mir, daß ich Dir Unrecht that und mit dem Dr. Gans Dich zusammenstellte. Das verdienst Du nicht! (Ich meine den Monath.) Es ist ein männlicher, consequenter Monath, ein ordentlicher Monath u. s. w.

Grüß mir unsern „außerordentlichen" Freund, und sag ihm, daß ich ihn liebe. Und dieses ist mein seelenvollster Ernst. Er ist mir noch immer ein liebes Bild, obschon kein Heiligenbild, noch viel weniger ein verehrliches, ein wunderthätiges. Ich denke oft an ihn, weil ich an mich selbst nicht

denken will. So dachte ich diese Nacht: mit welchem Gesicht würde wohl Gans vor Moses treten, wenn dieser plötzlich auf Erden wieder erschiene? Und Moses ist doch der größte Jurist, der je gelebt hat, denn seine Gesetzgebung dauert noch bis auf heutigen Tag.

Ich träumte auch, Gans und Mardochay Noa kamen in Strahlau zusammen, und Gans war, o Wunder! stumm wie ein Fisch. Zunz stand sarkastisch lächelnd dabey und sagte zu seiner Frau: siehst Du, Mäuschen? Ich glaube, Lehmann hielt eine lange Rede, im vollen Tone und gespickt mit „Aufklärung", „Wechsel der Zeitverhältnisse", „Fortschritte des Weltgeistes", eine lange Rede, worüber ich nicht einschlief, sondern im Gegentheil, worüber ich erwachte. Und wachend, wie gesagt, dachte ich an Dich und machte die scharfsinnige Bemerkung: daß Du mehr Scharfsinn habest wie ich — quod erat demonstrandum.

Ich liebe Dich.
H. Heine.

131. An VARNHAGEN VON ENSE.

Hamburg, den 14. May 1826.

Und nun, nachdem ich es so lange aufgeschoben, muß ich Ihnen plötzlich und ganz in der Hast schreiben. Doch ist dieses auch gar kein Brief, sondern bloß eine Bitte, das beyfolgende Buch unserer lieben, guten, edlen Friederike in meinem Namen zu überreichen und ihr recht viel Schönes dabey zu sagen. Der eigentliche Brief, den ich Ihnen zu schreiben habe, soll nächstens folgen, und ich will Ihnen darin recht breit erzählen, wie es mir geht, wie ich lebe, was ich schreibe, und was ich nicht schreibe. Nur so viel vor der Hand: mit meiner Gesundheit bessert es sich immer mehr, und die Luft hier ist mir besonders wohlthätig. Meine äußeren Verhältnisse sind noch immer dieselben, es hat mir noch immer nicht gelingen wollen, mich irgendwo einzunisteln, und dieses Talent, welches Insekten und einige hiesige Doctores juris in hohem Grade besitzen, fehlt mir ganz und gar. Mein Plan, hier zu advoziren, habe ich deßhalb aufgeben müssen — aber glauben Sie

nur nicht, daß ich so bald von hier weggehe; es gefällt mir hier ganz ausnehmend gut; es ist hier der klassische Boden meiner Liebe, alles sieht mich an wie verzaubert, viel eingeschlafenes Leben erwacht in meiner Brust, es frühlingt wieder in meinem Herzen, und wenn die alte Kopfkrankheit mich ganz verläßt, so dürfen Sie noch recht viel gute Bücher von mir erwarten. — Wenn auch meine äußere Lage peinlich ist, so schützt mich doch der Ruhm vor aller rohen Antastung. Leider, und ich gestehe es mir selber, wird dieser Ruhm durch das Erscheinen des 1. Bandes der Reisebilder nicht sonderlich gefördert werden. Aber was soll ich thun, ich mußte etwas herausgeben, und da dachte ich, wenn das Buch auch kein allgemeines Interesse anspricht und auch kein großes Werk ist, so ist doch alles, was drin ist, auf keinen Fall schlecht zu nennen. Dann auch mißfiel mir die „Harzreise" im Gesellschafter so sehr, daß es mich anreizte, sie umzuarbeiten und in anständigerer Gestalt erscheinen zu lassen. Sie ist völlig umgearbeitet. — Ich bitte, geben Sie mir doch Roberts Addresse in Paris, damit ich ihn recht dringend angehe, für mein Buch etwas zu thun. Ich habe mir viele hilfreiche Freunde verschlagen, theils mit, theils ohne Schuld, und hab dafür an Widersachern reichlich gewonnen. Auch hab ich, wie gesagt, in Hinsicht des Buches kein gutes Gewissen, und bedarf dennoch des Ruhmes jetzt mehr als sonst. Nächste Woche, wenn das Buch hier ausgegeben wird (ich bitte Sie, das beykommende Exemplar nicht früher den Leuten sehen zu lassen), will ich Ihnen noch einige Exemplare der „Reisebilder" schicken, damit Sie für deren Besten, wie früher bey den „Tragödien", darüber verfügen. Ich bin in dieser Hinsicht besorgt, nicht sowohl wegen der miserablen Wirthschaft in unserer Literatur, wo man von dem Unbedeutenden so leicht im öffentlichen Urtheil überflügelt wird, sondern auch, weil ich im zweyten Bande der „Reisebilder" über solche Misere rücksichtslos sprechen werde, die Geißel etwas schwinge, und es mit den öffentlichen Stimmführern auf immer verderben werde. So etwas thut noth, wenige haben den Muth, alles zu sagen, ich habe keine zurückgehaltenen Aeuße-

rungen mehr zu fürchten, und Sie sollen Ihr liebes Wunder sehen. Die „Wiener Jahrbücher" haben in dieser Hinsicht gut auf mich gewirkt. — Mit unendlichem Vergnügen, Herr von Varnhagen, sah ich im „Gesellschafter", wie Sie Immermanns „Cardenio" gewürdigt, und ich unterschreibe gern Ihr Urtheil, daß Immermann alle gleichaltrigen Mitstrebende weit überragt. Dieses Stück ist jetzt meine Lieblingslektüre. Es ist mir, als hätte ich es selbst geschrieben. — Das süßlich einhertänzlende Barönchen v. Uechtritz hat ja wie ich von allen Seiten vernehme den märkischen Lorbeer errungen. Alexander hat endlich in ihm seinen Homer gefunden und hat seinen Wunsch auf dem Grab des Achilles jetzt erfüllt und braucht diesen nicht mehr zu beneiden. Durch die Berliner Schnellpost vernehmen wir täglich von dem Unglück des Darius, wie er in Jamben zu Tode geschleift worden, und wie Krügers breites Untergestell sich wohl befunden auf dem Stuhl des Xerxes, — doch still davon, ich komme sonst ins Medisiren und außerdem drängt mich der Abgang der Post und ich wollte nur wenige Zeilen schreiben. Aber ich und Frau von Varnhagen können nun ein für alle mahl keine kurzen Briefe schreiben — und daher wird meine liebe Freundin wohl wissen, warum ich gar nicht schreibe. — Anfangs dacht ich ihr einen Dedikazionsbrief vor das Buch drucken zu lassen, doch dieser wurde zu warm und zu lang, ein zweyter Brief wurde zu kurz und zu kühl, und nach dreymaligem Umgedrucktwerden erscheint endlich das gegenwärtige Meisterstück dedizirender Beredsamkeit. Anbey auch die verunglückten und verworfenen Blätter. — Eine andre, größere Noth war der beängstigende Gedanke, daß das Buch im Grunde zu schlecht sey, um der geistreichsten Frau des Universums dedizirt zu werden. Doch mich tröstete der Gedanke, daß Frau von Varnhagen nicht an mir irre wird, ich mag schreiben, was ich will, Gutes oder Schlechtes. Bey Ihnen, Varnhagen, ist es etwas anders, Ihnen ist es nicht hinreichend, daß ich zeige, wie viel Töne ich auf meiner Leyer habe, sondern Sie wollen auch die Verbindung aller dieser Töne zu einem großen Concert — und das soll der „Faust" werden, den ich für Sie schreibe. Denn

wer hätte größeres Recht an meinen poetischen Erzeugnissen als derjenige, der all mein poetisches Dichten und Trachten geordnet und zum Besten geleitet hat! — Einigemal hab ich mich in der letzten Zeit mit Ihnen broullirt, besonders von sechs Monath; Sie sind nichts davon gewahr worden, da ich Ihnen nichts schrieb. Aber der letzte Nebel solcher Gedanken schwand auf immer aus meinem Gemüthe, als ich vor drey Wochen von der Mutter der Mamsell Schauspielerin Bauer erfuhr, daß Sie diesen Winter so krank gewesen sind. Bey solchen Anlässen fühlen wir erst, was uns die Leute wirklich werth sind. Und jedesmal, wenn ich mit Ihnen broullirt war, war ich es auch mit mir selbst. Lichtenberg sagt sehr treffend, daß wir uns selbst in andern nicht so wohl lieben als auch hassen können. So brouillirte ich mich unlängst mit unserem Gans. Sehen Sie ihn, so erzählen Sie es ihm, und grüßen Sie mir ihn recht freundschaftlich. Ich liebe ihn sehr, und dachte an ihn, als ich in der „Harzreise" den göttingschen Anfang schrieb. — Grüßen Sie mir auch Chamisseau. Als er durch Göttingen reiste, haben wir uns beyde durch gleiche Schlemihlität nicht auffinden können; ich hörte nur im Gasthof, daß er in einem einspännigen Fuhrwerk nach Clausthal gereist sey. Und doch ist er dort zu Fuß angekommen! — Mit Ihrer Familie hier lebe ich in recht liebem Verständnisse. Sie befindet sich wohl. Harmlos, wie ich bin, glaub ich auch Ihrer Schwester nichts weniger als zu mißfallen. — Ich verkehre hier mit wenigen Menschen. Mein Oheim, Zimmermann, Syndikus Sieveking, einige Winkelschriftsteller, ein paar Bankiers sind all meine Leute. Wegen Unappetitlichkeit meines Schwagers habe ich meine Schwester ganz aufgeben müssen. — Vorigen Sommer war ich auf Norderney. Ein andermal erzähl ich Ihnen, wie ich dort, nachdem ich mit der Fürstin von Solms-Lich einige Zeit bekannt war, auf eine höchst merkwürdige Weise an Sie erinnert wurde. Aber die Post geht ab, und ich bin

Ihr unbedingt ergebener

H. Heine.

Addresse: Dr. Heine, abzugeben bey Hoffmann & Campe in Hamburg.

132. An J. W. von GOETHE.

(In ein Exemplar der „Reisebilder", Hamburg 1826.)

Sr. Exzellenz Herrn Geheimrath v. Göthe übersendet dieses Buch als ein Zeichen der höchsten Verehrung und Liebe

der Verfasser.

133. An LUDWIG BÖRNE.

(In ein Exemplar der „Reisebilder", Hamburg 1826.)

Dem Doktor Börne übersendet dieses Buch als ein Zeichen der Verehrung und innigsten Liebe

der Verfasser.

134. An DR. L. ZUNZ.

Hamburg, im heiligen Maymond 1826.

An Dr. Zunz, designirter Richter über Israel, Vicepräsident des Vereins für Cultur und Wissenschaft der Juden, Präsident des wissenschaftlichen Instituts, Redakteur der Zeitschrift für die Wissenschaft des Judenthums, Mitglied der Ackerbau-Commission, Bibliothekar —

Bey letzterem Titel werde ich stehen bleiben, indem ich Ihnen anbey ein Exemplar meines neuesten Buches für die Vereinsbibliothek überschicke, mit der Bitte, im Fall letztere schon nach Ararat versetzt ist, das besagte Exemplar an die Frau Doktorin Zunz, zum Verbrauch in der Küche, gefälligst zu übergeben.

Der größte Theil dieses Buches ist Quelle, und ist daher nicht entbehrlich für die Geschichte unserer Juden. Ich aber bin mit aller Liebe und Freundschaft

Ihr Freund

H. Heine,

Dr. jur. und Mitglied des Vereins

für Cultur und Wissenschaft

der Juden

im achtzehnten Jahrhundert.

P. S. In zweyten Theil der „Reisebilder" erscheint der „Rabbi", und zwar sehr beschnitten — doch sollen in demselben Theile noch viele Curiosa enthalten seyn.

135. An DAVID BÄR (HERMANN) SCHIFF.

[Wahrscheinlich Hamburg 1826.]

Schiff! Ich schreibe heute an Dich wie an meines Gleichen. Dein „Pumpauf und Pumperich" hat mir gefallen. Es ist ein gutes Buch, ein braves Buch, ein Buch, dem ich mich nicht scheuen würde, meinen Namen vorzusetzen, kämen nicht Bestialitäten drin vor. Dein Kater Murr ist schlecht.

136. An KARL SIMROCK.

Hamburg den 26 May 1826.

Lieber Symrok!

Erlaß mir alle Entschuldigungen für das späte Beantworten Deines lieben Briefes. Ich danke Dir für die mitgetheilte, hübsche Melodie und für die liebreiche Theilnahme, die ich bey Dir finde. Ich hätte Dir auch früher geschrieben, wenn ich Dir nicht etwas Gedrucktes mitschicken wollte, und das hat sich bis heute verzögert und Du erhältst anbey mein neuestes Büchlein ganz frisch, wie es aus der Presse kömmt. Aus dem Inhalt siehst Du, daß es nicht auf die Neugier berechnet ist, und daß es nicht bloß das Interesse des Tages erregen will. Ich habe deßhalb alle Polemik daraus verbannt, obschon es mich jetzt sehr juckt, mahl, besonders in Hinsicht der Literatur, meine Meinung zu sagen. Ich denke in den folgenden Bänden der Reisebilder das in Prosa zu bewirken, was Ihr mit Euren Xenien in Hexameter zu bewirken strebt. Ich bin nun mahl ein isolirter Kauz und muß so ganz allein das Ding versuchen. Bleib mir nur gewogen und, wo es Noth thut, hülfreich. Willst Du über den ersten Band der Reisebilder etwas öffentlich sagen, so wär es mir ganz besonders lieb, da ich Dir ein bedeutendes Urtheil über mich zutraue, und Du auch leichter als Andre meine Weise verstehst. Ich kann mich nun mahl, trotz Deines Protestirens, nicht von dem Gedanken trennen, daß Du mir auch im Schlimmen geistig ähnlich bist, und ich muß Dich lachend darauf aufmerksam machen, daß

Du, wenn Du gar zu hart über mich urtheilen wolltest, auch zu gleicher Zeit über Dich selbst den Stab brechen würdest.

Du wirst mich nicht mißverstehen, lieber Symrok, und wenn Du sehen könntest, wie ich in diesem Augenblick herzlich lache, Du würdest es noch viel weniger. Wenn ich mich Deinem Urtheil unterstelle, so erwarte ich etwas Strenges. —

Ich weiß nicht, wie ich durch Ideenassoziazion in diesem Augenblick auf Rousseau komme. Ich hab jetzt seit Jahr und Tag nichts von ihm gehört, hab auch keine Lust, ihm zu schreiben, und Du könntest mir vielleicht sagen, ob er noch lebt. O sag mir, lebt man überhaupt noch am Rhein?

In meinem nächsten Bande der Reisebilder sollst Du den Rhein fließen sehen. — Ich hoffe, Du bist damit zufrieden, daß ich die Harzreise umgearbeitet und in einer anständigen Gestalt erscheinen lasse. Sie sah im Gesellschafter so muffig aus und so trist, daß ich es als eine Ehrensache betrachtete, sie in einem besseren Aufzuge dem Publiko zu präsentiren. Ob dieses letztere an den Nordseebildern Geschmack finden wird, ist sehr dubiös. Unsre gewöhnlichen Süßwasser-Leser kann schon allein das ungewohntschauklende Metrum einigermaßen seekrank machen. Es geht doch nichts über den alten ehrlich Plattweg, das alte Gleise der poetischen Landstraße. — Du kannst kaum glauben, lieber Symrok, wie sehr ich das Meer liebe, ich will in kurzem wieder aufs Wasser, und es kann noch einige Zeit anwähren, bis ich wieder nach Berlin kommen. Aber es dauert nicht allzulang. Deine Briefe werden mich immer finden, wenn Du sie an: Hoffmann & Campe in Hamburg addressirst. —

Mit meiner Gesundheit geht es noch immer nicht sehr glänzend, aber doch besser als sonst.

Lebe wohl, bleib mir freundschaftlich gewogen und erzähl mir, was Du machst.

H. Heine.

Grüße mir alle Gleichgesinnten.

137. An JOSEPH LEHMANN.

Hamburg d 26. May 1826.

Lieber Lehmann!

Vielleicht, wenn ich meinen Bruder nicht in Berlin hätte, würde ich Ihnen öfter geschrieben haben. Dann auch ist es mir, als hätte ich noch zuerst Brief von Ihnen zu erwarten. Und endlich meynte ich, selbst bald nach Berlin zu kommen; dieses aber hat sich von einem Monath zum anderen verzogen, und mag sich noch eine Weile hinziehen. Ich sehe, Sie fragen mich: wie ich hier in Hamburg lebe? O, lieber Lehmann, nennen Sie es, wie Sie wollen, nur nicht leben.

In isolirter Zurückgezogenheit beschäftige ich mich bloß mit den Wissenschaften und der Herstellung meiner Gesundheit. Diese verbessert sich allmählig, und komme ich einmal ganz auf den Strumpf, so dürfen Sie viel Erfreuliches, sowohl im Leben als in der Literatur, von mir erwarten.

Ich hätte Ihnen, ich muß es gestehen, doch noch nicht geschrieben, wenn ich es übers Herz bringen konnte, Ihnen den ersten Band der „Reisebilder" ohne einige Zeilen zuzuschicken. Aber auch dieses Buch trug ich Bedenken Ihnen zuzuschicken. Es ist so wenig drin, und ich möchte jetzt so viel geben — doch ich denke, Sie kennen mich genug, um sich in Gedanken das Buch zu ergänzen. Vielleicht gefällt's Ihnen auch, daß ich jetzt die Harzreise, die im ledernen Gesellschafter in so trister Gestalt erschien, ehrlich durchgearbeitet, und mit illustren Gedanken illustrirt, verbessert und erweitert, und mit Vor- und Nachschwanz versehen habe. Ja, lieber Lehmann, die Zeiten sind schlecht; ich muß etwas für meinen Ruhm sorgen, indem ich jetzt so halb und halb davon leben muß, und vorzüglich, weil der Lorbeer, der meine Stirn umkränzt, doch manchem Lump, der mich mit Koth bewerfen möchte, eine heilige Scheu einflößt. Darum sollen Sie, lieber Lehmann, wieder etwas für diesen Ruhm wirken, und ich wünschte sehr, daß Sie Sorge trügen für mein neues Büchlein.

Es ist doch hübsch: bey so vielen Fatalitäten, die mich be-

drängen, kann ich doch sicher auf meine Freunde rechnen, und unter diesen haben Sie mir immer die schönsten Beweise von Freundschaft gegeben. Und seltsam! es ist mir in diesem Augenblick zu Muthe, als könnt es nicht anders seyn, als müßten, die mich einmal ganz kennen, nicht von mir ablassen in Liebe und Freundschaft. — Wenn ich Zeit habe, schreibe ich dieser Tage auch an Gans, gegen den man mich sehr unmuthig gemacht hat, und den ich doch im Grunde meines Herzens sehr liebe. Mit Moser lebe ich seit einiger Zeit in beständigen Mißverständnissen. Ich schreibe ihm aber nicht mehr über mein Wollen, noch viel weniger über mein Thun, am allerwenigsten über meine Poeterey. Diese scheint ihn zu langweilen, und wer weiß, er mag recht haben. — Auch ist das Denken sein eigentliches Element, und hat er sich selbst seit kurzer Zeit ganz umgedacht, d. h. durch Denken zu einem neuen Menschen gemacht; unser einer bleibt aber derselbe, und das ist vielleicht gut. — Wie leben Sie, und was machen Sie? Ich höre, Sie verkehren viel mit meinem Bruder. Es ist ein wackerer Mensch, und ich verspreche mir sehr viel von ihm. — Wahrscheinlich beschäftigt Sie das Theater noch, wie sonst. Ich will, so bald ich zur Ruhe komme, ein Lustspiel schreiben. — Das hiesige Theater ist schlecht. Auf das dortige Königstädter Theater bin ich sehr neugierig. Die Schnellpost, die hier viel gelesen wird, hat mich gar besonders neugierig darauf gemacht. Saphirs Witze amüsiren mich königlich. Er hat viel Geist, er kann sich zum wahren Humor hinaufschwingen, und Sie sehen, daß ich mich nicht geirrt habe, als ich Sie vor vielen Jahren auf seine erste Gedichtsammlung aufmerksam machte. Um so unangenehmer berührte es mich, daß er sein Blatt dazu hergab, mich von einem schmutzigen Kleiderjuden insultiren zu lassen. Das war unrecht. Auch zwischen geistigen Mächten existirt ein Völkerrecht, das nicht verletzt werden darf. Diese wechselseitige Achtung, selbst bey feindseliger Gesinnung, muß nie aufhören unter bedeutenden Geistern, sonst würde jenes Lumpengesindel, das untereinander nur gar zu fest verbündet ist, gar bald gewonnen Spiel

haben. — Dieses, lieber Lehmann, war immer meine Ansicht, und Sie werden sie wieder erkennen im nächsten Bande der „Reisebilder," wo ich über die neueste deutsche Literatur sprechen werde. — Im zweyten Bande soll ebenfalls der „Rabbi" erscheinen, und ich bin darauf gefaßt, daß ich alsdann in der christlichen Welt ganz verhaßt bin. Ich hoffe, es wird mir alsdann nicht viel mehr daran gelegen seyn. — Es fällt mir ein, ein Beyspiel zu dem oben Gesagten ist die Rezension meiner „Tragödien" in den „Wiener Jahrbüchern"; das heißt achten, trotz der feindlichen Stellung. — Der antikristliche Geist im ersten Theile der „Reisebilder" wird schon gleichfalls mißfallen. Desto mehr muß man sorgen für gute, öffentliche Stimmen. Ich leg Ihnen das ans Herz. — Leben Sie wohl, lieber Lehmann, und bleiben Sie mir Freund.

Ihr Freund
H. H.

Schreiben Sie bald, mein Bruder hat jederzeit meine Addresse.

138. An WILHELM MÜLLER.

Hamburg, den 7. Juny 1826.

Ich ergreife die Gelegenheit, Ihnen bey Uebersendung meiner „Reisebilder" einige Worte des Herzens zukommen zu lassen. Ich hätte Ihnen schon längst schreiben und Ihnen danken sollen für die liebevolle Aufnahme, welche meine Tragödien und Lieder bey Ihnen gefunden. Aber ich wollte warten, bis die trüben Nebel, die meine Seele umhüllten, in etwas zerronnen — ich war nemlich lange Zeit krank und elend. Jetzt bin ich es kaum noch zur Hälfte, und ein solcher Zustand könnte auf dieser Erde vielleicht schon Glück genannt werden. Mit der Poesie geht es noch besser, und ich hege viele freudige Hoffnungen für die Zukunft. „Die Nordsee" gehört zu meinen letzten Gedichten, und Sie erkennen daraus, welche neue Töne ich anschlage und in welchen neuen Weisen ich mich ergehe. Ich bin groß genug, Ihnen offen zu be-

kennen, daß mein kleines „Intermezzo"-Metrum nicht bloß zufällige Ähnlichkeit mit Ihrem gewöhnlichen Metrum hat, sondern daß es wahrscheinlich seinen geheimsten Tonfall Ihren Liedern verdankt, indem es die lieben Müllerschen Lieder waren, die ich zu eben der Zeit kennen lernte, als ich das „Intermezzo" schrieb. Ich habe sehr früh schon das deutsche Volkslied auf mich einwirken lassen; späterhin, als ich in Bonn studirte, hat mir August Schlegel viel metrische Geheimnisse aufgeschlossen, aber ich glaube erst in ihren Liedern den reinen Klang und die wahre Einfachheit, wonach ich immer strebte, gefunden zu haben. Wie rein, wie klar sind Ihre Lieder, und sämmtlich sind es Volkslieder. In meinen Gedichten hingegen ist nur die Form einigermaßen volksthümlich, der Inhalt gehört der convenzionellen Gesellschaft. Ja, ich bin groß genug, es sogar bestimmt zu wiederholen, und Sie werden es mahl öffentlich ausgesprochen finden, daß mir durch die Lektüre Ihrer 77 Gedichte zuerst klar geworden, wie man aus den alten vorhandenen Volksliedformen neue Formen bilden kann, die ebenfalls volksthümlich sind, ohne daß man nöthig hat, die alten Sprachholperigkeiten und Unbeholfenheiten nachzuahmen. Im zweyten Theile Ihrer Gedichte fand ich die Form noch reiner, noch durchsichtig klarer — doch, was spreche ich viel von Formwesen, es drängt mich mehr, Ihnen zu sagen, daß ich keinen Liederdichter außer Goethe so sehr liebe wie Sie. Uhlands Ton ist nicht eigenthümlich genug und gehört eigentlich den alten Gedichten, woraus er seine Stoffe, Bilder und Wendungen nimmt. Unendlich reicher und origineller ist Rückert, aber ich habe an ihm zu tadeln alles, was ich an mir selbst tadle: wir sind uns im Irrthum verwandt, und er wird mir oft so unleidlich, wie ich es mir selbst werde. Nur Sie, Wilhelm Müller, bleiben mir also rein genießbar übrig, mit Ihrer ewigen Frische und jugendlichen Ursprünglichkeit. Mit mir selbst, wie gesagt, steht es schlecht und hat es als Liederdichter wohl ein Ende, und das mögen Sie selbst fühlen. Die Prosa nimmt mich auf in ihre weiten Arme, und Sie werden in den nächsten Bänden der „Reisebilder" viel prosaisch Tolles, Herbes,

Verletzendes und Zürnendes lesen; absonderlich Polemisches. Es ist eine gar zu schlechte Zeit, und wer die Kraft und den freyen Muth besitzt, hat auch zugleich die Verpflichtung, ernsthaft in den Kampf zu gehen gegen das Schlechte, das sich so aufbläht, und gegen das Mittelmäßige, das sich so breit macht, so unerträglich breit.

Ich bitte, bleiben Sie mir gewogen, werden Sie nie irre an mir, und laßt uns in gemeinschaftlichem Streben alt zusammen werden. Ich bin eitel genug, zu glauben, daß mein Name einst, wenn wir beyde nicht mehr sind, mit dem Ihrigen zusammen genannt wird — darum laßt uns auch im Leben liebevoll verbunden seyn. Ich will nicht überlesen, was ich an Sie geschrieben; ich habe nur der Feder raschen Lauf gelassen, während ich an Sie dachte, und ich liebe Sie zu sehr, um lange zu überdenken, ob ich Ihnen zu wenig oder zu viel sage.

H. Heine.

139. An MÜLLNER.

Hamburg, den 21. Juny 1826.

Hochgeehrter Herr Hofrath!

Ich wünsche, daß Sie mich in gutem Andenken behalten, und ich nehme mir daher die Freyheit, Ihnen den 1ten Band meiner Reisebilder zukommen zu lassen. Er enthält einen Theil der Fußreise, die mich auch durch Ihr Weißenfels führte und mir Gelegenheit gab, Sie zu sehen. Sie und Herr v. Göthe sind übrigens die Einzigen, die ich auf dieser ganzen Reise besucht habe — und es war eine herrliche Reise durch ganz Sachsen, Thüringen, Hessen u. s. w. Wenn es Sie interessirt, können Sie im 3ten Band der Reisebilder mehr davon lesen. Möge der 1ste Theil Ihren Beyfall gewinnen, und möge das mich schadlos halten für das lästige Ungemach, dessen ich des Buchs halber vollauf genieße. Sie, Herr Hofrath, wissen ja selbst am besten, um welchen Preis man die Freymüthigkeit in Deutschland ausübt. Indessen dieser hohe Preis soll mich nicht abschrecken. — An der Tendenz Ihres Mitternachtblattes werde ich zuweilen irre — ich möchte Sie

deßhalb erst fragen, ob Sie satirische Aufsätze, Literatur betreffend, von meiner Feder gebrauchen können? Ich hätte wohl Lust etwas einzuschicken.

Ich werde nie vergessen, Herr Hofrath, wie viel ich Ihnen verdanke durch die rühmliche Anerkennung, womit Sie mich bey meinem ersten literarischen Auftreten erfreuten, und ich bleibe immer,

Herr Hofrath,

Ihr ergebenster Verehrer

Heinrich Heine, Dr. Jur.

140. ADOLF MÜLLNER an HEINE.

Weißenfels, den 15. August 1826.

Ew. Wohlgeboren

freundliche Zuschrift vom 20. Juni hab' ich erst heute erhalten. Ich eile, Ihnen dafür zu danken. Zur Unterstützung meiner kleinen Zeitschrift hätte ich Sie brieflich aufgefordert, wenn ich Ihre Adresse gewußt hätte. Ich wußte aber nicht einmal den Ort des Aufenthalts, und bloß eine zufällige Aeußerung von Raumer ließ mich vermuthen, daß Sie nicht mehr in Berlin wären. Literatur-Satyre ist vom Mitternachtsblatt keineswegs ausgeschlossen; aber der Verleger schreit immer nach Dingen, welche die „verehrte Masse" unterhalten, und der ist jene Art von Polemik meistentheils unverständlich. Uebrigens denken Sie bei dem Lesen des Blattes an keine andere „Tendenz" als an die, mitten unter den vielen Zeitschriften von und für Crethi und Plethi womöglich eine zu stiften, welche die besten und reifsten Talente vereinige.

Mit aufrichtiger Hochachtung

M.

141. An FRIEDRICH MERCKEL.

Norderney, den 25. July 1826.

Lieber Merckel!

Dir vielen Dank für Deinen Brief, den ich in Ritzebüttel nebst dem Scottschen Roman richtig erhalten. Gestern Mittag bin ich hier angekommen. Acht Tage lag ich in Cuxhaven. Die Goldschmidt ist eine sehr schöne Frau; übrigens aber war es sehr langweilig in Cuxhaven, welches Nest, wenn es nicht

unter Hamburgischen Schutz stände, mit etwas herberem Namen von mir benannt seyn würde. Aber die Goldschmidt ist sehr schön.

Vorgestern Nacht um ein Uhr reist ich ab von Cuxhaven. Es war eine wilde Nacht und meine Stimmung war auch nicht von der sanftesten Sorte. Das Schiff lag hoch auf der Reede, und die Jolle, worin ich abfuhr, um es zu erreichen, wurde dreymal von den unklugen Wellen in den Hafen zurückgeschlagen. Das kleine Fahrzeug bäumte sich wie ein Pferd und wenig fehlte, daß nicht eine Menge ungeschriebener Seebilder nebst ihrem Verfasser zu Grunde gingen. Dennoch — möge mir der Herr der Atomen die Sünde verzeihen — war mir in dem Augenblick sehr wohl zu Muthe. Ich hatte nichts zu verlieren!

Hier sieht es sehr lebhaft aus. Die schöne Frau ist schon hier, sowie auch die Fürstin Solms, mit der ich vorig Jahr sehr angenehme Tage hier verlebte. Hab auch schon gespielt, und mit mehr Glück als zu Cuxhaven, wo ich fünf Louisd'or verloren. Ich würde Dir heute mehr schreiben, aber das viele Bücken wird mir sauer. Der Tisch in der kleinen Fischerhütte, worin ich jetzt schreibend sitze, ist zu niedrig. Gott weiß, ob überhaupt auf diesem Tische jemals schon geschrieben worden. Er ist grün und schwarz angestrichen — ich komme wohlfeil zu dieser Bemerkung.

Grüß mir Campe. Ich sag ihm Dank für die Besorgung des Scotts, der mich gestern auf der See ziemlich unterhalten. Hat er mir etwas zu schicken oder mitzutheilen, so werden mich Briefe oder Paquete hier wenigstens bis Ende August antreffen.

Haben die Hamburger Pöbelblätter noch etwas gegen mich losgelassen, so bitte ich Dich, es mir mitzutheilen. Es war mir leid, die Ilias nicht beygepackt zu finden. — Verdammter Tisch!

Ich schreibe Dir nächster Tage mehr — Verdammter Tisch! und ich denke auch bald Brief von Dir zu erhalten. Der liebevolle Antheil, den Du an dem schlimmen Heine nimmst, erfreut mich unsäglich —

O wie ist es doch erfreulich,
Solchen Jüngling noch zu finden
Jetzt in unsrer Zeit, wo täglich u. s. w. —

Du siehst aus diesen Versen, welch ein schlechter Mensch ich bin, und wie wenig ich die Güte und Liebe meiner Freunde verdiene! Doch zu unserem Trost sey es gesagt, statt jener Verse war ich im Begriff, etwas innigst freundschaftlich Seelenvolles zu sagen, und der ironische Teufel hat mir wieder, wie gewöhnlich, entgegengesetzte Worte untergeschoben. —

Leb wohl und so glücklich, als es einem honetten Menschen jetzt möglich ist, grüß Zimmermann, lies des H. von Kleists Erzählungen.

Den 28. July 1826.

Die Post ist noch nicht abgegangen, und ich kann noch einige Zeilen nachschicken. — Es ist hier sehr amüsant. Wellengeräusch, schöne Frauen, gutes Essen und göttliche Ruhe. Dennoch fühl' ich mich sehr niedergedrückt. Es ist Erschlaffung, die nach großen Stürmen eintritt. Gedanken von papier maché und käsige Gefühle. In diesem todten Zustande nehme ich dennoch viel Naturanschauungen in mich auf, und verarbeitet die Phantasie manches begonnene Gedicht. „Seebilder" und neue Scenen zu meinem „Faust". — Ich werde wohl vier Wochen hier bleiben, und wenn ich meine Spielverluste — gestern hat sich Fortuna wieder von mir gewendet — wiedergewinne, werde ich wohl nach Holland gehn. Es liegt eine Süßigkeit eigener Art in dieser unbestimmten Lebensart, wo alles von der Laune des äußeren Glückes abhängt. Erzähl nur bey Leibe niemandem von dieser Thorheit. — Es macht mir Vergnügen, mich Dir in all meinen Schwächen zu zeigen. Wenn Du bald noch nicht abgeschreckt bist, werde ich Dich wohl für dieses ganze Leben in Liebe und Freundschaft behalten. — Gott! welche närrische Unterscheidungen haben wir Deutsche eingeführt! „Liebe und Freundschaft", „Speck und Schweinefleisch". —

In diesem Augenblick überfällt mich Sentimentalität — meine Seele ist traurig! — ich schließe um so schneller.

Meine Addresse ist H. H. Dr. jur. per Addresse Ruppersberg auf Norderney, Insel der Nordsee. Ich befinde mich ziemlich wohl. — Hier sind einige Berlinerinnen, die meine „Reisebilder" gelesen, und eine darunter ist nicht übel. — Ich bin übrigens in Cuxhaven, und noch bis heute, sehr stüpider Stimmung gewesen.

H. Heine.

142. An JULIUS CAMPE.

[Nur Abschrift auf der Rückseite des vorhergehenden Briefes an Merkel erhalten.]

... Das Meer war so wild, daß ich oft zu versaufen glaubte. Aber dies wahlverwandte Element thut mir nichts Schlimmes. Es weiß recht gut, daß ich noch toller seyn kann. Und dann, bin ich nicht der Hofdichter der Nordsee? — Sie weiß auch, daß ich noch eine zweyte Abtheilung zu schreiben habe.

H. H.

143. An VARNHAGEN VON ENSE.

Nordeney, den 29. July 1826.

Lieber Varnhagen!

Mögen diese Zeilen Sie endlich völlig hergestellt antreffen! Eine Justizräthin Empich, die mit ihren Töchtern hier ist, hat mir gesagt, daß Sie noch immer leiden. Hat mir auch erzählt, wie unsere göttliche Friedrike für Sie besorgt gewesen in Ihrer harten Krankheit. Wir dummen Poeten, wir vergleichen die Frauen immer, wenn es hoch kommt, mit Engel; wir sollten wahrlich letztere mit ersteren vergleichen.

Mit meiner Gesundheit geht es immer besser. Zu ihrer völligen Herstellung brauch ich das hiesige Seebad und schwimme wieder auf den Wellen der Nordsee, die mir jetzt sehr gewogen ist, weil sie weiß, daß ich sie besinge. Das Meer ist ein braves Element. Wenn ich lange Zeit davon entfernt bin, empfinde ich ein ordentliches Heimweh. Meine

Nordseebilder sind con amore geschrieben, und ich freu mich, daß sie Ihnen gefallen. Ueberhaupt, wie freu ich mich, daß meine Reisebilder eine gute Aufnahme bey Ihnen gefunden! Entzückt, wahrhaft entzückt, fast berauscht hat mich Frau von Varnhagens Brief. In der That, ich hab sie nie verkannt. Ich kenne sie ein bischen. Dabey gestehe ich, daß mich niemand so tief versteht und kennt, wie Frau von Varnhagen. Als ich ihren Brief las, wars mir, als wär ich traumhaft im Schlafe aufgestanden und hätte mich vor den Spiegel gestellt und mit mir selbst gesprochen und mitunter etwas gepralt. Das Beste ist, ich brauche Frau von Varnhagen keine lange Briefe zu schreiben. Wenn sie nur weiß, daß ich lebe, so weiß sie auch, was ich fühle und denke. Die Gründe meiner Dedicazion hat sie, glaub ich, besser errathen als ich selbst. Mir schien es, als wollte ich dadurch aussprechen, daß ich jemandem zugehöre. Ich lauf so wild in der Welt herum, manchmal kommen Leute, die mich wohl gern zu ihrem Eigenthum machen möchten, aber das sind immer solche gewesen, die mir nicht sonderlich gefielen, und solange dergleichen der Fall ist, soll immer auf meinem Halsbande stehen: j'appartiens à Madame Varnhagen. —

[Der größere Theil des 2. Blattes dieses Briefes ist abgeschnitten. Lesbar ist nur auf Seite 3: „Ich muß um Entschuldigung bitten." Auf Seite 4: „Ich bin jetzt mit dem 2. Theile beschäftigt und suchte ihn so anziehend wie möglich zu machen. Leider sind mir die piquantesten Weltverhältnisse in diesem Augenblick zu fremd, als daß . . . ."]

144. An FRIEDRICH MERCKEL.

Norderney, d. 4. August 1826.

Lieber Merckel!

Ich kann die Post nicht von hier abgehen lassen, ohne einige liebe Grüße an Dich mitzuschicken. Das Bad bekömmt mir sehr gut, und das ist die Hauptsache, die ich Dir mitzutheilen habe. Ich lebe hier nicht so vergnügt wie vorig Jahr,

und daran hat gewiß meine Stimmung mehr Schuld als die Menschen hier. Ich bin gegen diese oft ungerecht. So will es mich bisweilen bedünken, als sey die schöne Frau aus Celle nicht mehr so schön wie 1825. Auch das Meer erscheint nicht mehr so romantisch wie sonst. — Und dennoch hab' ich an seinem Strande das süßeste, mystisch lieblichste Ereigniß erlebt, das jemals einen Poeten begeistern konnte. Der Mond schien mir zeigen zu wollen, daß in dieser Welt noch Herrlichkeiten für mich vorhanden. — Wir sprachen kein Wort — es war nur ein langer, tiefer Blick, der Mond machte die Musik dazu — im Vorbeygehen faßte ich ihre Hand, und ich fühlte den geheimen Druck derselben — meine Seele zitterte und glühte — Ich hab' nachher geweint.

Was hilft's! Wenn ich auch kühn genug bin, das Glück rasch zu erfassen, so kann ich es doch nicht lange festhalten. Ich fürchte, es könnte plötzlich Tag werden — nur das Dunkel giebt mir Muth. — Ein schönes Auge, es wird noch lang in meiner Brust leben und dann verbleichen und in nichts zerrinnen — wie ich selbst.

Der Mond ist an Schweigen gewöhnt, das Meer plappert zwar beständig, aber man kann seine Worte selten verstehen, und Du, der dritte, der jetzt das Geheimniß weiß, wirst reinen Mund halten, und so bleibt es verborgen in der eignen Nacht.

Das Leben hier ist ziemlich lebhaft. Der hannövrische Adel spielt die Hauptrolle. Eine Menge fürstlicher Personen. Die Prinzessin Hohenloh, siebzehn Jahr alt. Die Fürstin Solms ist ebenfalls wieder hergekommen; wir verkehren nicht mehr so viel wie vorig Jahr, sie scheint mir nicht mehr so innig gewogen zu seyn, und wenn wir uns begegnen, droht oder warnt sie immer mit dem aufgehobenen Zeigefinger und will nicht sagen, was das eigentlich bedeuten soll. — An der schönen Cellenserin bewundere ich jetzt nur noch die Stimme. Ich sauge ein ihre Worte. Ich glaub gewiß nicht, daß sie mir gewogen ist, obschon sie letzthin zu mir sagte: „Sie kenne ich in und aus dem Sack."

Leb wohl, Merckel, und behalte mich lieb. Grüß mir Campe recht herzlich! — Grüß mir auch Zimmermann, ich denke

seiner hier ziemlich oft. Sag ihm, mit meiner Gesundheit bessere es sich, und er dürfe viel Gutes und noch Besseres von mir erwarten.

Leb wohl, so wohl man es in dieser Welt vermag.

Dein Freund

H. Heine.

145. An FRIEDRICH MERCKEL.

Norderney, vielleicht den 16. August 1826.

Lieber Merckel!

Eben bringt mir die Post Deinen Brief vom 11. August, und da ein junger Freund im Begriff ist, mit günstigem Wind nach Bremen zu schiffen, so kann ich Deine lieben Zeilen auf der Stelle mit einigen Grüßen erwidern.

Das lichte Ereigniß am Strande ist nicht so bedeutend, wie Du glaubst, und wie meine leicht erregbare Sentimentalität es anschlug; es war ein Stern, der durch die Nacht herabschoß in grausamer Schnelligkeit und keine Spur zurückläßt — denn ich bin trist und niedergedrückt wie zuvor. Aber es war doch ein Stern!

Für den überschickten Homer danke ich Dir. Ich lese ihn, einsam am Strande wandelnd; und da kommen mir allerley Gedanken. Ueberhaupt gehe ich viel am Strand spazieren, besonders nachts bey Mondschein. Ich lebe ganz isolirt, und nicht mahl, wie vorig Jahr, mache ich den schönen Weibern die Cour. Ich glaube, meine Betrübniß ist eine unselige Nachwirkung — sie wird vorübergehen.

Ich bleibe jetzt noch zehn bis vierzehn Tage hier und gehe dann nach Holland. Ich erwarte vorher noch einen Geldzuschuß von zwölf Louisdor, die mir Campe schickt; denn ich hab' ihn darum gebeten. Ich mußt' es durchaus thun, ich wollte, wegen der Geringheit der Summe, nicht an andere schreiben; ich weiß auch, Campe erzeigt mit gern solche Gefälligkeit — und ich bin in diesem Augenblick nicht gestimmt, kleinlichen Rücksichten Gehör zu geben. — Sag an Campe, ich ließe um Entschuldigung bitten, daß meine letzter

Brief, der eben bloß jene Geldbitte enthielt, so kurz war; ich schreibe ihm noch, ehe ich abreise, oder wenn ich in Holland bin.

Auch für Deinen Brief vom 4. August dank' ich Dir. Ob ich den Antheil, den Du an meinen Bagatellen nimmst, auch verdiene, bezweifle ich. Deine Nachricht wegen Mlle. Meyer hat mich überrascht, obzwar ich dergleichen Extravaganzen von dieser kleinen Centaurin erwartete; ich sprach sie oft in Cuxhaven. — Seit vorgestern spiele ich nicht mehr. Nicht weil das Geld ganz all wäre — ich habe noch einiges — sondern weil mich das Spiel zu langweilen begann. Auch ärgerte mich das ewige Verlieren und ich gab jemandem mein Ehrenwort, nicht mehr zu spielen. — Deine Erzählung von der schönen Frau, die sich bey Campe nach mir erkundigt, intrigirt mich sehr. Ist es keine Mystifikazion von Dir? — Mein Bruder schreibt mir, daß in Berlin die „Reisebilder" noch immer stark gelesen und bekrittelt werden; im ganzen würde ich gekreuzigt.

Daß Du Kleist jetzt zu lesen beginnst, freut mich. Er hat in höherem Grade, was Dir bey mir gefällt. Er ist ganz Romantiker, will nur das Romantische geben und giebt dieses durch lauter plastische Gestalten, so daß er wieder äußerlich ganz Plastiker ist.

Grüß mir Zimmermann. Du kannst mir noch einmal hierher schreiben; wenn ich nicht mehr hier seyn sollte, wird mir Dein Brief nachgeschickt. Daß es in den Blättern über die „Reisebilder" nicht mehr hergeht, freut mich. Im zweyten Band sollen gute Seebilder enthalten seyn.

Dein Freund

H. Heine.

146. An FRIEDRICH MERCKEL.

Norderney, d. 21. Aug. 1826.

Lieber Merkel!

Den Brief, den ich Dir vorige Woche (über Bremen) schrieb, wirst Du wohl erhalten haben. Ich habe vor 3 Wochen, wie

ich Dir darin erwähnte, an Campe geschrieben, und ihn gebeten, mir zwölf Louisd'or hierherzuschicken. Nun denke Dir meine Verlegenheit, ich erhalte weder Geld noch Brief von Campe. Ist er verreist? hat er meinen Brief nicht erhalten? ist der seinige verloren gegangen? — ich weiß wahrlich nicht, wie ich mir das Stillschweigen erklären soll. Daß er mir das Geld nicht schicken wolle, darf ich auch nicht glauben, da er mir bey keiner Gelegenheit jemals Mißtraun geschenkt — auf jeden Fall hätt' ich ja Antwort haben müssen.

Lieber Merckel! hilf mir aus diesem Zweifel. Schreib mir umgehend, ob ich von Campe das Geld erhalte oder nicht. In letzterem Fall gebe ich meine holländische Reise auf und kehre von hier gleich nach Hamburg zurück. Ich bin noch etwas mit Geld versehen, daß ich noch acht bis zwölf Tage gemächlich hier leben kann. Dann ist aber auch dieses Geld verraucht, und Du mußt mir wahrhaftig drey oder vier Louisd'or (am liebsten 4 Ld'or) hierher als Reisegeld schicken — wenn Du mich wieder haben willst. Ich kann sonst wahrhaftig nicht von hier fort. Ich denke aber, wenn Du diesen Brief erhältst, hat Campe bereits Geld an mich abgeschickt und Du hast nicht nöthig, mir nochmals zu borgen. — Ich bitte Dich aber, bey allen Göttern! mach mir keine Vorwürfe in Betreff des Spielens. Nicht dieses hat mich hauptsächlich in Geldverlegenheit versetzt, sondern meine Gutmüthigkeit, einem Landsmanne Geld zu borgen, in der Voraussetzung, mit der nächsten Post zwölf Ld'or von Hamburg zu erhalten.

Ich hab mich fünf Tage lang sehr unpäßlich befunden. Heute geht es schon besser; aber immer noch nicht gut. Drum schließ ich meinen Brief, den ich gar nicht schriebe, wenn nicht die große Sterblichkeit, die unter meinen Louisd'oren eingerissen, mich zum Schreiben drängte. Leb wohl und behalte mich lieb und laß mich wieder zurückkommen.

Mit der schönen Frau aus Celle bin ich broullirt. Sie sucht mich absichtlich bey jeder Gelegenheit zu kränken. Das verdanke ich heimtückischen Zwischenschwätzereyn. Ich bin doch noch von ihr bezaubert. Unmuth und Entzücken ergreift mich, wenn ich ihre Stimme höre. Ein verteufeltes Gefühl.

Ich gehe hier viel um mit dem Fürsten Kossolowski, einem sehr geistreichen Mann. — Leb wohl

Dein Freund

H. Heine.

147. An FRIEDRICH MERCKEL.

Norderney d 28. Aug. 1826.

Lieber Merkel!

Deinen Brief vom 22. Aug. hab ich richtig erhalten. Auch erhielt ich unterdessen das Geld von Campe; entschuldige, daß ich Dich dieser Geldgeschichte wegen mit Besorgnissen inkomodirte. Drgl. aber mußt Du gewohnt werden. — — Hier ist alles fast weggereist, auch die schöne Frau von Celle, mit welcher ich zuletzt wieder versöhnt worden. O wie ist sie liebenswürdig gewesen!

Ich befinde mich schlecht und werde wohl noch 8 bis 12 Tage hier bleiben müssen. Was soll ich thun; ich kann nicht gegen die Natur. Willst Du mir nochmahl schreiben, so wird mich Dein Brief noch hier finden. — Grüß mir Campe; sag ihm, daß ich sein Paquet erhalte und ihm für den Tiek noch besonders danke. Gott, wie ist der Cevennen krieg schlecht gedruckt!

Ein russischer Fürst, Namens Kossolowski, hilft mir hier sehr treulich die Zeit zu ertragen. Nous sommes inseparables, und er, der meistens als Gesandter überall gewesen ,erzählt mir viel Interessantes. Er weckt in mir die Lust nach high life. — Ich lerne schwimmen. — —

Leb wohl, sey so gut, die Einlage auf die Post zu schicken, und behalte lieb

Deinen Freund

H. Heine.

Adresse: Sr. Wohlgebr.
Herrn F. Merkel,
Catharinenstraße No. 118
Hamburg.

148. An. CHARLOTTE EMBDEN.

Mein liebes Lottchen lasse ich herzlich grüßen und meiner brüderlichen Liebe versichern. Ich habe wahrlich öfter an

Dich gedacht als Du glaubst und weit zärtlicher, besonders in der letzten Zeit, als ich es mir wohl selbst zutraute. Deine Niederkunft habe ich zu Norderney in der Hamburger Zeitung gelesen, und wahrlich! ich hatte vorher weniger Gemüthsruhe. Ich freue mich, daß Du einen Knaben hast. Möge Gott das liebe Kind in seine besondere Obhut nehmen, daß der Mensch in ihm nicht allzufrüh verkrüppelt werde.

Liebes Lottchen, wo ich auch seyn werde, ergießt sich täglich mein Herz in den liebreichsten und frömmsten Wünschen für Dich und Deine Kinder. Möge es Dir und ihnen immer gut gehen! Sey Du nur gut, und Du wirst glücklich seyn, und Deine Kinder werden dann auch gut und glücklich werden.

Ich bitte Dich, hasse mich nicht, denn ich liebe Dich sehr

Dein Bruder

Lüneburg, Octbr. 1826. H. Heine.

149. An FRIEDRICH MERCKEL.

Lüneburg d 6. Octob. 1826.

Lieber Merkel! Ich hab Dir lange nicht geschrieben; desto öfter hab ich an Dich gedacht. Dann glaubt ich auch vorher noch Brief von Dir zu erhalten; da Du mit solch einem noch im Rückstande bist. — Von Campe wirst Du erfahren haben, wie es mir seit meiner Hierherkunft ergangen. Das böse Fieber hat mich abgeschreckt, nach Friesland und Holland zu reisen; die Reise ist aber darum nicht aufgegeben. Ich gehe mahl von Hamburg aus mit dem Dampfschiff direkt nach Amsterdam. Dennoch will ich meine letzte Reise beschreiben. Im Grunde ist es auch gleichgültig, was ich beschreibe; Alles ist ja Gottes Welt und der Beachtung werth; und was ich aus den Dingen nicht hinaussehe, das sehe ich hinein. Leider befinde ich mich noch immer von Kopfschmerzen gequält, obschon das Bad mir erstaunlich heilsam war. — Hier hab ich bereits acht große Seebilder geschrieben, höchst origiginell, vielleicht von nicht allzugroßem Werth, aber doch immer bemerkenswerth; und ich steh dafür, sie werden bemerkt werden. Wenn es sich nur mit meiner Gesundheit

etwas mehr bessert, so wird der zweyte Reisebilder Theil das wunderbarste und interessanteste Buch, das in dieser Zeit erscheinen mag. Ich übereile mich gar nicht. Lüneburg ist nicht an einem Tage gebaut. Und Lüneburg ist noch lange nicht Rom. Ich wollte Campens Bücher durch Deinen Bruder retur schicken; doch derselbe ist abgereist ehe ich dazu kam, mich zu ihm hinzuschleppen. Ich habe ihn aber doch kennen gelernt, und er gefällt mir sehr gut. — Mit Christiani verkehre ich hier wie gewöhnlich; er ist mir von allen Freunden der bequemste. — Campen laß ich sehr bitten, mir das Blatt des Mitternachtsblattes, worin meiner erwähnt wird, zukommen zu lassen; ich hab es nicht gelesen. Den Schneidergesellen hat mir Christiani zu lesen gegeben; hat mich ziemlich amüsirt. — Meinen Koffer magst Du noch einige Zeit in gütiger Verwahrung behalten; denn theils hab ich ihn noch nicht nöthig, theils weiß ich noch nicht, wie lang ich hier bleibe und nur im Fall, daß ich lang hier bleibe, würde ich wünschen, daß sich mahl eine Gelegenheit böte, mir denselben ohne Kosten zukommen zu lassen. — Grüß mir Zimmerman. — Mit meinem Bruder hab ich viel von Dir gesprochen. — Schreib mir bald. — Auch Campen grüß mir. Campe schreibt einen ganz allerliebsten Briefstyl. Er könnte sich wahrhaftig seine Reisebilder selbst schreiben; man darfs ihm nur nicht sagen, sonst werde ich überflüssig. — Hast Du nicht gehört, ob der schwarze Ungehenkte noch viel über mich herumgelogen? Ueberhaupt wär es mir lieb, wenn ich bestimmt wüßte, gegen welche Leute er gedroht hat, mich prügeln zu lassen. Das ist mir sehr wichtig; für die Folge. D e n k d a r a n. N. B. Ich u n t e r s t r e i c h e selten.

Und nun lebe wohl, behalte mich lieb und sey überzeugt, daß mein Herz Repressalien gegen Dich gebraucht.

Dein Freund

Mein Bruder grüßt. H. Heine.

Adresse: Sr. Wohlgeb.
d. Herrn F. Merkel
Catharinenstraße Nr. 118
in Hamburg.

150. An FRIEDRICH MERCKEL.

Lüneburg, den 13. October 1826.

Lieber Merkel!

Deinen Brief hab ich erhalten und werde ihn seiner Zeit beantworten.

Heut will ich Dir bloß melden, daß ich eben von Herold und Wahlstab das July-August-Sept.heft (1826) der Wiener Jahrbücher erhalten und darin eine 74 Seiten lange Recension der Immermannschen Trauerspiele finde, die unstreitig von demselben Recensenten herrührt, der mich jüngst darin beurtheilt. Da ich mich nun erinnere, welch eine Freude mir Campe machte, als er mir jenes Heft schenkte, so denke ich an Immermann, der in Magdeburg isolirt lebt, das neue Heft, worin seine Recension, vielleicht nicht so bald erhält und es gewiß zu besitzen wünscht. Ich bitte Dich daher, frag Campen, ob dieses neue Jahrbücherheft (der 35. Band) einzeln zu kaufen ist? und in diesem Falle bitte ich ihn, dasselbe, so bald er es enthält, mit der fahrenden Post in meinem Namen an Carl Immermann, Criminalrichter in Magdeburg, zu schicken und mir den Preis in Rechnung zu setzen. Kann er aber kein einzelnes Heft vom Jahrgang ablassen, so braucht er es nicht zu thun. Schreib mir also, ob er das Heft an Immermann schickt oder nicht. Im ersteren Fall will ich auch an Immermann einige Zeilen nachschicken. Hab ihm doch schändlicherweise noch nicht geantwortet auf einen schon jahralten Brief.

Grüß mir Campen recht herzlich. Ich bin wahrlich nicht gestimmt, ironisch gegen ihn zu seyn, und Dir, Merkel, will ich in Hamb. zeigen, daß ich es nicht war. — Den Brief von Müllner hat mein Bruder. Den Müllerschen kann ich Dir hiermit schicken. — Ich stecke jetzt im elften Seebild. — Ich befinde mich schlecht und alles geht langsam. — Ich befinde mich schlecht und voll Poesie. — Christiany hat einen Reisenden gesprochen, der eben durch ganz Deutschland gekreuzt und überall von meinen Reisebildern sprechen gehört.

Gott! ich muß den zweyten Theil unendlich besser geben, und es soll geschehen. —

Grüß mir Zimmermann. Also werde ich ihn lesen hören. Mir sehr lieb. — Will Campe, wenn er dem Immermann das Heft schickt, demselben zugleich schreiben, warum er es von mir erhält, so wär das hübsch. Oder Du könntest es als mein Freund thun.

Leb wohl   Dein Freund

H. Heine.

Das Morgenblatt und die Schnellpost kommen nicht hieher nach Lüneburg. Was in den übrigen Zeitschriften steht, erfahre ich so ziemlich. Dies zu Deiner Notiz, weil Du es verlangst. Lach nicht über meinen Eifer, dem Immermann die Rec. zukommen zu lassen. Es ist ja so natürlich.

Adresse: Sr. Wohlgeb.
Herrn F. Merkel
Catharinenstraße No. 118
in Hamburg.

151. An MOSES MOSER.

Norderney, den 8. July 1826.

Lieber Moser!

An meinem langen Stillschweigen haben die Götter Schuld. Ihnen schütte ich jetzt Alles in die Schuhe. Es ist das Bequemste.

Oft, zehntausend oft würde der Chinese sagen, denk ich an Dich, und es soll auch nicht lang dauern, bis ich Dich wiedersehe von Angesicht zu Angesicht. Ich will diesen Winter, wenigstens zum Theil, in Berlin zubringen. Meine Gedanken hierüber sind noch nicht bestimmt geordnet. Es ist aber ganz bestimmt, daß es mich sehnlichst drängt, dem deutschen Vaterland Valet zu sagen. Minder die Lust des Wanderns als die Qual persönlicher Verhältnisse (z. B. der nie abzuwaschende Jude) treibt mich von hinnen.

Mit meiner Gesundheit bessert es sich, obschon nicht ganz, doch allmählig, und ich vermag jetzt bestimmtes auf die Bey-

hülfe meiner Physis zu rechnen. — Jetzt schwimme ich wieder auf der Nordsee. Das Salzwasserelement sagt mir zu, es wird mir wohl und leicht zu Muth, wenn mein Kahn von den Wellen wie ein Ball hin und her geworfen wird, das Ersaufen ist mir ein tröstender Gedanke, der einzige Trost, den mir der grausame Priester von Heliopolis gelassen hat — indem er dem Wasser keine Balken untergelegt.

Wie tief begründet ist doch der Mythos des ewigen Juden! Im stillen Waldthal erzählt die Mutter ihren Kindern das schaurige Mährchen, die Kleinen drücken sich ängstlicher an den Herd, draußen ist Nacht — das Posthorn tönt — Schacherjuden fahren nach Leipzig zur Messe. — Wir, die wir die Helden des Mährchens sind, wir wissen es selbst nicht. Den weißen Bart, dessen Saum die Zeit wieder verjüngend geschwärzt hat, kann kein Barbier abrasiren.

Dein Vereinsbild „der riesige Christus mit der Dornenkrone, der durch die Jahrtausende schreitet", kommt mir oft ins Gedächtniß. Du bist milder und besser als ich, darum sind auch Deine Bilder schöner, sanfter und versöhnender.

Mein Christus auf dem Wasser, XIItes Seebild, hat viel Unmuth gegen mich erweckt. So wie denn überhaupt meine Reisebilder mir hinlängliche Feindschaften bereitet. Ich bin entzückt, daß Dir das Buch gefallen. Wohlwill sagt mir, Du würdest eine Recension darüber schreiben. Das ist sehr edel von Dir, sehr nobel u. s. w. Aber Scherz bey Seite, es war mir bey meiner fatalen Stellung sehr nützlich, daß das Buch einige günstige öffentliche Urtheile gewonnen. Was Du für das Buch thun kannst, das thue. Auch meine financiellen Verhältnisse haben sich durch das Buch verbessert. Der zweyte Theil soll Ende des Jahres gedruckt werden. Er soll viel Verwunderliches enthalten, z. B. den Rabbi. „Und Dich hat niemals rathend beschützt die Göttin der Klugheit, Pallas Athene!" Du hast Recht und hast immer Recht.

Du bist mir der liebste meiner Freunde, und Du verdienst es zu seyn, weil Dir an meinem Wohl und Wehe mehr liegt als an dem Bild desselben. Solche Gesinnung verlang' ich. Ich freu' mich drauf, Dich wiederzusehen.

Von hier aus mache ich einen kleinen Abstecher nach Holland; werde aber Anfangs September in Lüneburg seyn, wohin Du, wenn Du mir schreiben willst, Deinen Brief addressiren könntest. Sag' das auch meinem Bruder, der sonst nicht weiß, wo ich in der Welt bin. — Grüß' mir Lehmann sehr herzlich; er hat es um mich verdient, daß ich mit Liebe an ihn denke. Kurz vor meiner Abreise von Hamburg habe ich Madame Bella Veit besucht. —

In Cuxhaven, wo ich auf der Herreise 9 Tage verbrachte, wegen conträren Windes, habe ich viele schöne Stunden in der Gesellschaft von Jeanette Jacobson, verehelichte Goldschmidt, verbracht. Nein, ich will Dich nicht belügen, nicht der Westostwind, sondern die westöstliche Dame selbst hat mich 9 Tage in Cuxhaven festgehalten. O sie ist schön und liebenswürdig! Wenn der Mann neben ihr steht, sieht es aus, als wäre sie unverheurathet; denn der Mann bedeutet nichts, so unbedeutend ist er. Aber herzensgut.

Lüneburg den 14. October 1826.

Lieber Moser, mein guter Moser!

Herzinniger Unmuth war schuld, daß ich zu Norderney meinen Brief an Dich nicht ausschrieb. Wozu soll ich Dir Jeremiaden schreiben; jetzt ist Vieles verwunden, und ich kann Dir in bestimmten Worten sagen: ich befinde mich besser als sonst, und meine äußere Lage ist so ziemlich erträglich, leidlich.

Bis Mitte des September blieb ich auf Norderney. Vom Anfang jenes Monaths bis zur Abreise fast der einzige übrigbleibende Badegast. Ich miethete mir ein Ever und zwey Schiffer, und den Tag über fuhr ich beständig auf der Nordsee herum. Die See war mein einziger Umgang — und ich habe nie einen besseren gehabt. — Nächte am Meer; wunderherrlich, groß. Ich dachte oft an Dich. Ja es kam mir vor, als finge ich erst jetzt an, Dich zu begreifen. Große Natureindrücke müssen unsere Seele erweitern, ehe wir den ganzen großen Menschen fassen können. Bleib mir nur gut; werde

nur nie irre an mir. Ich will ja gern all meine Gebrechen eingestehen und mich vor Dir beugen.

Nur das beleidigt mich, daß Du so groß bist und doch so ablehnend bescheiden, während ich so viel kleiner bin und so viel Anerkennung verlange.

Ich habe die letzte Zeit viel gelitten und jetzt fühl' ich mich erst wieder fähig, ruhig zu denken und zu schaffen. Im Januar werde ich wohl wieder, auf eine kurze Zeit, in Hamburg seyn, und dort soll Ostern der zweyte Theil der Reisebilder gedruckt werden. Dieser Theil soll ein außerordentliches Buch werden und großen Lerm machen. Ich muß etwas Gewaltiges geben. Die 2. Abtheilung der „Nordsee", die den 2. Band eröffnen wird, ist weit originaler und kühner als die 1. Abtheilung und wird Dir gewiß gefallen. Ich habe eine ganz neue Bahn darin gebrochen, mit Lebensgefahr. Auch den rein freyen Humor habe ich in einem selbstbiographischen Fragment versucht. Bisher hab' ich nur Witz, Ironie, Laune gezeigt, noch nie den reinen, urbehaglichen Humor. Auch soll der 2. Band eine Reihe Nordseereisebriefe enthalten, worin ich „von allen Dingen und von noch einigen" spreche. Willst Du mir nicht einige neue Ideen dazu schenken? Ich kann da Alles brauchen. Fragmentarische Aussprüche über Zustand der Wissenschaften in Berlin oder Deutschland oder Europa — wer könnte die leichter hinskizziren als Du? Und wer könnte sie besser verweben als ich? Hegel, Sanskrit, Dr. Gans, Symbolik, Geschichte, — welche reiche Themata. Du wirst es nie bequemer bekommen; und ich seh voraus, Du wirst nie ein ganzes Buch schreiben und keins, was gleich die ganze Welt liest. Es ist nicht so sehr die Lust, mich mit Deinen Federn zu putzen, sondern mehr der liebevolle Zug, Dich geistig in mein geistigstes Wesen aufzunehmen, Dich, den gleichgesinntesten meiner Freunde. Willst Du aber über jene Themata etwas Abgeschlossenes schreiben, z. B. einen ganzen wichtigen Brief, so will ich ihn — versteht sich, ohne Dich zu nennen — als fremde Mittheilung in dem zweyten Theile meiner Reisebilder aufnehmen. Du kannst ja sehr populär schrei-

ben, wenn Du nur willst. Und meine Discrezion verbürge Dir mein Ehrenwort. Denk darüber, und sag mir Deinen Willen. Es ist eine Lieblingsidee von mir seit 8 Tagen, und ich möchte nicht, daß Du sie ganz gleichgültig von der Hand wiesest. —

Mein Bruder ist jetzt hier, und wir sprechen viel von Dir. — Von Zunz habe ich einige Zeilen erhalten; grüße ihn herzlich von mir. — Auch Gans grüße. Ich hoffe nicht, daß Gans, der fast noch Brandfuchs des Christenthums ist, schon zu christeln anfängt! Nein, unser G. G. Plumper hat mich belogen. Sollte er es aber jemals thun, so wird ihm Dein als Weltheiland gekreuzigtes Christenthum schmerzlich zurufen: Dr. Eli! Dr. Eli! lama asabthani! Grüß mir den guten Gans und sag' ihm, daß ich ihn sehr liebe. Ich denke täglich an ihn und sein liebes Herz, und er wird immer einen innigen Freund an mir haben. — Hast Du von Roberts Etwas gehört? Ich unglücklich saumseeliger Briefschreiber hab' in der letzten Zeit meine besten Freunde ohne Brief gelassen. — Grüß mir auch Leßmann. Mein Bruder sagte mir, er schriebe ein großes historisches Werk. —

Daß ein stinkiger Jude in Hamburg überall herumgelogen hat, er habe mich geprügelt, wirst Du gehört haben. Der Schweinhund hat mich bloß auf der Straße angegriffen, ein Mensch, den ich nie im Leben gesprochen habe. Jenen Angriff (er hat mich kaum an dem Rockschoß gefaßt, und das Volksgewühl des Burstahs hat ihn gleich fortgedrängt), jenes Attentat, jenen Conat hat der Kerl noch obendrein abgeleugnet, als ich ihn deßhalb bey der Polizey verklagte. Dies war mir Alles, was ich wünschte. Er sagte aus, ich hätte ihn wegen eines Grolls von 1815 (ich war damals noch gar nicht in Hamburg) in meinen Schriften angegriffen und nachher auf der Straße. — Die Geschichte wurde von infamen Schurken hinlänglich benutzt. Doch wozu Dir solche schmutzige Notizen schreiben! — Laß Dich auch nicht ängstigen, wenn man Dir sagt, man wolle mir Arm und Bein entzweyschlagen. Es thut mir leid, daß ich nie gegen Dich geprahlt habe mit den Gefahren, die ich schon im Leben bestanden;

für mich ist gesorgt. — Und nun lebe wohl und behalte mich lieb.

Dein Freund
H. Heine.

Briefe an mich schick nur an
Dr. jur H. H. bey S. Heine in Lüneburg.
Mein Bruder grüßt Dich.

152. An KARL IMMERMANN.

Lüneburg, den 14. October 1826.

Lieber Immermann!

Soll ich wegen meines langen Stillschweigens Ihnen lange Entschuldigung schreiben? Ich überlasse Ihnen selbst dies Geschäft. Sie wissen ja, wie so einem armen Subjektivling zu Muthe ist, und man braucht es Ihnen nicht erst weitläufig auseinanderzusetzen. Aeußere Begebenheiten drängten sich bey mir allzu sehr, als daß zum Mittheilen Zeit übrig blieb. Ich verließ Göttingen, suchte in Hamburg ein Unterkommen, fand aber nichts als Feinde, Verklatschung und Aerger, gab aus Gegentrotz den ersten Theil der Reisebilder heraus (ich hab sie Ihnen geschickt; haben Sie sie erhalten?), reiste zum zweytenmale nach dem Norderneyer Seebad, schwamm und kreuzte verdrießlich auf der Nordsee herum, und bin vor drey Wochen hier im Schoße meiner Familie zurückgekehrt, bedeutend gesunder aber noch immer krank, kirchhofruhig und in der Absicht, einige Monathe oder so lange hier zu bleiben, bis die Langeweile mich forttreibt. Aber, was kein Mensch weiß, und was ich bloß Ihnen sage — und was Sie keinem Menschen wiedersagen dürfen — das ist mein wiedergefaßter Plan: Deutschland auf immer zu verlassen, nachdem ich diesen Winter noch einige Zeit in Hamburg verweilt, wo ich den zweyten Theil der Reisebilder alsdann drucken lasse. Von da soll es zur See nach Amsterdamm gehen, und von da nach Paris. O, wie lieb' ich das Meer, ich bin mit diesem wilden Element so ganz herzinnig vertraut worden, und es ist mir wohl, wenn es tobt. An Varnhagen habe ich, seit ich ihm

die Reisebilder geschickt und die liebevollste Antwort erhielt, noch nicht wieder geschrieben, aber diesen Freunden werde ich jenen Reiseplan nicht verhehlen; hat ja Varnhagen selbst ihn veranlaßt, durch seinen Rath. Sonst heißt es noch immer unter meinen Freunden, ich käme nach Berlin, um dort zu lesen. Wahrlich, ich habe viel zu schwache Nerven, um in Deutschland bleiben zu können. Ja, hätte ich die Kraft meines Immermann, diese täglich wachsende Kraft!

Ich hab' unterdessen Ihren „Cardenio" gelesen. Ich bin begeistert für dieses Buch. Es ist das beste Buch, das ich schreiben wollte. Und doch ist es ein Glück für dieses Buch, daß Ich es nicht geschrieben habe. Dieser Cardenio hat alle phantastischen Krankheiten Heines und doch zugleich alle unverwüstliche Gesundheit Immermanns. In diesem Buche haben sich unsere Seelen ein Rendezvous gegeben; und es ist noch außerdem ein allerhöchst vortrefflichstes Buch, bis jetzt mein Lieblingsbuch. Verzeih mir, Immermann, die Eitelkeit, daß ich mir auf dieses Buch etwas einbilde.

Ich würde Ihnen noch immer nicht geschrieben haben, wenn nicht ein äußerer Anlaß gekommen. Wenn Sie nicht lachen wollen, will ich Ihnen solchen gründlich bekennen:

Vorigen Winter hörte ich, daß in den Wiener Jahrbüchern eine gar merkwürdige Rezension meiner Tragödien erschienen, und da ich damals ganz isolirt lebte, hatte ich Müh und Noth, jenen Band zu Gesicht zu bekommen, und nachdem dieses erlangt war, konnte ich trotz aller Müh und Noth nicht zum Besitz jenes Bandes kommen, da die Buchhändler erst ihn von Wien verschreiben zu müssen vorgaben, auch ihn nicht einzeln aus dem ganzen Jahrgang herausgerissen verkaufen wollten u. s. w., und ich war froh genug, als ich ihn endlich durch die Freundlichkeit meines Verlegers späterhin erhielt. Dies alles drängt sich mir wieder ins Gedächtniß, als ich gestern den neuen Band der Wiener Jahrbücher zu Gesicht bekam und eine augenscheinlich vom Verfasser, der mich rezensirt hat, gleichfalls geschriebene, unmenschlich lange Recension Ihrer sämmtlichen Werke darin fand. Obzwar nun diese mir zu hart, ja zuweilen höchst ungerecht

dünkt, und nichts weniger als mit meinen Ansichten über Sie zusammenstimmt, so enthält sie doch viel Gutes und Schönes und es freute mich, daß Sie doch wenigstens einmal ordentlich und großartig gewürdigt worden. Zu gleicher Zeit aber dachte ich mir den armen Immermann isolirt in einer preußischen Festung und gewiß nicht im Stande, jenen Band aufzutreiben, und ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als meinem Freund und Verleger, dem Buchhändler Campe in Hamburg, sagen zu lassen, daß er jenen Band der Wiener Jahrbücher mir durchaus überlassen und Ihnen, als ein Geschenk von mir, so bald als möglich zuschicken solle. Nun denk ich also, daß Sie wahrscheinlich bald im Besitze jenes Bandes seyn werden. — Und nun lachen Sie! Ich gebe ihnen selbstlachend die Erlaubniß.

Ich habe in Hamburg sehr vielen den Immermann gepredigt, und so ist auch jener Campe ein Verehrer von Ihnen. Ist Ihr alter Zeitschriftplan noch immer warm in Ihrem Kopfe, so wäre Campe wohl der Mann, der eine wohlberechnete Zeitschrift, redigirt von uns beiden, wohl verlegen würde, wenn ich ihm diesen Winter in Hamburg persönlich die Sache darstelle. Ich kann jetzt wieder fleißiger die Feder führen, und ich möchte wohl, daß wir etwas zusammen herausgäben. — Bey dem verunglückten Rheinblüthen-Almanach sind Sie freylich durch mich geäfft worden. Doch ich ward es nicht minder. Lassen Sie sich nicht abschrecken! Wollen Sie etwas in den zweyten Band meiner Reisebilder hineingeben, so steht Ihnen darin der beste Platz offen, und ich berechne Ihnen zwey Louisd'or Honorar, die mir Campe für den Druckbogen giebt. Es wär gar hübsch. Die Reisebilder sind vorderhand der Platz, wo ich dem Publikum alles vorbringe, was ich will. Sie haben enormen Absatz gefunden und werden bald wohl eine zweyte Auflage erleben. Ich denke indessen, der zweyte und dritte Band soll noch besser ausfallen.

Meine Addresse ist: H. H., Dr. jur., bey S. Heine in Lüneburg. Leben Sie wohl und behalten Sie recht lieb

Ihren Freund

H. Heine.

153. An FRIEDRICH MERCKEL.

[Poststempel: 17. October.]

„Ich hab unterdessen Ihren Cardenio gelesen. Ich bin begeistert für dieses Buch. Es ist das beste Buch, das ich schreiben wollte. Und doch ist es ein Glück für dieses Buch, daß Ich es nicht geschrieben habe. Dieser Cardenio hat alle phantastische Krankheit Heines und doch zugleich alle unverwüstliche Gesundheit Immermanns. In diesem Buche haben sich unsere Seelen ein Rendezvous gegeben; und es ist noch außerdem ein allerhöchst vortreffliches Buch. — Verzeih mir Immermann die Eitelkeit, daß ich mir auf dieses Buch etwas einbilde.“

Ich kann nicht umhin, lieber Merkel, obige Stelle abzuschreiben aus einem Briefe an Immermann, der in diesem Augenblick vor mir liegt.

Deine Götterbotin hat mir wenig Kummer gemacht. Ich weiß, daß solche Blätter gegen mich losgesudelt werden müssen. Ich kenne meine Pappenheimer.

Die Jenaer Lit. Ztg. über mich hab ich noch nicht zu Gesicht bekommen. Kannst Du sie mir auf einen Tag verschaffen, so wär's gut, wo nicht, so hat es auch keine Eile. — Ich befinde mich schlecht. Die Marianne hab ich Christianin gegeben; Du hast ja doch bloß den obern Theil des Körpers geschickt. Wird der untere Theil als bekannt vorausgesetzt? In den Versen fehlt ein Fuß. Soll etwa dadurch angedeutet werden, daß ihr wirklich ein Fuß fehlt? Ich befinde mich schlecht. Ich lese den Aristophanes. Bin noch immer im elften Seebild. — Grüß mir Freund Zimmermann. In Betreff des Koffers beziehe ich mich auf den vorletzten. — Ich befinde mich schlecht.

Leb wohl

Dein Freund

H. Heine.

Lüneburg Dienstag 1826.

154. An VARNHAGEN VON ENSE.

Lüneburg, d. 24. October 1826.

Lieber Varnhagen!

Glauben Sie nur nicht, daß ich Ihnen lange nicht geschrieben; im Gegentheil, und ich habe Ihnen viel geschrieben, aber ich habe den Brief wieder zerrissen, und zwar aus der ganz natürlichen Ursache, weil er keinen bestimmten Inhalt hatte. Was hilft's, wenn ich Ihnen Raisonnements schreibe, diese bleiben doch unvollständig und sind nur Aussprüche der augenblicklichen Stimmung, und diese ändert sich jeden Augenblick. Dagegen ist es für unser Einen so schwer, bestimmt auszusprechen, was wir eigentlich wollen, wonach wir wirklich streben u.s. w. Wie selten wissen wir es selbst! — Doch soviel ich davon weiß, will ich Ihnen sagen:

Als ich Ihr und Frau v. Varnhagens Brief erhielt, war ich entzückt — doch das wissen Sie auswendig — ich las die lieben Briefe drey, vier, dreyzig, vierzig mahl, so daß mir das Herz sehr heiter und der Kopf ganz klar wurde, und, wie ein Stern in der Nacht, der lichte Gedanke in mir aufstieg: ich will nach Paris reisen, ja ja!

Sie haben in der Hauptsache recht, lieber Varnhagen, dieser Platz ist für mich geeignet.

Nun aber sind meine Verhältnisse so verwickelt, daß sich die Sache nicht so schnell machen ließ. Zuerst meine Gesundheit. Sie ist noch immer nicht brillant und verlangt große Opfer. Ich reiste daher nochmals nach Norderney ins Seebad, wo ich fast zwey Monath blieb. Es war mir gewiß sehr heilsam, doch habe ich eine radikale Wirkung noch nicht verspürt und befinde mich noch immer ein kopfschmerzengeplagter Mensch. Aus einer Reise nach Holland, die ich projektirte, ward nichts wegen des dort herrschenden Fiebers. Um so mehr, da ich mich anfänglich in Norderney schlechter befand als gewöhnlich. Nur gegen das Ende meines Aufenthalts wurde ich mobil. Vielleicht interessirt es Sie, daß ich dort den Fürsten Koslowski kennen lernte, der Ihr College war, als Sie Minister in Carlsruh waren. Er sprach von

Ihnen und besonders von Frau v. Varnhagen mit vieler Wärme. Wie wohl ward mir, als ich Frau von Varnhagens Lob auf einer Sandinsel der Nordsee von einem Russen ausrufen hörte! Ich habe mich mit dem Russen sehr befreundet, nous étions inséparables, und sahen uns späterhin im Lindenhof zu Bremen wieder. Er weiß noch nicht, ob er nach Rußland zurückkommen darf oder nicht. — Die Fürstin Solms und eine ganze Portion des Gothaer Kalenders — den wir armen Deutschen füttern müssen — war ebenfalls dort: doch ich hatte diesmal nicht viel mit ihr zu schaffen.

Ich machte eine schöne Seereise mit Sturm, Noth, Sonnenaufgängen, Seekrankheit und allem Zubehör. Auch gar schöne Nächte genoß ich am Strand.

Seit vier Wochen bin ich hier bey meinen Eltern, bleibe wohl noch zwey Monath und reise von hier wieder nach Hamburg, um da den zweyten Theil meiner Reisebilder drucken zu lassen. Dort bleib' ich bis Frühjahr, reise zur See nach Amsterdam, besehe Holland und reise von da nach Paris. Ob ich den Rhein nochmals besuche, ist unbestimmt. Niemand darf aber diesen Reiseplan wissen, wenigstens niemand, der in irgend einem allzu nahen Verhältniß zu mir steht, z. B. meine Familie in Hamburg und meine Freunde in Berlin, denen ich noch immer sage, daß ich nach Berlin reise, um dort zu lesen — wenn ich die große Reise wirklich antrete, so ist es noch immer Zeit, daß die Leute es erfahren. Ohne solche Vorsicht machen sie einen mit ihrem Geschwätz irre.

In Paris will ich die Bibliothek benutzen, Menschen und Welt sehen und Materialien zu einem Buche sammeln, das europäisch werden soll.

Der zweyte Theil der „Reisebilder" wird I. die zweyte und dritte Abtheilung der „Nordsee" enthalten, die letztere in Prosa, die erstere wieder in kolossalen Epigrammen, noch originaler und großartiger als die früheren; dann II. ein Fragment aus meinem Leben, im kecksten Humor geschrieben, welches Ihnen gefallen soll, und III. das Ihnen bekannte Memoire über Polen. — Vielleicht, wenn der Raum des

Buches es erlaubt, gebe ich IV. dem Publikum: Briefe aus Berlin, geschrieben im Jahre 1822. Aber mißverstehen Sie mich nicht, dies ist bloß eine Form, um mit besserer Bequemlichkeit alles zu sagen, was ich will, ich schreibe die Briefe eigentlich jetzt und benutze dazu einen Theil des äußern Gerüstes der Briefe, die ich wirklich im Jahre 1822 im „Westfälischen Anzeiger" drucken ließ.

Auch die dritte Abtheilung der Nordsee besteht aus Briefen, worin ich alles sagen kann, was ich will.

Und dieses alles schreib ich Ihnen aus der ganz besondern Absicht, damit Sie sehen, wie es mir ein Leichtes ist, im 2. Theil der Reisebilder alles einzuweben, was ich will. Haben Sie daher in dieser Hinsicht irgend einen besonderen Wunsch, wünschen Sie eine bestimmte Sache ausgesprochen zu sehen oder irgend einen unserer Intimen gegeißelt zu sehen, so sagen Sie es mir, oder, was noch besser ist, schreiben Sie selber in meinem Styl die Lappen, die ich in meinem Buche einflicken soll, und sie können sich auf meine heiligste Discrezion verlassen. Ich darf jetzt alles sagen, und es kümmert mich wenig, ob ich mir ein Dutzend Feinde mehr oder weniger aufsacke. Wollen Sie in meinen Reisebildern ganze Stücke, die zeitgemäß sind, hineingeben, oder wollen Sie mir bloß die Proscripzionsliste schicken — ich stehe ganz zu Ihrem Befehl. Meine Addresse ist: H. Heine, Dr. juris, bey S. Heine, auf dem Markt in Lüneburg.

An Roberts in Paris habe ich noch gar nicht geschrieben. Ich will's aber bald thun und ihnen mittheilen, daß ich dorthin zu kommen gedenke. Hätte ich früher schon an Robert geschrieben, so hätt' ich es doch zumeist meines lumpen Buchs wegen gethan. Ich war im Anfang für das Schicksal desselben sehr besorgt; doch jetzt bin ich gefaßter. — Für das was Sie, lieber Varnhagen, zum Besten meiner Reisebilder gethan, danke ich herzlich, möge es Gott Ihren eigenen Geisteskindern vergelten! Ich hab' Sie im „Gesellschafter" sehr gut erkannt. Die Ausdrücke „Katholik" und „stark mahomethanisch" haben mich königlich amüsirt. Ob Sie den ganzen Aufsatz geschrieben, konnte ich nicht mit Gewißheit

herausdechiffriren. — Das Buch hat viel Spektakel gemacht und viel Absatz gefunden. Mein Verleger hat mir sicher versprochen, daß bald eine zweyte Auflage nöthig sey; alsdann schreib ich auch eine vernünftige Dedikazion und schicke sie Ihnen erst zur Censur. Daß ich in der Dedikazion die 88 ausdrücklich angab, geschah noch in der Nebenabsicht, daß ich in der großen Sammlung meiner sämtlichen Gedichte, die ich doch bald ediren werde, die „Heimkehr" mit Frau von Varnhagens Namen besonders verzieren kann. Meine ersten Flegeljahrgedichte, das Intermezzo, die Heimkehr und zwey Abtheilungen von Seebilder werden einen schönen Band ausmachen, der Anfang und Ende meines lyrischen Jugendlebens enthält. Auch dieses bleibt unter uns, damit Maurer und Dümmler kein Einspruch thun. Diese zwingen mich dazu. Erstere thun gar nichts und haben gar nichts für meine Gedichte gethan. Und mein jetziger Verleger, Campe, mit dem ich sehr befreundet bin, hat Dümmlern vorgeschlagen, ihm für billigen Preis den Rest der Tragödien-Exemplare zu überlassen, und nach langem Hin- und Herschwatzen erhielt er von ihm einliegendes Ultimatum; welches, wie natürlich, nicht angenommen werden kann. Sie dürfen daher von jener beabsichtigten Sammlung meiner Gedichte nichts verlauten lassen. Sagen Sie mir aber, ob ich auch das Recht dazu habe? Versteht sich, viele Gedichte werden fortgelassen, viele verändert und viele hinzugefügt. Bey Ihrer Literatur-Erfahrung können Sie mir am besten darüber Auskunft geben, wie ich es da anzufangen habe. Wenn Dümmler dem Campe die Tragödien überlassen hätte, so hätte ich doch jene große Gedichtesammlung bey Campe erscheinen lassen. Dieser ist sehr thätig, weiß ein Buch unter die Leute zu bringen — hat wohl über 500 Exemplare der Reisebilder allein in der Stadt Hamburg abgesetzt — und meine Tragödien wären bekannter geworden. Was denken Sie, sollte man wohl den Dümmler noch immer bestimmen können? — Die öffentlichen Urtheile über meine Schriften haben den Campe sehr zu meinen Gunsten bestochen, und er zahlt mir viel Geld. Und das ist gut und eine gute Beyhülfe in schwierigen

Tagen. — Mit meiner Familie steh' ich auf gutem Fuß, und meine spießbürgerliche (Spieße heißen die Studenten Geld) Verhältnisse wären wohl leidlich zu nennen. — Aber Privatverdruß habe ich die Menge, vieles beklemmt mir das Herz — und folglich sehen Sie wohl ein, daß es nicht räthlich wäre, wenn ich einen Brief an Frau von Varnhagen anfinge — selbst wenn ich die Hoffnung hätte, ihn fertig schreiben zu können. Anbey ein Fetzen von dem alten, zerrissenen Brief, der mir eben zur Hand kömmt. — Auch liegt einliegend ein Brief an Carl von Raumer, von dem ich nicht weiß, ob er jetzt in Berlin oder in Stettin ist. Ich bitte Sie daher, beim Universitätspedellen oder beym Historiker, dem Professor Raumer (dem Vetter des obigen), nachfragen zu lassen, ob er in Berlin ist und im Verneinungsfall den Brief auf die Post zu legen. Dieser Otto von Raumer ist einer meiner liebsten Freunde, er war lange Zeit mein las Casas in Göttingen, und bin bey dieser Gelegenheit so frey, ihm eine Empfehlungskarte an Sie zu geben. Er hat viel Geist, aber es dauert lange, bis man ihn zum Sprechen bringt.

Und nun leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. Was soll ich der herrlichen Friederike sagen? Wo ich bin, denke ich an sie. Ich denke an Frau von Varnhagen — ergo sum. Sie sehen, ich bin kein Idealist. — Den Oberhegelianer Gans bitte ich herzlich zu grüßen; ich freu mich, daß Sie ihn oft sehen. Ich bin in den letzten 6 Wochen sehr viel mit ihm umgegangen und gewann ihn noch lieber. —

In Norderney hab' ich Ihre „Biographische Denkmale" gefunden, die ich früherhin nur flüchtig gelesen, und erst dort mit Muße studirte. Um Gott! wie kann man so ruhig schreiben. König Theodors Schilderung ist mir das Liebste. Ich finde darin Ihren pittoresken Styl; die andern Biographien sind vielleicht besser, weil sie planer geschrieben, effektvermeidender. Ich las diese Schilderung im Freyen, in schönen Tagen.

Ihr Freund
H. Heine.

Chamisseau zu grüßen.

155. An CHRISTIANI.

d 1ten Nov. 1826.

Allertheuerster Christian!

Willst Du nach Wienebuttel gehn? Wenn das der Fall ist, will ich mich von Dir abholen lassen.

Trifft Dich dies Billet nicht mehr bey Tisch, so kannst Du der Ueberbringerinn den Scheller (den lateinisch deutschen Theil) und den Fr. Schlegel mitgeben.

Im Fall Du aber noch bey Tisch bist, wünsche ich Dir eine gesegnete Mahlzeit; bey der meinigen war leider heut nicht viel Segen und Braten. Trotzdem preise ich meinen Schöpfer und bin wohlgemuth

Dein aufrichtiger Freund

Chr. J. H. Heine.
Dr. beider Rechte.

156. An CHRISTIANI.

Anbey, lieber Christiani, schicke ich Dir das 2te Capitel meiner „Ideen zur Geschichte". Ich wiederhole, daß Du Niemanden ein Wort davon mittheilen darfst, und daß ich deßhalb Dein Ehrenwort verlangt. Dies geschieht absonderlich aus meiner Ungewißheit in Hinsicht des Abdrucks. Sag mir morgen scharf Deine Meinung über Form und Inhalt des kl opus. Lies es ohne Vorurtheil. Verdamme nicht meine Härte; man hat mich gezwungen, zum Schwert zu greifen, aber ach! ich weiß sehr gut, daß wer das Schwert führt, auch durch das Schwert umkommen wird. Warlich meine Stellung begünstigte nie meine Ausbildung zum weichen Minneliederlieder — aux armes! armes! dröhnte mir immer in die Ohren — Alea jacta est.

Heine.

Lüneburg, Mitte Nov. 1826.

An meinen Freund Christiani,

Wohlgeb.

157. An FRIEDRICH MERCKEL.

Lüneburg, d. 16. November 1826.

Lieber Merckel!

Da ich so oft und viel und anhaltend an Dich denke, so bin ich wahrlich nicht im stande, zu sagen, ob ich es bin, an dem die Reihe des Schreibens ist, oder ob sie an Dir ist, an Merckel, der doch auf jeden Fall schreiben sollte. Wenigstens sagt mir gestern Mittag (beim Kaulitzschen Clubschmaus) der Obersyndikus Küster, daß Du, laut Nachricht, ganz gesund und wohl seyst. Dies kann ich nun nicht von mir behaupten. Ich befinde mich größtentheils en misère. Ich schreibe wenig, aber das Wenige ist sehr gut und wird Dir gefallen. Ich denke viel, lese viel, und es kann einst etwas aus mir werden. Grüß mir Campe recht herzlich, sag ihm, daß unser Buch, wenn auch etwas zu langsam, doch immer vortrefflich fortschreitet. Dies Buch soll Campen viel Freude und Angst machen. — Schreib mir doch bald und viel. Ich lebe hier ganz isolirt. Ich hab' Dir noch zu danken für die „Jenaer Literaturzeitung". — Das „Morgenblatt" und die „Schnellpost" kommen nicht hierher, und könntest Du mir beide von Mitte July bis jetzt auf ein paar Tage herschicken, so wär' mir das wohl lieb.

Das Courier-Reisebild im „Mitternachtsblatt" hab' ich gelesen. Um Gottes willen, wer mag das geschrieben haben? Es macht mir Spaß und setzt mich dennoch in die allergrößte Verlegenheit. Du verstehst mich. Es sind Ausdrücke drin, die mich verpflichten, wenigstens etwas zu thun. Künftig schreib' ich Dir mehr hierüber. Hab nur den schwarzen Ungehenkten (das klingt ungefähr wie der große Unbekannte) recht im Auge und schreib mir gleich, wenn Du einem schlechten Witze des Kerls auf der Spur bist! Auf Ehre, ich weiß nicht, wer das Courier-Reisebild geschrieben, und doch meint man gewiß, es sey von mir. — Nach Wienebüttel geh ich oft; Dein Schwager, der Pastor, befindet sich wohl.

Gestern erhielt ich Brief von Varnhagens; ich will den Brief der Dame Dir mitschicken, bitte ihn bey Leibe nieman-

dem zu zeigen und mir solchen gleich zurückzuschicken. Er bezieht sich hauptsächlich auf meinen Brief, vorzüglich auf meinen Plan: nach Paris zu reisen und dort ein europäisches Buch zu schreiben. Von diesem Plan darf niemand etwas wissen. Ich denke etwas Besseres zu liefern als die Morgan; die Aufgabe ist, nur solche Interessen zu berühren, die allgemein europäisch sind. —

Gestern hab' ich auch Müllners Schnöditäten über meine Reisebilder im „Mitternachtsblatt" gelesen. Dieser Mann kann doch nur verletzen und hat gewiß geglaubt, mein Teufel bezöge sich auf ihn. Er sieht überall nur sich.

Grüß mir Zimmermann recht herzlich und bitte ihn, mir gewogen zu bleiben. Eben lese ich in der Zeitung die Ankündigung seiner Vorlesungen, und es ist mir leid, nicht dort zu seyn. Ich denke erst Mitte Januar zu kommen. Aber — halt! da ist ein Hauptprojekt, worüber ich Dir eigentlich zu schreiben habe, und das ich schon seit drey Wochen mit Christiani überlegt. — Wie wär' es, wenn wir uns einmal auf dem Zollenspieker ein Rendezvous gäben? Ich fahre dorthin mit Christiani, wir treffen Dich um Mittagszeit, und jeder ist des Abends wieder zu Hause. Sag mir den Tag, und ich schreib Dir gleich die Genehmigung.

Ich bin verlegen wegen der Bücher, die ich von Campe hab. Wie soll ich sie zurückbesorgen? Ich kann nicht packen und vertröstete mich auf unser Zusammenkommen auf dem Zollenspieker, wo ich sie Dir geben wollte. Unterdessen hätte ich aber doch noch ein Buch sehr nöthig, nemlich „Lyalls Reise in Rußland und Polen", auf Englisch; hat es Campe, so such mir es zukommen zu lassen. — Ich lese jetzt Friedrich Schlegels Geschichte der Literatur, und aus seinen Adjektiven schließe ich, daß er der „Wiener Jahrbücher"-Rezensent sey. —

Einige Freunde dringen drauf, daß ich eine auserlesene Gedichtesammlung, chronologisch geordnet und streng gewählt, herausgeben soll, und glauben, daß sie eben so populär wie die Bürgersche, Göthesche, Uhlandsche u. s. w. werden wird. Varnhagen giebt mir in dieser Hinsicht manche Re-

geln. Ich würde einen Theil meiner ersten Gedichte aufnehmen, ich darf es rechtlich thun, da mir Maurer keinen Pfennig Honorar, und zwar mit doloser Umgehung, gegeben hat; ich nehme fast das ganze „Intermezzo“ — das könnte Dümmler mir nicht verargen — und dann die spätern Gedichte, wenn Campe, von dem ich keinen Schilling Honorar verlangen würde, das Buch verlegen wollte, und nicht fürchtet, daß die „Reisebilder“ dadurch beeinträchtigt werden. Wie gesagt, ich wollte für dieses Buch keinen Schilling verlangen, die Wohlfeilheit und die andern Erfordernisse des Popularwerdens wären meine einzigen Rücksichten, es wär' meine Freude, Maurern und Dümmlern zu zeigen, daß ich mir doch zu helfen weiß, und dieses Buch würde mein Hauptbuch seyn und ein psychologisches Bild von mir geben, — die trüb-ernsten Jugendgedichte, das „Intermezzo“ mit der „Heimkehr“ verbunden, reine blühende Gedichte, z. B. die aus der „Harzreise“, und einige neue, und zum Schluß die sämmtlichen colossalen Epigramme.

Hör' doch mahl aus Campe heraus, ob ihm solch ein Plan nicht mißfällt, und ob er solchem Buch — es wär' keine gewöhnliche Gedichtesammlung — Absatz verspricht — ist das nicht der Fall, so wird dieser hübsche Plan aus meinem Gedächtniß gelöscht. Ich nenne ihn hübsch, weil ich noch manchen hübschen Einfall damit verbinde, indem ich, das Publikum kennend, ihn an dessen Tagesinteressen zu knüpfen wüßte; ich hätte doch keine leichte Arbeit, z. B. die Vorrede. — Doch mein Papier geht zu Ende. Schreib bald, behalte mich lieb und sey überzeugt, daß ich armer, matter Mensch, dessen Kopf in diesem Augenblick so arm und matt ist, doch immer warm und herzlich bleibe

Dein Freund
H. Heine.

158. An CHRISTIANI.

Lieber Christiany!

Ich habe heute wieder meinen allzustarken Anfall von Kopfschmerzen und bitte Dich daher, mich bey Deinen El-

tern zu entschuldigen, daß ich mir nicht das Vergnügen machen kann, diesen Abend bey ihnen zu seyn. Empfiel mich ihnen bestens.

Dein Freund
H. Heine.

Lüneburg d 29 November 1826.

159. An FRIEDRICH MERCKEL.

[Postst. Lüneburg, den 9. December 1826.]

Heut hab ich vom Immermann Brief erhalten, wovon ich Dir ein abgerissenes Blatt schicke — in Hamburg das übrige! Mitte Januar werde ich dort seyn; und lasse gleich den Druck der R. Bilder anfangen; hab aber dort viel abzuschreiben, auszubessern, einzuflicken u. s. w., und es wird gut seyn, wenn ich dort nicht beunruhigt werde. Dies zu Deiner Nachricht; wenn sich vielleicht in Betreff des „schwarzen" etwas vorbauen läßt. — Nächste Woche schreib ich Dir mehr, und bis dahin leb wohl; die Post geht ab; komme von Rodensgarten, wo Dein Schwager war und Dich grüßen läßt. — Das Immermannsche Gedicht darfst Du an C[ampe] mittheilen; nur sorge, daß es kein indiskreter Mensch zu Gesicht bekommt. Leb wohl; ich befinde mich la la.

Heine,
Dein Freund.

Sag an Campe, daß er die Bücher mit nächster Post erhält.

160. An FRIEDRICH MERCKEL.

[Voran geht, von Christiani geschrieben:]

Lieber Merckel! Heine betrachtet eben sein süßes Herz von Marcipan, welches ich ihm zum heiligen Christ geschenkt habe, und ich, der vielleicht Weihnachten hinüber komme, bitte Dich freundlichst, mir nach einliegendem Maaß einen silbergrauen seidnen Kinderhut zu kaufen und selbigen sammt der Rechnung mit umgehender Post zu übersenden.

Ganz der Deinige
Christiani

L., d. 16t Dec. 1826.

Das Maaß ist hier das Innere des Huts.

Ich grüße Dich recht herzlich und wundre mich, daß ich Dir heute nicht geschrieben habe, da ich es mir gestern Abend, wo ich eine ganze Stunde an Dich dachte, so bestimmt vornahm. Ich danke Dir für die Mittheilungen in den zwey Briefen, die ich von Dir erhalten; ich bin sehr beschäftigt. Mitte Januar, den 15ten nemlich, komme ich zu Dir und theile Dir viel hübsches Geschreibsel mit. Der zweyte Band wird pompöse und soll Dich überraschen.

Heine.

161. An JOSEPH LEHMANN.

Lüneburg d. 16. Dec 1826.

Lieber Lehman!

Diesmal kann ich mein langes Stillschweigen nicht durch Geständniß der Faulheit entschuldigen. Ich bin in der letzten Zeit sehr rührig und regsam gewesen; aber dennoch, von außen und innen bedrängt, kam mir kein ruhiger Augenblick wie ich ihn wünsche, um Freunden mit ganzem Herzen zu schreiben. Und dieser Augenblick ist auch jetzt noch nicht da, und ich würde noch nicht schreiben, wenn ich nicht ganz einsam wäre und doch so gern von den Freunden etwas hörte. Seit mein Bruder [Max] Berlin verlassen, hör' ich und seh' ich nichts mehr, was daher kömmt. Er war October hier, und wir sprachen viel von Ihnen, lieber Lehman; er hat mir bestätigt, daß Sie zu der Zahl meiner erprobtesten Freunde gehören, und das war mir lieb. Sie haben sich wahrlich als solchen bewiesen; und für die Theilnahme, die Sie meinen armen „Reisebildern,“ mehr als sie verdienten, erzeigten, muß ich noch besonders danken. Ich befand mich bey deren Erscheinen in Hamburg unter lauter Kothwürfen und recht benöthigt des freundlichen Zurufs aus der Ferne. — Jetzt befinde ich mich etwas besser, auch schon in Hinsicht der Gesundheit, die ich diesen Herbst wieder durch das Norderneyer Seebad gestärkt habe.

Moser ist mir schon seit drey Monathen Antwort schuldig. Fragen Sie ihn doch, ob er noch lebt, und in diesem Fall lassen Sie es sich von ihm schriftlich geben. Ich bitte, sagen Sie ihm, ich spräche schlecht von ihm, vielleicht bewegt ihn das, mir bald zu schreiben. Und ist es denn nicht schlecht, diejenigen Freunde, die uns am meisten lieben, ohne Brief zu lassen? — Recht lieben Gruß an Gans; in meiner hiesigen Einsamkeit denke ich viel an ihn. — Sehen Sie Leßmann, so grüßen Sie ihn ebenfalls; ich habe seitdem im „Gesellschafter" manches Hübsche von ihm gelesen, was mich recht erfreut hat. Ich hätte ihn oft küssen mögen. Er ist ein geistig reicher Mensch, und ich kann nicht begreifen, wie es Menschenmöglich ist, die wahrhaftesten Geschichten zu schreiben, woran kein wahres Wort ist. Sehen Sie Zunz und Hillmar, so grüßen Sie sie ebenfalls. —

Aber was machen Sie? Haben Sie noch mit der Muse zu thun? Mit Folgen oder Erfolg? Wissen Sie auch, daß ich für Ihre Prosa sehr vielen Respekt habe, und das will viel sagen, wenn man weiß, wie hoch ich gute Prosa achte. — Der zweyte Theil der „Reisebilder" soll Ostern ganz bestimmt erscheinen; ich selbst erscheine bey Ihnen vielleicht noch früher. Jetzt bin ich im Begriff nach Hamburg zu reisen. Doch bleibe ich wohl noch hier bis zum 15. Januar. Haben Sie Lust, mir bis dahin noch mahl zu schreiben, so ist meine Addresse: H. H. Dr. jur. bey S. H. auf dem Markt, in Lüneburg; nach dem 15. ist sie wie früherhin, nemlich per Addresse von Hoffmann & Campe in Hamburg. — Saphir zu grüßen.

In Betreff des zweyten Bandes der „Reisebilder" dürfen Sie die kühnsten Erwartungen hegen, d. h. Sie dürfen viel Kühnes erwarten; ob auch Gutes? Das ist eine andere Frage. Auf jeden Fall sollen Sie sehen, daß ich frey und edel spreche und das Schlechte geißle, mag es auch noch so verehrt und mächtig seyn. — Ehe ich Hamburg verließ, sah ich nochmals Bella Veit. Sie ist sehr liebenswürdig. Ein etwas angegriffenes, aber noch immer köstlich munteres Herz schimmert durch die zarte Gestalt. Sie gefällt mir sehr.

Leben Sie wohl, behalten Sie mich lieb. Wir werden noch schöne Tage zusammen leben.

Ihr Freund
H. Heine.

162. An FRIEDRICH MERCKEL.

Lüneburg, d. 1. Januar 1827.

Glück zum neuen Jahr! 1827!

Recht herzlichen Glückwunsch, lieber Merckel! Ich sitze nur gar zu sehr bis am Hals in Schreiberey, sonst würde ich Dir viel schreiben — aber ich muß mich beschränken. Daher nur wenige Worte auf Dein gestriges liebes Schreiben.

Du mußt in den Seebildern „ausschilt" statt des unrichtigen „ausscheltet" setzen. Auch kannst Du „gottbefruchtete Jungfrau" statt „gottgeschwängerte" setzen. Uebrigens bezieht sich das auf die Königstöchter, die Juno immer verfolgte, wenn Jupiter sie geschwängert hatte, wie sie denn auch den Herkules, den 12-Wunderthäter, als solchen Gottessohn verfolgt. Die „Metze" lass' ich mir aber nicht nehmen, die muß stehen bleiben, und dieses plebejische Schimpfwort giebt eben der schönen Sonne das tragische Mitleiden — am Ende muß sie durch diese Ehe untergehen — „Sonnenuntergang".

Uebrigens sahst Du recht, die drey Bilder sind gut. Sie zeigen mein Steigen im tragischen Humor. Der zweyte Theil soll noch viele solcher Klänge enthalten. Leider muß ich, wenn ich kein Lump seyn will, das Buch so rasch fertig machen, daß Campe sehen soll, ich thue ihm was zu Gefallen, und er kann sich auf mich verlassen. Ich denke noch einige Tage vor dem 15. dort zu seyn, dann fängt der Druck an, und ich denke ganz bestimmt, damit schnell zu Ende zu kommen. Ich befinde mich ziemlich schlecht. —

„Unauslöschliches Gelächter" ist ein homerischer Ausdruck und muß bleiben.

Ist das Wort „Josty-Baisers" nicht richtig geschrieben, so ändre es. — Bitte, bitte, wenn Du mir die No. 307 der „Halli-

schen Literaturzeitung" auf einen Tag herschicken kannst, so thue es. —

Es ist mir lieb, daß Campe etwas von Immermann verlegen will; ich hatte Immermann darauf hingewiesen, daß mit ihm etwas Vernünftiges anzufangen ist, weil ich auch weiß, daß ich dem Immermann dadurch einen großen Dienst leiste. Es macht mir unsägliche Freude, dem Immermann bey solchen Gelegenheiten zu zeigen, wie sehr mir seine Interessen am Herzen liegen. — Indessen, versteh mich nicht falsch, Campes Interesse liegt mir ebenfalls am Herzen. —

Dank für den närrischen Klabotermann. — Den Jan van Gent habe ich schon gestern Abend zu gebrauchen gewußt. — Ich muß in Hamburg eine stille Wohnung haben, die zwischen der Druckerey und dem Alsterpavillon liegt. Wenn Du spazieren gehst, so sieh Dich in dieser Hinsicht um. Doch dies ist nur zur Notiz gesagt; denn ich werde doch im Gasthof vorerst absteigen müssen.

Daß Du mit Adolph Embden aneinander gerathen bist, wie mir Christiani erzählt, hat mir Spaß gemacht. Dieser ist ein feinerer Lump.

Campes Denunziazion des „Schwarzen" war mir sehr lieb und verdient meinen Dank. Grüß ihn herzlich. — Ich bin

Dein getreuer
H. Heine.

Wie ich Dir mahl erzählt, so wirst Du Dich erinnern: der Schwarze hat überall herumgelogen, ich sey von Abendroth sehr barsch behandelt worden, er hingegen sey von Abendroth mit allen möglichen Zuvorkommenheiten überschüttet worden, und dadurch dürfe er sich schon etwas herausnehmen. Es wäre daher gut, wenn Campe an Michaelis das Resultat der abendröthlichen Unterhaltung billettlich mittheilte, indem dieser nicht ermangeln wird, solches Billett, worin meine Stellung gegen Abendroth ausgesprochen wäre, den Kindern des Steinwegs mitzutheilen und den elenden Lügner dadurch zu prostituiren.

Ich habe vergessen Dir zu sagen, warum ich so freundlich

gegen W. Alexis bin. Erstens kann ich ihn wirklich gut leiden; zweytens ist er der intimste Freund des Herrn von Uechtritz, den ich vorige Woche für den zweyten Theil sehr barbarisch eingeschlachtet habe. Die Ironie gegen Hitzig wirst Du verstanden haben. Aber man muß sich mit Ironie doch in acht nehmen, am Ende werden die besten Freunde mißtrauisch, z. B. Merckel. Warum hast Du im Kinderhute meinen Kopf vermuthet? — Grüß mir Zimmermann; es wär' fatal, wenn ich von seinen Vorlesungen nichts mehr anträfe. — Siehst Du Prätzel, so frag ihn doch, ob er wirklich einen Brief für mich habe. Dies ist aber kein „Auftrag".

163. An FRIEDRICH MERCKEL.

Lüneburg, d. 10. Januar 1827. (Mittwoch.)

Entschuldige, lieber Merckel, daß ich das Literaturzeitungsblatt Dir wieder zu schicken vergaß.

Schreiben will ich Dir heute nichts. Montag früh werde ich Dich ja wiedersehen. Sonntag Abend werde ich in Hamburg eintreffen.

Ich habe hier fürchterlich gearbeitet. Das verdammte Abschreiben ist das Bitterste. Die splendideste Partie meines Buches werde ich Dir abgeschrieben gleich mittheilen können. Du wirst sehen: le petit bon homme vit encore. Das Buch wird viel Lerm machen, nicht durch Privatskandal, sondern durch die großen Weltinteressen, die es ausspricht. Napoleon und die französische Revoluzion stehen darin in Lebensgröße. — Sag niemanden ein Wort davon, kaum wag' ich es, Campen mit dem Inhalt des Buches zu früh bekannt zu machen. Es muß verschickt seyn, ehe man dort eine Silbe davon weiß. Ich habe aber auch noch genug dran zu flicken; es ist gut, daß mir Campe in Betreff des Schwarzen einige Ruhe geschafft hat. — Leb wohl und behalte mich lieb.

Dein Freund

H. Heine.

164. An eine UNBEKANNTE ADRESSATIN. (Bella Veit?)

Ich hoffe, Madame, daß diese Zeilen Sie jetzt wieder ganz wohlauf finden werden. Jetzt geht es mir schlecht, ich kann zwar sprechen, aber alles was ich spreche ist bitter, indem alles, was ich sehe, dunkel ist. Mit einem Worte: ich leide an Spleen.

Der junge Mann, Dr. Schiff, wovon wir gesprochen, hat mich heute besucht, und ich habe ihn aufgemuntert, ohne weitere Einleitung Sie mit Grüßen von mir zu besuchen. —

Ich bin ganz Ihr ganz ergebener

H. Heine.

Hamburg, d. 7. Februar 1827.

165. An FRIEDRICH MERCKEL.

London, Craven Street No. 32, Strand, d. 23. April 1827.

Lieber Merckel!

Draußen schneit es und in meinem Kamin ist kein Feuer, daher ein kühler Brief. Obendrein verdrießlich und krank. Schon genug gesehen und gehört, aber noch keine einzige klare Anschauung. London hat all meine Erwartung übertroffen in Hinsicht seiner Großartigkeit, aber ich habe mich selbst verloren. Ich habe noch wenig Besuche gemacht — Deine Freunde sah ich noch nicht — und das Theater war bis jetzt meine Hauptressourze. — Ich erwarte mit Spannung Brief von Dir; meine Addresse steht zwar hier oben, aber es ist zweifelhaft, ob ich hier länger als acht Tage wohnen bleibe, und ich wünsche, daß Du Deine Briefe an B. A. Goldschmidt und Co., St. Helens Passage No. 5, addressirst. Sollten Briefe bey Campe für mich einlaufen, so sammle sie und schicke sie mir per Gelegenheit unter besagter Addresse der Herren Goldschmidt. Sollte sich keine Gelegenheit finden, so könntest Du auch, abgesprochenermaßen, sie erbrechen und mir den Inhalt referiren. Nur Briefe aus Düsseldorf, aus Göttingen und aus Münster wünsche ich, daß Du unerbrochen läßt, und mir nur sagst, daß deren da sind. Ueberhaupt

wirst Du leicht merken können, was literarische Briefe sind und was Familienbriefe sind; und, wie sich von selbst versteht, ich habe kein Recht, über den Inhalt dieser letztern willkürlich zu verfügen. — Ich friere und leide fürchterlich.

Grüße mir Campe recht herzlich. Ich erwarte ungeduldig, von ihm zu hören, wie es mit dem Buche geht, und ob er seine Ruhe, seine philosophische Ruhe in Hinsicht desselben behaupten konnte. — Ich bin zu krank, um etwas thun zu können, doch meine nächste Arbeit soll die Vorrede der Gedichte seyn. Hernach gehe ich an die Veränderung des „Ratcliff". — Ich werde höchstens bis Mitte Juny in London bleiben; alsdann gehe ich auf drey Monath nach einem englischen Seebad. Ich habe letzteres durchaus nöthig. — Fürchterlich kostspielig ist das hiesige Leben, bisher hab' ich noch mehr als eine Guinee täglich gebraucht, $1^1/_2$ Pfund hab' ich für Beköstigung und Trinkgeld noch auf dem Dampfschiff zu bezahlen gehabt, für meine wenigen Bücher hatte ich fast ein Pfund Zoll zu bezahlen u. s. w. Bücher selbst sind hier rasend theuer. — Nichts als Nebel, Kohlendampf, Porter und Canning. — Meine Freunde in der Westminsterabtey habe ich noch nicht besucht. — Grüß mir meinen Bruder; laß ihn oder Deinen Burschen in meinem alten Logis nachfragen, ob nicht etwas, den Tag meiner Abreise, für mich dort abgegeben worden. — Grüß mir Zimmermann recht herzlich; ich vermisse ihn täglich. — Ich glaube, lieber Merckel, wir werden uns alle nächsten Winter wieder vergnügt in Hamburg sehen. Das ist aber noch ein großes Staatsgeheimniß. — Schreib mir viel und bald. Sage mir, was die Welt sagt.

Den Dr. Lieber, einen Bekannten Campes und Bueks, den ich hier finden sollte, hab' ich noch gesehen; ich höre aber, er geht nächsten Sonnabend nach Amerika. Die armen Deutschen! — Wie wird es mir noch gehen in dieser Welt! Ich werde es, trotz meiner bessern Einsicht, nimmermehr lassen können, dumme Streiche zu machen, d. h. freysinnig zu sprechen. Ich bin begierig, von Dir zu erfahren, ob keine Regierung mir mein Buch übelgenommen. Am Ende will man doch ruhig am Herde in der Heimath sitzen und ruhig den

„Deutschen Anzeiger“ oder die „Hallische Literatur-Zeitung“ lesen und ein deutsches Butterbrod essen. — Es ist hier so fürchterlich feucht und unbehaglich, und kein Mensch versteht einen, kein Mensch versteht deutsch. — Leb wohl!

Dein Freund

H. Heine.

166. An VARNHAGEN VON ENSE.

London, d. 1. May 1827.

Wenn ich auch nicht viel schreibe, so denke ich doch desto mehr an Deutschland und an die französische Straße Nr. 20. Ihnen, lieber Varnhagen, bringe dieses Blatt viel herzlichste Grüße. An Frau von Varnhagen brauche ich aber gar nicht zu schreiben, sie weiß alles, was ich ihr sagen könnte, sie weiß, was ich fühle, sie weiß was ich denke und nicht denke — ich brauche mich auch bey ihr wegen meines langen Schweigens nicht zu entschuldigen. Ich war seither doch wieder so innerlich und äußerlich beklemmt, daß ich Ihnen nichts Vernünftiges sagen konnte. Und Männer, wenn sie auch keine Stockrazionalisten sind, wollen doch immer etwas Vernünftiges hören. — Für Ihr Büchergeschenk danke ich Ihnen — Um Gottes willen! wie kann man so dicke Bücher schreiben! Ihr „Blücher“ hat mir ungemein zugesagt, ich habe ihn zweymal gelesen und bewundre, wie der feine Diplomat diesen rohen Stoff behandelt hat, ohne ihm Gewalt anzuthun. Die Gestalt tritt mächtig hervor. Blüchers Gastrollen in England sind unübertrefflich geschildert. Was Arnim darüber drucken ließ, unterschreibe ich ganz. Herrlich seine Zusammenstellung mit Napoleon. Es ist Wahrheit darin. Und das gesteht — der Verfasser des Buches Le Grand.

Sonderbar! wie zwey Gleichgestimmte zur selben Zeit, jeder auf enthousiastische Weise, die feindlichsten Häuptlinge, Napoleon und Blücher, dem Publikum dargestellt. Und ich denke, wir haben beide doch dasselbe gewollt, und bleiben noch gleichgestimmt. Dennoch — ich will's gestehen — kann ich Ihren „Blücher“ nicht mit Liebe lesen; vielleicht ist noch in mir der Widerhall der Le Grandschen Märsche, ich ärgere

mich, wenn ich bedenke, daß der Mann der Idee, der ideegewordene Mensch, nemlich Napoleon, durch jene zwey Menschen vernichtet worden ist, wovon der eine ein pharaospielender Husar und der andre ein von allem Enthousiasmus entblößter englischer Taugenichts war, oder besser gesagt noch ist — Sie können sich kaum vorstellen, wie jämmerlich er vorige Woche aussah, als ich ihn von St. James kommen sah; sein gnädiger König hatte ihm vielleicht eben mit Achselzucken den vollkommenen Sieg Cannings verkündigt, und er sah ihn auf den lachenden Gesichtern der vorbeygehenden Engländer. Die Idee siegte diesmal ohne Kanonen, und der Sieger von Waterloo mußte abziehen. —

Mein Buch, roth gebunden für Frau v. Varnhagen, werden Sie wohl empfangen und der theueren Friedrike in meinem Namen überreicht haben. Auch das Paket an Moser werden Sie an diesen befördert haben. Ich mußte die Besorgung dieser Bücher einem dritten überlassen, weil ich allzu schnell von Hamburg abreiste. Daher habe ich keine Zeile mitschicken können. Es war nicht die Angst, die mich wegtrieb, sondern mehr das Klugheitsgesetz, das jedem rathet, nichts zu riskiren, wo gar nichts zu gewinnen ist. Hätte ich Aussicht gehabt, in Berlin angestellt zu werden, so wäre ich, unbekümmert um den Inhalt meines Buches, direkt dort hingereist. Ich denke, da unser Ministerium gescheut ist, habe ich jetzt mehr als je die Aussicht, angestellt zu werden, und werde wohl am Ende wieder zu Ihnen nach Berlin zurückkehren. Ich reiste ab von Hamburg just an dem Tage, wo das Buch ausgegeben wurde — (viel Selbstüberwindung) — und habe daher von dessen Schicksalen noch kein Wort erfahren. Ich weiß sie vorher. Ich kenne meine Deutschen. Sie werden erschrecken, überlegen und nichts thun. Ich zweifle sogar, daß das Buch verboten wird. Es war aber nothwendig, daß es geschrieben wurde. In dieser seichten, servilen Zeit mußte etwas geschehen. Ich habe das Meinige gethan und beschäme jene hartherzigen Freunde, die einst so viel thun wollten und jetzt schweigen. Wenn sie zusammen sind und in Reih und Glied stehen, sind die feigsten Rekruten recht muthvoll; aber den

wahren Muth zeigt derjenige, der allein steht. — Ich sehe auch vorher, daß die Guten des Landes mein Buch hinlänglich herunterreißen werden, und ich kann es den Freunden nicht verdenken, wenn sie über das gefährliche Buch schweigen. Ich weiß sehr gut, man muß staatsfrey gestellt seyn, wenn man über meinen Le Grand sich äußern will. Ich denke, Robert wäre wohl jetzt, vermöge seiner äußeren Stellung, derjenige, welcher sich am besten des Buchs annehmen könnte. Ich habe ihm zwar nicht geschrieben, aber ich weiß, er ist selbst kein Freund langer Correspondenz. Auch gestehe ich, daß ich, wie sehr seine Frau auch geistig ausgezeichnet ist, sie doch lieber sprechen sehe als auf dem Papier lese. — Unter uns gesagt, einer schönen Frau schreiben scheint mir eben so thörigt, als wenn ich mit einer Straßburger Pastete in Correspondenz treten wollte. Jedes Ding in der Welt will auf seine eigene Weise genossen seyn. Jene schönen Augen, deren Glanz unser Herz erfreut, und jene Trüffelpastete, deren Duft uns begeistert — sie verlieren gar sehr in der Ferne. — Wenn Sie Roberts schreiben, so sagen Sie ihnen, daß ich hier noch 4 Wochen bleibe, alsdann $2^1/_2$ bis 3 Monath lang an der englischen Küste bade, und dann nach Paris reise, und bey meiner Rückkehr nach Deutschland meinen Weg über Carlsruhe nehmen will. Haben Sie mir unterdessen etwas mitzutheilen, so schreiben Sie mir unter Addresse von B. A. Goldschmidt und Co. in London. Dieses Haus weiß zu jeder Zeit meine Briefe richtig zu befördern. Daß man hier zu Land doppelt Porto bezahlt, wenn ein Couvert um den Brief ist, brauche wohl nicht erst zu sagen. Wollen Sie mich noch, zur nützlichen Anwendung meines Aufenthalts in London, auf etwas aufmerksam machen, so soll es mich freuen. Wenn Sie in Correspondenz mit Cotta sind, so fragen Sie ihn doch, ob er mich für sein „Morgenblatt" hier oder in Paris beschäftigen will. Aber dieses müßten Sie bald thun. Versteht sich von selbst, daß er etwas stark honoriren müßte, wenn ich etwa für ihn länger in England bleiben sollte. Hier ist alles beyspiellos theuer, ich muß, weil ich alles sehe, täglich über eine Guinee ausgeben, welches sehr viel ist für einen deutschen

Schriftsteller. — Grüßen Sie mir Gans recht viel, so wie auch Chamisseau. — Ihre Schwester und Dr. Assing habe ich in Hamburg noch kurz vor meiner Abreise gesehen; sie befinden sich recht wohl.

Mit meiner Familie stehe ich auf gutem Fuß. Ich selbst bin darin der einzige, womit ich schlecht stehe. Viel Selbstkummer habe ich in dieser letzten Zeit ertragen, es will sich noch nicht mit meinem Kopfschmerz geben, und alte Gemüthswunden eitern. In diesem Augenblick hat mich eine starke Betäubung wie in ein bleyernes Grab eingeschlossen. Ich fürchte, daß ich nächstens ernstlich krank werde. — Leben Sie wohl, das Papier ist zu Ende. Frau von Varnhagen küsse ich die Hand und bin

Ihr

H. Heine.

167. An FRIEDRICH MERCKEL.

London, d. 17. May 1827.

Lieber guter Merckel!

Ich kann das Dampfboot nicht abgehen lassen, ohne Dir zu sagen, daß ich Dich liebe und Dir für Deine zwey Briefe herzlich danke. Mit nächster Post will ich Dir ordentlich schreiben.

In vierzehn Tagen verlasse ich London. Ich gehe in ein englisches Seebad. — Treutel und Würz haben mir die Briefe, aber keine „dramaturgische Blätter" gegeben. — Leb wohl; mit nächster Post will ich Dir schreiben. Das hiesige Klima und die 60,000 haben mich fürchterlich angegriffen. Ich kann heut nicht mahl ins Parlament gehn. Grüß Zimmermann. Nächsten Dienstag schreib ich vernünftig.

Dein Freund

H. Heine.

168. An FRIEDRICH MERCKEL.

London, d. 1. Juny 1827.

Lieber Merkel! Meine Schreibsaumseeligkeit mußt Du nicht auf Rechnung meiner Gesinnung schreiben. Bin zu schlecht

gestimmt, auch krank und verwirrt, um schreiben zu können. Diese Tage will ich nach dem Seebad reisen; B. A. Goldschmidt u. Comp. haben Order, mir meine Briefe überall nachzuschicken, und Du hast daher nicht nöthig, die Correspondenz zu unterbrechen. Ich danke Dir für Deine Mittheilungen. Erst wenn ich in Ruhe bin, kann ich Dir antworten. Auch über den Ratkliff erst dann. Ich bin jetzt zu sehr en peines. Aeußerlich und Innerlich. Auch über die Gedichte kann ich noch nicht antworten. Ich kann ordentlich ärgerlich werden, wenn ich denke, wie Campe mich vor meiner Abreise damit gequält. Von Berlin angenehme Briefe. Die unbekanntesten Menschen voll Enthousiasmus. Dagegen schreibt mir Varnhagen: „Aufsehen, viel Aufsehen macht Ihr Buch, und Dümmler und Consorten nennen es nach ihrem Buchladenmaß ein gutes, aber die Leser verstutzen, sie wissen nicht, ob sie ihr Vergnügen nicht heimlich halten und öffentlich abläugnen sollen, selbst die Freunde thun erschrecklich tugendhaft als ordnungsliebende Gelehrte und Bürger" — kurz, aus serviler Angst wird Alles getadelt. Wie contrastirt dagegen der offne, süddeutsche Brief aus Augsburg. Es ist mir nichts Neues, daß mir von dorther viel Anlockendes zukam. Ach! ich bin gefesselt an Norddeutschland. Ein schöner Gedanke, Liberalenhäuptling in Bayern zu werden. Aber ach! ich bin krank, ruinirt und gefesselt. — „Wir sehen uns nächsten Winter in Hamburg" — das ist das Bestimmteste und Sicherste, was ich Dir sagen kann. Alles andre meiner Zukunft liegt in trüben Nebeln.

Cottas Proposizionen sollst Du bey Leibe nicht an Campe mittheilen, auch hast Du kein Recht dazu. Ich will bey Leibe Campen kein Floh ins Ohr setzen. Das wär jetzt ohne Nutzen, und ich hab ihn zu lieb, um ihn unnöthiger Weise zu prickeln. Er thut viel für meine Kinder, und ich bin dankbar. Aber auf seine Generosität werde ich mich nie mehr verlassen. Daß er mir die 30 Louis Honorar, auf die ich bestimmt gerechnet, und die ich ehrlich verdient habe, abgerissen, daß er meine Worte umgangen, daß er *mein letztes Buch wie ein Novitätenhändler, der gleich baare Resultate ha-*

ben will, behandelt u.s. w. das juckt mich noch zuweilen. Durch die vierzig Louis, die der Freund aufs Blaue hin mir angeliehn, hat er zwar viel Unmuth gestopft. Aber er hat nie eigentliches Zutrauen zu mir gehabt, wenn ich ihm von eignen Opfern, die ich für mein letztes Buch brachte, gesprochen, so hat er es als eine Redensart abgelehnt, ebenfalls, wenn ich ihm versichert, daß mir Cotta längst anbieten ließ, mir meine Aufsätze fürs Morgenblatt aufs allerglänzendste zu honoriren — kurz, er hat nie Vertrauen zu mir gehabt. Er soll mich aus meinen Handlungen kennen lernen. — Ach! ich bin heute sehr verdrießlich. Krank und unfähig, gesund aufzufassen. Und dennoch muß ich hier mit Gold alle jene Anschauungen aufwiegen, die ich einsammle. Tage, wo ich ein paar Guineen ausgebe. Ich werde nichts über England herausgeben; kein Buchhändler bezahlt mir die Kosten. — Gestern dachte ich, ob ich nicht einige Aufsätze über England fürs Morgenblatt schreiben soll. — Aber das ist auch nicht der Mühe werth. Ich muß mich darin politisch zähmen, und die Sachen verlören ihr Interesse, wenn ich sie als Buch wieder abdrucke. Das beste ist, ich gebe gar nichts. Was ich seitdem aufgefaßt, kommt dann desto schöner in späteren Produkten. Ich will so kein Narr seyn und gute Bücher schreiben im Sinne Dümmlers. — Cotta werde ich seinerzeit zu benutzen wissen. Ich will einige Aufsätze fürs Morgenblatt schreiben, aber nichts über England. — Verzeih mir heute, lieber Merkel, meinen mißmüthigen Brief, der sich um lauter gemeine Intressen dreht. Aber eben diese letztern sind es, welche mich in vielen Mißmuth hineinverwirren. Ich lebe hier sehr isolirt; ich will es. Dennoch, Gott weiß, wie! haben die hiesigen Blätter unter andren wichtig politischen Nachrichten meine Anwesenheit in London angezeigt und bemerkt, daß ich auf dem Wege nach Frankreich begriffen sey. Erinnere doch Campe an meinen Wunsch, daß der Hamburger Correspondent meine Reise nach England unter den politischen Artikeln seinen Lesern notificire. Meine Freunde erfahren dann auch, warum ich nicht schreibe. Hab noch nicht an Immermann geschrieben. Schändlich! Sieh doch die

Berliner Jahrbücher der Literatur zu bekommen, und findest Du darin Immermanns Kritik über mich, so sorge, daß sie dort recht unter die Leute komme, etwa durch parziellen Abdruck an einem angemessenen Ort. — Schreib mir bald und viel. Grüß mir meinen Bruder; will ihm bald schreiben. Auch Zimmerman grüß mir herzlich. Die dramaturgischen Blätter hab ich noch nicht von Tr. & Würz erhalten. Aber Moscheles hat sie und die zwey ersten Nummern mir mitgetheilt. Ganz vortrefflich. Ich bin hier oft im Theater, und dann denk ich immer: Sähe dieses Zimmermann mit seiner kritischen Brille, wie viel Neues und interessant Vergleichendes erführen wir. Ich werde Euch mündlich viel erzählen. — Leb wohl, behalte mich lieb und schreib bald

Deinem Freund

H. Heine.

Der Brief von Frau von Varnhagen höchst interessant und geistreich; gelegentlich dessen Mittheilung.

Adresse: To Friedrich Merkel Esqr

169. An MOSES MOSER.

London den 9. Juny 1827.

Lieber Moser!

Verzeih mir meine lange Saumseeligkeit im Briefschreiben. Ich war in der letzten Zeit ein allzusehr gehetztes Thier. Vor meiner Abreise von Hamburg habe ich Sorge getragen, daß Dir mein Buch geschickt wurde. Ich dachte, Du wirst es als einen Brief betrachten. Du wirst daraus ersehen haben, was ich im letzten Jahr gedacht und gefühlt und gelitten. Ich denke, der Legrand wird Dir gefallen haben; alles Uebrige im Buche, die Gedichte ausgenommen, ist Futter für die Menge, die es auch mit vielem Appetit verzehrt. Ich habe durch dieses Buch einen ungeheuern Anhang und Popularität in Deutschland gewonnen; wenn ich gesund werde, kann ich jetzt viel thun; ich habe jetzt eine weitschallende Stimme. Du sollst sie noch oft hören, donnernd gegen Gedanken-

schergen und Unterdrücker heiligster Rechte. — Ich werde eine ganz extraordinäre Professur erlangen in der Universitas hoher Geister.

Der Hauptzweck meines heutigen Briefes ist die Wiederholung des alten Textes: daß ich Dich liebe, und daß ich wünsche, mir Deine Liebe zu erhalten. Als ein Beweis meiner Liebe schicke ich Dir heute die 10 Louisd'or zurück, die Du mir seit Jahr und Tag geliehen. Nur meinen liebsten Freunden pflege ich Geld zurückzubezahlen. Bey dieser Gelegenheit dank ich Dir auch, daß Du damals, als ich jenes Geldes so sehr bedurfte, mir so freundlich damit beystandest. Ich weiß, daß Dir dieses Danken mißfällt, aber ich kann es nicht unterlassen — ich habe so selten Gelegenheit zum Danken. — Ueber die 12 Louisd'or, die ich, nach Abzug der Dir schuldigen 10 Louisd'or, von der einliegenden Anweisung auf 22 Louisd'or herausbekomme, wünsche ich folgendermaßen zu verfügen:

An den Assessor Christian Sethe, der jetzt wahrscheinlich in Münster ist und dessen Addresse Du von seinem Vater, dem Präsidenten des Cassationshofes Sethe in Berlin, erfahren kannst, bin ich 5 Louisd'or schuldig, und ich wünsche, daß Du sie ihm in meinem Namen schickest mit der Bemerkung, daß ich von London aus dazu Ordre gegeben. — Dann an meinen lieben Freund Carl von Raumer, stud. juris, wohnend alldort Mauerstraße Nr. 53, bin ich von Göttingen aus noch 2 Louisd'or schuldig, und wenn Du nicht vorziehst, sie ihm in meinem Namen zu schicken, so wünsche ich, daß Du sie ihm selbst bringst und ihn meines vollen Wohlseyns versicherst — sonst glaubt er, ich läge auf dem Todbette, indem er weiß, daß Schuldenbezahlen nicht meine Passion ist. Er ist einer meiner liebsten Freunde und kann Dir erzählen, wie ich in Göttingen gelebt. — Endlich erinnere ich mich auch, unserem guten Joseph Lehmann noch einen Louisd'or schuldig zu seyn, und da ich doch im Zug bin, so will ich auch, daß Du diesen in meinem Namen bezahlst. Der gute Lehmann wird sich zwar dieser kleinen Schuld nicht mehr besinnen wollen; aber ich habe ein gutes Gedächtniß. Sag' ihm, daß

ich ihm nächstens selbst schreibe. — Nach diesen Auszahlungen bleiben mir noch 4 Louisd'or bey Dir zu gut, worüber ich nächstens verfügen will. Ich will Dir nicht auf einmal gar zu vielen Stoff zum Lachen geben. Entschuldige die Mühe, die ich Dir verursache.

Wie ich hier lebe, kannst Du Dir wohl vorstellen, da Du mich und England kennst. Ich sehe hier viel und lerne viel. In einigen Tagen will ich in ein englisches Seebad reisen. Die Herren B. A. Goldschmidt & Co. in London, denen ich meine Briefe addressiren lasse, haben Ordre, mir solche nachzuschicken. — Mit meiner Gesundheit will es sich noch immer nicht ganz bessern; mein altes Kopfleiden will nicht weichen. — Der Hauptzweck meiner Reise war, Hamburg zu verlassen. Ich hoffe, die Kraft zu haben, nicht zurückzukehren. Nach Berlin zieht es mich auch nicht sonderlich. Seichtes Leben, witziger Egoismus, witziger Sand. Hier ist alles zu theuer und zu weitläuftig. Viel Anziehendes hier — Parlament, Westminsterabbey, englische Tragödie, schöne Weiber. Wenn ich lebendig aus England herauskomme, so sind die Weiber nicht schuld dran; sie thun das ihrige. Englische Literatur jetzt erbärmlich, erbärmlicher noch als die unsrige — das will viel sagen. —

Wenn Du dort in der Journalenwelt Etwas für den 2. Reisebilderband thun kannst, so unterlaß es nicht. Es wird nicht an erbärmlichen Ausfällen auf mich fehlen; — und die Freunde sitzen gewöhnlich still. Auch ist es für Beamte, königl. preußische, etwas mißlich, über mein Buch sich ehrlich auszusprechen. Ich will Dich, den Nichtbeamten, darauf aufmerksam machen, aber ich weiß, es hilft nichts, Du bist zu tief, als daß man Dich leicht zum Schreiben bewegen könnte. Ein bischen Seichtigkeit wäre Dir nützlich. Im Grunde, was ist tief? Ist die Grube tiefer als der flache Spiegel, der sie mit ihrer tiefsten Tiefe zurückstrahlt? — Lebe wohl und grüß mir Gans und Zunz, die beiden Freunde. Ich denke viel an Gans und immer mit weicher, herzlicher Gesinnung. Der Doctorin Zunz meine Grüße. Siehst Du Bendavid, so grüß ihn von mir, so wie auch den alten Friedländer,

es sind Menschen, die ich achte. Wenn Du mir schreiben willst, so schreib mir bald. Grüß mir Leßmann. Dem Criminalrath Hitzig, wenn Du ihn siehst, meine Empfehlung; ich habe meinem Buchhändler vor meiner Abreise Ordre gelassen, ihm mein Buch zu schicken. —

Es ist heut' schönes Wetter; etwas Seltenes in London. Ich will meine Freundinnen, die Chinesinnen, die hier sind, besuchen.

Dein Freund
H. Heine.

170. An JOHANN HERMAN DETMOLD.

Ramsgate d. 28. July 1827.

Mein lieber junger College!

Ihren Brief aus Göttingen habe ich sehr spät erhalten. Er wurde mir etwas spät nach England nachgeschickt und hier spät überliefert. Er hat mir Freude gemacht.

Man hat Ihnen die Wahrheit gesagt, wenn man Ihnen vertraut, daß die Erstlingsprodukte, die jemand mir in Göttingen unter Ihrem Namen vorlas, einen ungewöhnlichen Eindruck auf mich machten. Indessen, ich gestehe Ihnen, war dieser Eindruck nicht von der freudigsten Art, es that mir leid, daß Ihr Talent sich nach jener Nachtseite der Poesie gewendet, die Hoffmann schon so leuchtend dargestellt; —

Eine leuchtende Nachtseite! Ich habe hier viel Umgang mit Irländern, und jedes Wort wird mir unter der Feder zum irländischen Bull.

Lassen Sie Hoffmann und seine Gespenster, die um so entsetzlicher sind, da sie am hellen Mittag auf dem Markte spatziren gehen und sich wie unser einer betragen. Und Ich bin es, Heine ist es, der Ihnen diesen Rath giebt. Und ich gebe auch zugleich das Beyspiel, wie man sich aus jener Tiefe an den eigenen Haaren wieder heraufzieht. — Ich bin jetzt oben, nemlich auf dem east-cliff zu Ramsgate, und sitze auf einem hohen Balkon, und während ich schreibe, schaue ich hinab auf das schöne weite Meer, dessen Wellen den Felsen

hinanklimmen und mir die freudigste Musik in's Herz rauschen. Ich sage Ihnen das, damit Sie wissen, daß mein guter Rath aus einer schönen, gesunden Höhe herabkömmt. Ja, schicken Sie mir Ihre Produkte, und ich will gern meine Meinung sagen. Schicken Sie sie unter der Addresse: an H. H., Dr. Jur., abzugeben bey Hoffmann & Campe in Hamburg. — Ich bin im Begriff, England, wo ich seit April gelebt, wieder zu verlassen, Brabant und Holland zu durchstreifen und nach einigen Monathen nach Deutschland zurückzukehren. — Gern will ich Ihnen bey Ihrem Debut in's Publikum behülflich seyn. — Ich rathe Ihnen, nicht unter eignem Namen aufzutreten, und es ist daher rathsam, daß Sie die Produkte, die Sie für den ersten Druck bestimmt, nicht Ihren guten Freunden vorher mittheilen. Letztere können Ihnen auf keinen Fall nützen und auf jeden Fall schaden. Auch rathe ich, mit Prosa aufzutreten, und ich sähe gern, daß Sie mir mehr Prosa als Verse schickten. Erst in drey Monath kann mir Ihre Sendung zukommen, deßhalb haben Sie Zeit zum Schicken. — Leben Sie wohl und sammlen Sie viel reelle Kenntnisse. Dieser bedarf der Schriftsteller. — Ist mein Bruder noch in Göttingen, so gehen Sie zu ihm und bringen ihm meinenGruß, und allenfalls können Sie ihm was mich selbst betrifft aus diesem Briefe mittheilen. Sagen Sie ihm, ich schriebe ihm nicht, weil ich zu faul sey. — Es ist ein geistreicher Mensch, den ich sehr liebe.

Ihr ergebener
H. Heine.

Adresse: Herrn Joh. Heinrich Detmold Wohlgeb. wohnt auf
der untern Masch beim Tischlermeister Kunckel
in Göttingen
franco. Königreich Hannover.

171. An IGNAZ und CHARLOTTE MOSCHELES.

Im Begriff abzureisen, schreibe ich Ihnen ein heiteres Lebewohl, und danke bey dieser Gelegenheit für die freund-

schaftliche Theilnahme, die Sie mir beide gezeigt. Ich bedauere, daß ich vorgestern Madame Moscheles nicht zu Hause fand; Sie, Herr Moscheles, waren „engaged" und ich wollte Sie nicht abrufen lassen.

Ich bin beim Kofferpacken, und schicke daher endlich die geborgten Schuh und Strümpfe. Herzlich lachend erbitte ich mir die als Depositum gelassenen Stiefel und den zweyten Reisebilder-Band. Ist es mir nur möglich, so sehe ich Sie noch einmal und sage Ihnen mündlich, daß ich Sie sehr, gar sehr schätze und liebe.

Ihr ergebener
H. Heine.

32 Craven-Street-Strand.
July 1827.

172. An FRIEDRICH MERCKEL.

Norderney, Norderney, Norderney, d. 20. Aug. 1827.

Lieber Merkelius!

Wie Du siehst, bin ich wieder in Norderney. Ich hörte, daß man hier sehr ungehalten gegen mich sey, mich todtschlagen wolle u. s. w. — und ich hatte nichts eiligeres zu thun, als hierher zu kommen. „Nun, dazu gehörte Muth" — riefen mir einige alte Bekannte entgegen, als sie mich ankommen sahen. Indessen, ich glaube, ich bedarf hier keines Muthes; nur das Kommen selbst, die Verachtung aller etwa zu befürchtenden Anfechtungen, dazu gehörte Muth.

Ich habe diesesmahl ein Recht zum Pralen. Die Post ist im Begriff abzugehen, sonst geschähe es noch weit mehr. Ich kann Dir auch heute noch nicht recht schreiben. Auch an Lindner hab ich noch nicht geschrieben, es soll aber nächstens geschehen. Cotta hat mir sehr liberale Vorschläge gemacht. Indessen, ich gehe in nichts ein und will ihm auch nicht früher antworten, bis ich mich in Hamburg mit Dir darüber besprochen. — Für Campen will ich wieder ein gutes Buch liefern, ich will wieder mein Möglichstes thun, und denke, er

wird es auch. Noch immer wurmt es mich, daß er mir für den zweiten Theil nicht unbedingt das Verlangte gegeben. Obschon ich in London 210 £ ausgegeben, so ist jene Bagatelle mir dennoch verdrießlicher, wenn ich an sie denke. — England hat mich in finanzieller Hinsicht zu Grunde gerichtet. Dennoch will ich es nicht wie Walter Scott machen, und ein schlechtes Buch, aber lukratives, schreiben. Ich bin der Ritter vom heiligen Geist.

Wenn Du an Christiani wissen läßt, daß ich hier bin, so merkt er vielleicht meine Mystificazion. Ich hab ihn nemlich fragen lassen, ob ich in Lüneburg nichts vom hannöv. Adel, den ich in Norderney verletzt, zu befürchten habe. — Ich bleibe wohl vier Wochen hier, und unter der alten Addresse kannst Du mir Briefe und, wenn Du willst, Bücher zukommen lassen. Ja, es wäre hübsch, wenn mir Campe etwas zum Lesen herschicken wollte. Grüß ihn herzlich. Sag ihm, er hab nicht im mindesten Ursache, über mich unzufrieden zu seyn. —

Dich, lieber Merckel, will ich noch nicht loben, in Hinsicht der Lesefrüchte, bis ich jenen Aufsatz gelesen. Humoristische Kritik ist immer verdächtig. Wenigstens setzt sich der Kritiker dadurch in gleichen Rang mit dem Autor.

Grüß mir meinen Bruder, wenn Du ihn siehst. Grüß mir Zimmermann, recht liebevoll und herzlich.

Ich hab in Holland viel Spaß gehabt. Doch eilte ich sehr, um hierher zu kommen und die Badezeit nicht zu versäumen.

Dein bald Brief von Dir erwartender Freund

H. Heine,
Doctor juris, auf Norderney.

[Daran gefügt von Merckels Hand (auf der 3. Seite des Briefes) Worte Immermanns unterm 6. August 1827 an Heine: „Nun, Lieber, werden Sie nur in dem kastendunkeln London nicht ganz und gar zum Spleen-Mann. Obgleich das Leben nicht viel taugt, so muß man es doch lieben, wie man ja so manche Schöne liebt, die auch nicht viel taugt."]

173. An FRIEDRICH MERCKEL.

Wangeroge, den 11. September 1827.

Lieber Merckel!

Einliegenden Brief an Christiani versiegle und schick gleich auf die Post. Ich schick ihn Dir, damit ich dessen Inhalt nicht zu wiederholen brauche. Du siehst, ich blieb nicht in Norderney, ich habe dort Ordre hinterlassen, etwa nachkommende Briefe mir hierher zu schicken, und da ich sie noch nicht erhalten, so lasse ich hier, von wo ich in vier Tagen abreise, ebenfalls Ordre, sie rückzuschicken, nemlich per Addresse Hoffmann & Campe. Ich werde daher vielleicht nichts von Dir erfahren, bis ich in Hamburg Dich wiedersehe. Da dieses nun so bald, gewiß in vierzehn Tagen, geschehen wird, so will ich auch nichts schreiben. In Norderney habe ich mich wie ein Held gezeigt. Hab ich mich etwa vor meiner Abreise von Hamburg etwas furchtsam erwiesen, so hab ich jetzt alles reichlich gutgemacht. Sage niemandem, daß ich komme. — Ich langweile mich hier erschrecklich, bin ganz allein. — Grüß Campe; vertröste ihn mit allem bis meine Rückkunft. Mit meiner Gesundheit steht es besser. Ich will diesen Winter viel schreiben. Das Material häuft sich in mir. Leb wohl, die Post geht ab.

Dein Dich liebender

H. Heine.

Freund Zimmermann grüß mir; ich werde wohl ihn über Goethe reden hören. Laß ihn nicht Goethes dritten und vierten Theil der neuen Ausgabe lesen; der Enthousiasmus wird abgekühlt. — Die Fortsetzung zum Faust, „Helena", ist darin das beste.

174. An RUDOLF CHRISTIANI.

[Von fremder Hand: Accept d. 20. Sept. 1827.]

— Fraun, gewöhnt an Männerliebe,
Wählerinnen sind sie nicht,
Aber Kennerinnen.

Und wie goldlockigen Hirten,
Vielleicht schwarzborstigen Faunen,
Wie es bringt die Gelegnheit,
Über die schwellenden Glieder
Voll ertheilen sie gleiches Recht.

— — — —
— — — —

Darf man solche Obscönitäten drucken lassen? Meint Göthe etwa, wir verständen ihn nicht? oder hat derjenige, der das Schmutzige am reinsten und fast in Göttersprache aussprechen kann, mehr Recht zu solchen Aussprechen als wir Plumperen, die wir vom Kothe nicht reden können, ohne daß auch Koth an den Worten klebe? — Außer jener Stelle giebt es im 3ten und 4ten Theil der neuen Ausg. noch manche andre, die ich verstehe. — Im Grunde ist es Gutmüthigk[eit] vom alten Herrn, daß er in seinen Büchern uns auch immer einige Zeilen giebt, die wir verstehen können. Was aber die ganze-klassisch-romantische-Helena soll, versteh ich nicht. Es ist vielleicht ein großherzogl. Weimarsches Staatsgeheimniß — allso von keiner großen politischen Wichtigkeit. Den „Euphorion“ könnte man als die romantische Poesie selbst ausdeuten — er wird gezeugt von dem Göthe-Faust und der antiken helenischen Helene. — Ja! ja! Hätte er uns nicht verrathen und verkauft, und die Schule stände noch in wogender Blüthe — 20,000 Schleglianer, 20,000 Glöckner der romantischen Minne würden geharnischt auftreten und in Sonetten und Kritiken beweisen, daß Göthes klassisch romantische Helena ein Meisterstück sey! Jetzt aber wird es über letzteres sehr seufzend still hergehn und im Nothfall versichert man, es sey nicht ganz schlecht.

Und hätte Er noch die alte Karfunkel-Garde, das blaue Blumenregiment, die Wünschelhusaren — wie viel göttlichen Unsinn hätte Göthe in jenem Gedichte anbringen können, er hätte sich in seinen alten Tagen, schwelgend in geistreichem Wahnsinn, noch etwas zu Gute thun können — Aber er merkte wohl, daß ihm der alte Hinterhalt fehlte und hielt sich zumeist an die Antikenform.

Der Anfang ist schön, man glaubt, den alten Tragödien Pathos zu hören — aber er geht allmählig über in einen Schikanederschen Operntext. —

Göthe ist ein großer Dichter — Was mich betrifft, so lebe ich in diesem Augenblick ganz allein auf der Insel Wangeroge und bade. 14 Tage habe ich auf Norderney zugebracht, aus Übermuth ging ich hin, lebte recht behaglich unter meinen Feinden — hannövrisches Gesindel ist zu lumpig, sich mir persönlich entgegen zu stellen und vermag nur einen unwissenden Pöbel aufzuhetzen. Ein Freund, Ihr Dirxen warnte mich ernstlich abzureisen. Der Assessor Strülker*), der sonst in Lüneburg war, und den ich in Norderney kennen und lieben lernte, warnte mich ebenfalls sehr dringend, und nur solch dringenden Anrathen, verbunden mit meiner eignen Furchtsamkeit, bewegte mich, mich fortzubewegen. — Spaß bey Seite, es ist kein Spaß, auf wüster Insel von einem vernunftlosen, erbitteren Barbarengesindel umgeben zu seyn. Man hat den Weibern dort gesagt, ich hätte sie als gar zu häßlich geschildert, diese waren mit einigem Rechte aufgebracht — und das Schicksal des Orpheus stand zu befürchten. Meine Harfe, d. h. mein Koffer mit meinen Manuscripten, wäre nach Hamburg geschwommen.

Ich denke in 8 Tagen Trazim zu verlassen und nach Hamburg zu segeln.

England ist ein hübsches Land, und wenn wir mahl wieder zusammen kommen, will ich Dir davon erzählen, bis dahin liebe mich, und laß Dir nie weiß ma[che]n, daß ich den hanöv. Adel sonderlich scheue.

Dein Urfreund
H. Heine.

Heut Nacht, im Traum, unglücklicherweis,
Thät ich an der schmutzigsten Magd mich laben,
Und ich konnte doch für denselben Preis
Die allerschönste Prinzessinn haben.

---

*) Nicht deutlich lesbar; vielleicht „Strühker“.

Das ist die jüngste Begebenheit
Laß meinen Eltern wissen, daß
ich noch lebe.

Adresse: Sr. Wohlgeboren d. Herrn Rudolph Christiani
Doctor Juris Advocat etc
in Lüneburg.

[Poststempel: Hamburg, 19. Sept. 27.

Darunter von anderer Hand: Empfangen und befördert d. 19. Sept. 1827 durch F. M. in Hbg.]

175. An VARNHAGEN VON ENSE.

[Hamburg, d. 26. September 1827.]

Kann Ich nach Berlin kommen?

Ihr in diesem Fall bald anlangender
H. Heine.

Addresse: H. H. per Addr.
Hoffmann & Campe in Hamburg.

176. An VARNHAGEN VON ENSE.

Hamburg, d. 19. October 1827.

Dank! lieben Dank! für die schnelle Beantwortung meiner bedenklich kurzen Frage. Ich bin noch in diesem Augenblick zu sehr gehetzt, als daß ich einen ordentlichen Brief schreiben könnte. In vierzehn Tagen aber werde ich schreiben. Professor Dirxen wird Ihnen, lieber Varnhagen, erzählt haben, daß ich wieder in Norderney war. Meine Frage wegen Berlin kam daher nicht aus Aengstlichkeit. Ich war, nachdem ich Frau von Varnhagens Responsum erhalten, schon im Begriff zu Ihnen zu reisen, alle Verfügungen dazu waren schon getroffen, als ich einen Brief aus München erhielt, der mich kurz bestimmte, dorthin zu reisen. Schon längst hatte man mich hingewünscht. Jetzt verspricht man mir Holland und Brabant. Auf jeden Fall finde ich dort Ruhe, das ist mir jetzt die Hauptsache. Januar 1828 erscheinen die „politischen

Annalen" in München unter der Redakzion Ihres Freundes Heine und des Dr. Lindner. Dieses wird den Leuten das erste Zeichen seyn, was es bedeutet, daß ich in München bin. Ueber diesen Punkt nächstens mehr. Ich habe diese Redakzion angenommen, weil ich überzeugt war, Sie sind nicht bloß damit zufrieden, sondern auch darüber erfreut. Die Tendenz sehen Sie wohl voraus. — In einigen Tagen reise ich nach München; unterwegs schreibe ich Ihnen.

Sie, lieber Varnhagen, sind der einzige Mensch auf der Welt, auf dessen Verschwiegenheit ich bauen kann. Daher sollen Sie mir sogar in meinen dürresten Privatnöthen behülflich seyn. Alle meine andren Freunde sind Schwätzer. Ich muß Sie belästigen. Sie werden nemlich nächstens von den Herren Treutel & Würtz, Treutel jun. & Richter in London einen Brief erhalten, worin diese Herren Ihnen für mich eine Summe von zirka achthundert Thalern überschicken. Diese Summe haben Sie die Güte für mich einzukassiren und bis zu näherer Verfügung mir aufzubewahren. Sie dürfen aber bey Leibe niemandem sagen, daß ich solchermaßen Geld erhalten habe und besitze. Ich habe mancherley Schulden in diesem irdischen Jammerthal und bis jetzt keine fixe Einnahme. Die Verfolgungen, die ich erleide, sind bedenklich, und es ist nöthig, daß ich zu jeder Zeit mit Reisegeld versehen sey. Was ich bey mir habe, pflege ich gewöhnlich zu verschleudern; und so wäre es gut, denk ich, wenn Sie mir immer einen kleinen Zehrpfennig aufbewahrten. Nur Verschwiegenheit! —

Den 8. August, am Todestage Cannings, hab' ich London verlassen; große geistige Ausbeute. Das Leben dort ist zu groß und zu theuer. Ich hatte mich bis an den Hals in Abentheuer versenkt, hatte durch Malheur und Dummheit über 300 Gunieen eingebüßt, und bin froh, daß ich wieder heraus bin. Die Weiber sind dort schön und die Männer groß und großmüthig. —

Von meiner ersten Reisestazion aus will ich Ihnen schreiben und anzeigen, wo mich Ihre Antwort treffen kann. Ich denke nemlich ganz gewiß, daß Sie mir über mein neues Re-

dakzionsgeschäft manchen Verhaltungsbefehl geben werden. Sagen Sie mir, an wen ich zum Mitarbeiter mich wenden soll. Wollen Sie selbst die Hand im Spiel haben, so soll es niemand erfahren. Ich will alles selbst vertreten. Was ich Ihnen in Betreff unserer Intimen vorschlug, als ich den 2. Band der „Reisebilder" schrieb, gilt hier bey den „Annalen" im vollen Maße. Critik englischer und deutscher Literatur, aus dem Standpunkt der Politik, soll ein leading article werden. Wie viel das Honorar für Aufsätze in den Annalen beträgt, weiß ich selbst in diesem Augenblick noch nicht bestimmt; doch ist es auf keinen Fall unbedeutend. — Das „Buch der Lieder" für Frau von Varnhagen wird wohl richtig angelangt seyn. — Es ist nichts als eine tugendhafte Ausgabe meiner Gedichte. Die 2. Auflage der „Reisebilder" habe ich meinem Verleger schon verkauft, und ich denke daher, sie wird bald erscheinen. Der 3. Band der „Reisebilder" soll erscheinen — sobald ich ihn geschrieben habe. Noch bin ich jung, noch hab' ich keine hungernde Frau und Kinder — ich werde daher noch frey sprechen. Frau v. Varnhagen soll zufrieden seyn. Ich möchte der lieben Freundin einen langen Brief schreiben, lang wie die Welt, weitschweifig und unerträglich wie mein eigenes Leben. Aber — ich bin im Begriff, diesen Morgen eine Frau zu besuchen, die ich in 11 Jahren nicht gesehen habe, und der man nachsagt, ich sey einst verliebt in sie gewesen. Sie heißt Me Friedländer aus Königsberg, so zu sagen eine Cousine von mir. Den Gatten ihrer Wahl hab' ich schon gestern gesehen, zum Vorgeschmack. Die gute Frau hat sich sehr geeilt und ist gestern just an dem Tage angelangt, wo auch die neue Ausgabe meiner „jungen Leiden" von Hoffmann & Campe ausgegeben worden ist. — Die Welt ist dumm und fade und unerquicklich und riecht nach vertrockneten Veilchen.

Ich aber bin Herausgeber der „Politischen Annalen"; außerdem bin ich fest überzeugt, daß die Esel, wenn sie unter sich sind und sich ausschimpfen wollen, so schimpfen sie sich „Mensch".

Aergert dich dein Auge, so reiß es aus; ärgert dich deine

Hand, so hau sie ab; ärgert dich deine Zunge, so schneide sie ab, und ärgert dich deine Vernunft, so werde katholisch.

Im neuen Bedlam in London habe ich einen wahnsinnigen Politiker gesprochen, der mir geheimnißvoll vertraut hat, der liebe Gott sey eigentlich ein russischer Spion. — Der Kerl soll Mitarbeiter werden bey meinen „Politischen Annalen".

Der Redakteur
H. Heine.

177. An MOSES MOSER.

Hamburg den 19. Oct. 1827.

Lieber Moser!

Wenn Du mir auch nicht einen langen Brief schreiben willst, so schreib mir doch wenigstens so bald als möglich, ob Du meinen Brief nebst der darin enthaltenen Anweisung von 22 Louisd'or auf Gebr. Veit (ausgestellt von B. A. Goldschmidt & Co.) von London aus erhalten hast. — Ich bin im Begriff, Hamburg zu verlassen, und erwarte Deinen Brief unter Addresse von S. Heine in Lüneburg. Schreib mir nur gleich, und wenn es auch nur mit einer Zeile ist. Dein Stillschweigen und meine Nachlässigkeit ist mir plötzlich gar zu beunruhigend aufs Herz gefallen.

Dein Freund
H. Heine.

(Ich bin im Begriff, nach München zu reisen. Von dort aus oder noch auf der Reise will ich Dir interessante Dinge schreiben.)

178. An MOSES MOSER.

Lüneburg den 30. Oct. 1827.

Lieber Moser!

Ich reise diesen Abend weiter, muß noch packen, daher wenig Worte. Von Cassel aus will ich Dir auf Deinen lieben Brief ordentlich antworten. Ich reise nach München, wo mir

viel versprochen worden und, was noch besser ist, bereits garantirt ist. Meine Gesundheit, die wieder rückgängig, erlaubt mir keine große Thätigkeit. Schrecklich, daß ich trotzdem, in bitterer Jahreszeit, reisen muß. Was die äußeren Zeichen meines Lebens in München seyn werden, sind die von 1828 an dort erscheinenden „allgemeinen politischen Annalen", die in regenerirter Gestalt unter meiner Redakzion erscheinen sollen. Ich wünsche, daß dieses wichtige, gar vornehm diplomatische Journal auch von Dir mit geeigneten Aufsätzen unterstützt werden möge. Bestimme Dir eine fortlaufende Rubrik, worunter Du Deine Bemerkungen über Zeit und Bücher mittheilst. Geh gleich an die Arbeit, damit ich, wenn auch nur ein paar Blätter, für das Januarheft von Dir erhalte. Die Hoffnung geht mir auf, daß jetzt endlich Dir etwas Druckliches entlockt wird. Auf Verschwiegenheit kannst Du rechnen. Sag' Gans nichts. Daß ich dem Aristokratenknecht Göthe mißfalle, ist natürlich. Sein Tadel ist ehrend, seitdem er alles Schwächliche lobt. Er fürchtet die anwachsenden Titanen. Er ist jetzt ein schwacher abgelebter Gott, den es verdrießt, daß er nichts mehr erschaffen kann. Raumer kann bezeugen, daß ich ihn schon vor drey Jahren nicht mehr geliebt und jetzt nicht durch Deinen letzten Brief bestochen worden.

Das „Buch der Lieder" ist nichts als eine Gesammtausgabe meiner bekannten Gedichte. Durch Buchhändlergelegenheit hab' ich das Buch schon an Dich von Hamburg aus abgeschickt. Es ist wunderschön ausgerüstet und wird wie ein harmloses Kauffarteyschiff unter dem Schutze des 2ten Reisebilderbandes ruhig ins Meer der Vergessenheit hinabsegeln. Daß letzteres Buch ein Kriegsschiff ist, das allzuviel Kanonen an Bord führt, hat der Welt erschrecklich mißfallen. Der 3. Band soll noch fürchterlicher ausgerüstet werden, das Kaliber der Kanonen soll noch größer ausfallen, und ich habe schon ein ganz neues Pulver dazu erfunden. Soll nicht soviel Ballast wie der zweyte Band führen. —

Da Du die 5 Lousid'or noch nicht an Sethe besorgt hast, so wünsche ich, daß Du für diese und für die 4 Louisd'or,

die ich bey Dir zu gut habe, d. h. also für 9 Louisd'or mir ein Wechselchen auf Frankfurt a. M. kaufst und mir solches so bald als möglich nach Cassel nachschickst. Du addressirst Deinen Brief an H. H. Dr. jur. poste restante in Cassel (Hessen). Da ich einige Tage dort bleibe, so hoffe ich, Deinen Brief zu finden. Solltest Du die 5 Louisd'or schon nach meiner Ordre an Sethe befördert haben, so mußt Du mir diese 5 Louisd'or auf 4 Wochen wieder borgen. Ich fürchte nemlich, mit meinem Reisegelde nicht auszukommen, und erst bey meiner Ankunft in München kann ich Gelder haben. Ich weiß, Du hilfst mir gern, und daher belästige ich Dich. In 4 Wochen, auf Ehrenwort, erhältst Du die 5 Louisd'or zurück, im Fall Du sie mir oberwähntermaßen leihest. Gott Lob, daß meine Finanzen in besseren Zustand jetzt kommen; nur das Disponiren verstehe ich noch nicht.

Lebe wohl, grüße mir die Freunde und unterstütze mich für die Annalen. Ich bin, so lang ich lebe, Dein unwandelbarer

H. Heine.

179. An VARNHAGEN VON ENSE.

Lüneburg, d. 30. October 1827.

Lieber Herr von Varnhagen!

Wenn der Inhalt meines letzten Briefes nicht mit Ihren jetzigen Bestrebungen collidirt, so wird wohl unser Briefwechsel einigermaßen lebhaft werden. Kürze wird dann auf jeder Seite verzeihlich. Nach solcher Bevorwortung darf ich Sie wohl kurzweg bitten: mir so bald als möglich per Addr. H. H., Dr. jur., Poste restante in Cassel (Hessen) anzuzeigen, ob Treutel & Würz Ihnen für mich die besagte Rimesse gemacht haben?

Ich bin im Begriff, von hier abzureisen (ich traue den Hannoveranern nicht sonderlich), und werde in Cassel einige Tage verweilen. Ueber Francfurt a. M. reise ich nach München. — Meine Gesundheit verschlimmert sich wieder. — Sonnabend erst verließ ich Hamburg, mich plötzlich los-

reißend aus spaßhaften Verhältnissen. Es heißt dort, ich sey in die Schauspielerin Peche verliebt, sterbensverliebt. Zwey Leute wissen, daß es nicht der Fall seyn kann — Ich und Frau von Varnhagen. Frau von Varnhagen küsse ich die Hände; ich wollt, ich könnt es mündlich thun. — Ach Gott! nun könnt ich so leicht über Carlsruhe reisen, und jetzt sind Roberts in Berlin. — Man will dort wissen, Wolfgang Goethe spräche mißfällig von mir; das würde Frau von Varnhagen leid thun. — Ich werde es mit den Aristokraten noch mehr verderben. Wolfgang Goethe mag immerhin das Völkerrecht der Geister verletzen; er kann doch nicht verhindern, daß sein großer Name einst gar oft zusammen genannt wird mit dem Namen

H. Heine.

180. An FRIEDRICH MERCKEL.

Cassel, den 7. November 1827.

Liebster Merckel!

Du begreifst wohl, warum ich Dich vor meiner Abreise nicht nochmals aufsuchte. Nächst dem leidigen Abschiednehmen fürchtete ich Deine Ueberredung zum Dortbleiben. — Der Stern von Sevilla hätte mein Unstern werden können.

Vier Tage blieb ich in Lüneburg. In Göttingen besuchte ich den Hofrath Sartorius. Hier bin ich seit Sonntag Nacht, schlecht gestimmt. Mitte dieses Monaths denke ich in München anzulangen und bey Lindner einen Brief von Dir vorzufinden. — Grüß mir Zimmermann recht liebherzlich. — Grüß mir Campen.

Es ist ein niederträchtig Wetter, und ich hab ehrlich die schönste Jahrzeit verstreichen lassen. Herbstnebel, dürre Bäume, frierende Gesichter, nasse Wege, und ein liebemüder Mensch, der sich zufällig nennt

H. Heine.

181. An JEANETTE WOHL.

(In ein Exemplar des „Buchs der Lieder", Hamburg, 1827.)

Madam Wohl zum freundlichen Andenken an den abreisenden Verfasser.

Frankfurt, 15. November 1807.

182. An VARNHAGEN VON ENSE.

Endlich München, ungefähr den 28. November 1827.

Lieber Herr von Varnhagen!

Ihren gütigen Brief post rest. Cassel, habe ich dort richtig erhalten und danke für schnelle Beantwortung meiner Anfrage. Ich muß dieselbe, nemlich ob Treutel & Würtz nichts geschickt haben, nochmals wiederholen und wieder um schleunige Antwort, und sey es auch nur durch eine einzige Zeile, dringend bitten. Ach Gott! man kann sich so wenig auf Menschen verlassen, und die Saumseeligkeit jener londoner Herren ist mir wieder ein Beweis, wie sehr man sich decken muß. — Hier bin ich vor einige Tage angekommen. Cotta, der einen Tag länger hier geblieben ist, um mich zu erwarten, ist bereits nach Stuttgart zurückgereist. Seine Frau ist eine liebenswürdige Dame, sie liest mit Vergnügen meine Verse, und ich gefalle ihr auch persönlich. In sechs Wochen indessen werden Cottas wieder hier seyn. — Es sieht hier so aus, wie ich es erwartete, nemlich herzlich schlecht. Die Leute sind besorgt, daß es mir nicht gefalle, und wissen nicht, daß ich eigentlich nur ein stilles Zimmer in dieser Welt suche. Ich will mich in mich selbst zurückziehen und viel schreiben. Wenn das Clima mir nicht zusagt, so packe ich den Coffer. Drum will ich mich auch auf nichts Festes einlassen. Cotta will mich an sein Ausland anspannen. Prosit! Die Annalen sollen mir auch wenig Mühe machen, und um Bewerbungsvisiten zu machen, bin ich zu sehr herz- und kopfkrank. Cotta hat mir 2000 Fl. jährlich angeboten; aber ich habe die Sache

anders gestellt. Ich will alles erst ruhig betrachten. — In Dr. Lindner habe ich einen guten, zuthulichen Mann gefunden, mit dem ich gut umkomme. — Ich sehne mich nach einem Lande, das noch nicht entdeckt ist. Manchmal auch nach Berlin. Besonders wenn ich Brief von Ihnen erhalte und von Frau von Varnhagen sprechen höre. Mit Verwunderung höre ich, daß wir ausgezogen sind; ich habe noch immer geglaubt, mein Vaterland sey Französische Straße Nr. 20. — Ich will an den König von Preußen schreiben, daß er mir, wenn Förster stirbt, die Hofdemagogenstelle geben soll. —

Der König von Bayern soll den Görres schlecht empfangen haben. Oken hat wieder fort wollen; da verstand man sich, ihm einen fixen Gehalt zu geben. Der größte Dichter der Welt ist Eduard Schenk. —

In Cassel war ich acht Tage. Jakob Grimm, dem ich zu gefallen scheine (mirabile!), arbeitet an der Geschichte des deutschen Rechts! Ludwig Grimm hat mich gezeichnet; ein langes deutsches Gesicht, die Augen sehnsuchtvoll gen Himmel gerichtet. — In Francfurt habe ich drey Tage mit Börne zusammengelebt. Sprachen viel von Frau von Varnhagen. Er ist beschäftigt, seine einzelnen Aufsätze in drey Bände zu sammeln. Der erste enthält Theater. Ich hätte nie geglaubt, daß Börne so viel von mir hielte; wir waren inséparable bis zum Augenblick, wo er mich zur Post brachte. Hiernächst sah ich auf der ganzen Reise niemand, außer Menzel in Studtgard. Die edlen Sänger dort hab ich nicht gesehn. Menzels Buch über Literatur hat viel Schönes. Die Stellen über Goethe habe ich nicht ohne Schmerzen lesen können. Ich möchte sie für keinen Preis geschrieben haben. Wo denken Sie hin, lieber Varnhagen, Ich, Ich gegen Goethe schreiben! Wenn die Sterne am Himmel mir feindlich werden, darf ich sie deßhalb schon für bloße Irrlichter erklären? Ueberhaupt ist es Dummheit, gegen Männer zu sprechen, die wirklich groß sind, selbst wenn man Wahres sagen könnte. Der jetzige Gegensatz der Goethischen Denkweise, nemlich die deutsche Nazionalbeschränktheit und der seichte Pietismus, sind mir ja am fatalsten. Deßhalb muß ich bey dem großen Heiden aushalten,



Heinrich Heine.
Nach einer Radierung von Ludwig Emil Grimm, 1827.

quand même — wahrscheinlich lasse ich im dritten Theil der Reisebilder wieder eine Batterie gegen das Pustkuchenthum losfeuren. Gehöre ich auch zu den Unzufriedenen, so werde ich doch nie zu den Rebellen übergehen.

Leben Sie wohl, antworten Sie mir, so bald als nur möglich, leisten Sie mir etwas Nachschub bey den Annalen, und wenn Sie mit Frau von Varnhagen von mir sprechen, so sagen Sie nur Gutes. — An Roberts viele Grüße. Danksagung für Ludwig Roberts Recension meiner Reisebilder im Literaturblatt. Es soll viel Ironie drin seyn, sagt man. In Hamburg glaubte man steif und fest, sie sey von mir selbst. — Ich wußte vor Erstaunen mich nicht zu fassen, als ich hörte, daß die Rec. der Uechtritzischen [1—2 Worte abgerissen] Lit. Bl. von Robert sey. Was helfen meine Peitschenhiebe, wenn die Freunde den freyherrlichen Rücken gleich mit heilender Wundsalbe einreiben.

In ergebener Freundschaft

H. Heine.

per Addresse der Literarisch Artistischen Anstalt
der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München.

Adresse: Sr Hochwohlgeboren Herrn
Geh. Legazionsrath A. Varnhagen
von Ense.
Mauerstraße No 36
in
franco — Berlin

183. An LUDWIG BÖRNE und JEANETTE WOHL.

(In ein Exemplar der „Reisebilder", Hamburg, 1826.)

[Wohl München, Ende November 1827.]

Anbey ein dummes Buch. Es ist nicht viel Gemüth drin; denn mein Herz ist immer bey Euch.

Euer Heine.

184. An JULIUS CAMPE.

München d 1 Dec 1827.

Lieber Campe!

Um Gotteswillen, lieber Campe! wie konnten Sie einem so unzuverlässigen Menschen wie Witt einen Brief für mich anvertrauen. Wußten Sie denn nicht, daß ich, außer Wein und Theater, keine Berührungspunkte mit Witt haben kann und will? Ich habe Ihren Brief nicht erhalten. Sorgen Sie, daß er in keine unrechte Hände komme. Meine Addresse ist hier, H. H. Dr. jur. abzugeben in der Literarisch Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung in München.

Vor einigen Tagen bin ich hier angelangt, halb todt. Ich bin langsam gereist, überall, in Cassel, Ffurt, Heidelberg und Studtgart mich aufhaltend. Ich bin so krank, daß ich bis jetzt fast immer das Zimmer gehütet. Cotta, der mich hier erwartete, und gleich nach Studtgardt abreiste, sowie der Dr. Lindner und andre, womit ich hier zusammenstehe, haben mir sehr gut gefallen. Alle Verhältnisse zu meiner Zufriedenheit regulirt. Ich mag nun ein Amt nehmen oder nicht nehmen, für mein Lebensbedürfniß ist gesorgt. Ich brauch nicht mahl zu schreiben, wo ich nicht will. Die Annalen redigire ich mit Dr. Lindner. So wie ich auch einige Hauptartikel des Auslands redigire. Seyn Sie ohne Sorge, Campe, der dritte R. B.-Band leidet nicht darunter, und ihm sollen meine besten Stunden gewidmet seyn. Wären nicht dergl Rücksichten gewesen, so hätte ich micht vielleicht beschwätzen lassen, das Morgenblatt, dessen Redakteur eben gestorben, oder die Hauptredakzion des Auslandes zu übernehmen und dabey sehr, sehr viel Geld zu verdienen. Aber ich will frey seyn, und wenn das Clima wirklich so fürchterlich ist, wie man mir droht, will ich nicht gefesselt seyn; finde ich meine Gesundheit gefährdet, so packe ich meinen Koffer und reise nach Italien. Ich werde nirgends verhungern, an Ehrenbezeugungen &c. liegt mir wenig, und ich will am Leben bleiben. Ueberall, auf meiner Reise, fand ich die Reisebilder en vogue, über[all] enthousiasmus, Klage

und Staunen, und ich hätte wirklich nicht geglaubt, schon so berühmt zu seyn. Das hab ich zwey Menschen zu verdanken: dem H. Heine und dem Julius Campe. Die beiden sollen auch zusammen halten. Ich wenigstens werde so leicht nicht aus Verbesserungssucht und Gewinnsucht mich umändern. Ich denke, wir werden alt zusammen werden und uns immer verstehn. Nehmen Sie jetzt, wo ich doch unabhängiger als früher situirt bin, meine Versicherung unwandelbarer Gesinnung. Ich bin jetzt mit Ihnen zufrieden — doch ich schreibe heut confus, ich wollte eigentlich sagen, daß ich eben jetzt, wo ich berühmt geworden, das Schicksal deutscher Schriftsteller befürchte, nemlich frühes Hinsterben. Im Ernst, theurer Campe, ich bin sehr krank.

Mein Bruder, Gustav Heine, präsentirt Ihnen eine Anweisung auf zehn Louisd'or. Ich bitte Sie, bezahlen Sie sie, obgleich ich erst Ostern von Ihnen Geld bekommen sollte. Ich bin kaum angekommen und will nicht gleich Geld nehmen (besonders nicht, um nach Hamburg zu schicken), und doch hatte ich meinem Bruder mein Ehrenwort gegeben, ihm zehn Louis, die er mir bey meiner Abreise lieh, gleich zurückzubesorgen. Es ist zwar eine kleine Bitte, aber ich hoffe, daß Sie, obgleich es mein Bruder ist, mein Wort honoriren. Ich verlasse mich also darauf, und Sie sollen sich auch auf mich verlassen können. Sehe ich aber, daß ich mich geirrt habe, so ist es billig, daß ich auch [1 Zeile unleserlich gemacht] — Doch das sind überflüssige Worte, Sie wissen, wie ich denke, und ich weiß, wie die Welt sich herum dreht. — Im Grunde weiß ich gar nichts.

Ich bin heut ein krank altes Weib und schwatze.

Meinen Brief! Meinen Brief suchen Sie doch von Witt zurück zu erhalten. Oder schicken ihm meine Addresse zum Befördern desselben. — Ich höre von Merkeln, daß einer von Ihren beiden Hunde mein Buch der Lieder angebellt habe. Den Pastor sollen Sie behalten, er kuscht. Aber den Magister, der den Lebrun immer anwedelt und an Gubitz apportirt, sollen Sie zum Teufel jagen und auf keinen Fall auf meinem Papier mehr Plattdütsch pissen lassen. — Frank

in Studtgardt, ein unternehmendes Köpfchen, lobte Sie in Hinsicht der Auswahl Ihres Verlages. Ich seufzte und sagte ihm nicht, daß auch Sie einige niederträchtige Hunde halten, die Sie im Schranke verschlossen haben. Halten Sie sich deren, so viel Sie wollen, aber lassen Sie sie nie heraus. Wirklich, Campe, ich lege auch einigen Werth auf gute Gesellschaft. Leben Sie wohl, behalten Sie mich lieb, und seyn Sie meiner besten Gesinnungen versichert. Wenn ich kranker werde — ich scherze nicht — ordne ich meine Papiere und addressire sie an Sie für den Fall meines Absterbens. Dann geben Sie solche heraus, und das Honorar soll meine irdischen Schulden hienieden decken. Aber, theurer Freund, lassen Sie mich doch in meinem Erbbegräbnisse neben keinem todten Hunde ruhen.

H. Heine.

185. An FRIEDRICH MERCKEL.

München, d. 1. Dec. 1827.

Lieber Merckel!

Wenige Worte, denn ich schreibe Dir aus einem Abgrund von Misere. Ich bin nemlich bis auf den Tod krank. Ich hab alles hier nach Wunsch gefunden. Nur daß Cotta den geheimen Plan hatte, mich ganz an sein Ausland, eine Zeitschrift, die er auf Wunsch des Königs, um Gelehrte hierher zu ziehen, unternimmt, anspannen wollte. Prosit! ich hab ihm gesagt, daß ich noch für Hoffmann und Campe zwey Bücher schreiben müsse und nur leitenden Antheil an jenes Blatt nehmen könne. Indessen, genereuse wie er ist, hat er mir auf jeden Fall meinen Unterhalt zugesichert. Mein Leben hier kostet mir also nichts. Er reiste gleich ab, nachdem ich ihn sprach, und ich wollte nicht in der Willkommstunde gleich Geld fordern; daher muß Campe durchaus die im einliegenden Brief geforderte zehn Louisd'or bezahlen. Durch Gleichgeldfordern hätte mich auch gleich zu einem Aufsätzlein verpflichten müssen, das er gleich wünschte. Aber eben der „Reisebilder" wegen hab ich dergl. streng abgelehnt, und nun fühle ich es als billig, daß Campe auch für mich etwas sich genire, wenn

es auch der Fall ist, daß Buchhändler in diesem Monath kein Geld zu viel haben. Ich hab auf jeden Fall darauf gerechnet, und er muß. Sonst, thut er es nicht, werde ich auch so kein Narr seyn, und der „Reisebilder" wegen die glänzendsten Vortheile aufgeben. Ich darf mich auf keinen Fall so blamiren, daß Campe ein Ehrenwort von mir — auch unter Brüdern ist es gültig — nicht respektire. Ich bin doch neugierig zu wissen, ob ich Campe etwas werth bin oder nicht.

Entschuldige mein Gekritzel, ich bin sehr krank, und sehe ich, daß das Clima hier meinen Zustand verschlimmert, gehe ich nach Italien. Nächstens mehr; ich würde Dir heute noch nicht schreiben, wenn mir die Anweisung für meinen Bruder nicht am Herzen läge. Befördre daher die versiegelte Einlage und gebe ihr mündlich einigen Nachdruck. Lebe wohl und behalte mich lieb. Wenn ich nicht sterbe, so lebe ich noch lange und habe noch schöne Tage. Mit Lachen las ich, daß Du mich in Hinsicht der Peche sozusagen blamirst. Da ich nicht viel für sie thun kann, so erscheine ich ja ohnmächtig, wenn Du den Leuten weiß machst, daß ich so viel für sie thun wolle.

Dein Freund

H. Heine.

186. An JOHANNES WIT, genannt v. DÖRRING.

München d. 12 Dec. 1827.

Herr v. Dörring!

Ich höre, daß Campe Ihnen einen Brief für mich gegeben. Da Sie mich nicht mehr in Lüneburg trafen, so vermuthe ich, daß solcher noch in Ihrem Besitz ist, und ich bemerke Ihnen, daß alle Briefe mit der Ueberschrift: „an H. Heine, Dr. Jur., per Addresse der Literarisch Artistischen Kunstanstalt der I. G. Cottaschen Buchhandlung in München" ganz richtig an mich gelangen.

Ich hoffe, diese Zeilen treffen Sie in vollem Wohlseyn; was mich betrifft, so ruinirt mich das hiesige schlechte Clima, ich habe noch keine gesunde Stunde gehabt — doch meine Fi-

nanzen! — Mit Vergnügen erinnere ich mich schöner Stunden in Hamburg. Ich höre, Sie haben über die dortige Bühne eine piece geschrieben; ach, könnten Sie mir solche nicht schnell befördern? Es geht alles so schneckenlangsam durch den deutschen Buchhandel. Ihrem 2ten Th. der Lucubrazionen sehe ich mit Neugier entgegen. Man ist überall gegen Sie erbittert; manches Unheil, Ferdinand, habe ich von Ihrem Haupte abgewendet.*) Dummes Schimpfen des Pöbels unter den Liberalen mag Ihnen wenig schaden; doch ernste Indignazion der Würdigsten des Vaterlandes kann schwerlich nutzen. Meine Freunde hier, besonders mein Mitredakteur der politischen Annalen, haben Ihre Memoiren mit schmerzlicher Bewundrung gelesen. Ja, ich gestehe Ihnen, wenn Ihre Feder einer bessern Sache diente, würden alle einig seyn, daß Sie der beste politische Schriftsteller unserer Zeit in Deutschland sind. — Indessen schreiben Sie, was Sie wollen — trotz alles Zetergeschreys bin ich groß genug, mich zu nennen

Ihren Freund
H. Heine.

*) ich war in Frankfurt und Studtgart. [Anmerkung Heines.]

187. An CHRISTIANI.

München d. 15 Dec. 1827.

Liebster Genitiv von Christianus!

Die Ursache meiner schnellen Abreise von Lüneburg hast Du gewiß nicht begriffen. Es geschah nur, um Jemanden dort zu vermeiden. — Ich reiste über Hannover, Göttingen, Cassel, Francfurt u. Stuttgard. In Cassel lebte ich 8 Tage mit Straube, in alter Weise. Du warest oft der schöne Gegenstand unseres Gesprächs. Der Gegenstand des heutigen Briefs ist aber, Dich zu mahnen, den besprochenen Aufsatz für die Annalen zu liefern. Nochmals mein Ehrenwort der heiligsten Verschwiegenheit. Schreib mir gleich, ob ich ihn bestimmt bekomme

und wann. Einer Pro ist eingelaufen, aber ich schlage ihn unter, denn er ist zu gut. Da ich aber auf jeden Fall einen liefern muß, so habe ich mir einen schwachen Pro im einliegenden Briefe verschrieben. Ich bitte Dich, einliegenden Brief an Grüter zu versiegeln und ihm zuzustellen. Hast Du keine Lust, einen Contra H. Aufsatz zu schreiben, so mußt Du den Brief an Grüter durchaus abgeben; willst Du aber ganz bestimmt einen schreiben, dergestalt, daß ich ihn in 3 Wochen hier habe, so steht es in Deinem Belieben, ob Du den Brief an Grüter abgeben willst oder nicht; es erscheint alsdann gar kein pro oder ein pro, dessen Inhalt und Logik Du leicht voraus wissen kannst. Der pro wird alsdann gedruckt und der Contra gleich dahinter wie eine starke Ruthe, die auf einen weichen Arsch geräth. Meine Addresse ist: Dr. H. H. per Addresse der Literarisch Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung in München. Leb wohl, ich hab viel zu thun und schreib gleich — beides, Antwort und Aufsatz. Letzter braucht ja nicht so elaborirt zu seyn und nicht lang. —

Leb wohl

Dein Freund

H. Heine.

188. An MERCKEL.

München, Sylvesterabend 1827.

Ich wünsche Dir ein gutes neu Jahr, ein besseres, als das, welches im Begriff ist, abzurollen. Ich wollte, ich könnt mitrollen in das ewige Nichts, denn ich bin sehr krank und schlechter Laune. —

Du scheinst, wie ich aus meines Bruders Brief merke, durch mein kurzes Schreiben ungehalten zu seyn! Du solltest wissen, daß ich, der ich den nöthigsten und liebsten Freunden jahrlang nicht schreibe, nicht um Dich zu amüsiren lange Briefe anfertigen kann. Wahrlich, der Egoismus der Freundschaft ist unerträglicher, als der der Feindschaft. Ich kann keine lange Briefe schreiben. — —

Von Campe habe ich den Brief noch nicht erhalten, den er

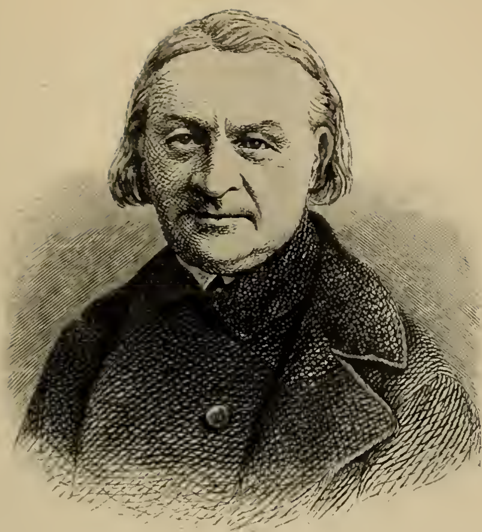
dem Witt mitgegeben haben will. Ich weiß wohl, was ich denke. — Willst Du Mord und Todtschlag verhindern, so geh zu Campe und sage ihm, daß er alle Briefe, die für mich bey ihm ankommen mögen, auf keinen Fall an meinen Bruder Gustav geben soll. Denk Dir, dieser, auf Dein Beyspiel sich berufend, hat die Impertinenz gehabt, Briefe, die ihm Campe für mich gegeben hat, zu erbrechen und mir — den Inhalt zu schreiben. Ich berste vor Wuth. Meinem Bruder, dem ich nicht die Geheimnisse meiner Katze, viel weniger die meiner Seele anvertraue! — Solche Briefe, wenn sie starkleibig sind, können mir ja per fahrende Post zugesandt werden.

Das Clima hier tödtet mich, sonst aber gefällt es mir gut. Bin gut bewahrt. Der König ein netter Mensch. Liest mit Theilnahme die politisch Annalen, wie er sagt. In 8 Tagen erscheint das erste Heft der Annalen, herausgegeben von Heine und Lindner. Es ist ein kleiner Aufsatz drin von mir über Freyheit und Gleichheit. Trotz meiner Krankheit muß ich der Art für die Annalen sorgen. Meine Finanzen sind zerrüttet, ich habe Schulden, will diesen Sommer wieder ins Bad, und wenn ich von Cotta, der reichlich für mich sorgt, so viel Geld nehme, muß ich auch etwas liefern. Drum soll in jedem Heft der Annalen wenigstens ein paar Blätter aus meiner Feder kommen.

Auch liegt viel Renomage zum Grund; ich zeige der Welt, daß ich etwas andres bin als unsre Sonnettirenden Almanachspoeten.

Lebe wohl, grüß mir Zimmermann aus voller Seele. Ich würde ihm einen langen, herzigen Brief schreiben, wenn ich nicht todtelend wäre durch das verdammte Clima. Herzensbrand bey völliger Ermattung des Kopfes. — Schreib mir einiges aus Zimmermanns Vorlesungen über Göthe. Ich würde täglich 48 Kreuzer (das ist hier viel Geld) drum geben, wenn ich ihn hören könnte. Leb wohl, wenn Du —

lach Dich todt! eben kömmt ein Freund und bemerkt mir, erst morgen sey Sylvesterabend! Und ich habe schon seit einer Stunde in den üblichen ernsten Jahresabschlußbetrachtungen gebrütet — und muß sie morgen nochmals wiederholen. Grüß



Wolfgang Menzel.

mir meinen Bruder, recht herzlich. Ich liebe ihn sehr, aber nicht als Briefbefördrer.

Dein Freund
H. Heine.

per Addresse der Literarisch Artistischen Anstalt
der J. G. Cottaschen Buchhandlung in München.

Adresse: Sr. Wohlgeboren Herrn
Friedrich Merkel
wohnt Nest Nr. 71
in
Hamburg.

[Poststempel: München, 30. December.]

189. An WOLFGANG MENZEL.

München, den 12. Januar 1828.

Lieber Menzel!

Wenn ich Ihre freundlichen Zeilen noch nicht beantwortet, so habe ich die beste Entschuldigung — nemlich, daß ich armer Schelm bis jetzt immer ernsthaft krank war. Das hiesige Clima tödtet mich.

Das Heft der Annalen, worinn Ihre Streckverse, ist eben erschienen, und anbey folgt das verlangte Honorar in einer Anweisung auf Cotta. Ihre historische Nachweisung über den Ursprung des Zopfes bey den Deutschen war mir allein schon 6 Louisd'or werth. Ihre Sendung war ächter Geistesextrakt. — Haben Sie Zeit, etwas neues für die Annalen zu schreiben, so sagen Sie mir vorher was? oder soll ich Ihnen selbst sagen, was ich wünsche? Wollen Sie nicht Münch oder Freunde in der Schweitz auffordern, etwas starkes, nicht schwärmerisch demagogisches, sondern ernst mahnendes, Freysinn weckendes und Freyheit beförderndes für die Annalen zu schreiben? Es kann sogar etwas Patriotisches seyn. 2 bis 3 Louisd'or, nöthigenfalls auch 4, für das gewöhnliche Honorar der Annalen. — Halten Sie mich für einen Windbeutel in Hinsicht meiner Versprechung, Ihre Literatur anzuzeigen, so irren Sie.

Gleich nach meiner Hierherkunft schrieb ich eine Anzeige für den Hamburgischen Correspondenten und schickte solche an Professor Zimmermann in Hamburg, um sie abdrucken zu lassen. Gott weiß, wie es kömmt, daß ich sie noch nicht abgedruckt finde. Diese Tage schreibe ich deßhalb an Zimmermann; nichts macht mich verdrießlicher als der Schein der Unzuverlässigkeit. — An den Gesellschafter hab ich noch nichts geschickt, aus guten Gründen, erst vor 8 Tagen konnte ich den ersten Theil (ich hatte bloß den 2ten gelesen) zu fassen bekommen. Jetzt beschäftigt das Buch sehr stark meinen kranken Kopf — es ist keine Uebertreibung, wenn ich es in der Anzeige für den Corresp[ondent] mit einem Meere verglich, einem Weltmeer, worinn die Sterne der Literatur sich spiegeln, versunkene Zeiten in der Tiefe ruhen und — kein Tropfen Wasser ist. — Im 3ten Theil der Reisebilder habe ich Gelegenheit, dies Buch würdig zu feyern. Nun denken Sie sich, wie herzlich ich lachen muste, als ich durch Cotta einliegenden Brief aus Maynz erhielt! Sie sehen auch, Sie haben Ihre Beyfüße in der Welt! Schon war ich im Begriff, dem Mainzer zu schreiben, er möge seine Critik an das Studtgarter Literaturblatt schicken. Aber ich darf Lindners und Cottas wegen, die um den Brief wissen, keine solche Perfidie begehen. Sagen Sie mir, wollen wir uns diese Rezension — sie muß göttlich werden — nicht kommen lassen? — Ja, ich will sie kommen lassen und Ihnen zuschicken, wenn Sie wollen, und vielleicht ergiebt sich ein göttlicher Spaß, wenn sie mit gehörigen Noten abgedruckt wird. — (Vielleicht schicke ich diese Maynzer Rezension Ihrer Frau, damit sie solche Geißel als eine Geißel Ihres Wohlbetragen und Ihrer guten Aufführung in Händen behalten. Meine herzliche Empfehlung an Ihre Frau, ich danke ihr für die mir erzeigte Gastfreundlichkeit.) — Trotzdem daß sich nach München kaum ein Echo des deutschen Parnaßlerms verliert, habe ich doch hier sogar viel über Ihr Buch vernommen. Es muß doch etwas Lerm in Deutschland machen. Einliegend folgt auch ein Papierschnitzel aus einem sehr wichtigen Briefe. — Sollte vielleicht Zimmermann, weil er jetzt Vorlesungen über Göthe hält, dem

Buch feind seyn? — Lindner hat den Witt im Ausland rezensirt, verflucht bitter. Lassen Sie im Liter. Blatt ihm nicht ganz das Fell über die Ohren ziehen. Er ist doch ein geistreicher Mensch, man mag sagen, was man will. Vielleicht weil alle so erbittert gegen ihn sind, fasse ich ihn auf als Erscheinung. Auch erinnere ich Sie, wenn Sie an mein Buch der Lieder mahl mit dem Rezensirmesser kommen, mich nicht zu skalpiren. Sind Sie noch gar nicht dran gekommen und haben keine Zeit, so würde Börne solche Arbeit gern übernehmen. — Was Ihre Anfrage in Betreff meiner Verhältnisse zu Cotta betrifft, so kann ich kurz andeuten, daß ich mich für all seine literarischen Institute intressiren soll, und ganz besonders mit Lindner die Redakzion der politischen Annalen zu führen habe. Dieser letzteren habe ich mich unterzogen, alles andere Redigiren u. dergl. habe ich abgelehnt. So auch das Mitredigiren des Auslandes, um das ich mich nur beyläufig bekümmere. Cotta hält viel auf mich, folgt mir, wo ich ihm rathe (ich gehöre zum literarischen Staatsrath) ich bin ganz mit ihm zufrieden und er wird immer Ursache haben, es mit mir zu seyn, da ich wenig verspreche und immer mein Versprechen halte. Ich halte ihn für einen sehr edlen Menschen, für wahrhaft liberal und daher werde ich mit ihm fertig. Auch Frau v. Cotta behandelte mich gütig. Mit meinen Mitbrillanten allhier stehe ich sehr gut, da alle sehen, daß ich mit ihren Wünschen und Bestrebungen nie collidire und keine Ansprüche geltend mache. Auch wegen meiner Krankheit bin ich ein Solitär unter diesen Brillanten, wenig Zusammenleben mit Kolb, Mebold, Hermes, obgleich sie mir sehr gut gefallen. Letzterer hat einen geweckten Kopf, verdient mehr Anerkennung, als er sie bisher gefunden, soll (?) aber sehr vorlaut seyn.

Das Leben hier ist sehr angenehm, und wenn Sie eine gute Brust haben und sonst das Klima zu vertragen glauben, rathe ich herzukommen. Kommen Sie wenigstens mahl zum Besuch. Kneipen Sie bey mir, ich kann Sie bey mir beherbergen, und seyn Sie mein Gastfreund in München wie ich der Ihrige in Studtgard.

Wenn einst unsre Nachkommen in einer literarischen Schlacht sich gegenüber treffen, tauschen Sie vielleicht die Rüstungen wie Glaucos und Diomedes und ich denke, mein Enkel wird dabey Profit machen.

Leben Sie wohl und bleiben mir gewogen. Meine Privataddresse ist H. H. Dr. Jur. wohnt im Rechbergischen Palais, auf der Hundskugel. Diese Tage nemlich ziehe ich in diese neue Wohnung; vor meiner jetzigen wird zuviel Holz gehackt — alle meine Perioden werden zerhackt.

Ich bin, lieber Freund und Zeitgenosse, Ihr

H. Heine.

Im 2ten Heft der Annalen erscheint von mir eine Rezension des Walter Scottschen Napoleon.

190. An JOHANNES WIT, genannt VON DÖRRING.

München d. 23. Januar 1827.
[verschrieben für: 1828]

Lieber Witt! ich eile, Ihren letzten Brief zu beantworten und Ihnen für die gesannten Broschüren herzlich zu danken. Sehr weh hat mirs gethan, daß Sie Zimmermann so barbarisch skalpirt, — doch ich habe mich dran gewöhnt, Sie selbst von Ihren Schriften zu trennen, und der Witt bleibt mir lieb, er mag schreiben was er will, sey es sogar gegen die lange Mahle.

Diesesmahl, nemlich bey Ihrer Absicht gegen Münster eine Lanze zu brechen, hat Ihr Thun meinen ganzen Beyfall, ein deutscher Fürst gehört auch zum deutschen Volke, und gar einer aus dem ältesten Heldenhause Deutschlands darf nicht von einem fremden Knechte verhöhnt werden, und wäre ich gesund und in besseren Umständen, so würde ich selbst mich für Braunschweig schlagen. Ich biete Ihnen aber die politischen Annalen an zum Seekundanten, und es wäre mir lieb, wenn sie mir so bald als möglich einen Auszug Ihrer Schrift gegen Münster hierherschicken wollen, damit ich solchen gleich abdrucken kann. Ihnen kostet ein solcher Auszug, da Sie das Ganze im Kopf haben, nur wenig Mühe, und Sie können leicht die glänzendsten Stellen so ausziehen,

daß sie wieder ein Ganzes und daher einen von Ihrer Originalschrift unabhängigen Aufsatz bilden. Seit Januar, wie Sie vielleicht wissen, stehen ich und Lindner auf dem Titelblatt der Annalen als Herausgeber, und da wäre es artig, wenn der Herzog v. Braunschweig uns nächstens ebenfals etwas senden möchte, nemlich für mich einen Orden und für Lindner ein Fäßchen Mumme. Merken Sie sich das.

Lindnern durfte ich nichts aus dem Inhalt Ihres Briefes mittheilen, denn ich habe ihn im Verdacht, der Verfasser jener Rezension Ihrer Memoiren zu seyn, die im Cottaschen Ausland steht und mir wahrhafte Schmerzen verursacht hat. Ich habe mich entschlossen, bey nächster Gelegenheit selbst in den Annalen über Sie zu sprechen, und das ist keine gringe Aufgabe. Wenn Sie mir also Materialien schicken wollen, so dürfen Sie eine gute Anwendung erwarten. Schicken Sie mir den Auszug Ihrer Münsterschen Schrift, so addressiren Sie solche an mich direkt, nemlich an Heinrich Heine, Dr. Jur., wohnt im Rechbergschen Palais auf der Hundskugel. Finden Sie es angemessen, so schreiben Sie zu jenem Auszuge noch eine Einleitung in Form eines Briefes an mich, worinn Sie mich decken [gegen jeden Verdacht, als hegten wir gleiche Gesinnungen — durchgestrichen] und von mir Unpartheylichkeit erwarten, daß ich auch entgegengesetzte Gesinnungen ehren werde [oder wollen Sie mir selbst die Abfassung einer solchen Einleitung überlassen? durchgestrichen]. Ich habe jemanden, der es gern thut, beauftragt für Münster zum Behuf der Annalen etwas zu schreiben. Sie sehen also, ich stelle mich unparteyisch, nur meine Noten zum Texte (but for my illustrations). [Erhalte ich jene Abhandlung für Münster, so will ich Ihnen solche schicken, unter dem Siegel heiligster Verschwiegenheit — durchgestrichen].

Was Jhre persönliche Stellung betrifft, so erfüllt mich solche mit großen Besorgnissen. Im schlimmsten Fall ist München ein sicherer Zufluchtsort; es ist hier nichts zu holen, aber man lebt sicher. Sie müssen am besten wissen, wo Ihre Feinde steken.

Ihre Schrift gegen das Theater ist wunderschön geschrieben. Ihr Talent müssen Ihnen Ihre bittersten Feinde gelten lassen. Mit der Schriftstellerey ist freylich wenig zu verdienen, nur dann und wann ein Nothpfennig. Die Annalen geben schlechtes Honorar. Besseres Honorar zahlt Cotta für das Morgenblatt, er zahlt gewöhnlich 3 bis 4 Louisd'or per Bogen, in außerordentlichen Fällen für außerordentliche Aufsätze aber weit mehr. Ich stehe mit Cotta sehr gut, und wenn Sie passende Aufsätze für das Morgenblatt schreiben wollen, so schicken Sie mir solche, und ich denke, es ist besser, daß er sie durch meine Vermittlung erhalte als von Ihnen direkt. Jeder fürchtet jetzt. ——Wollen Sie passende Aufsätze für die Annalen schreiben, so kann ich Ihnen auch da, nach der Natur der Aufsätze, drey bis vier Louis per Bogen zusagen. Denken Sie sich bey diesen Zeilen ein Redakteurgesicht und nicht das Meinige. — Sie können immer auf meine Bereitwilligkeit rechnen, wo ich mit gringer Mühe Ihnen nützlich seyn kann. Ich bin heute in kranker Laune, sonst würde ich die Gesinnungen meines Herzens besser ausdrücken. In besseren Stunden kommen sie wärmer zum Vorschein. — An Saphir ein Gruß zurück; Sehen Sie doch, daß mein Buch der Lieder in der Schnellpost oder in der Abendzeitung angezeigt werde. Im Nothfall können Sie es selbst thun. — Der Parnaß ist noch die miserabelste Provinz des deutschen Vaterlandes. — In den Annalen werden Sie immer Aufsätze von mir finden. Als der letzte Schläger der Bonapartisten bin ich gegen Scott losgegangen. Lesens im nächsten Heft. Hier lebt man vergnügt, wohlfeil und ruhig. Leider bin ich noch immer krank. Campe habe ich gerüffelt, daß er Witt! einen wichtigen Brief für mich gegeben; ich hab den Brief richtig noch nicht erhalten. — Leben Sie wohl, lieber Witt, ich bin Ihr Freund

H. Heine.

Adresse: Sr. Hochwohlgeboren d. Herrn
Johannes Witt, genannt von Dörring

per Addresse der Viewegschen Buchhandlung
in Braunschweig.

191. An DR. FRIEDRICH LUDWIG LINDNER.

Anbey, lieber Lindner, erhalten Sie Ihre Note, deren Abdruck, wie ich Ihnen gleich gesagt, mir nicht im mindesten mißfällt. Es kommt hier auf Gesinnungen an, und da darf man keine Rücksichten hegen. Frauen zeichnen sich aus durch Schönheit und Anmuth; Männer durch Gesinnungen. Freylich — ehrlich gestanden — liebe ich auch die ausgezeichneten Frauen mehr als die ausgezeichneten Männer, und — noch ehrlicher gestanden — ich möchte nicht einmal ein Mann seyn, wenn man den Frauen gefallen könnte, ohne ein Mann zu seyn, ein Mann von Gesinnung, Grundsatz, Festigkeit, Unbestechbarkeit, Unerschrockenheit und dergleichen Erschrecklichkeiten mehr, mit welchen ich die Ehre habe zu seyn

Ihr Freund

H. Heine.

München, den 11. Februar 1828.

192. An VARNHAGEN VON ENSE.

München, den 12. Februar 1828.

Ihnen und Frau von Varnhagen vielen Dank für gütigste Güte. Auch läßt sich mein „Buch der Lieder" für die gute Recension bedanken. Wär' ich nur immer mit Ihnen als Recensenten so ganz zufrieden! Ach! für Ihre Recension des Napoleonischen Charakters müssen Sie noch manche Stücke von mir ausstehen. Einliegende Recension schicke ich Ihnen zur Strafe, zur doppelten Strafe, denn erstens gab ich Ihnen selbst den Schein einer Gleichgesinnung mit mir, zweytens ist meine Recension selbst herzlich schlecht. Hab auch nur den 9. Band gelesen und mein Geschriebenes kaum überlesen. Wenn Sie dem Professor Dirxen diese Recension mittheilen wollen, wäre es mir lieb. — Mein Zustand hier ist noch immer derselbe. Ich will deßhalb nach Italien, und dazu werde ich die mir von Treutel und Würtz geschickten 800 Thaler anwenden. Sie müssen mir daher dieses Geld noch eine Zeit-

lang aufbewahren. Ich war jenes Geldes wegen in nicht gringe Verlegenheit, und fürchtend, daß es ausbliebe, hatte ich noch besonders nach England deßhalb geschrieben, und erhielt daher auch von dorther die Nachricht der Absendung.

Cotta behandelt mich sehr genereuse. Bis July hab ich mich ihm verpflichtet, und zwar giebt er mir 100 Carolin für dieses halbe Jahr. Auch dieses sagen Sie niemand. Niemand darf jetzt wissen, daß ich Geld habe. Auf der einen Seite habe ich viele Schulden, auf der andern Seite will ich dieses Jahr etwas thun, wozu ich viel Geld so nöthig habe, daß ich es vom Himmel herabstehlen müßte, wenn ich es nicht hätte. Ich handle, wie Sie sehen, sehr bedachtsam, und meine Unbesonnenheit ist nur Schein. An dem Tage, wo mein zweyter Theil der „Reisebilder" ausgegeben wurde, saß ich auf dem englischen Dampfboot, und während man mich in Deutschland zerreißen wollte, saß ich zu London ruhig hinterm Ofen. Nach Hamburg werde ich nie in diesem Leben zurückkehren; [mein Oheim dort, der Millionär, hat wie der gemeinste Schurke gegen mich gehandelt].*) Es sind mir Dinge von der äußersten Bitterkeit dort passirt, sie wären auch nicht zu ertragen gewesen, ohne den Umstand, daß nur ich sie weiß. — Ich bin in diesem Augenblick zwar noch immer kopfkrank, aber sehr ruhig. Sagen Sie Frau von Varnhagen: daß ich endlich ein ruhiges Zimmer gefunden. Im ersten Heft der diesjährigen „Annalen" sind ein paar Zeilen, wobey ich sehr lebhaft an unsre liebe Freundin dachte.

Spät erfuhr ich, daß [Lindner]*) der Bewußte Ihren Auftrag an den Consistorialrath Niethammer nicht ausgeführt; daß ich zu ihm ginge, war nicht thunlich, da ich mir streng vorgenommen, hier niemanden zu besuchen; dieses habe ich auch bis jetzt streng gehalten und noch keinen von den großen Tag- und Nachtlichtern gesehen. Daher kann ich Ihnen auch nichts über Schelling und Görres sagen. Letzterer wird täglich katholischer und wird gewiß Kardinal; Madame Görres strickt schon violette Strümpfe.

---

*) Durchgestrichen.

Witt von Dörring, der Berüchtigte ist hier; Gott weiß, mit welchem Skandal er endigen wird. Ich hab ihn persönlich sehr gern und er kompromittirt mich überall, indem er mich seinen Freund nennt; dadurch aber erlange ich erstens, daß die Revoluzionäre durch Mißtrauen von mir sich fern halten, was mir sehr lieb ist, zweytens, daß die Regierungen denken, ich sey nicht so schlimm, und überzeugt sind, daß ich in keiner einzigen schlimmen Verbindung stehe. Ich will ja nur sprechen. Uebrigens ist Witt mein Fouché. Mir kann er nicht schaden, und wenn ich wollte, könnte ich durch ihn schaden, wem ich wollte. — Freylich, hätte ich Macht, ließe ich ihn hängen. — Ich glaube, sein Treiben ist heilsam; schon das Princip der Bewegung, sey diese auch feindlich, bringt...

[Der Brief wurde von Heine nicht zu Ende geschrieben und als Fragment dem vom 1. April 1828 beigelegt.]

193. An DETMOLD.

München, d. 15. Febr. 1828.

Lieber Detmold! ich hab wahrhaftig nicht so viel Zeit und gesunde Zeit, um Ihnen so viel zu schreiben, wie ich wünschte. Ihr Brief hat mir Freude gemacht, ich bin mit dessen Inhalt einverstanden. [4 Zeilen unleserlich gemacht.]

Ich bin noch immer am hiesigen Clima leidend. Stecke bis am Hals in Politik. Wenn Sie die allgemeinen politischen Annalen lesen, finden Sie darin Spuren meiner Thätigkeit. Seyen Sie nur ohne Sorgen, diesen Sommer werfe ich mich wieder den Musen in die Arme. Wo werden Sie diesen Sommer seyn? — Ich habe jetzt Heinses Ardinghello gelesen, ebenfalls dessen: „Fiormona oder Briefe aus Italien". Ich bitte Sie, wenn Sie etwa den ganzen Heinse gelesen haben, schreiben Sie mir Ihre ganze Meinung über diesen Schriftsteller. Er ist einer jener Dämonen, die ich vielleicht jetzt repräsentire, zu denen auch Sie gehören, und die einst den Olymp stürmen werden. Freylich die Zeit dieses Sieges ist noch lange nicht da; ich und Sie und die anderen Gleichzeitigen, wir werden mit verdrießlich abgemühtem Herzen in's Grab steigen, doch mit

der festeren Ueberzeugung, daß die Stärkeren unser Bestreben fortsetzen werden. Ich bin jetzt umlagert von Feinden und intriguirenden Pfaffen; mein schlimmster Feind ist meine schlechte Gesundheit. Vielleicht ändern sich die Dinge, ich gehe nach Italien, sammle mich, kehre gerüstet nach Norddeutschland zurück und bilde eine Schule. Es thut Noth, daß einer das Nöthige thue. — Schreiben Sie bald meinem Bruder, so sagen Sie ihm, daß ich ihm nächstens schreibe; ich rathe ihm Würzburg zu wählen, München ist nicht gut besetzt, sehr zerstreuend und hat ein niederträchtiges Clima, woran jeder, der an Brust leidet, schwer zu tragen hat. Wenn Sie keine gute Brust haben, so bleiben Sie nur fern. Meine Addresse ist H. H., wohnt im Rechbergischen Palais auf der Hundskugel in München. Leben Sie wohl, schreiben Sie mir oft und entschuldigen Sie unregelmäßiges antworten.

Ihr Freund

H. Heine.

Haben Sie gar kein poetisch starkes Talent unter den Heidelbergern entdeckt? Haben Sie kürzlich keine Bekannte von mir gesprochen? Ich lebe abgeschieden im äußersten Winkel Deutschlands.

194. An FRIEDRICH MERCKEL.

München, den 14. Merz 1828.

Lieber Merckel!

Dank, herzigen Dank für Deinen letzten Brief. Ich möchte Dir viel antworten, würde mir nicht das Schreiben allzu sauer. Es sieht überhaupt sehr sauer mit mir aus. Das hiesige Clima hat vollendet, was der Aerger begonnen. Ich klage, ja ich klage, selbst auf die Gefahr hin, daß man meinen Klagen nicht glaubt. Wer nichts durch seine Klagen gewinnen kann, dem sollte man doch glauben. Ich danke Dir für Deine Berichtungen, absonderlich die Therese Heineschen. Ich habe die Nachricht der Verlobung dieser Verwandten bloß von meinen Eltern und Dir erhalten. Treibe doch meinen Bruder



Heinrich Heine.
Von einem unbekannten (Münchener?) Maler. Zirka 1828.

[Gustav], daß er mir schreibe, bald, bald; ich weiß, er hat mir nöthiges mitzutheilen. Meine Addresse ist H. H., Dr. jur., wohnt im Rechbergschen Palais auf der Hundskugel in München.

Offen schick ich Dir die Einlage an Campe. Wenn er jetzt Dir den Saldo meines Guthabens ausbezahlt, so behalte davon die zehn Friedrichsd'or, die Du mir geliehen, und gieb den Rest an meinen Bruder, der mir ihn leicht zuschicken kann. Du mußt wahrhaftig Dein Geld zurückhaben, denn Du bist der einzige, der mich nicht mahnen würde. Auch bin ich kein sicherer Schuldner. — Wenn Campe das Geld gezahlt hat, hernach rüffle ihn wegen seiner Knickrigkeit. Er weiß nie zur rechten Zeit ein paar lumpige Louisd'or wegzuwerfen; dieses sollte er von Cotta lernen. Cotta giebt mir für die Redakzion der „Annalen" 100 Louisd'or bis July (ich habe mich nicht länger verpflichten wollen), und diese Generösität verpflichtet mich, ihm mehrere Aufsätze zu schreiben, verpflichtet mich um so mehr, da ich mich nicht dazu förmlich verpflichtet und er nur gegen Lindner den Wunsch geäußert. daß ich dergleichen thue. Er versteht seinen Mann.

Leb wohl und behalte lieb

Deinen Freund

H. Heine.

195. An den Baron JOHANN FRIEDRICH VON COTTA.

Ich hoffe, Herr Baron, diese Zeilen finden Sie in heiterem Wohlseyn; was mich betrifft, so muß ich an dem hiesigen Himmel noch immer höllisch leiden, und das ist die Ursache weßhalb ich erst heute etwas fürs Morgenblatt einschicke. Ich verspreche bald weit Besseres und interessanteres zu liefern. Ihre Wünsche in Betreff der Annalen, wie mir solche Dr. Lindner nach Ihrer Abreise notifizirt hat, sollen gewissenhaft erfüllt werden, und Sie werden demgemäß in jedem Hefte etwas von mir mit meinem Namen finden. Ich bestrebe mich auch einer löblichen Mäßigung des Ausdrucks; und bis auf ein gewisses Losbeißen nach Personen (nicht nach Prin-

zipien) bestrebt sich jetzt auch Dr. Lindner einer solchen Mäßigung, die ihm noch mehr ziemt als mir, da er Familienvater ist und Frau und Hunde hat.

Einen Brief, den ich dieser Tage von Treutel & Würtz erhalten, lege ich hier bey, indem es möglich ist, daß ein oder das andre darin Sie interessiren möchte, und ich bitte, mir ihn gelegentlich zurück zu befördern. Wenn Sie mir Hazlitts Werk über Napoleon, für meine Rechnung, von London kommen lassen wollen, würden Sie mich sehr verbinden. Es ist gewiß manches Schöne darinn. W. Irwings Columbus, nach den bekannten Auszügen zu urtheilen, scheint schlecht zu seyn. Hunts Leben Byrons hingegen ist sicher eben so interessant wie Medwins Gespräche, und es wäre hübsch, wenn Sie uns auch von Hunt, der gleichsam der J. H. Voß von Byron ist, eine gute Uebersetzung gäben.

Hier in unserem aufblühenden Bier-Athen giebt es nichts neues, als daß nächstens der hohe Adel ein Tournier hält und der ehrsame Bürgersmann sich freut, daß er für 2 f 42 Kr zusehen kann, eben so gut wie bey Rappo, dem Jongleur. Ich fürchte, das Theater wird durch die Concourrenz dieser neuen Spiele etwas leiden.

Indem ich schließlich noch so frey bin Sie zu bitten mich der beschützenden Gewogenheit der Frau Baronin Cotta zu empfehlen, verharre ich ehrfuchtsvoll

Herr Baron

Ihr ergebener

München d. 14. Merz 1828. H. Heine.

196. An VARNHAGEN.

München, den 1. April 1828.

Lieber Varnhagen!

Schon vor sechs Wochen wollte ich Ihnen schreiben, und wurde inmitten des Briefes unterbrochen; zur Beglaubigung schicke ich Ihnen das Fragment selbst. Vielleicht ist noch einiges drin, was als Notiz auch noch heute gelten kann.

Die Ursache des plötzlichen Unterbrechens war der famose Witt selbst, der plötzlich von hier, ohne Recht und Urtheil, verwiesen worden. Witt ist ein mauvais sujet, und wenn ich Macht hätte, ich ließe ihn hängen. Er hat eine Privatliebenswürdigkeit, die mir oft seinen Charakter vergessen ließ, er hat mir immer ungemein viel Spaß gemacht, und vielleicht eben deßhalb, weil die ganze Welt wider ihn war, hielt ich ihm manchmal die Stange. Das hat vielen mißfallen.

In Deutschland ist man noch nicht so weit, zu begreifen, daß ein Mann, der das Edelste durch Wort und That befördern will, sich oft einige kleine Lumpigkeiten, sey es aus Spaß oder aus Vortheil, zu schulden kommen lassen darf, wenn er nur durch diese Lumpigkeiten (d. h. Handlungen, die im Grunde ignobel sind) der großen Idee seines Lebens nichts schadet, ja daß diese Lumpigkeiten oft sogar lobenswerth sind, wenn sie uns in den Stand setzen, der großen Idee unseres Lebens desto würdiger zu dienen. Zur Zeit des Machiavells und jetzt noch in Paris hat man diese Wahrheit am tiefsten begriffen.

Dieses zur Apologie aller Lumpigkeiten, die ich noch Lust habe in diesem Leben zu begehen. Ich denke, die nächste wird in der Gestalt einer Rezension erscheinen. Pst! Pst!

Mein Zustand ist noch immer derselbe, und ich mache mich bereit, nach Italien zu reisen. Es sieht hier schlecht aus; seichtes, kümmerliches Leben. Kleingeisterey. Und gäben es nicht zuweilen großartige Erscheinungen, z. B. eine Michel Beersche oder Schenksche Tragödie, so wäre dieses triviale schlechte Clima nicht zu ertragen. Ich leide so sehr an diesem Clima, daß ich nichts Gescheutes schreiben kann, und will bald packen. Meine Addresse ist und wird auch vorderhand noch immer seyn: „H. Heine, Dr. jur., abzugeben in der Literarisch Artistischen Anstalt von J. G. Cottaschen Buchhandlung in München".

Ich denke, Ihnen bald minder saure Briefe zu schreiben — ich glaube nemlich, man kann diesen Zeilen mein grämliches Gesicht ansehen. — Indessen meine Verhältnisse sind hier sehr heiter und liebenswerth. Ich lebe als grand Seigneur, und die $5^1/_2$ Menschen hier, die lesen können, lassen mir auch

merken, daß sie mich hoch schätzen. Wunderschöne Weiberverhältnisse — indessen, diese befördern weder meine Gesundheit noch meine Arbeitslust. Am liebsten bin ich unter jungen Malern, die besser aussehen als ihre Bilder.

A propos! Kennen Sie die Töchter des Grafen Bodmer in Stuttgard, wo Sie doch oft gewesen sind? Eine derselben, schon nicht mehr ganz jung, aber unendlich reizend und heimlich vermählt mit meinem liebsten Freunde hier, einem jungen russischen Diplomaten namens Tutscheff, und die noch sehr junge, wunderschöne Schwester derselben sind die beiden Damen, womit ich den konfortabelsten und hübschesten Umgang habe. Diese beiden, mein Freund Tutscheff und ich essen oft, partie quarrée, des Mittags zusammen und des Abends, wo ich noch einige Schönen dort finde, schwatze ich nach Herzenslust, meistens Gespenstergeschichten. Ich weiß überall in der großen Lebenswüste irgend eine schöne Oase zu entdecken.

Da ich nicht weiß, wie bald ich nach Italien reise, so wünsche ich, lieber Varnhagen, daß Sie mir die 800 Thlr. herschicken. Aber wie? Das ist die Aufgabe. Ich glaube, ich verliere am wenigsten, wenn Sie mir für den Betrag in Berlin einen Zwey-Monathswechsel auf Francfurt a. M. kaufen wollten. Indessen, es wäre mir lieber, wenn Sie einen Wechsel auf Augsburg bekommen könnten. Indessen, wenn man Ihnen sagt, daß ich dabey sehr verlieren würde, so schicken Sie mir doch nur einen Francfurter Wechsel.

Entschuldigen Sie, lieber Varnhagen, die Mühe, die ich Ihnen verursache. Wenn ich Ihnen danken sollte, so wüßte ich überhaupt nicht, wo anzufangen. Sie waren auch so gütig, mein armes Buch der Lieder so wunderschön zu rezensiren. Ich mache mir nicht viel mehr aus Rezension (weil ich mir aus dem Leben selbst nicht viel mehr mache), aber wenn ich im Gesellschafter Ihre kleine, liebe Schrift sehe (Gubitz hat die rechten Typen dazu), so wird mein Gemüth immer wohlthätig erwärmt, und Ihr schönes Wort spricht gewiß nicht ganz erfolglos zu meinem Herzen.

Ich werde hier sehr ernsthaft, fast deutsch; ich glaube, das

thut das Bier. Oft habe ich eine Sehnsucht nach der Hauptstadt, nemlich Berlin. Wenn ich mahl gesund bin, will ich suchen, ob ich dort nicht leben kann. Ich bin in Bayern ein Preuße geworden. Mit welchen Menschen dort rathen Sie mir, in Verbindung zu treten, um eine gute Rückkehr einzuleiten?

Börne, wie ich höre, ist ja jetzt bey Euch. Er hat mich sehr lieb. Er ist viel besser als ich, viel größer — aber nicht so großartig. Seine Taubheit wird gewiß Frau von Varnhagen sehr geniren. Das ist ein schlimmer Mißstand. Wie befindet sich Frau von Varnhagen? Wie befindet sich ihr liebes, witziges Herz?

Ich will schließen. Eine unendliche Betrübniß überfällt mich. Eine dumme Trauer zieht durch meine Seele, und ich weiß kaum, was ich schreibe. Die Engländer haben mich angesteckt mit ihrem Spleen, und ich bin gründlich verdrießlich.

Diese Tage wird Cotta hieherkommen, und hätte ich nicht die Annalen betreffend, allerley mit ihm zu sprechen, so würde ich jetzt einen Abstecher nach Nüremberg machen, wohin von hier aus zum Albrecht Dürer-Fest, viel Enthousiastenvolk hinströmt.

Leben Sie wohl, behalten Sie mich lieb, und seyn Sie überzeugt, daß ich immer Sie ebenfalls liebe — so stark es meine müde Seele nur kann.

Ihr Freund
H. Heine.

197. An EDUARD VON SCHENK.

P. P.

Keine Entschuldigung wegen Nichtannahme Ihrer vorgestrigen Einladung — ich habe ja am meisten dabey verloren. Ich werde nicht nach Nüremberg reisen und freue mich deßhalb auf Ihren Dürer.

Anbey erhalten Sie den Belisar — und denken Sie sich meine Eitelkeit! ich überschicke Ihnen zugleich meine Tragödien, die ich als ein freundliches Andenken Ihnen verehre. Nur erzeigen Sie mir die einzige Liebe und blättern Sie nicht im Rattkliff, sondern lesen Sie ihn bey guter Laune auf ein-

mahl. Vielleicht finden Sie ihn alsdann bedeutender als M. Beer glauben will.

Nochmals wiederhole ich, es ist eine Eitelkeit, daß ich mit dem lebendigen Belisar meine todten Tragödien schicke — aber Sie wolltens.

Ihr devoué

München d 2 April 1828. H. Heine.

198. An den Baron JOHANN FRIEDRICH VON COTTA.

Herr Baron!

Ich hatte diesen Morgen, wo ich Ihnen einen Besuch zu dachte, außer dem Vergnügen Ihnen aufzuwarten, nur die Absicht Ihnen beyliegenden Correspondenzartikel aus München zuzustellen und Sie dringend zu bitten ihn wo möglich noch heute zu schnellem Abdruck im Morgenblatte nach Studtgard zu schicken. Sie brauchen diese Blätter nicht mahl nachzulesen, sie enthalten nichts als die Beurtheilung des Michael Beerschen „Struensees" der hier allgemeiner Gegenstand der Unterhaltung ist, und Sie wissen selbst wenn die Critik über ein neues Stück nicht gleich abgedruckt wird, während man noch davon spricht, wird dergleichen Geschreibsel völlig werthlos. Ich bemerke nur für die Red. des Morgenbl., daß ich diese Tage noch einige Seiten als Schluß dieses Artikels nachschicke und derselbe weder mit meinem Namen noch mit irgend einer Chiffer unterzeichnet wird.

Indem ich nochmals, Herr Baron, Sie bitte, diese Blätter, die nur für das augenblicklichste Bedürfniß geschrieben sind, sobald als möglich mit Ihrem Imprimatur abzuschicken, kann ich nicht umhin zu erwähnen, daß Sie mich durch ein solches Zeichen Ihrer gütigen Aufmerksamkeit noch besonders verpflichten.

Mit Versicherung ausgezeichneter Hochachtung verharr ich

Herr Baron!

Ihr ergebener

München d. 5. April 1828. H. Heine.

199. An FRIEDRICH MERCKEL.

München, den 11. April 1828.

Lieber Merckel!

Schneide obige Zeilen ab, und gieb sie an Campe, nebst dem einliegenden Brief. Empörend! — Wie sehr ich herunter bin an Leib und Seele, magst Du erkennen, wenn Du nächstens im „Morgenblatte" einen langen Münchner Correspondenzartikel von mir findest, worin ich nahe dran bin, Michael Beer für ein Genie zu erklären. — Daß ich ohne meine Schuld durch Campe im „Wandsbecker Boten" blamirt worden, siehst Du. Sind keine Briefe für mich gekommen? Ich hoffe, diesen Frühling von meinem Unmuth zu genesen. Ich werde auferstehen. —

Dein Freund
H. Heine.

200. An FRIEDRICH MERCKEL.

München, den 14. April 1828.

Mit tiefem Unwillen, lieber Merckel, las ich diese Tage im Morgenblatten eine Correspondenz aus Hamburg, worinn die Peche schändlich maltraitirt wird. Das Lebrun'sche Wort „Anfängerin" habe ich wieder erkannt. Schick mir doch eine Correspondenz aus Hamburg, die ich im Morgenblatt abdrucken lassen kann. recht bald. Aber Verschwiegenheit. — Die Art, wie ich die Peche im Artikel über Beers „Struensee" genannt, wird Dir aufgefallen seyn. Verzeih mir jenen Artikel — ich mußte ihn schreiben. — Du weißt nicht, welch ein geplagter Mensch ich bin. — Meinen letzten Brief an Campe betreffend, wirst Du mir unbedingt Recht gegeben haben. Schändliche Gemeinheit und gemeine Dummheit. Fälschung. Weil Du mir sein Blatt offen mittheiltest, war es nothwendig, durch Dich es mit der Antwort offen zurück zu schicken. Giebt er keine getreue Copie, so halte ich mich auch zu nichts verbunden. Schändliche Dummheit.

Er ist Schuld, daß ich des Lebensunterhalts wegen beersche Recensionen schreiben muß. — Wie schön handelt dagegen

Cotta. Glaub mir, dieser ist ein nobler Mensch. Er läßt den Schriftsteller leben und will nicht auf dessen Kosten typografig glänzen. Sehe ich, was Cotta für die Gedichte von Uhland und Platen thut, oder besser gesagt für die Dichter selbst, so muß ich mich vor mir selber schämen. Und obendrein bin ich krank. — Leb wohl, beklage Dich nicht über meine Griesgrämigkeit, diese bin ich selbst. Daß ich durch Campe in der Teufelzeitung ohne mein Zuthun — denn ich hatte ihm kein Wort drüber geschrieben — blamiert wurde, siehst Du. Leb wohl, grüß Zimmermann.

Dein Freund

H. Heine.

Wit schreibt mir, Campe habe ihm hierher ein Paquet geschickt, worinn auch Sachen für mich seyen, und ich sollte das Paquet auf der Post für ihn in Empfang nehmen. Das thue ich nicht. Deßhalb schreibe mir, um Gotteswillen! es sind doch keine Briefe für mich darin? doch keine Briefe?

201. An MENZEL.

Lieber Menzel!

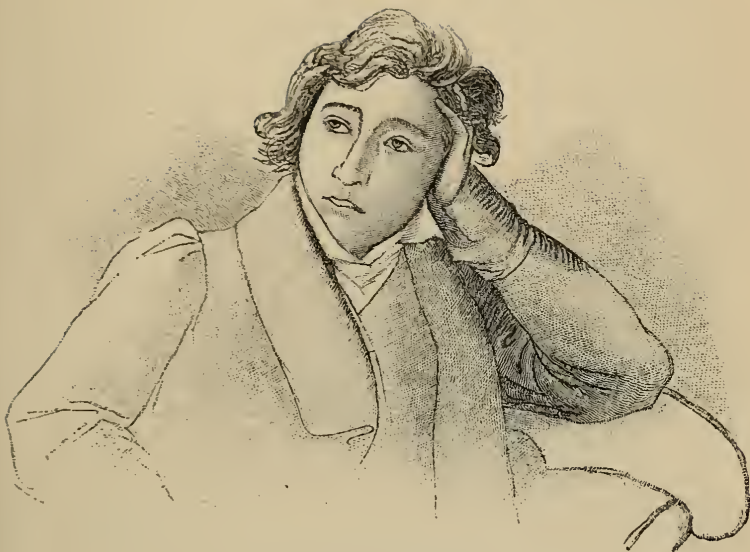
Anbey das 4te Heft der Annalen. Das folgende Heft, das jetzt in der Presse, bringt den Schluß Ihrer pol. Grillen, die leider in das 4te Heft nicht ganz hineingingen. Dies zur vorläufigen Anzeige.

Ach, Menzel! wie ennuyant ist — unsre Aufsätze abgerechnet — der ganze Inhalt der Annalen! Ich habe mich überzeugt, daß die Deutschen keinen Sinn für Politik haben — da gar keine guten politischen Federn aufzutreiben sind. Bin noch immer krank und sehne mich nach Italien. Schreibe blutwenig — Kolb kann Ihnen sagen, wies mir geht. Hier sieht es schlecht aus. Ein Meer von kleinen Seelen und schlechtes Clima.

Ich gratulire Ihnen zum neuen Frühling und bin

Ihr Freund

Den 16. April 1828. H. Heine.



Heinrich Heine.
Nach einer Bleistiftskizze von Theophil Gassen, 1828.

202. An einen UNBEKANNTEN ADRESSATEN.

München, den 19. April 1828.

Entschuldigen Sie, Lieber, wenn ich erst heute Ihren viel werthen Brief mit einigen Zeilen erwiedere. Erst jetzt meldet sich hier in München ein besseres Wetter und in mir eine bessere Gesundheit; — ich wollte Ihnen nicht bey schlechtem Wetter und kranker Stimmung schreiben. — Ich danke Ihnen für Ihre freundlichen Gesinnungen; ich glaube nicht, daß ich sie in so vollem Maaße verdiene.

Ueber die Zeit, woran Sie mich in Ihrem Briefe erinnern, habe ich nicht ohne Wehmuth lachen können. Die Pralerey der eigenen Jugend, wie ergötzlich klingt sie uns in späterer Zeit! Aber wie traurig ist's, daß wir in späterer Zeit nicht mehr pralen können! Jetzt wissen wir, was an uns ist; damals ahneten wir alle möglichen Kräfte und wußten nicht, daß sich nur wenige in uns entwickeln würden. — Ich muß mich sehr geändert haben; jetzt disputire ich nicht, wenn ich Unsinn höre. Ich bin ein stiller Mann geworden; ein todter Merkuzio. — Leben Sie wohl. Ich denke, es wird sich mahl so treffen, daß ich auch Ihre persönliche Bekanntschaft mache.

In freundlicher Ergebenheit

H. Heine.

203. An MENZEL.

München d. 2. May 1828.

Lieber Menzel!

Sie kommt! sie kommt! die unüberwindliche Armada! und anbey schicke ich die Druckbogen nebst Brief, der an die Redakzion der politischen Annalen zugekommen. Ich weiß nicht, was damit anzufangen — außer, daß Sie darüber lachen sollen und mir den Quark zurück schicken. Ich darf nicht indiskret seyn. In diesem Schacht ist kein Gold, eben so wenig wie der Herr Dr. Leo ein Löwe ist. Oder wissen Sie nicht, daß letzterer, der einst Ihre deutsche Geschichte in der J. Liter. Zeitung maltraitirte, auch jetzt in Berlin nebst Raumer, Streckfuß &c. gegen Sie agirt? Ich wünsche Ihnen stärkere

Gegner — wenn ich noch nicht gegen Sie aufgetreten, wahrlich, so geschah es nicht aus Mangel an gutem Willen, sondern weil ich überhaupt hier noch zu nichts Vernünftigem gekommen. Aber, da geb ich Ihnen mein Ehrenwort drauf, entgehn werden Sie mir nicht. Diesen Winter war ich fast kopftodt und jetzt zerstreut mich der münchener Frühling. Ich will mich daher, in 14 Tagen, ins Gebirge, zur thätigen Einsamkeit, zurückziehn. Ueber München wär viel zu schreiben. Kleingeisterey von der großartigsten Art. Schelling und Görres hab ich noch nicht gesprochen. Desto mehr sehe ich die zwey große Lichter des Tages, die Dioskuren am Sternhimmel der hiesigen Poesie, M. Beer und E. Schenk. Ueber des ersteren Tragödie habe ich im Morgenbl. Bericht erstattet und der Welt gezeigt, wie wenig ich ihn beneide, wie wenig mich sein Ruhm pikirt — aber die böse Welt hat die Sache schief genommen und nennt es eine Mystifikazion des Publikums, ja, ich habe für meine Gutmüthigkeit leiden müssen. Ueber Schenks Dürer haben Sie selbst in Ihrem Liter. Blatt eine Rezension geliefert, die aus M. Beers Feder geflossen ist, und wovon ich gestern schon etwas gelesen; dagegen wird Ed. Schenk wieder in der Abendzeitung seinen Beer lausen — Cotta wird beider Dichtungen verlegen — und so schreitet unsere Literatur fort.

Ein bischen merken Sie daraus, wie es hier zu geht.

Lesen Sie doch so bald als möglich Cottas Grafen Platen, nemlich dessen eben erschienene Gedichte, er ist ein wahrer Dichter. Leider! leider, oder besser, schrecklich! schrecklich! das ganze Buch enthält nichts als Seufzen nach Pedrastie. Es hat mich daher bis zum fatalsten Mißbehagen angewidert. — Cottas Leute hier sehe ich selten, am seltensten Hermes. Gegen Cotta selbst, der sich gegen mich sehr brav und liebreich gezeigt, stehe ich frey wie ein Vogel. Er so wie ich beabsichtigen eine Regenerazion der Annalen. Nächstens mehr darüber.

Börne ist seit Mitte dieses Winters in Berlin, und da ich ihm wegen einer Rezension meines Buchs der Lieder nicht geschrieben habe, so müssen Sie, lieber Menzel, doch selbst Hand anlegen. Kolb werden Sie wahrscheinlich dort sehen.

Daß ich, wie Sie verlangen, keine 10 Ex. der Annalen, worin Ihre kleinen Aufsätze, Ihnen schicke, ist nicht meine Schuld; ich bin nicht am Ort der Expedizion, und nur Lindner steht mit dieser in Briefwechsel. Liegt Ihnen daher viel dran, so soll dieser dran denken. Ich kann nur für Geld sorgen und schicke Ihnen demgemäß das Honorar, nemlich 6 Carolin auf Cotta in Studtgard.

Das Heft, worin der Schluß der Grillen, ist jetzt fast fertig und wird in 8 bis 10 Tagen ausgegeben. Ich schicke es alsdann.

Ach Gott! wie erbärmlich sind die Annalen. Ich kann nicht helfen. — Leben Sie wohl, grüßen mir Ihre liebe Hausfrau, und seyn Sie überzeugt, daß es keine gewöhnliche Phrase ist, wenn ich mich nenne

Ihren Freund

H. Heine.

204. An MENZEL.

München, d. 8. May 1828.

Lieber Menzel.

Beykommende Blätter sind eine Woche liegen geblieben. Unterdessen ist das neueste Heft der Annalen herausgekommen, worin der Schluß der Grillen.

Auch hat mich ein Herr Harro Harring, ein klassischer Schriftsteller des Vaterlandes, beauftragt, Ihnen sein neuestes Buch mitzutheilen, welches Sie daher hiermit empfangen. Nun hab ich auch Anstalten gemacht, ernstlich Wort zu lösen und das nächste, was Sie gedruckt von mir lesen, ist meine Critik über W. Menzels Literatur. Als mich gestern Cotta frug, worüber ich jetzt schreibe und ich ihm Ihr Buch nannte, haben wir lange drüber gesprochen und auch er (das auch bezieht sich auf die Gegenwart der Frau v. Cotta) war der Meinung, daß die Art, wie Sie über Göthe den Stab gebrochen, doch zu hart sey, auf jeden Fall zu tadeln. Ich finde Ihr Buch das bedeutendste der Art seit Fr. Schlegels Lit. Geschichts Vorlesungen. Auf Ihren Anhang bin ich sehr gespannt, um so mehr, da ich darinn nicht ignorirt seyn werde.

Haben Sie über mich etwas geschrieben, so wär es mir sehr lieb, wenn Sie es so bald als möglich im Lit. Bl. abdrucken ließen, damit es vor meiner Rezension der Literatur erscheine. Wahrlich, auch Herausgeber politischer Annalen müssen politisch seyn. In Hinsicht letztgenannter Zeitschrift werde ich Ihnen nächstens mehr schreiben. — Ich freute mich gestern, als Kolb mir die Hoffnung gab, Ihren Schwager Münch [Mönnich] hier zu sehen. Da wurde auch die Hoffnung in mir rege, Sie, lieber Menzel, herzuziehen. Dies würde für mich von äußerster Wichtigkeit seyn und mich bestimmen in meinem Schwanken bey der großen Frage: Hier bleiben oder absegeln.

Leben Sie herzlich wohl Heine.

205. An VARNHAGEN VON ENSE.

München, den 6. Juny 1828.

Lieber Varnhagen!

Obgleich mir das Briefschreiben in diesem Augenblick schrecklich sauer wird, so muß ich mich doch dazu entschließen, und zwar um pflichtschuldigst Ihnen anzuzeigen, daß ich Ihren letzten Brief nebst dem darin enthaltenen Wechsel auf Frankfurt richtig erhalten. Ich danke Ihnen für die Mühe, die ich Ihnen verursacht. Der Brief an Fr. Baader ist gleich befördert worden. — Die Nachricht Ihrer Unpäßlichkeit macht mir Kummer — aber ich denke, das schöne Wetter wird Sie bereits kurirt haben. Mit meiner Gesundheit geht es passabel. Ich bleibe noch acht Tage hier, dann reise ich auf drey Wochen ins Gebirg, komme dann wieder auf ein paar Tage hierher, und folglich bin ich noch nicht aus dem Bereich Ihrer Briefe, wenn Sie mir binnen der nächsten vier Wochen sagen wollen, wie es Ihnen jetzt geht. Ueberhaupt bleibt meine Cottasche Addresse ganz sicher, wenn ich auch weiter reise. — Werde ich wirklich nach Italien reisen?

Wie soll ich Frau von Varnhagen für ihren lieben, hübschen Brief danken! Ich hab ihn ganz durchgefühlt. Sie hat

ganz Recht in dem, was sie über Napoleon sagt. Er hätte nie sich den Freuden der Societät hingeben dürfen, das freundliche Lächeln der Societät zieht alle Kraft aus der Brust des Mannes — wie der Magnetberg alles Eisen aus dem nahenden Schiffe zieht. Aber was will Frau von Varnhagen von mir? Ich bin ja kein Napoleon. Ich denke nicht einmal dran, Pankau zu erobern, viel weniger die Welt. Meine ganze Eroberungssucht beschränkt sich vielleicht auf zehn bis elf Herzen. Ich bin ja ein Mensch, der zu seinem Vergnügen lebt. Ich könnte den Tod aufladen durch eine Vergleichung mit Napoleon — ich kann schon jetzt nicht mehr so gut schlafen wie sonst, seit ich weiß, daß ein junger Maler mich in eine fürchterliche Schlacht hineingemalt hat. Nun stehe ich auf dem Bild in Lebensgefahr — und wer steht mir dafür, daß nicht mahl so eine gemalte Flinte losgehen kann, und mein wirklicher Leib sympathetisch mitfühlt, wenn der gemalte durchlöchert wird?

Und doch hat Frau von Varnhagen Recht — in meiner Recension „The life of Napoleon" hört man die Einflüsterung bonapartistischer Freunde. Nun, ich will mich bessern, ich habe mich schon gebessert, und in einer Recension der Menzelschen „Literatur" habe ich so freymüthig über Goethe gesprochen, als wenn ich keinen einzigen Goethianer unter meinen Freunden zählte. Ganz freymüthig? Nein! In acht Tagen bekommt Ihr diesen Aufsatz — laßt Gnade vor Recht ergehen — setzt mich nicht ab.

H. Heine.

206. An FRIEDRICH THIERSCH.

Lieber Herr Professor!

Ich bedaure recht sehr, daß Sie mich gestern nicht zu Hause getroffen, und noch mehr bedaure ich, daß ich Ihre gütigen Zeilen erst gestern Abend spät vorfand, als ich mich schon anderweitig auf diesen Mittag versagt hatte.

Ich nehme mir schon mahl die Freyheit Sie noch vor meiner Abreise zu besuchen. Ihrer Frau Gemalinn bitte ich mich freundlichst zu empfehlen.

Anbey schicke ich Ihnen einen Bogen aus dem nächsterscheinenden Hefte der politischen Annalen.

Ihr ergebener

Heinrich Heine.

München d 12 Juny 1828.

207. An den Baron JOHANN FRIEDRICH VON COTTA.

Herr Baron!

Nachdem was ich Ihnen gestern mitgetheilt, begreifen Sie leicht, daß mir viel dran gelegen ist, die beykommenden drey Bücher sobald als möglich in des Königs Hände zu befördern. Bitte, vergessen Sie nicht sie mitzunehmen, wenn Sie zum Könige gehen; es käme mir auch sehr zu Gute wenn Sie Ihm andeuten wollten: der Verfasser selbst sey viel milder, besser und vielleicht jetzt auch ganz anders als seine früheren Werke. Ich denke der König ist weise genug die Klinge nur nach ihrer Schärfe zu schätzen, und nicht nach dem etwa guten oder schlimmen Gebrauch, der schon davon gemacht worden.

Entschuldigen Sie, wenn ich Sie überbillig belästige; aber mein Hierbleiben hängt so sehr davon ab und ich bin ja ganz

Ihr gehorsamst ergebener

H. Heine.

München d. 18. Juny 1828.

208. An REICHEL.

[Juli 1828.]

Ich bitte Sie, werther Herr Reichel! die obige Note unter den Aufsatz, wozu sie gehört, zu setzen, entweder am Anfang, oder, wenn dieser schon gesetzt ist, am Ende desselben. Er wird unterzeichnet mit dem Namen ,,Lautenbacher".

Für die übersandten Abdrücke danke ich noch nachträglich. Kosten sie mir etwas? Bey Leibe, schenken Sie mir nichts in solchen Fällen.

Ich bin mit freundlicher Hochachtung Ihr ergebener

H. Heine.

209. An MENZEL.

München, den 16. July 1828.

Lieber Menzel!

Wenn ich mit Antworten lang gezögert, so geschah es aus Faulheit. Sie sehen, es fehlt mir nicht an Entschuldigung. Vielleicht zögerte ich auch, um Ihnen über das Schicksal der Annalen Bestimmtes zu sagen. Dies kann ich erst heute. Cotta will sie nicht aufgeben, sondern will sie bis Neujahr suspendiren, um sie dann in verjüngter Form und neuem Glanz erscheinen zu lassen. Ihre dritte Grillensammlung, worin allerliebst Hübsches, erhalten Sie daher zurück, da ich nicht weiß, ob Sie unterdessen anderen Gebrauch davon machen wollen. Sind sie bis der Eröffnung der neuen Annalen noch nicht gedruckt, so erbitte ich sie mir zurück. Auf jeden Fall müste ich Ihrer Beyhülfe in der Folge versichert seyn, wenn ich ein gut Journal herausgeben soll. Künftig Näheres hierüber. — Ueber die Gustav Schwäbische Rezension würde ich schweigen, wenn es nicht kleinlich wäre, meine Meinung zu verschweigen. Indessen ist es eben so kleinlich, irgend eine Empfindlichkeit zu verrathen. Unter uns gesagt, sie findet auch nicht statt; nur (but) daß man von allen Seiten über Skandal schrie und empört war, daß in einem Cottaschen Blatte mit so wenig äußerer Achtung von mir gesprochen worden. Der arme Schwab hats gewiß ehrlich gemeint, und erst gedruckt mag das Ding Euch in seiner fatalen Objektivität aufgefallen seyn. Wahrlich, ich hätte in einem anderen Tone und respektirlicher von einem auf jeden Fall gleichbürtigen Dichter gesprochen. Nach dem Inhalt jener Rezension zu schließen, sollte man glauben, ich sey eben der Gallere entsprungen, sie wirkt sogar auf meinen Credit, ich glaube, wer sie gelesen, borgt mir keinen Groschen mehr. Ich komm ins Schwatzen.

Eine größere Beleidigung ist es, wenn man von einem bedeutenden Geiste nur ein Stückchen auffaßt. Dies ließ ich mir gegen Sie zu Schulden kommen. Ich habe in der Rezen-

sion der Menzelschen Literatur nur Formelles besprochen. Von Ihrem positiven Wissen, von der eigentlichen Innerlichkeit des Autors, z. B. von seiner Feindschaft gegen die Zeit war nicht Rede. Diesen Theil der Rezension werde ich im 4ten Theil der Reisebilder, der zumeist aus Rez. bestehen soll, nachliefern, und Sie werden eine bessere Meinung von meiner Verständniß Ihres Werkes bekommen. Ich eilte zu sehr mit jener Rezension — den lachenden Vorwurf der Politik konnte ich nicht lang vertragen — und so geschah es, daß ich eine Rezension lieferte, die mehr zum Lesen des Werks anreitzte, als daß sie dessen Inhalt erklärte. Ersteres hab ich erfolgreich bewirkt. Ich ließ einige Schok Abdrucke von meiner Rezension machen und versandte sie als Privatmittheilung. In Berlin hat man meine Ansichten über Goethe am feinsten verstanden und Zeter geschrien. Niederträchtig sind die Ausfälle auf Sie im Berliner Conversazionsblatt. Wie Sie leicht begreifen, sie sind von Friedrich Förster. Sein Bruder, der hiesige Förster, der stinkige Maßmann, einige Professoren des philosophischen Vereines — aber ich werde selbst ein Waschweib und gerathe ins Schwatzen. Förster ist ein jämmerlicher Patron und spielt den Vertheidiger Göthes. Es ist ein trister Anblick, wenn der Esel sich spanischen Pfeffer in den Steiß steckt, um in Extase zu gerathen und desto besser den wüthenden Champion des Löwen machen zu können. Sie haben gewiß sein I-A schon gelesen, so wie auch den honetten Aufsatz von Will. Alexis. Dieser behandelt Sie mit Würde, die ihn selbst ehrt. Es ist traurig, wenn solch ein Besserer mit einem Förster zusammen redigiren muß. Ich glaube es steht in der Bibel, man solle nicht ein Pferd mit einem Ochsen vor demselben Pflug spannen; wie viel weniger erst als Redaktoren vor dasselbe Journal.

Diese Tage erhalten Sie einen Besuch von Dr. Lindner. Wenn ich Ihre 3te Grillensammlung nicht beylege, so erhalten Sie solche durch Lindner. Aber Sie finden etwas andres hierbeyliegend, nemlich einen Aufsatz, überschrieben „Humoristen", dessen Abdruck ich im Literaturblatt zu sehen wünsche. Ich bitte Sie, lassen Sie ihn bald abdrucken. Er mag

als Balsampflaster auf die schwäbische Rezension gelten. Wollen Sie es aber nicht thun, so schreiben Sie mir umgehend ein kurzes Nein und ich schreibe an Cotta, jenen Aufsatz von Ihnen in Empfang zu nehmen und auf jeden Fall im Morgenblatte abzudrucken. Nicht nur, daß ich überzeugt bin, daß er mir nichts abschlägt, weiß ich auch, daß es ihm Freude macht, mich zu verpflichten. Er hat dieses aber schon in so hohem Grade gethan, daß ich mir nicht gern neue Verpflichtungen auflade. Sie fühlen daher, lieber Menzel, warum ich wünsche, daß Sie den beyliegenden Aufsatz ohne weiteres abdrucken mögen. Er ist verfaßt von Dr. Lautenbacher, der Sie herzlich grüßen läßt und Sie anfragen läßt: ob Sie ihm nicht einige Rezensionen über geschichtliche Werke für das Literaturblatt auftragen wollen? Geschichte ist sein Fach. Seine Addresse ist: Dr. J. J. Lautenbacher bey Director von Annetsberger, vor dem Carlsthor No. 7 in München. Sagen Sie nichts an Lindner von dem Lautenbacherschen Aufsatz. Leben Sie wohl und grüßen Sie mir recht herzlich Ihre Frau.

A propos! in den Hamburgischen Originalien stehen die gemeinsten Schimpfreden gegen Sie, und zwar unverkennbar aus der Feder des großen Müllners. Die Rezension Ihres Werks im Literaturblatt ist kein sonderliches Chef-d'oeuvre! Entre nous. Colb hatte ich aufgetragen, als Correspondenzartikel aus München, meine Annalenrezension Ihres Werks, theils referirend, theils ergänzend und zumeist im Auszug im Morgenblatte abdrucken zu lassen; aber wie Sie aus dem Billett sehen, daß er mir von Stuttgardt aus schrieb, wollte der junge Cotta es ihm nicht gestatten. Nur weil mir diese Notiz durch den Kopf läuft, schreibe ich sie Ihnen. — Schacht habe ich jetzt gelesen und durchgelacht. — Haben Sie oder Frank niemand, der die Goethische Apotheose Ihres Werks ins Englische übersetzen kann? Ich möchte sie in einer englischen Zeitschrift abdrucken lassen. — Ich bin im Begriff, ins Gebirge zu reisen, dort hab ich Muße und schreib Ihnen vielleicht über das hiesige Leben. Ach! könnt ich nur dazu beytragen, Sie hierher zu ziehen, Sie haben hier viele Ver-

ehrer und würden das hiesige Leben goutiren. (Addresse Cotta.) Leben Sie wohl

Ihr Freund
H. Heine.

210. An DETMOLD.

München, July 1828.

Guten Morgen! ich denk im Morgenblatt bald etwas von Ihnen zu lesen. Sie können der Redakzion desselben schreiben, daß ich Sie aufgefordert, ihr etwas zu schicken; denn Cotta ist mein sehr guter Freund. — Ich reise dieser Tage ab, meine Addresse ist dann H. H., abzugeben an die Literarisch Artistische Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung in München. —

Adresse: Herrn Joh. Herm. Detmold. Studiosus Jur.
beym Schuhmacher Pulster
am Neckar
in Heidelberg.

211. An EDUARD v. SCHENK.

[Livorno, 27. August 1828?]

Jetzt erst schreib ich — denn jetzt erst komme ich einige Momente zur Besinnung und vermag mit Sicherheit Ihnen den Ort zu bestimmen, wo mich Ihr Brief treffen kann (worin Sie mir die längst erwartete freudige Nachricht mittheilen können). Schreiben Sie an Dr. H. H., poste restante in Florenz; in zwey bis drey Wochen wandle ich auf dem Boden, wo Dante, Macchiavell, Leonardo da Vinci, Michel Angelo gewandelt. Dort lese ich Ihre Zeilen. Ich weiß, Sie stecken bis am Hals in Geschäften, deßhalb sage ich: Zeilen. Im Grunde ist es auch nicht nöthig, daß Leute unserer Art sich einander viel schreiben. Unsere Bücher sind große Briefe, die doch zumeist an die Leute unserer Art gerichtet sind.

Was ich über Italien denke, werden Sie daher spät oder früh gedruckt lesen. Der Mangel an Kenntniß der italiänischen Sprache quält mich sehr. Ich versteh die Leute nicht

und kann nicht mit ihnen sprechen. Ich sehe Italien, aber ich höre es nicht. Dennoch bin ich oft nicht ganz ohne Unterhaltung. Hier sprechen die Steine, und ich verstehe ihre stumme Sprache. Auch sie scheinen tief zu fühlen, was ich denke. So eine abgebrochene Säule aus der Römerzeit, so ein zerbröckelter Longobardenthurm, so ein verwittertes gothisches Pfeilerstück versteht mich recht gut. Bin ich doch selbst eine Ruine, die unter Ruinen wandelt. Gleich und Gleich versteht sich schon. Manchmal zwar wollen mir die alten Paläste etwas Heimliches zuflüstern, ich kann sie nicht hören vor dem dumpfen Tagesgeräusch; dann komme ich des Nachts wieder und der Mond ist ein guter Dolmetsch, der den Lapidarstyl versteht und in den Dialekt meines Herzens zu übersetzen weiß. Ja, des Nachts kann ich Italien ganz verstehen, dann schläft das junge Volk mit seiner jungen Opernsprache, und die Alten steigen aus ihren kühlen Betten und sprechen mit mir das schönste Latein. Es hat etwas Gespenstisches, wenn man nach einem Lande kommt, wo man die lebende Sprache und das lebende Volk nicht versteht und statt dessen ganz genau die Sprache kennt, die vor einem Jahrtausend dort geblüht und, längst verstorben, nur noch von mitternächtlichen Geistern geredet wird, eine todte Sprache.

Indessen, es giebt eine Sprache, womit man von Lappland bis Japan bey der Hälfte des menschlichen Geschlechtes sich verständlich machen kann. Und es ist die schönere Hälfte, die man par excellence das schönere Geschlecht nennt. Diese Sprache blüht in Italien ganz besonders. Wozu Worte, wo solche Augen mit ihrer Beredtsamkeit einem armen Tedesco so tief ins Herz hineinglänzen, Augen, die besser sprechen als Demosthenes und Cicero, Augen — ich lüge nicht — die so groß sind wie Sterne in Lebensgröße.

Quand on parle du loup, il est derrière nous. Eben kömmt meine schöne Wäscherin, und ich muß aufhören mit meinem eignen Gewäsche. Adieu, Dichter des Belisars! — Ich denke oft an Sie, wenn ich Lorbeerbäume sehe, und je mehr ich an Sie denke, desto mehr muß ich Sie lieben.

212. An MOSES MOSER.

Bagni di Lucca den 6. Sept. 1828.

Lieber Moser!

Diesen Brief erhältst Du aus den Bädern von Lucca, wo ich jetzt bade, mit schönen Frauen schwatze, die Apenninen erklettere und tausenderley Thorheiten begehe. Ich hätte Dir viel zu schreiben, aber ich sehe eben mit Entsetzen, daß das Papier fließt. — Ich werde noch 14 Tage hier bleiben, dann gehe ich nach Florenz, Bologna, Venedig — und dort in Venedig erhalte ich Brief von Dir poste restante. — Ich denke viel an Dich und finde es Unrecht, daß Du mir nicht in München geantwortet. In München habe ich ein köstliches Leben geführt und werde mit Freuden dorthin zurückkehren und immer dableiben. Während der letzten Wochen meines dortigen Aufenthalts habe ich mich von einem der besten Portraitmaler abconterfeyen lassen, und da ich rasch abreiste, gab ich ihm Deine Addresse und die Ordre, das Bild an Dich nach Berlin zu schicken. Wahrscheinlich hast Du es jetzt schon erhalten. Es ist für meine Eltern in Hamburg bestimmt, und ich ließ es über Berlin reisen, damit Du und die Freunde dort es sehen können. Ich bitte Dich daher, besagtes Bild, wenn Du es zur Genüge betrachtet, an Varnhagens zu schicken und ihnen sagen zu lassen oder zu sagen, daß ich ihnen bald schreibe, und daß sie bis dahin das Bild zu meiner Verfügung bewahren sollen.

Sage mir, lieber Moser, was Dir das Porto gekostet, und was mir noch wichtiger ist, sag mir, ob endlich die längst beschriebenen 5 Louisd'or an meinen Freund Sethe bezahlt sind? Ich bin Dir dann das Geld schuldig und schicke es Dir von München aus. Ich brauche jetzt so rasend viel Geld, — es kostet mir hier täglich $1^1/_2$ Napoleond'or — daß es eine Schande wäre, meinen besten Freunden Etwas schuldig zu bleiben. Ich weiß sehr gut, Du lächelst, — aber ich habe jetzt den Grundsatz, nur solchen Leuten etwas schuldig zu seyn, an die ich selten denke. — Das Papier fließt ganz entsetzlich. — Ich will Dir nächstens, noch ehe ich Italien verlasse, wie-

der schreiben. Bis dahin leb wohl und grüß mir Gans, Zunz, sowie auch Lehmann und Leßmann. — Hast Du in den „politischen Annalen" meine Recension über Menzel's Werk gelesen? Ich spreche da von Göthe. Cotta quält mich, anstatt der „politischen Annalen" ein neues Journal zu begründen. Ich weiß noch nicht, was ich thue. Ich habe keine Freunde, auf deren literarische Unterstützung ich mich verlassen könnte. Ich stehe allein. — Vor der Hand aber will ich mich noch etwas in Italien herum amüsiren. Ich lebe viel und schreibe wenig. Ich lese die schönsten Gedichte, sogar Heldengedichte. In Genua hat ein Schurke bey der Madonna geschworen, mich zu erstechen; die Polizey sogar sagte mir, solche Leute hielten gewissenhaft ihr Wort, und rieth mir, gleich abzureisen — ich blieb aber sechs Tage und ging wie gewöhnlich des Nachts am Meer spazieren. — Ich lese alle Abend im Plutarch, und ich sollte mich vor einem modernen Meuchelmörder fürchten?

Wenn ich nach Deutschland zurückkehre, will ich den 3. Band der „Reisebilder" herausgeben. Man glaubt in München, ich würde jetzt nicht mehr so sehr gegen den Adel losziehn, da ich im Foyer der Noblesse lebe und die liebenswürdigsten Aristokratinnen liebe — und von ihnen geliebt werde. Aber man irrt sich. Meine Liebe für Menschengleichheit, mein Haß gegen Clerus war nie stärker wie jetzt, ich werde fast dadurch einseitig. Aber eben um zu handeln, muß der Mensch einseitig seyn. Das deutsche Volk und Moser werden eben wegen ihrer Vielseitigkeit nie zum Handeln kommen.

Grüß mir Gans noch einmal. Vergiß nicht, Robert und Madame Robert von mir zu grüßen.

H. Heine.

213. An SALOMON HEINE.

Lucca, den 15. September 1828.

Diesen Brief erhalten Sie aus den Bädern von Lucca auf den Apenninen, wo ich seit vierzehn Tagen bade. Die Natur

ist hier schön und die Menschen liebenswürdig. In der hohen Bergluft, die man hier einathmet, vergißt man seine kleinen Sorgen und Schmerzen, und die Seele erweitert sich.

Ich habe diese Tage so lebhaft an Sie gedacht, ich habe so oft mich danach gesehnt, Ihnen die Hand zu küssen, daß es wohl natürlich ist, wenn ich Ihnen schreibe. Wollt ich's aufschieben, bis ich wieder herabkomme und Bitterkeit und Kummer wieder in meine Brust einziehen, so würde ich auch kummervoll Bitteres schreiben. Das soll aber nicht geschehen, ich will nicht denken an die Klagen, die ich gegen Sie führen möchte, und die vielleicht größer sind, als Sie nur ahnen können. Ich bitte Sie, lassen Sie daher auch etwas ab von Ihren Klagen gegen mich, da sie sich doch alle auf Geld reduciren lassen und, wenn man alle bis auf Heller und Pfennig in Bco Mark ausrechnet, doch am Ende eine Summe herauskäme, die ein Millionär wohl wegwerfen könnte — statt daß meine Klagen unberechenbar sind, unendlich, denn sie sind geistiger Art, wurzelnd in der Tiefe der schmerzlichsten Empfindungen. Hätte ich jemals auch nur mit einem einzigen Worte, mit einem einzigen Blick die Ehrfurcht gegen Sie verletzt oder Ihr Haus beleidigt — ich habe es nur zu sehr geliebt! — dann hätten Sie Recht, zu zürnen. Doch jetzt nicht; wenn alle Ihre Klagen zusammengezählt würden, so gingen sie doch alle in einen Geldbeutel hinein, der nicht einmal von allzu großer Fassungskraft zu seyn brauchte, und sie gingen sogar mit Bequemlichkeit hinein. Und ich setze den Fall, der graue Sack wäre zu klein, um Salomon Heines Klagen gegen mich fassen zu können, und der Sack risse — glauben Sie wohl, Onkel, daß das eben so viel bedeutet, als wenn ein Herz reißt, das man mit Kränkungen überstopft hat?

Doch genug, die Sonne scheint heute so schön, und wenn ich zum Fenster hinausblicke, so sehe ich nichts wie lachende Berge mit Weinreben. Ich will nicht klagen, ich will Sie nur lieben, wie ich immer gethan, ich will nur an Ihre Seele denken und will Ihnen gestehen, daß diese doch noch schöner ist als all die Herrlichkeit, die ich bis jetzt in Italien gesehen.

Leben Sie wohl und grüßen Sie mir Ihre Familie, Hermann,

Carl und die niedliche Therese. Bedingterweise habe ich mich über ihre Vermählung gefreut. Nächst mir selber hätte ich sie keinem lieber gegönnt wie dem Dr. Halle. Tilly ist jetzt so gut bey mir wie bey Euch; überall folgte mir das liebliche Gesicht, besonders am Mittelländischen Meer. Ihr Tod hat mich beruhigt. Ich wollte nur, ich hätte einiges von ihren Schriftzügen. Daß wir die süßen Züge auf keinem Gemälde aufbewahren, ist jammerschade. Ach! es hängt so manches überflüssige Gesicht an der Wand.

Moritz Oppenheimer zu grüßen. Ich liebe ihn zwar nicht, obgleich ich als Christ sogar meine Feinde lieben sollte; aber ich bin erst ein junger Anfänger in der christlichen Liebe. Moritz Oppenheimer ist aber schon ein alter Christ und sollte mich lieben und mich nicht aus der Achtung der Menschen herauszulächeln suchen.

Grüßen Sie mir Onkel Henry recht herzlich.

Und nun leben Sie wohl! Es ist gut, daß ich Ihnen nicht sagen kann, wo eine Antwort von Ihnen mich treffen würde; Sie sind um so eher überzeugt, daß dieser Brief Sie in keiner Hinsicht belästigen soll. Er ist bloß ein Seufzer. Es ist mir leid, daß ich diesen Seufzer nicht frankiren kann, er wird Ihnen Geld kosten — wieder neuer Stoff zu Klagen. Adieu, theurer, guter, großmüthiger, knickriger, edler, unendlich geliebter Onkel!

214. An EDUARD VON SCHENK.

Florenz, den 1. October 1828.

Lieber Schenk!

Diesen Morgen um sieben Uhr bin ich hier angelangt, und mein Erstes war, nach der Post zu eilen — und da finde ich keinen Brief von meinem lieben Schenk. Zum Glück ist die Post hier auf dem Markt, und der Markt von Florenz ist der herrlichste und interessanteste Anblick, den nur ein Mensch finden kann. Die Alterthümlichkeit, die bedeutungsvollen Statuen, die hohen Arkaden, die Großartigkeit, dabey den-

noch überall der Hauch altflorentinischer Grazie, überall Blüthe des Mediceerthums, und gar oben im Palast Uffizi die griechischen Götterwohnungen! Ich will Ihnen freymüthig gestehen, im Boudoir der mediceischen Venus vergaß ich Schenk und seinen Brief. Es war aber doch nicht die uralte zusammengeflickte Göttin der Liebe, die mich so gewaltig erhob, vielmehr waren's die Augen einer Italienerin, die gar andächtig an sie hinauf sah — ich glaube, die alten Götter werden in Italien noch immer angebetet.

Ach Schenk! die Seele ist mir so voll, so überfließend, daß ich mir nicht anders zu helfen weiß, als indem ich einige enthousiastische Bücher schreibe. Im Bade zu Lucca, wo ich die längste und göttlichste Zeit verweilte, habe ich schon zur Hälfte ein Buch geschrieben, eine Art sentimentaler Reise. Sie und Immermann habe ich mir meistens als Leser gedacht, und wenn ich die ersten Capitel nächstens im „Morgenblatt" abdrucken lasse, so werden Sie sehen, wie ich Immermann abzufinden gewußt habe. Ich muß bey diesem Wort laut auflachen, um so mehr, da ich weiß, Sie verstehen es nicht. Doch wozu Ihnen etwas verbergen, da es mir das größte Vergnügen macht, es Ihnen schon jetzt zu sagen! Ja, lieber Schenk, Sie werden wohl Ihren ehrlichen Namen zu diesem Buche hergeben müssen, ohne Pardon wird's Ihnen dedicirt. Doch seyn Sie nicht in Angst, es wird Ihnen auch erst zum Lesen gegeben, und es wird viel Artiges und meist Sanftes enthalten. Ich muß Ihnen durchaus ein öffentliches Zeichen meiner Gesinnungen geben, Sie haben's um mich verdient, Sie gehören zu den Wenigen, die darauf bedacht waren, meine äußere Stellung zu sichern, und so wahr mir Gott helfe, ich hoffe, auch der König von Bayern wird es Ihnen einst danken. Ich fühle viel Kraft in mir und will sie gern zum Guten anwenden.

Und nun weiß ich, in eben diesem Moment macht Schenk ein verdrießliches Gesicht, und zwar über sich selbst. — Nein, seyen Sie außer Sorge, ich habe freundschaftliche Phantasie genug, um hundert Ursachen zu erdenken, weshalb ich keinen Brief von Ihnen vorfand. Und vielleicht trage ich selbst

die Schuld, Sie haben vielleicht zu der Zeit, wo ich Ihnen schrieb, daß ich hier seyn würde, mir die Ausfertigung des königlichen Decrets nicht anzeigen können, und glaubten, ich würde jetzt nicht mehr in Florenz seyn. Die Erwartung Ihres Briefes hat mich nun freylich bestimmt, einige Zeit hier zu bleiben, nemlich bis ich Brief von Ihnen habe. Dies ist kein Unglück, Florenz wird mir unterdessen genug Unterhaltung geben. Lieber Schenk, ich weiß, eben so wenig wie ich sind Sie Freund vom Briefschreiben, aber so lange ich nicht la sureté de la sureté habe, wie sich Herr von Savigny ausdrückt, solange ich nicht die Ausfertigung des Decrets habe, lebe ich in einer gewissen Unbestimmtheit, die sehr unbequem ist. Ich habe z. B. bis jetzt noch nicht an Cotta geschrieben; erst wenn ich Ihren Brief erhalte, schreib ich ihm meinen Entschluß, eine neue Zeitschrift unter meinem Namen statt der „Annalen" Januar vom Stapel laufen zu lassen, alsdann muß ich auch Januar wieder in München seyn u. s. w. Sie sehen, es ist nicht bloß meine kindische Eitelkeit, sondern auch die Nothwendigkeit, weshalb ich Sie um schleunige Antwort dränge. Schreiben Sie mir poste restante in Florenz. Ich weiß, Sie haben genug zu thun, deßhalb verlange ich nur wenige Zeilen. Ihre Tragödien müssen jetzt gewiß schon aus der Presse seyn, und da ich sie von Ihnen selbst haben will und an die kleinklatschende Buchhandlung nicht deßhalb schreiben möchte, müssen Sie mir das Buch per fahrender Post hierherschicken, ebenfalls poste restante. — Und ich würde noch mehr schreiben, wenn ich nicht von der Nachtreise und von den neuen Eindrücken der Stadt Florenz allzu erschöpft wäre.

Leben Sie wohl und bleiben Sie gut

Ihrem ganz ergebenen

H. Heine.

215. An FEODOR IWANOWITSCH TJUTSCHEW.

Lieber Tutschef!

Diesen Morgen bin ich in Florenz angelangt. Ich habe schon die Götter und Göttinnen im Palast Uffizi gesehen, ich

habe schon die Bekanntschaft einiger Gottheiten gemacht, die eben so schön und nicht so kalt wie diese sind, ich schrieb eben einen langen Brief an Herrn Schenk — Sie begreifen wohl, daß ich ein Recht habe, müde zu seyn.

Trotzdem muß ich Ihnen schreiben, vielleicht können Sie mir nützen — Sie werden mir ja gewiß baldmöglichst antworten! Hören Sie.

Der Stand meiner Angelegenheit betreffs meiner Ernennung zum Professor ist Ihnen bekannt. Es war mit Herrn Schenk verabredet, daß ich ihm, so bald ich in Italien angelangt sey, meine Addresse mittheilen solle, damit er mir von dem königlichen Decret dorthin Kenntniß gebe. In dieser Erwartung schrieb ich vor beynahe vier Wochen an Schenk, er möge mir jene Nachricht poste restante nach Florenz senden. Diesen Morgen angelangt, eile ich zur Post und finde keinen Brief. Ich habe daher einen zweyten Brief an Schenk geschrieben, worin ich ihm angezeigt, daß ich hier bleiben werde, um seine Antwort zu erwarten. Tausend Gründe können die Ursache seines Schweigens seyn, aber da er Poet ist, vermuthe ich, daß es die Trägheit, jene Geistesträgheit ist, die uns so arg zusetzt, wenn wir an unsre Freunde schreiben sollen. Auch für Sie gilt diese Bemerkung — was mich betrifft, so seyen Sie überzeugt, daß ich weder an Schenk, noch an Sie schriebe, wenn ich nicht möglichst rasch die Nachrichten erhalten müßte, die mich bestimmen werden, entweder in Italien zu bleiben oder nach München zurückzukehren, was ich sofort nach Empfang meines Ernennungsdecrets thun werde. Einliegend der Brief, den ich an Schenk geschrieben, und den Sie ihm gütigst sogleich übersenden wollen. Besuchen Sie ihn dann ein paar Tage nachher — er weiß, wie sehr Sie mein Freund sind, — sagen Sie ihm, ich hätte Ihnen mitgetheilt, wovon meine Rückkehr nach Deutschland abhängt, und da Sie Diplomat sind, wird es Ihnen leicht seyn, den Stand meiner Angelegenheit zu erfahren, ohne daß Schenk ahnt, ich hätte Sie gebeten, mich darüber zu unterrichten, und ohne daß er sich der Pflicht entbunden glaubt, mir selbst zu schreiben. Sie wissen, wie sehr ich Schenk liebe, wie sehr

ich von seinem Wohlwollen für mich überzeugt bin; er ist mehr noch eine große Seele als ein großer Dichter, er kennt seine Pflichten gegen Pairs des Talents, er weiß, daß die Nachwelt ihn mit Rüchsicht hierauf beurtheilen wird — aber er ist bey alledem ein Staatsmann.

Schreiben Sie mir also, lieber Tutschef, baldmöglichst poste restante nach Florenz; ich werde hier bleiben, bis ich Ihre und Schenks Antwort erhalten habe. Meine Empfehlung an Madame Tutschef; sie ist eine treffliche Frau. Ich liebe sie sehr — und damit genug! Wäre ich nicht so ermüdet, wie es der Fall ist, so fände ich wohl eine minder triviale Phrase. Grüßen Sie Herrn Lindner von mir, wenn Sie ihn sehen; sagen Sie ihm, daß ich ihm bald schreibe. Grüßen Sie Ihre allerliebste Schwester, Ihre Tante, und auch, wenn Sie wollen, die Frau déchargeuse d'affaires Amalie von Krüdener. Ich denke an sie, weil ich eben Frau von Medicis, vormals Frau von Vulkan, geborne Jupiter, gesehen. Ich bin

Ihr Freund

H. Heine.

Noch ein Wort. Sagen Sie ja dem ersten Commis in der Artistisch Literarischen Anstalt der Cottaschen Buchhandlung zu München (sein Name ist Wittmeyer), daß ich ihn bitten lasse, falls er Briefe für mich erhalten, dieselben mir poste restante nach Florenz zu schicken.

Florenz, den 1. October 1828.

216. An einen UNBEKANNTEN ADRESSATEN.

[Florenz 1828.]

Je suis bien aise, Mr., que vous savez combien je suis en peine de recevoir les lettres qui me decideront ou de rester ici ou de partir sur le champ. Comme j'ai fait la bêtise d'envoyer la moitié de mon argent à mon frère qui est resté malade dans le chemin pour ici, il ne me reste à present qu'une bagatelle si modique que je serais encore assez embarassé si j'en dois faire encore des frais de voyage, — jugez donc

vous même combien j'ai le droit de me refuser aux demandes pecunières de mes amis.

Votre très affligé

217. An den Baron JOHANN FRIEDRICH VON COTTA.

Florenz d. 11. November 1828.

Herr Baron!

Ich hoffe, dieser Brief findet Sie ohne Schnupfen, Husten und ähnlichen Freuden, die jetzt in dem Lande, wo die Zitronen blühen, ebenfalls ganz besonders gedeihen und noch wohlfeiler zu haben sind. Ich armer Schelm bin jetzt in der Blüthe eines Catharrs, der es nicht rathsam macht jetzt über die Alpen zu gehen, ich muß wohl hier überwintern und Ihnen schreiben statt Ihnen persönlich aufzuwarten.

Damit Sie aber nicht glauben ich sey in eine Tänzerinn verliebt und bliebe deßhalb hier und wäre recht börnisch faul, so habe ich den Anfang meines italienischen Tagebuchs ausgearbeitet, d. h. die starken Worte und Capitel ausgemerzt, so daß das beykommende Mspt. im Morgenblatte (und zwar recht bald) abgedruckt werden kann.

Ich habe seitdem in den Bädern von Lukka sehr angenehme Tage verlebt, so wie auch in Livorno. Hier bin ich seit sechs Wochen, warte auf Briefe und studire schöne Künste, wozu auch das Ballet gehört. Ich mache Sie aber nochmals darauf aufmerksam, daß ich in keine Tänzerinn verliebt bin, obgleich sich eine solche Liebe sehr gut mit Schnupfen und Husten verträgt und ein eben so großes Unglück ist. Im Gegentheil, ich bin fleißig, schreibe sogar ein Buch, lese Malthus und Bentham, ersinne Strafrechtstheorien u. s. w. Was die Fortsetzung der Annalen betrifft, so weiß ich nicht, was ich Ihnen Bestimmtes darüber sagen soll. Wenn Sie den Wunsch hegen, sie nicht fallen zu lassen, so habe ich mir gedacht, es sey gut, den Titel einigermaßen beyzubehalten und nur bequemer zu machen.

„Neue Annalen, eine Zeitschrift für Politik, Literatur und Sittenkunde.“

Dies wäre ein Titel, der dem Redakteur die gröste Freyheit ließe, ein Titel, der ihm auch gestattet, das belletristische Publikum ins Interesse zu ziehn, und diejenigen Materialien, die das Ausland nicht brauchen kann, vollauf zu benutzen. Was die Redakzion betrifft, so gestehe ich Ihnen, daß weder meine politischen Kenntnisse oder vielmehr meine Kenntniß von der Tagespolitik, noch meine Schreibart mich zum Redakteur eines solchen Journals geeignet machen. Sollten Sie aber dennoch, Herr Baron, ganz besonders wünschen, meinen Namen als Redakteur auf den Titel der Annalen zu setzen, so will ich Ihnen darüber meine Gedanken, so weit ich sie selbst kenne, offen mittheilen:

1^{0}. Werden immer Ihre Wünsche, wenn ich sie, wie hier der Fall ist, erfüllen kann, mir mehr gelten als Privatrücksichten, und wenn Sie darauf bestehen, so will [ich] gern meinen Namen als Redakteur geben, mit der billigen Bedingung, daß auch Sie etwas für das Journal thun, d. h. ein anständiges Honorar für die Arbeiter aussetzen, etwa 4 Louisd'or für Originalaufsätze, 2 bis 3 für mehr oder minder ausgeführte Bearbeitungen und wie gewöhnlich 1 Louisd'. für Uebersetzungen. Wahrlich, ich denke nicht sehr an Selbstnutzen, aber ich will auch mein sauererworbenes bischen Namen nicht einbüßen, durch ein schlecht dotirtes Journal.

2^{0}. Dr. Lindner hat in der letzten Zeit beständig geseufzt, er wünsche von den Annalen loszukommen. War dieses eine damalige Extrapolitik und haben sich jetzt seine Ansichten geändert, seitdem die Russen bey der Eroberung der Türkey einige Schwierigkeiten finden, so will ich gern noch mit ihm, nach wie vor, die Annalen herausgeben, unter einer gewissen Notenbedingung, die er selbst schon kennt. Würde er aber nicht redigiren, so hat er versprochen, dennoch viel für die erneuten Annalen zu schreiben, so daß die Lindnersche Politik immer darinn einen stehenden Artikel bilden würde.

3^{0}. wenn Lindner aber nicht redigirt, so muß unser Freund Kolb sich des Ganzen annehmen, besonders bis Ende April, wo ich ganz bestimmt nach Deutschland zurückkehre. Es

würde mir auch Vergnügen machen, seinen Namen neben dem meinigen als Mitredakteur auf dem Titel zu sehen. Mebold und Hermes haben in diesem dritten Fall ihre Mitwirkung versprochen. Menzel würde, wenn Sie, Herr Baron, ihn noch besonders drum ansprechen, das Seinige beytragen; — und bey gutem Willen dieser Herren würde man monathlich ein gutes Annalenheft liefern können. Was mich selbst betrifft, so sage ich voraus, daß auf mich in Hinsicht der Beyträge nicht viel zu rechnen ist und noch weniger in Hinsicht der redaktorischen Betriebsamkeit — Kolb und wieder Kolb muß für Alles sorgen — Aber wahrlich, ich will nicht durch fremde Mühe lukriren und erst späterhin, wenn das Journal einige Zeit in Gang ist, mögen Sie, Herr Baron, selbst bestimmen, was ich Ihnen dabey werth war.

Ich glaube mich jetzt über Alles, was Sie wohl anfragen könnten, bestimmt genug ausgesprochen zu haben, und für den Fall No. 3 können Sie an Dr. Kolb den Inhalt dieses Briefes wissen lassen. Ich will ihm zur Vorsorge noch besonders heute schreiben und lege den Brief offen bey; im Fall aber der 3te Fall nicht nach Ihren Wünschen ist, bitte ich meinen Brief an Kolb nicht abzuschicken, sondern zu vernichten. Da die Zeit drängt, will ich auch zur Vorsorge Ende dieses Monaths eine Kleinigkeit Ihnen überschicken, die Sie, im Fall die Annalen erscheinen, an Kolb mittheilen und widrigenfalls vernichten können.

Hoffentlich hat mich Dr. Lindner schon bey Frau v. Cotta hinlänglich entschuldigt, warum ich ihren freundlichen Anforderungen in Betreff des Damanalmanachs nicht Folge geleistet. Ich habe nicht die Courage gehabt, dieses direkt zu sagen, gab lieber an Lindner den verdrießlichen Auftrag und lief fort nach Italien. Mir fehlte wirklich die Zeit, etwas für den Almanach zu schreiben, wenn ich nicht die Badesaison versäumen wollte. Indessen glaube ich, hat Herr Köchy in Braunschweig, den ich schon früher dazu aufforderte, eine Novelle für den Alm. eingeschickt, und ich habe eine gute Meinung von diesem Schriftsteller. Hat ein Herr Dettmold von Heidelberg aus etwas für das Morgenblatt geschickt, so

bitte ich, es eines baldigen Abdrucks zu würdigen. Was meine eigne heutige Einsendung betrifft, so lasse ich die Redakzion des Morgenblattes bitten, die Capittel, die doch sehr klein sind, nie in der Mitte abzubrechen, so wie auch mir 3 Ex. zu schenken, die ich, wenn ich nach Deutschland zurückkehre, in Empfang nehmen will. — Der Kunstbaron von Rumohr, den ich hier ein paar mahl gesehen, beauftragt mich, Ihnen zu sagen, daß er das versprochene Roman-Fragment nicht geben würde. — Frau v. Cotta meine ergebenheitlichsten Empfehlungen. — Meine Addresse ist: al Signor Henrico Heine, Dottore, Poste restante in Firenze, Capitale della Toscana in Italia. Indem ich mich Ihrer Gewogenheit nochmals empfehle, verharre ich

Herr Baron

Ihr ergebener

H. Heine.

218. An DR. GUSTAV KOLB.

Florenz, den 11. November 1828.

Lieber Kolb!

Ich habe heute dem Baron Cotta geschrieben: wenn Lindner darauf besteht, von den „Annalen" zurückzutreten, so sey ich erbötig, für die Fortsetzung derselben als Redakteur genannt zu werden, und ich wünschte alsdann ganz außerordentlich, daß der Dr. Kolb sich als Mitredakteur nenne. Außerdem müsse sich mein Freund Dr. Kolb die ganze Last der Redakzion aufladen, wenigstens bis nächsten May, wo ich nach München zurückkehre.

Lieber Kolb, der Baron Cotta kann Ihnen selbst sagen, wie wenig Privatinteresse mich dabey leitet; mein einziger Wunsch ist nur, der liberalen Gesinnung, die wenig geeignete Organe in Deutschland hat, ein Journal zu erhalten, und ich dächte, auch Sie, Kolb, bringen gern ein Opfer für einen solchen Zweck. Es ist die Zeit des Ideenkampfes, und Journale sind unsre Festungen. Ich bin gewöhnlich faul und lässig, aber wo, wie hier, ein gemeinsames Interesse ganz bestimmt ge-

fördert wird, da wird man mich nie vermissen. Lassen Sie also die ,,Annalen" nicht fallen; mein Name steht Ihnen dabey zu Diensten, und auch für die Geldmittel ist in so gesorgt, da ich den Baron Cotta gebeten habe, für Originalaufsätze vier Louisd'or, für Bearbeitungen zwey bis drey Louisd'or und für Uebersetzungen, wie gewöhnlich, ein Louisd'or auszusetzen. Für solch Honorar können Sie schon in jedem Monathheft etwas Gutes liefern.

Hermes und Mebold haben ihre Mitwirkung zugesagt, Menzel wird gern ebenfalls etwas geben, und Lindner liefert jeden Monath einen politischen Artikel. Ich werde freylich, wenigstens so lang ich in Italien bin, kaum ein Scherflein jeden Monath beytragen können. Wir sind aber durch die Materialien, die das ,,Ausland" hat und nicht brauchen kann, hinlänglich gedeckt. Ist Herr Lanteub*) noch in München, so grüßen Sie mir ihn, er ist ein fleißiger Arbeiter, und ich wünsche, daß er für die ,,Annalen" so viel als möglich liefere. Kurz, lieber Kolb, thun Sie das Ihrige, unterziehen Sie sich der Redakzion, ich bin mit jeder Bedingung, die Sie etwa machen möchten, im voraus einverstanden. Ich wiederhole Ihnen: nur im Fall es der Baron Cotta besonders wünscht und es besonders zweckdienlich erachtet, mag mein Name als Redakteur genannt werden; ich wiederhole nochmals, daß ich alsdann sehr wünschte, den Ihren neben dem meinigen zu sehn, und endlich mache ich Ihnen auch den Vorschlag, gar keinen einzelnen Redakteurnamen, sondern die Namen der Mitarbeiter in französischer Journalweise auf den Titel zu setzen; auch hiermit wäre ich ganz zufrieden. Nach meiner Ansicht mag folgender Titel gewählt werden: ,,Neue Annalen; eine Monathschrift für Politik, Literatur und Sittenkunde", und als Motto schlage ich Ihnen vor die Worte: ,,Es giebt in Europa keine Nazionen mehr, sondern nur Partheyen."

Sie dürfen auch auf keinen Fall unterlassen, lieber Kolb,

---

*) Anscheinend von Strodtmann, der diesen Brief publizierte, verlesen; gemeint dürfte L a u t e n b a c h e r sein.

am Ende des Heftes in einer Note zu bemerken, daß man während meiner Abwesenheit alle Beyträge an Sie addressiren soll.

H. Heine.

219. An FRIEDERIKE ROBERT.

[Berlin,] Friedrichstraße, den (?) Merz 1829.

Madame!

Ich bin heute jenseits des Jordans zu Tische geladen und muß mir das Vergnügen versagen, den langen Weg nach dem Ende der Leipziger Straße hinaufzulaufen, und von Ihnen, denselben Weg retour, nach dem Concerte mitgenommen zu werden. Aus Furcht vor Mißdeutung begehe ich die zarte Aufmerksamkeit, Ihnen mein Nichterscheinen zu erklären.

Gestern Abend elf Uhr las ich nochmals Ihre hübschen Verse, und mein Herz machte dazu die Passionsmusik. Heute morgen aber ist mein Herz mausetodt, und ich selbst bin nur der wandlende Fleischsarg meines Herzens.

Ich bin einer der unglücklichsten Monarchen, die jemals gelebt haben. Nur der König Nebukatnetzer war unglücklicher als ich, da er assyrisches Gras fressen mußte, welches schwerlich so gut zubereitet war wie der borussische Kuchen unserer Dlle. Maas. Aber wie lange wird's dauern, und auch ich muß ins Gras beißen? Bis dahin

Votre

H. Heine.

220. An VARNHAGEN VON ENSE.

Daß ich Varnhagens „Mirabeau" mitnehme und entschlossen bin, alles Gute herauszulesen, bescheinige ich hiermit. Berlin, den 11. Merz 1829.

Hans Heinrich Heine,
Dr. jur.

221. An Dr. LEOPOLD ZUNZ.

Berlin, den 22. Merz 1829.

Lieber Zunz!

Ich habe gestern mit dem Baron Cotta über das von Ihnen zu schreibende Werk ziemlich wirksam gesprochen und ihn demgemäß nicht abgeneigt gefunden, den Verlag desselben zu unternehmen. Nach dieser Eröffnung können Sie jetzt selbst am besten mit ihm darüber verhandeln. Er wohnt Hôtel de Brandebourg und ist am besten des Morgens bis elf Uhr zu sprechen. Ich habe ihm gesagt, daß Sie bereit wären, die äußere Form des Buches den Absatzbedürfnissen gemäß einzurichten, und daß Ihr Werk zu gleicher Zeit als theologisches Fakultätsbuch den Theologen nöthig seyn wird, und zugleich als wichtige literarische Erscheinung auch den Nicht-Theologen und dem gesammten gebildeten Publikum interessant erscheinen muß, dergestalt, daß auf Leser und Käufer von beiden Classen zu rechnen ist.

Sie werden mich zu jeder Zeit bereit finden, in dieser Angelegenheit Ihr Interesse zu vermitteln, indem keiner mehr als ich das Geschriebenwerden Ihres Werkes, der beförderten Wissenschaft und meines eignen Vergnügens wegen, wünschen kann.

Mit Hochachtung

Ihr Freund

H. Heine.

222. An den Baron JOHANN FRIEDRICH VON COTTA.

P. P.

Die Münchener Blätter, Herr Baron, die ich von Ihnen geliehen, kann ich Ihnen erst morgen oder übermorgen zurückschicken. Ihrem gestrigen Wunsche gemäß schicke ich Ihnen die Blätter, die ich selbst aus München erhalten, und woraus Sie ersehen können, wie viel der arme Lindner für Kolbs Aufsatz zu leiden hat.



Heinrich Heine.
Gezeichnet von Franz Kugler, 1829.

Indem ich hoffe, daß diese Zeilen Sie in Wohlseyn antreffen mögen, verharre ich ehrfurchtvoll,

Herr Baron,

Ihr ergebener

Heinrich Heine.

Berlin den 31. Merz 1829.

223. An RAHEL VARNHAGEN VON ENSE.

Frau von Varnhagen!

„Wenn ich gar so großen Werth darauf läge, daß ich zu Ihnen komme, so wollten Sie mich gar nicht haben." — Dies sagten Sie mir gestern, wenigstens dem Sinne nach, wenn auch nicht mit denselben Worten. Indem ich noch heute morgen darüber nachdachte, mußte ich mir leider gestehen, daß ich seit zwey Jahren von anderen Freundinnen sehr verwöhnt worden bin, indem diese immer froh waren, wenn sie mich nur haben konnten, gleichviel unter welcher Bedingung, gleichviel wie überhoch ich mich selbst schätzte. Es wird gewiß eine geraume Zeit dauern, bis ich besser gewöhnt werde und so tief in meiner Selbstschätzung herabsinke, wie Sie mich brauchen können. Bis dahin werden Sie sich wohl mit ebenso hochgeschätztem Federvolk, das so schnattern kann, wie man es eben braucht und in jeden beliebigen Käfig paßt, behelfen müssen.

Sie werden mich für einen eiteln Mann erklären. Immerhin! Die Folge mag ausweisen, daß ich für ein edleres Interesse meine Privateitelkeit und allen äußeren Schein zum Opfer bringen kann. — Ich verharre, in der Wahrheit meines Herzens, Frau von Varnhagen!

Ihr Freund

Berlin, den 1. April 1829. H. Heine.

224. An den Baron JOHANN FRIEDRICH VON COTTA.

Herr Baron,

Beyliegend erhalten Sie die hiesigen Blätter, die Sie zu sehen verlangten, sowie auch die kleine Notiz für die „Allg.

Zeitg.", die ich gern unter den Correspondenzartikeln aus Berlin abgedruckt zu sehen wünschte.

Ich verharre mit tiefer Hochachtung

Ihr ergebener

Berlin, d 14. April 1829. H. Heine.

225. An MOSES MOSER.

Potsdam, den 22. April 1829.

Lieber Moser!

Diese Zeilen haben nur zum Zweck, Dir meine Addresse mitzutheilen. Ich wohne nemlich seit vorigen Freytag hier bey Herrn Witte auf dem hohen Weg Nr. 12.

Ich befinde mich wohl und denke und arbeite — Ach Gott! wenn ich bedenke, wie wenig ich seit sechs Monathen gedacht und gearbeitet habe, so habe ich gute Gründe, zu denken und zu arbeiten.

Ich sehe hier nichts als Himmel und Soldaten. Bücher sind hier genug, so wie auch Zeitungen. Ich las gestern, wie auch in Paris ein Dutzend Bühnendichter sich vereinigt, um einen Geniestreich zu machen. Nemlich die Bittschrift an den König wegen der gefährlichen Romantik.

Die Dummheit der Menschen ist immer dieselbe, nur überall modifizirt nach Zeit und Ort. Es giebt keine neue Dummheit unter der Sonne, hätte Salomo sagen können.

Schicke mir meine Briefe, so bald deren für mich ankommen. Ich bitte Dich, frage nach in meinem vorigen Logis, ob nichts für mich da abgegeben worden. Leb wohl, wahrscheinlich seh' ich Dich nächste Woche.

Dein Freund

H. Heine.

Schick mir doch die Bibel, sprich Gans in Betreff der „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik," beweg ihn, mir den Thiers zu besorgen, und wenn Du den Sterne bekommen, so schick ihn mir. Hat die Börsenhalle die ersten Jahrgänge des Globe?

Wie befindet sich Frau von Varnhagen?

226. An FRIEDERIKE ROBERT.

Ma chère Madame Robert —

Das Wetter ist so schlecht, ich habe diese Nacht so wenig geschlafen, oder besser gesagt: so viel gewacht, mein Kopf ist davon so wüst, fast so wüst wie mein Herz, und ich will daher nicht persönlich meinen Glückwunsch nach Berlin bringen.

Ich wünsche Ihnen viel Glück, möge der liebe Gott (oder der Gott der Liebe) noch lange Ihre Schönheit erhalten, mögen Sie nie von Leuten geliebt werden, die Ihnen fatal sind, mögen Sie selbst niemals diejenigen lieben, die Ihnen nicht ganz gefallen, und mögen Sie täglich Gelegenheit und Appetit haben, schönen Kuchen zu essen.

Schreiben Sie mir bald und erheitern Sie einen Menschen, den ein toller Gram verzehrt. Ich bin halb

Ihr ganz ergebener

H. Heine.

Potsdam, den 29 April 1829.

227. An FRIEDERIKE ROBERT.

Madame Robert (une des plus jolies femmes qu'on puisse imaginer).

Diese Zeilen sollen Ihnen nur sagen, daß ich morgen (Montag) nicht zur Stadt komme, und Sie daher kein Concertbillet für mich zu nehmen brauchen. Nebenbey meinen innigen Dank für Ihren lieben Brief, den ich 50mal gelesen. Daß Sie zu Ihrem Geburtstag einen Vivatkuchen bekommen, ist mir sehr lieb; auch ich hatte Ihnen einen zugedacht, und Sie sollen ihn nicht einbüßen, indem ich mir vorbehalte, ihn nachträglich zu überreichen und persönlich mitzuverzehren. Ich würde Ihnen Blumen oder Verse präsentiren, wenn nicht jene zu sentimental dumm und diese zu kostspielig wären, und ich halte Sie für eine vernünftige Frau, die selbst einsieht, daß Kuchen ein delikateres Präsent sind. Leben Sie

wohl und grüßen mir Robert, Frau und Herrn von Varnhagen und die „Familie“ da drüben.

Es ist hier ein fatales Wetter, die Frühlingsblumen möchten gern gemüthlich aufblühen, aber von oben bläst ein kalter Verstandeswind in die jungen Kelche, die sich ängstlich wieder schließen.

C'est tout comme chez nous! flüstert mein Herz, mein Herz, das Sie und andre Leut', trotz des schlechten Wetters, sehr liebt.

H. Heine.

[Potsdam,] den 2. May (Sonntag) [1829.]

228. An FRIEDERIKE ROBERT.

Sehr schöne Freundin!

Ich dürste nach einem Tropfen Brief von Ihnen. Sie haben ja nichts zu thun, das Schreiben wird Ihnen leicht, und im bewegten Berlin giebt's alle Tage was Neues. Ich hingegen hab' genug zu thun, hab' auch nichts zu schreiben (außer daß ich Sie liebe), denn ich lebe hier wie Robinson auf seiner Insel — mein Stiefelputzer ist mein Freytag, die Hausmägde sind meine Lamas u. s. w.

Robert soll Frau von Varnhagen sehr drängen, Herrn von Varnhagen zu drängen, das zu schreiben, was ich wünsche. Sie aber müssen Robert drängen, er soll an Varnhagen sagen: wenn er Bewußtes nicht schreibt, so rebellire ich wieder gegen Goethe und schiffe mich gleich ein nach Amerika. Ich habe jetzt Goethe in Händen — denn ich lese jetzt seinen „Wilhelm Meister“. — Ich leide jetzt noch mehr als früher, und Varnhagens, die mich Sonntag zum Essen festhielten, sind schuld, daß ich die Stunde versäumte, wo ich Casper sprechen wollte.

Ich befinde mich in jeder Hinsicht schlecht. Bin ich krank? dumm? verliebt? Wer kann das unterscheiden!

Leben Sie wohl und grüßen Sie mir die Welt.

Ihre getreue Freundin

Potsdam, H. Heine.

den und den Datum 1829.

229. An MOSES MOSER.

Dear Moser! Ich bitte Dich, sage mir doch umgehend: ob der „Banquier Heine log. im König v. Portugal", den ich eben im Intelligenzblatt als Fremder angekündigt lese, etwa mein Oheim Salomon Heine oder mein Vetter Herman Heine ist?

Ich befinde mich schlecht, sehr schlecht. Mein tristes, geisttödtendes Übel macht mich sogar lesensunfähig. Dennoch bin ich erträglicher Laune. Ich wünsche Dich vor Deiner Abreise, im Fall solche statt fände, nochmals zu sehen. Wirst Du reisen?

Gestern schloß ich Welkers über Staat und Strafe; jetzt liegt Gœthes Meister, Briefwechsel mit Schiller, Ovid, Fleury de Chabouton und Stauntons sinesische Reise auf meinem Tisch; — ich kann aber kaum die Augen öffnen, viel weniger den Verstand. Leb wohl und heiter und antworte.

Dein Freund

H. Heine.

Potsdam d. 18. May 1829.

Adresse: Sr. Wohlgeboren d. Herrn
M. Moser, neue Friedrichstraße No. 47
franco. in Berlin.

230. An FRIEDERIKE ROBERT.

[Poststempel: 30. Mai.]

Schöne, generose Friedrike!

Wenn man seit 5 Uhr am Arbeitstisch gehockt und über einen Druckbogen geschrieben hat, darf man schon um Mittagzeit müd und dumm seyn; um so mehr, wenn man kranken Kopfes ist.

Ich darf aber doch nicht länger zaudern, Ihnen für Ihren letzten Brief zu danken, für diesen wunderbaren Frühlingsbrief, der mich vor Entzücken ins Freye trieb — freylich, die alte Wehmuth kam auf ihren eisernen Krücken bald nach-

gehinkt. — Wir beyden sind noch die zwey besten Schriftstellerinnen Deutschlands! wir können die Herzen von Grund auf bewegen.

Da Sie meine Gedanken kennen, so errathen Sie leicht, was ich jetzt denke. Der Stolz bricht mir den Hals. — Kommen kann ich nicht, wenigstens noch nicht in den ersten Tagen, aus zwey Ursachen; die erste weiß ich selbst nicht, die zweyte aber besteht darin, daß ich July mit all' meinen Arbeiten fertig seyn will — und dann geht's fort, weit, weit fort.

Ein ganz einsamer Robinson bin ich hier nicht mehr. Einige Offiziere sind bey mir gelandet, Menschenfresser. Gestern Abend im Neuen Garten gerieth ich sogar in eine Damengesellschaft, und saß zwischen einigen Potsdamerinnen, wie Apoll unter den Kühen des Admet.

Vorgestern war ich in Sanssouci, wo alles glüht und blüht, aber wie! du heiliger Gott! Das ist alles nur ein gewärmter, grünangestrichener Winter, und auf den Terrassen stehen Fichtenstämmchen, die sich in Orangenbäume maskirt haben. Ich spazirte umher und sang im Kopfe:

Du moment qu'on aime, — l'on devient si doux!
Et je suis moi-même — aussi tremblant que vous.

Das singt nemlich das Ungeheuer in „Zemire und Azor". Ich armes Ungeheuer, ich armer verwünschter Prinz, bin so kummerweich gestimmt, daß ich sterben möchte. Und ach! wer todt zu seyn wünscht, der ist es schon zur Hälfte. Mein großes humoristisches Werk habe ich wieder bey Seite gelegt, und mache mich jetzt aufs neue an die italienische Reise, die den dritten Theil der „Reisebilder" füllen soll, und worin ich mit allen meinen Feinden Abrechnung halten will. Ich habe mir eine Liste gemacht, von allen denen, die mich zu kränken gesucht, damit ich, bey meiner jetzigen weichen Stimmung, keinen vergesse. Ach, krank und elend wie ich bin, wie zur Selbstverspottung, beschreibe ich jetzt die glänzendste Zeit meines Lebens, eine Zeit, wo ich, berauscht von Uebermuth und Liebesglück, auf den Höhen der Apenninen umher-

jauchzte und große, wilde Thaten träumte, wodurch mein Ruhm sich über die ganze Erde verbreite bis zur fernsten Insel, wo der Schiffer des Abends am Herde von mir erzählen sollte; jetzt, wie bin ich zahm geworden, seit dem Tode meines Vaters! jetzt möchte ich auf so einer fernen Insel nur das Kätzchen seyn, das am warmen Herde sitzt und zuhört, wenn von berühmten Thaten erzählt wird.

Ich bin so niedergeschlagen, so zusammengedrückt, so beengt — ach, ich möchte ein Kätzchen seyn! Grüßen Sie mir Mimi — — Auch Ihren Hauskater lasse ich herzlich grüßen; ebenfalls alle Nachbarschaftskatzen. Auch Varnhagens. Leben Sie wohl, und behalten Sie lieb

Ihre kleine Freundin

H. Heine.

Potsdam, ohne Datum 1829.

231. An MOSES MOSER.

Potsdam, ich glaube den 30. May 1829.

Lieber Moser!

Wenn Du mir nicht gleich 40 Thaler schickst, so werde ich auf Deine Kosten hier verhungern, Du mußt sie also gleich auf die Briefpost geben. Am liebsten wär' es mir, wenn Du sie mir morgen (Sonntag) selbst brächtest, denn ich glaube, daß ich wohl nicht so bald auf den Gedanken des Nachberlinreisens gerathe. Ich befinde mich zu sehr in Mißstimmung und Arbeit. Ich habe die Bücher erhalten und danke Dir für diese Güte, besonders für die Grammatik. — Wenn Du Veit mitbrächtest, wär's hübsch. Zu seinem Almanach werde ich ganz bestimmt nichts geben, indem ich nichts habe und auch kein Gedicht machen kann, was besser wäre als die schon gelieferten. Ich werde immer zur rechten Zeit aufzuhören wissen, wenn ich in einer Gattung nichts Besseres, als das schon Geleistete, geben kann. — Jetzt habe ich die Italienische Reise zur Feder genommen, und sie soll den 3. Band der Reisebilder füllen. Du wirst sehen, daß ich nicht

im Gleise der alten Manier, sondern in einer neuen freyen Form weiter schreibe. Ich umarme Dich.

Dein Freund
H. Heine.

232. An MOSES MOSER.

Potsdam den 5. Juny 1829.

Lieber Moser!

Schönen Dank für die Besorgung des Geldes. — Das Wetter ist wieder so schlecht, daß ich wohl auf die Hoffnung, Dich morgen zu sehen, verzichten muß. — Ich habe mich seit vorigem Sonntag äußerst schlecht befunden und war gezwungen, zu Arzt und Apotheke zu schicken. Jetzt geht's leidlich besser. — Ich denke an Dich hier viel mehr als es sonst Dir wohl vergönnt seyn möchte, in der treibenden Tageszerstreuung an mich zu denken. — Diese Tage hat mich auch mein Verleger Campe hier besucht. — Ich kann wenig schreiben. — Bitte Dich, sag' doch an Lehmann, daß er Dir die 3 Hefte der politischen Annalen geben soll; wenn ich zu Dir nach Berlin komme, kann ich sie dann zu mir stecken. Außer französischen Memoiren treib ich jetzt wieder englische Geschichte. Ich bitte Dich, laß das Sanskrit liegen und lerne chinesisch und übersetze mir einen chinesischen Roman; das ist das Beste, was einer thun und lesen kann. Seit meiner Bekanntschaft mit den beiden Cousinen ist meine Seele in Peking, Nanking und To-tzong, ja in Orten, die meine Zunge nicht einmal aussprechen kann. Ich umarme Dich; leb wohl.

Dein Freund
H. Heine.

233. An den Baron JOHANN FRIEDRICH VON COTTA.

Herr Baron!

Indem ich Ihnen beyliegend etwas Italienisches, wie Sie zu haben wünschten, für das Morgenblatt schicke, hoffe ich, daß Sie nichts anstößiges drin finden mögen, indem es das Ge-

mäßigste ist, was ich geben kann und ich deßhalb schon gegen die geringste Verstümmelung protestiren muß. Ist der unverkürzte, unverkümmerte Abdruck nicht möglich, so bitte ich, mir das Mspt. unter Varnhagens Addresse zurückzuschicken. Im 3ten Fragmente kommen Namen vor, die ich allenfalls gegen Anfangsbuchstaben zu vertauschen bereit wäre. — Sie, Herr Baron, den ich so sehr liebe und dem ich so ungern mißfallen möchte, dürfen mir bey Leibe meine Unnachgiebigkeit in den geistigsten Interessen nicht mißdeuten. Ich finde jetzt, daß es oft drauf abgesehen ist, mich zu beschränken und zu aviliren, und ich muß mich daher männlicher zu verhärten suchen, als mir eigentlich selbst lieb ist.

Von Schenk habe ich bis jetzt noch keinen Brief erhalten, und nur meine Gutmüthigkeit hält mich noch davon ab, hierin eine Beleidigung zu sehen.

Einliegende Gedichte gab mir unlängst ein ausgezeichneter junger Mensch mit der Bitte, sie ins Morgenblatt zu befördern. — Ich hoffe, daß Sie so wie auch meine liebenswürdige Feindinn, die Baronin Cotta, sich von der Reise erholt haben; ich empfehle mich Ihnen beiden mit der innigsten Verehrung.

Ihr ergebener

H. Heine.

Potsdamm den 7 Juny 1829.

234. An MOSES MOSER.

Potsdam den 15. Juny 1829.

Deinen lieben Brief so wie auch die Einlage habe ich diesen Morgen erhalten und danke Dir, lieber Moser, für deren Besorgung. Sonnabend ging ich um 5 zu Varnhagens, ließ mich zu einer Spazierfahrth beschwatzen, kehrte davon erst nach 10 Uhr zurück, und Sonntag Mittag reiste ich gleich ab, nachdem ich diesen Tag bloß Roberts gesprochen; So kam es, daß ich Dich, indem ich nicht in der Hitze zur Königsstadt gehen wollte, vor meiner Abreise nicht sah. Ich hatte Dir sogar nöthiges zu sagen, nemlich mir noch Geld zu geben, nemlich

so viel, daß Du 200 Thaler noch in Cassa hälst, womit ich ins Bad zu reisen gedenke, und zwar in 4 Wochen. Ich bitte Dich daher auch, mir aufzuschreiben, was Du im ganzen außerdem für mich ausgelegt und mir wie gesagt so viel Geld zu schicken, daß Du noch 200 Thaler für mich behälst. Entschuldige, wenn ich Dir Mühe mache. Ich würde Dir mehr schreiben, wenn ich mich nicht seit Sonntag überaus stumpfsinnig befände; ich habe keine Zeile seitdem geschrieben. Jedoch ich hoffe, daß mein diesjähriger Feldzug gegen Pfaffen und Aristokraten besser ausfällt als der russische. Daß mich einige Russen kopiren, habe ich erfahren; von den Franzosen ahnte ich es wohl bey einem kleinen Liede, worin mein Donner brüllte. Lies doch den romantischen Oedyppus von Graf Platen; er ist gegen Dich gerichtet. Leb wohl

H. Heine.

Adresse: Herrn M. Moser
Neue Friedrichstraße No. 47
Berlin.

235. An HEINRICH STIEGLITZ.

Potsdam, den 20. Juny 1829.

In Beantwortung Ihres lieben Briefes bekenne ich Ihnen ganz freymüthig, daß ich unter meinen Papieren keine Gedichte finden konnte, die denen, die ich in früheren Jahren geliefert, an Werth gleich kämen, und daß ich Ihnen deßhalb gar nichts zu Ihrem Almanach gebe, was ich auch schon früherhin ganz bestimmt dem Moritz Veit wissen lassen.

Glauben Sie nur nicht, daß ich dies aus kläglicher Bescheidenheit sage; vielmehr erstolzt mich das Bewußtseyn, daß ich selbst jetzt mehr werth bin als meine Verse; vielleicht ist das ehrliche Bekenntniß, warum ich nichts zum Almanach gebe, viel mehr werth als das beste Gedicht, das ich sonst wohl machen konnte. — Ich bitte Sie auch, erschrecken Sie mich nicht mehr durch alongeperückliche Titulaturkurialien; ich habe es besonders um die Mitjugend nicht verdient, wie ein alter Hofrath angeredet zu werden.

236. JULIUS CAMPE an HEINE.

Hamburg, d. 22. Juli 1829.

Mein lieber Heine!

Das Papier für den 3ten Reisebilderband steht seit dem 1. Juli in meinem Hause. Sie versprachen mir, bis Mitte Juli spätestens das Manuskript zu bringen. Als Freund und sonst alles Liebes und Gutes! muß ich Sie bitten: mich nun nicht länger warten zu lassen. — Lassen Sie lieber Heine! mich doch nun nicht vergeblich darum bitten!!

Jeder Mensch, der etwas verspricht, sucht doch sein Wort zu retten, nur Ihnen ist es bis jetzt gefallen, gegen alle Ordnung und Freundschaft gegen mich zu handeln; ist das wohl zu entschuldigen??

Wenn Ihre Abreise sich vielleicht verzögerte, so senden Sie den Anfang, damit der Druck beginnen kann. Merkel ist ja hier und soll lesen, daß ihm die Augen übergehen und durchaus nichts verbessern wollen!

Bedenken Sie, daß ich Kaufmann sein muß; bringe ich das Buch nicht zur gehörigen Zeit, natürlich kann ich kein gutes Geschäft damit machen, und das müssen Sie doch dem Freunde wünschen, der Ihr Kind so treu wie ich bisher gehegt und gepflegt habe und ferner den Ammendienst bei der dritten Geburt übernehmen will. Will der Balg mich necken, so werde ich ihn später dafür zu züchtigen wissen.

Die Leuchtkugeln — 7 äffn und eine trifft! —

Mit jedem Augenblicke erwarte ich Immermanns Controverse gegen Platen; „den in der Metrik herumtaumelnden Cavalier", Preis 4 gr., welcher für mich in Düsseldorf gedruckt wird. Ich schreibe nichts mehr; — Sie kommen bald!

Christiani war eben bei mir und probirt eine Feder und schrieb hin „der schlechte Mensch". Damit meinte er Sie.

Ihr Julius Campe.

Adresse: Herrn Dr. H. Heine
Wohlgeboren
Addr. Herrn M. Friedländer & Co.
Berlin.

237. An MOSES MOSER.

Helgoland den 6. Aug. 1829.

Lieber Moser.

Da eben ein Schiff nach Hamburg abgeht, kann ich nicht unterlassen, Dir einige freundliche Grüße nach dem Continent

hinüberzuschicken. Ich habe mich, nach einem kleinen Seesturm, glücklich hierher gefunden, wo ich mich wohl und heiter auf dem rothen Felsen ergehe. Ich befinde mich in der That recht wohl und heiter. Das Meer ist mein wahlverwandtes Element, und schon sein Anblick ist mir heilsam. Ich bin, jetzt fühl' ich es erst, unsäglich elend gewesen, als ich mich in Berlin befand; Du hast gewiß darunter leiden müssen. Ein melancholischer Freund ist eine Plage Gottes. Hoffentlich treffen Dich diese Zeilen in vollem Wohlseyn. Schreib mir hierher: an Dr. H. H. bey Brother Nikkels in Helgoland in der Nordsee.

Alle Oceaniden lassen Dich grüßen. — Ich wünschte, Du sähest mahl das Meer; vielleicht begriffest Du die Wollust, die mir jede Welle einflößt. Ich bin ein Fisch mit heißem Blute und schwatzendem Maule; auf dem Lande befinde ich mich wie ein Fisch auf dem Lande. Auch die Seehunde lassen Dich grüßen. Eine weiße Möve, die ich gestern kennen lernte, läßt sich erkundigen, ob Gans sein Buch fertig ist? Leb wohl, es giebt wenig Papier auf Helgoland.

H. Heine.

238. An JOHANN GUSTAV DROYSEN.

Helgoland, d. 6. September 1829.

Junger Freund!

Anbey erhalten Sie das versprochene Buch, das mehr Kunde giebt von den Schmerzen des Herrn Verfassers als von dem Geiste, womit er sie ertragen. Entschuldigen Sie die Versäumniß. Zufällig hatte ich das Buch von Hamburg mitgenommen, und ich schicke es Ihnen jetzt von Helgoland, wo ich seit sechs Wochen lebe und mir von den Meereswellen den Leib und die Seele heilen lasse.

Es waren viele Berliner hier; die Nordsee war gleichsam von Berlinern überschwemmt. Ich aber pflog mit Niemandem Umgang, außer mit einer kleinen Engländerin, einigen Seemöven, den Wolken und dem Tacitus.

Grüßen Sie mir in Berlin die Victoria auf dem Branden-

burger Thor, sowie auch den Palazzo Bartholdy; der Stadträthin lasse ich mich ehrfurchtsvoll empfehlen; mit etwas weniger Ehrfurcht grüße ich Fräulein Fannys schöne Augen, die zu den schönsten gehören, die ich jemals gesehen. Die dicke Rebecka, ja, grüßen Sie mir auch diese dicke Person, das liebe Kind, so lieb, so hübsch, so gut, jedes Pfund ein Engel.

Dann suchen Sie auch einige meiner schönsten Grüße an Raumer nach Pommern zu spediren; als Gegengruß erbitte ich mir ihn selbst oder wenigstens ein halb Dutzend pommersche Gänsebrüste. Sagen Sie ihm, es zöge mich wieder nach Italien, ich hätte zuletzt wieder alle Liebeskraft vergeblich vergeudet, vergeudet an den berechnenden Verstand, an die leibhaftige, schön gerundete Prosa, mein Herz sey jetzt leer, mein Kopf dumpf und nur die Nase noch voll Orangeduft. Fragen Sie ihn, ob er mit mir über die Alpen gehen will. Nach Berlin käme ich so bald nicht zurück. Meine Addresse sey H. H., abzugeben bey Hoffmann & Campe, Buchhandlung in Hamburg. Auch Sie, Kleiner, können mir unter dieser Addresse schreiben. Was machen die erbrechtl. H.? Leben Sie wohl und noch besser als wohl. Ich umarme Sie.

H. Heine.

239. An MOSES MOSER.

Hamburg den 13. Oct. 1829.

Liebster Moser!

Ich hoffe, daß Dich diese Zeilen in behaglichem Wohlseyn antreffen, und ich sende sie Dir eigentlich, um beyliegenden Brief meines Bruders zu begleiten, den ich schon 10 Tage liegen habe. Unterdessen ist schon Brief aus der Türkey, wo er sich wohl befindet, von ihm angelangt. —

Zwey Monathe bin ich in Helgoland gewesen, und seit etwa 14 Tagen bin ich hier, beschäftigt mit Liebe, Politik und Aerger.

Wie gefallen Dir einliegende Verse, die ich auf den Musenalmanach gemacht, mehr aus nonchalanter Selbstpersiflage

als um unsere kleinen Freunde zu stacheln! Glaubst Du, daß sie von diesen nicht mißdeutet werden können, so schick' sie an Gubitz für den Gesellschafter. Glaub aber nicht, daß ich keine wichtigeren Dinge im Kopfe habe als diese Bagatelle und Aehnliches. Der 3te Band der Reisebilder gehört zu diesen letzteren und soll jetzt gedruckt werden und Dir Weihnacht seine Aufwartung machen. — Mein Schnupfen läßt Dich grüßen. Kannst Du mir Deine Mendelssohnrede mittheilen? Meine Addresse ist: Hoffmann & Campe. — Leb wohl, laß bald Etwas von Dir hören und behalte mich lieb.

Dein getreuer Freund

H. Heine.

240. An FRIEDRICH MERCKEL.

[Hamburg, den 13. October 1829.]

Ich bitte Dich, lieber Merckel, die etwa übrig gebliebenen Druckfehler mit Bleyfeder an die Seite zu bemerken. Das Manuskript lasse ich jetzt immer in der Druckerey, damit nichts verloren geht. — Sage entweder meinem Kerl, wann er den Bogen wieder abholen soll, oder schick mir ihn selbst: Mühlenstraße, die erste Thüre des Schimmelmannschen Palais, ehe man zur Treppe hinaufgeht, zweyte Etage (Graue Nr. 1 steht auf der Hausthür.) — Guten Morgen — ich bin sehr verschnupft und kopfföde.

Dein Freund

H. Heine.

Ich bitte Dich, schick mir auch „Romeo und Julie", sowie auch den ersten Band des „Tom Jones". „Heinrich IV." erhältst Du hier zurück.

241. An FRIEDRICH MERCKEL.

[Hamburg, den 24. October 1829.]

Guten Morgen, Klabotermann!

Hier erhältst Du den ersten Aushängebogen des dritten Theils. Das war also das Papier, das meiner so sehnsüchtig



Heinrich Heine.
Gezeichnet von Wilhelm Hensel, 1829.

harrte, und um dessentwillen unser typographischer Julius mich beständig pisachte! Zweifelst Du jetzt daran, daß er nicht einst Cotta übertrifft! Wär' es nur nicht von dieser Seite! Cotta läßt auch auf schlechtem Billard spielen, aber wer gut spielt, hat mehr Nutzen davon. Campe verläßt sich auf mein gut Spiel und sorgt nicht einmal im geringsten für meinen Nutzen; außerdem daß ihm bey mir seine Parthiegelder mehr als bey andern sicher sind, will er noch mehr Vortheil haben, und indirekt soll ich andre Leute bezahlen. Ich laufe wüthend im Zimmer herum und betrachte vergleichend meine alte Unterhosen und dann wieder meinen Aushängebogen. Ich sterbe vor Unmuth.

Dein Freund

H. Heine.

242. An MERCKEL.

Lieber Merckel!

Anbey Dein Regenschirm, den Du bey mir stehen lassen. Ich befinde mich heute wieder schlecht und schlecht gelaunt, als bestände ich aus kampeschen Fließpapier.

Im Fall es noch immer Deine Absicht ist, mit Campe zu sprechen, so kann ich Dir nicht verhehlen, daß, wenn Du es etwa bis Sonnabend aufschiebst, auch Deine Güte mir nicht viel fruchten würde, indem als dann jede Vermittlung zu spät käme. Ich bin entschlossen, und koste es mir auch die größten Geldopfer, die unmuthige Stimmung, die durch Campes schnöde Behandlung befördert wird, abzuwerfen. Du kannst ihm sagen, daß ich, nachdem ich auf die billigste und schonendste Klage keine Antwort bekommen und er mir vielmehr durch dritte Hand sagen lassen, er könne sich nicht mit mir in Schreibereyen einlassen, ich ein Lump seyn müßte, wenn ich mir alles bieten ließe, und daß ich ihm das Buch wegnehme, und ihm jede Schadenforderung bezahle, die er etwa wegen des Drucks der ersten Bogen machen möchte, so daß ihm auch nicht der Schein einer Beeinträchtigung bliebe, und er sich unbedingt vor dem Schriftsteller schämen müßte,

den er, durch seinen Geitz, in Geldverlust gebracht. Ich wiederhole, nicht den Schein des Rechts werde ich ihm gönnen, ich gebe Dir Vollmacht, ihm jeden Betrag in meinem Namen zu zu sichern, den er als Kostenersatz fordern mag, und wenn Du willst bis auf Heller und Pfennig meine Verhältnisse mit ihm zu reguliren. Ich gebe Dir hiermit schriftlich, daß ich alles billige, was Du thust. Jede Stunde, wo er sich einnarrt, Recht zu haben, ist mir fatal. Aber, ich bin überzeugt, sein Unmuth kommt eben daher, weil er weiß, daß er unrecht hat; da sind die Menschen am starrsten. Er läßt sich mit dem Papier nicht bey mir sehen; als er zum zweyten Theile, in der Schnelligkeit, noch besseres Papier als zum ersten nehmen mußte und einige hundert Thaler in die Schanze schlagen mußte, da konnte er zu mir laufen — aber damals galt es, mir am Honorar abzuzwacken. Damals konnte er weitläufig mit mir überlegen und rechnen.

Dein Freund

d. 29. Oct. 1829. H. Heine.

243. An KARL IMMERMANN.

[Hamburg, den 17. November 1829.]

Guten Morgen, lieber Immermann!

Ich habe Ihnen nichts zu sagen, als was die ganze Welt weiß, nemlich daß gestern Abend Ihr Trauerspiel, bey gut besetztem Hause und gutem Spiel, mit dem würdigsten Beyfall aufgenommen wurde.

Zum erstenmale seit sechs Monathen war ich wieder im Theater, in Gesellschaft lieber Damen, deren Lippen allerliebst aussahen, als sie das Lob Immermanns aussprachen.

Heute habe ich Kopfschmerzen, da das Theater, und besonders wenn ich ein ganzes Stück ansehe, mich immer angreift. Aber dafür war ich gestern desto gesund glücklicher!

Gestern morgen habe ich den Grafen Platen ausgepeitscht und gestern Abend Karl Immermann applaudirt. Zu ersterem

Geschäfte, das erst zur Hälfte gediehen, habe ich doch endlich gehen müssen, hab's lang genug aufgeschoben, und ich selbst war eben so wie die anderen sehr neugierig, was ich thun würde. Sie, Immermann, haben den Richter gespielt, ich will den Scharfrichter spielen oder vielmehr recht ernsthaft darstellen. Der „Oedipus" hat in Berlin nur Unwillen erregt; desto mehr wird er hier von einer gewissen Clique, die mit dem Grafen steißlich einverstanden ist, sehr goutirt. Sein Leibfreund Rumohr, der große Koch, der die ganze Suppe eingerührt, ist gestern arrivirt, und ich bin gefaßt auf die jämmerlichsten Machinazionen. Ich sprach ihn zuletzt in Italien, und erst von ihm erfuhr ich, daß Platen eben durch eine Xenie von Ihnen so sehr in Harnisch gekommen. Ich kann vor lauter Lachen nicht schreiben. Unglückliche Xenie, sie hat mich ins Verderben gestürzt! Hätte ich Zeit, ich würde Ihnen die schrecklichsten Vorwürfe machen! Aus Rache soll Ihnen der dritte Theil der „Reisebilder" dedizirt werden, und ich denke Ihnen das Buch in vier bis fünf Wochen zu schicken. Ich hatte Ihnen freylich ein besseres Buch zugedacht, aber ich darf diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, Ihnen eben das Buch zu präsentiren, worin die Spolia opima des großen Champion der Classizität enthalten sind. Ich spreche im Ernst, ich hatte Ihnen etwas Besseres zugedacht — aber das Zeitgemäße hat auch seinen Werth. Uebrigens ist das Buch zahm geschrieben, nicht im mindesten demagogisch, sogar gut russisch, was jetzt so viel ist wie ultra-preußisch. Wenn es mir möglich, besuche ich Sie nächstes Jahr. — Durch den Tod meines Vaters war ich lange trübsinnig, und erst jetzt komme ich allmählig wieder in bessere Stimmung. Ich bleibe noch einige Monathe hier. —

Ihren „Friedrich" habe ich mit Entzücken gelesen. Er ist mir unendlich lieber als der „Hofer", den ich, so hoch ich ihn verehre, dennoch am wenigsten unter Ihren Stücken liebe.

Gestern Abend freylich gefiel er mir besser als bey der Lektüre; als ich ihn las, kam es mir vor, als sey er in gedrückt krankhafter Stimmung geschrieben. Köstlich machten sich

gestern Abend die Tirolerlieder, während in der Ferne geschossen wurde. Lenz hat gut gespielt, Schön-Elsi vortrefflich. Der letzte Akt, poetisch der schönste, war theatralisch der schwächste. Bis zum vorletzten Akt erhielt sich im Publikum die athemschöpfende Erwartung, die herzklopfende Spannung; aber der letzte Akt enthielt keinen theatralischen Reiz und einen wohlbekannten Ausgang. Er hat daher weniger zugesagt als die früheren Akte. Ich will jetzt das Stück nochmals lesen, und nächstens sage ich Ihnen mehr darüber. — Meine Addresse ist: Hoffmann & Campe. Es freut mich, daß Campe Ihre sämmtlichen Schriften herausgiebt. Je n'y ai pas nui. — Sämmtliche Redakteure Cottascher Zeitschriften sind mir feindlich, im „Morgenblatt" verstümmeln sie meine Aufsätze aufs schändlichste. Der alte Cotta selbst ist sehr brav. Einige Abende vor meiner Abreise von München, als ich ihm sagte, daß in seinem Verlage das Platensche Pasquill erschiene, sagte er mir, daß ich es mir von seinen Leuten geben lassen solle. Es hätte mir nur ein Wort gekostet, und der Druck wäre unterblieben. Aber ich lehnte es ab, wie Sie wohl denken können.

Leben Sie wohl, herzinnig wohl. Ich liebe Sie sehr, denke täglich an Sie. Empfehlen Sie mich Gut- und Gleichgesinnten. Alle Damen, die Ihnen lieb sind, umarme ich; ich erlaube Ihnen — nemlich à distance — alle Damen, die ich liebe, ebenfalls zu umarmen.

Ihr Freund

H. Heine.

244. An AMALIE FRIEDLÄNDER.

Endlich, Cousine, bin ich kein Windbeutel mehr, und kann ich Ihnen das längstversprochene Buch anbey überschicken. Ich bitte Sie, solches als Gegengeschenk für das schöne marzipane Trauermonument, das Sie mir einst verehrten, zu empfangen.

Ich habe diesen Morgen schreckliche Kopfschmerzen und Herzstiche (wahrhaftig, ich prale nicht), wenn das nicht

schlimmer wird, sehe ich Sie diesen Mittag bey Ihrem Vater, meinem lieben Onkel. Ich bin

Amalie!

Ihr ergebener

Sonntag, d. 29. Nov. 1829. H. Heine.

245. An FRIEDRICH MERCKEL.

[Hamburg, den 5. December 1829.]

Ich will jetzt alles aufbieten, um in acht Tagen fertig zu werden. Darum schick' ich Dir diese Blätter, die ich Dir nur einen Tag lassen kann. Besprechung über das Minderwichtige erlaubt die Zeit nicht mehr; nur in Hauptsachen kann ich jetzt Dein Bedenken gelten lassen.

246. An FRIEDRICH MERCKEL.

[Hamburg, den 9. December 1829.]

Der beyliegende Anfang der zweyten Abtheilung ist das einzige Correcturstück, was ich liegen hatte.

Ich bitte Dich, die zweyte Correctur des letzten Bogens nochmals durchzusehen und mir, wo möglich, noch heute Morgen zurück zu schicken. Ach, welche Hetze! Den neuen Bogen schicke ich Dir auch noch heute.

Guten Morgen!

Dein Freund

H. Heine.

247. An den Baron JOHANN FRIEDRICH VON COTTA.

Hamburg, d. 14. December 1829.

Der Zweck dieser Zeilen, Herr Baron, ist Advisgabe über 300 Gulden, die ich so frey bin, unter heutigem Datum, an die Ordre d. Herrn Henry Heine, 8 Tage nach Sicht, auf Ihr Stuttgardter Haus zu trassiren. Den Rest des Betrags von 50 Carol, die Sie mir in Berlin erlaubten, wann ich wolle, auf Sie zu ziehen, und wofür ich 6 bis 7 Druckbogen für Ihre Blätter

versprach, werde ich so frey seyn späterhin, im nächsten Jahre, auf Sie anzuweisen. Zuvor möchte ich noch einige Einsendungen machen; wenn ich dies Jahr weniger gab als ich wohl beabsichtigte, so lag die Schuld nur in der Natur meines Talentes, da dieses nur selten im Stande ist, den milden Ton des Morgenblatts zu treffen, weßhalb mir auch die Redakzion einiges zurückschicken und ich noch viel mehr zurückbehalten mußte.

Nicht so ganz Nebenabsicht dieses Briefes ist die Anfrage: ob Sie jetzt noch den Wunsch hegen, irgend ein Buch von mir zu verlegen? und ob es in diesem Fall zu Berlin gedruckt werden kann? Mit Ende dieses Jahres werde ich — nicht ohne Opfer — meinen Verpflichtungen gegen Hoffmann und Campe vollauf Genüge geleistet haben, und für künftige Verlagsverhältnisse meine Einrichtungen treffen müssen. — Meine Addresse ist: Dr. Heine bey Wittwe Betty Heine Geb. v. Geldern, Neuerwall No. 28, Lit. D. — Der große Ueberfluß an Namensgenossen macht hier solche ausführliche Addresse nöthig.

Indem ich hoffe, daß dieser Brief Sie in vollem Wohlseyn antrifft, und recht seelentief wünsche, daß Ihre freundlichen Gesinnungen gegen mich unvermindert bleiben mögen, bitte ich Sie, mich auch der Frau Baronin zu empfehlen und ich verharre,

Herr Baron

mit Verehrung und Ergebenheit

H. Heine.

248. An FRIEDRICH MERCKEL.

[Hamburg, den 20. December 1829.]

Ich bitte Dich, wegen der Revision des letzten Bogens, bey der Zurücksendung der Correctur auch die erste Correctur des letzten Bogens mitzuschicken. Guten Morgen, lieber Merckel.

Dein Freund

H. Heine.

249. An FRIEDERIKE ROBERT.

Allerliebenswürdigste Friedrike!
Hochzuverehrende Frau!

Ew. Schöngeboren werden mein langes Stillschweigen verzeihen. Wenn ich so lange nicht geschrieben habe, so lag die Schuld nicht an meinem Gedächtnisse, worin Sie wie eine schöne Fee leben und blühen. Ach, schöne Friedrike, ich bin unglücklich, und in solcher Lage hat man kaum das Recht, an schöne Frauen zu denken, viel weniger ihnen zu schreiben. Ich leide nemlich an einem hohlen Zahn und an ein hohles Herz, die beide eben wegen ihrer Hohlheit mir viel Qual verursachen. Leider habe ich nicht die Courage, mich der heilsamsten Operazion zu unterziehen; ich meine in Betreff des Zahnes. Wenn ich an Sie denke, fühle ich manchmal Linderung — ich meine in Betreff des Herzens. Wenn ich sagte, liebe Robert, ich wäre in Sie verliebt, so löge ich; wenn ich aber sage, daß ich an Sie mit außerordentlicher Liebe denke, so sage ich die Wahrheit. Ich sterbe täglich mehr und mehr, ich bin fast ein Todter, und solche Leute haben das Recht, die Wahrheit zu sagen, da ihnen die Lüge keinen Spaß mehr macht.

Von der letzten amourischen Bekanntschaft ist nichts übrig geblieben als ein öder Katzenjammer, ein widerwärtiger Spuk, ein gespenstiger Aerger; manchmal um Mitternacht miaut eine todte Katze in den Ruinen meines Herzens.

Anbey schicke ich Ihnen den dritten Theil der „Reisebilder", den ich erst gestern aus der Druckerey erhalten und schnell broschiren ließ, damit Sie und Robert gleich brühwarm lesen, was ich diesen Monath über den Grafen Platen geschrieben, der, wie Sie sich erinnern, in seinem Lustspiel so giftig war. Ich habe nun ein Gegengift drucken lassen, woran noch zwanzig Grafen ihr Lebtag genug hätten. Wie ich höre, schreibt er jetzt gegen Robert. — Ich habe das Meinige gethan. — Ich bitte Sie, nur die zweyte Abtheilung des Buchs, „Die Bäder von Lukka", zu lesen. Das Buch wurde zu dick. Sobald ich nach Berlin komme, lasse ich es Ihnen einbinden;

auch der Varnhagen schicke ich es roh, sonst hätte ich es, wegen der Festtage, wo die Buchbinder so viel zu thun haben, erst in zehn Tagen schicken können. Ich bitte Sie, da ich Varnhagens erst in einigen Tagen schreibe, mich in dieser Hinsicht zu vertreten. Ich denke bald nach Berlin zu kommen. — Leben Sie wohl, meine Addresse ist: Dr. H., bey Wittwe Heine, geb. von Geldern, auf dem Neuen Wall Nr. 28, Lit. D. — Es sind hier so viel Namensgenossen, daß die Addresse ausführlich seyn muß.

Ihr Anbeter
H. Heine.

250. An KARL IMMERMANN.

Anbey, lieber Immermann, mein Buch, dessen zweyte Hälfte etwas werth ist, da ich darin zum erstenmale versucht habe, einen Charakter leben und sprechen zu lassen; es ist dies Stück „Die Bäder von Lucca“ nur Fragment eines größeren Reiseromans, den ich Ihnen vielleicht nächsten Herbst vollendet schicke. Dies soll mich auch decken gegen die mögliche Beschuldigung, daß ich Ihnen nichts Ausgezeichnetes dedicirt. Wenn auch mahl das Ganze gedruckt wird, wird auch der Herr Graf, wie sich gebührt, aus dem Buche hinausgeschmissen. Sein anonymer Aufstz: Aus dem Tagebuche eines Lesers, bewog mich, ebenfalls ein Motto von ihm selbst zu nehmen. Ich habe diesen Wurm jetzt so tief durchschaut, er ist mir so bestimmt aufgegangen in all seiner Misere, daß ich ihn nur noch wie eigenes Werk der Phantasie betrachte; ich könnte gleichsam jetzt die Platenschen Werke fortsetzen und sogar alles selbst schreiben, was er noch gegen Sie und mich vorbringen wird. Nicht gegen ihn habe ich Groll, sondern gegen seine Kommitenten, die ihn mir angehetzt. Ich sah den guten Willen, daß man mich in der öffentlichen Meinung vernichten wollte, und ich wäre ein Thor oder ein Schurke gewesen, wenn ich Rücksichten und Verhältnisse halber schonen wollte. Mein Leben ist so rein, daß ich ruhig erwarten kann, daß man allen Skandal gegen mich aufwühle. Ich war so mäßig, daß ich keinen Skandal auftischte, daß die

wenigen Personalnotizen, die ich gab, nur das Literarische erklären sollten. Der Dieb, der in Odensee im Zuchthause sitzt, — ist ein Graf Platen. Während Platen bey Cotta wedelte, schrieb er an Schenk, daß Cotta ihn verhungern lasse, daß man etwas bey dem König für ihn thun müsse, daß er ja doch nicht lange leben könne, er sey in der Auflösung. Zu jener Zeit beschwor mich Beer, gegen Schenk nichts Nachtheiliges von Platen zu sagen, weil von Schenk die Königliche 600-Guldengnade abhinge — ich sprach zu seinen Gunsten, ich stimmte Madame Cotta für ihn, ich that noch mehr, was ich jetzt verschweigen muß — und zu derselben Zeit schrieb der Elende den Oedipus. Ich weiß, er haßte Schenk und Beer ebenfalls, weil er glaubte, daß wir drey (lachen Sie nicht!) ihm die Münchner Lorbeeren, die nur ihm gebührten, abweideten! Gegen mich aber trat sein Haß ins Wort, um so freyer, da ich zufällig nicht der Minister bin, und umso stärker, da er dem Minister noch schmeicheln mußte. Und heiliger Gott! welcher Baseße der Schmeicheley ist solch Auswürfling der Adelskaste fähig! Ich weiß Greuel, die ich nicht dem Papier zu vertrauen wage.

Sein Groll gegen Sie hat minder persönliche Anlässe. Er empfiehlt sich nur dadurch einem Bund von Pfäffchen, Baronen und Pedrasten, der verbreiteter und mächtiger ist, als man glaubt. Lachen Sie nicht, ich spreche so ernst wie eine Bildsäule: die Pedrasten sind dienende Brüder, Mittelglieder in dem großen Bunde der Ultramontaner und Aristokraten. Warum man eigentlich so erbittert gegen Sie ist, weiß ich nicht; aber man ist es. Die literarischen Erscheinungen, worüber Sie Ihr Befremden aussprachen, sind keine Zufälligkeit. Menzel gehört vielleicht gar nicht zur Congregazion, aber er macht ihr die Cour. Wie es hier mit Ihrem Hofer gegangen, kann ich nicht begreifen. Den fünften Akt ausgenommen, ist das Stück mit großem Beyfall gesehen worden. — Glauben Sie nur nicht den Correspondenten in den Blättern, die alle gegen das Stück sind, ihm Poesie genug zuschreiben, aber eben deßhalb behaupten, es sey nicht für die Bühne. Lebrun, den ich zufällig sprach, sagt auch, das Stück

habe nicht mißfallen, im Gegentheil; so auch Zimmermann hat nur von Beyfall gehört. Es ist läppisch, von solchem Parterregeklätsche zu sprechen. Ich verachte das ganze Theater. — Die hiesige Primadonna ist vorgestern Pietistin geworden, hielt gestern schon Betstunden, und hat der Direkzion anzeigen lassen, daß sie in keinen sinnlichen Opern mehr auftreten würde. Sie heißt Kraus-Wranitzki. —

Was Uechtritz betrifft, so haben Sie recht, und ich habe unrecht. Aber warum darf ich denn kein Unrecht haben? Auf der Leiche Platens sitzend, gestehe ich ganz ruhig mein Unrecht gegen Uechtritz, der nur privatim einiges Harte verdient hatte. Es ist mir lieb, ihn doch mit Namen nie genannt zu haben, und bey nächster Auflage soll alles auf ihn Bezügliche wegfallen. — Nach einer Schlacht bin ich immer die Milde selbst, wie Napoleon, der immer sehr gerührt war, wenn er nach dem Siege über ein Schlachtfeld ritt. Der arme Platen! — C'est la guerre! Es galt kein scherzendes Turnier, sondern Vernichtungskrieg, und bey aller Besonnenheit kann ich die Folgen meines Buches noch nicht überschauen. Ich schrieb es unter schlechten Umständen, und der Ton der Indifferenz, der vielleicht drin ist, entstand durch Contrast — ach, ich salbadre. Ich wünsche, daß die Art, wie ich bey Platen die Pedrastie behandelt, Ihnen nicht ganz mißfalle. Es galt Mäßigung im Tone. Hätte ich erzählt, daß er jener Krankheit wegen schon Fußtritte und Stockschläge bekommen, würde man mir Leidenschaftlichkeit zugemuthet haben. So mußte ich die Wahrheit selbst verschweigen, um glaubwürdig zu bleiben. Daß ihn in Erlangen, wo er gar nichts zu beißen hatte, eine Frau v. Rath (ich weiß den Namen nicht mehr genau) zu essen gab, auch Geld gab, sich zu kleiden, unterdrückte ich. Da ich zum Beyspiel nur das Gerücht und die öffentliche Stimme referirend nicht mehr wußte, ob er auf der Bibliothek in Erlangen beschäftigt war, oder ob man mich nicht falsch unterrichtet, drückte ich bey solchem Umstande meine Ungewißheit aus und benutzte ihn auf keine Weise. Desto bestimmter war ich in Hauptsachen.

[Der Schluß fehlt.]

251. IMMERMANN an HEINE.

Düsseldorf, den 1. Februar 1830.

Es gibt einen stummen und einen lauten Dank, mein lieber Heine, den ersten habe ich Ihnen gleich nach Empfang und Lesung Ihres Buches abgestattet, den anderen bringe ich Ihnen etwas spät und bitte Sie deßhalb um Entschuldigung. Eine italienische Reise noch jetzt zu schreiben, wobei Einem keine frühere einfällt, will etwas sagen, und dieses Etwas, was hier ein sehr Vieles ist, haben Sie geleistet. Wenn die früheren Reisenden das Land theils durch die Naturbrille, theils durch die Kunstbrille, theils durch die schwärmerische Brille angesehen haben, so betrachteten Sie es zuerst mit dem innigen Blicke des Mitleids. Der ganze tieftragische, romantische Eindruck des Landes tritt mir viel eindringlicher aus Ihrem Buche zum Geist und zum Herzen, als aus dem rhetorischen Compendio der Staël. Die Posse der Verzweiflung, welche man seit Jahrhunderten das königliche Weib Hesperia, blutend und zerfleischt, behangen mit einer Narrenjacke, durchspielen läßt, haben Sie in ihrer wehmüthigsten Bedeutung aufgefaßt. Ich danke Ihnen herzlich für das Buch und für die Zueignung. Der Marchese Gumpelino ist mein sehr guter Freund geworden und eine charmante Figur. Die alte Lätitia auf dem Buche macht sich prächtig, die beiden Füßchen Franscheska's sind allerliebst und die Rede Hirsch-Hyazinthens über die drei Religionen kann nicht mit Gold bezahlt werden. Eine ganz spezielle Freude habe ich auch noch über den letzten Demagogen gehabt und über wie Vieles außerdem! Manch Einzelnes ist wol, was man weg wünschte — das Gehnlassen! das Gehnlassen, mein lieber Heine!

Doch ich will mir das Behagen an dem guten Buche nicht verderben. Bei der Replik gegen Platen hätte vielleicht ein bischen gespart werden können. Übrigens wird, denke ich, der Effect unserer beiden Pillen nicht ausbleiben. Eine zeitlang hilft man sich wol so durch mit dem faselnden Hochmuth, am Ende schlägt die Wahrheit doch durch. Das Erste, was wir als Product werden zu sehen bekommen, wird wol ein noch exquisiterer Narrenstreich sein, als die er bisher hat auslaufen lassen, denn er muß doch nun auf Tod und Leben den Beweis führen, daß er ein großer Poet sei, und da hoffe ich, kommt er zum Absurden, woran der Oedipus schon nahe steht. Wolfgang Menzel wird zwischen seiner Verehrung für Sie und für Platen durch das Buch in eine arge Klemme gerathen. Ich denke, er wird sich auf seine Weise zu helfen wissen. Nach seinem Manifest im Literaturblatte administrirt er die Literatur. In der Administration scheut man

aber bekanntlich Widersprüche und Widerrufe nicht. Daß der Mensch glauben kann, mit dem Nachhalle der groben und naseweisen Schlegel-Athenäums-Periode eine nachhaltige Bedeutung gegenwärtig zu gewinnen, gehört zu den vielen sublimen Dummheiten dieses Chamäleons, das immer die Farbe dessen annimmt, worüber es gerade gelaufen ist. In den Streckversen war das Thier über Jean Paul gelaufen, und in „Rübezahl" sitzt ein bischen Tieck'scher Widerschein.

Ich arbeite an einem Roman mit rechter Lust und hoffe, in diesem Winter eine gute Strecke vorwärts zu kommen. Das Theater ekelt mich an. Ich habe zwar etwas Dramatisches im Sinne, die Geschichte des unglücklichen Alexei in Rußland, werde aber ganz gewiß auch nicht die allergeringste Rücksicht auf unsere Narrenbühne nehmen, wenn ich's ausführe. Den Hofer und Friedrich hätte ich viel besser machen können, hätte ich nicht dabei an die alte Bude gedacht. Wollte man den Hofer dort nur dreimal ausbieten und nicht wiederholen, so wäre mir's lieber gewesen, sie hätten es ganz unterlassen. Man muß seitens der Directionen entweder jetzt Kraft und Consequenz genug besitzen, um das Publicum an dramatische Dichtungen wieder zu gewöhnen, oder wenn man diese Eigenschaften nicht besitzt, muß man von solchen Sachen ganz abstrahiren und sich mit der Marktwaare behelfen.

Ich sende Ihnen hiebei meine Gedichte. Die Druckfehler sind, wie man sie nur in einem Cotta'schen Artikel erwarten kann, und ich bitte, vor der Lesung zu corrigiren, denn es steht viel Unsinn im Buche. Leben Sie wohl für diesmal, mein lieber Heine. Ich wünsche Ihnen frohe Tage als Ihr treuer Freund

Immermann.

Adresse: Herrn Dr. H. Heine Wohlgeb. zu Hamburg.

252. An FRIEDRICH MERCKEL.

Für Dein freundliches Weihnachtsgeschenk, lieber Merkel, sage ich Dir meinen schönsten Dank, so wie auch für die Verse. Letztere will ich mit Dir durchgehen, Zeile nach Zeile, — doch ich bin nicht so grausam wie Du, und dazu bin ich Dir Dank schuldig. Das Taschenbuch ist allerliebst. Ich habe noch immer Zahnschmerzen, dazu quält mich die Ungewißheit in Betreff der Erlanger Bibliothek. Das habe ich von der Hetze.

Ich habe triste Stimmung — vielleicht aus Ingrim verschanze ich mich hier, statt in Berlin und schreibe meinen Winterfeldzug; ach! ich sehe voraus, man wird mir keine Ruhe lassen.

Dein Freund
Weihnacht 1829. H. Heine.

Adresse: Sr. Wohlgeboren
Herrn Friedrich Merkel zu Hause.

253. An MOSES MOSER.

Hamburg den 30. December 1829.

Lieber Moser!

Ich wünsche Dir Glück zum neuen Jahre, und um mich kurz zu fassen, wünsche ich Dir Alles, was mir fehlt. Dazu gehört in diesem Augenblick auch Gesundheit.

Meine Schreibsaumseeligkeit entstand dadurch, daß ich Dir zugleich mit einem Briefe auch den 3ten Theil der Reisebilder schicken wollte. Doch da dieser die Presse verließ, fast noch ehe er geschrieben war (irländischer Bull), so hatte ich kaum Zeit, das kaum geheftete Exemplar auf die Post zu schicken — und nun gar versäumte sie mein Bursche. Doch jetzt wirst Du das Buch erhalten haben. Du mußt mich bey Lehmann und Zunz vertreten, daß ich ihnen nicht wie früher das Buch geschickt; es geschah aus dem natürlichen Grunde, weil mein [bü]bischer Verleger, der, je größer sein Gewinn wird, immer auch habsüchtiger wird, mir früherhin 24 Freyexemplare und diesmal nur 12 gegeben hat. Du mußt daher den Freunden Dein Exemplar leihen zur vorläufigen Lectüre.

Da Du in Deinem wohlverschanzten Comptoir keine Idee von den giftigen Pfeilen hast, die seit Jahr und Tag gegen mich heimtückisch geschossen werden, so erlaube ich Dir immerhin die strenge Gerechtigkeitspflege, die ich gegen den Grafen Platen ausgeübt, zu mißbilligen. —

Ich wünsche, daß Dich das Buch durch theilweises Amusement für die Ennui der Lectüre entschädige; spätere Bü-

cher mögen im Stande seyn, manche Herbheiten darin als nothwendig nachzuweisen. — Da dieses Buch schon vor der Geburt seine competentesten Feinde hatte, deren Umtriebe ich bereits sehe, so wünsche ich, daß Du die Freunde, die für die öffentliche gute Aufnahme des Buches etwas thun können (namentlich Gans) dazu aufforderst, und zwar bedürfte es der schleunigsten Thätigkeit. Die Natur des Buches erklärt diese Bemerkung. Will der junge Veit die Güte haben, etwas Critisches darüber zu schreiben, wie er mir versprach, so bitte ich ihn, es bald zu thun, und wenn keine dortige Redakzion solches bereitwillig ist zu drucken, so bitte ich ihn, es mir selbst zu schicken. Es ist Krieg, und Du wirst sehen, wie sehr ich der Beyhülfe bedarf. Auch an Lehmann mußt Du in meinem Namen solche Bitte vortragen. — Was Dich selbst betrifft, so bin ich zufrieden, wenn Dir, in Deiner idyllischen Comptoirruhe, das ferne Waffengeräusch nicht gar zu unangenehm in die Ohren tönt. Verzeih' mir, lieber Moser, daß ich meine Feinde todtschlage, die mich todtschlagen wollten. — Ich denke, Dich bald wieder zu sehen. — Das Wetter ist das Einzige, was mich vom Reisen abhält. Meine Addresse ist Dr. H. bey Wittwe B. Heine, geb. von Geldern, Neuer Wall Nr. 28. Lit. D. in Hamburg. Bey dem Ueberfluß an Namensgenossen, deren sich diese Stadt erfreut, bedarf es solch ausführlicher Addresse. —

Leb wohl und laß die Ritzen an dem Fenster, wo Dein Pult steht, mit Baumwolle verstopfen, die Zugluft ist bey jetziger Witterung schädlich. Ich habe Zahnschmerzen — folglich darfst Du im Scherze selbst 50% Ernst annehmen.

Dein Freund

H. Heine.

254. An VARNHAGEN VON ENSE.

Hamburg, den 3. Januar 1830.

Lieber Varnhagen!

Der Kopf dumpf, die Brust voll widerwärtigem Schmerz, von tausend Verdrießlichkeiten umringt, schreibe ich Ihnen diesen Brief. Wie trübe beginnt dieses Jahr, wie beängstigend

— könnte man nur der Zeit entlaufen, wie man einem Ort entläuft! Ach, ich muß dies ganze Jahr ausdauern, ehe ich zu 1831 gelange!

Seit meiner Rückkehr aus dem Bade lebte ich hier zurückgezogen, und schrieb und druckte zugleich an dem dritten Bande der Reisebilder, der Weihnacht plötzlich gedruckt erschien, noch ehe ich es selbst merkte. Durch die Hast meines Verlegers ist dasBuch fast noch naß verschickt und ausgegeben worden. Um nicht mit der Uebersendung später zu kommen, habe ich Ihnen ein kaum geheftetes Exemplar geschickt und behalte mir das Recht vor, sobald ich nach Berlin komme, es den frühern Bänden gemäß binden zu lassen. Durch Moser schickte ich das Exemplar und wünsche, daß Ihnen Capitel XXIX bis XXXI nicht zu schwach erschienen sey. An wen ich bey der Abfassung dachte und auf wessen Beyfall ich zunächst rechnete, werden [Sie] gleich merken. Hiernächst wünsche ich,daß „die Bäder von Lukka" Ihnen mit ihren Gestalten gefallen mögen. Mein Hyazinth ist die erste ausgeborene Gestalt, die ich jemals in Lebengröße geschaffen habe. Sowohl im Lustspiel wie im Roman werde ich dergleichen weitere Schöpfungen versuchen. Hier ist wieder ein Narr, der sich für den Marchese Gumpelino ausgiebt und Mordjo schreit und fatale Sprünge macht. —

In Betreff Platens bin ich Ihres Urtheils am begierigsten. Ich verlange kein Lob, und weiß, daß Tadel ungerecht wäre. Ich habe gethan, was meines Amtes war. Mag die Folge seyn, was da will. Anfangs war man gespannt: was wird dem Platen geschehen? Jetzt, wie immer bei Exekuzionen, kommt das Mitleid, und ich hätte nicht so stark ihn treffen sollen. Ich sehe aber nicht ein, wie man jemand gelinde umbringen kann. Man merkt nicht, daß ich in ihm nur den Repräsentanten seiner Parthey gezüchtigt, den frechen Freudenjungen der Aristokraten und Pfaffen habe ich nicht bloß auf ästhetischem Boden angreifen wollen, es war Krieg des Menschen gegen Menschen, und eben der Vorwurf, den man mir jetzt im Publikum macht, daß ich, der Niedriggeborene, den hochgeborenen Stand etwas schonen sollte, bringt mich zum

Lachen — denn das eben trieb mich, ich wollte so ein Beyspiel geben, mag entstehen, was da will — ich habe es den guten Deutschen jetzt gegeben.

Rumohr, der Missionär der Pedrastie, war seitdem hier und hat in seinen Kreisen viel Unheimliches gegen mich angezettelt. Er ist seit 14 Tagen nach Lübeck zurückgereist, nachdem hier sein Plan, auf einem Gartenhaus bey Hamburg ein Künstlerserail anzulegen, gescheitert ist. — Einige hannövrische Platen dröhnen schon in der Ferne.

Dazu kommen häusliche Verdrüsse, Aerger über meinen Verleger, der mich prellt, und gestern Abend gar erhielt ich Brief von Cotta, woraus ich sah, daß seine edle Gattin ihn verleitet, gegen mich unredlich, ja unehrlich zu seyn — doch ich liebe ihn zu sehr, um nicht zu merken, daß er bloß den Brief unterschrieb. Indessen, das bleibt strengstes Geheimniß, und ich werde schon mit ihm ins Geleise kommen. — Ein wahrer Schuft aber ist mein Campe, der sogar, um mich in meinen pekuniären Ansprüchen niederzuhalten, gegen mein Buch geheime Ränke ausübt; dergestalt bin ich von allen Seiten in Noth. — Mißverstehen Sie mich nicht, meine Noth ist theils literarisch, theils für meine persönliche Sicherheit, theils für meine Zukunft, indem ich sehe, wie man mir überall das Wasser abgräbt. Ich bemerke Ihnen dieses alles, weil ich Sie fragen will: soll ich nach Berlin kommen? Die dortigen Platen, womit man mir droht, daß sie eine Cabinettsordre des Königs gegen mich bewirken könnten, fürchte ich nicht; auch fürchte ich nicht die Injurienprozesse, die ich dort etwa bestehen könnte — sondern ich weiß nicht: ist der Standpunkt eines Privatisirers in Berlin überhaupt für mich günstig, läßt sich dort etwas für die Zukunft erlangen? Ich will ruhig und arbeitsam dort leben. Ich möchte in Ruhe bis zur Sommerzeit dort einige Bücher ausarbeiten, nachher wieder ins Seebad reisen und mich in Berlin domiziliren. Ich muß einen Halt haben gegen den Süden, wo ich alles in die Schanze geschlagen. Ach! Sie wissen nicht, wie viel Opfer es mir gekostet, ganz rücksichtslos zu schreiben. — Ich bitte sobald als möglich um Ihre Antwort.

Was meine literarische Noth betrifft, so werden Sie mir da leichter helfen können. Sie haben von jeher unaufgefordert so viel für meine Bücher gethan, daß Sie jetzt, wo es sich um meine persönlichsten Interessen handelt, gewiß nicht unthätig seyn werden. Ich bitte Sie diesmal, suchen Sie öffentliche Stimmen für mich zu gewinnen, es thut wahrhaftig noth. Sagen Sie an Gans, daß er diesmal für mich ins Feld müsse. Robert wird wohl seiner Selbsterhaltung wegen das Seinige thun; er ist mir Dank schuldig, ich glaube jetzt nicht, daß Platen noch die Absicht hat, gegen ihn zu schmähen, nachdem er gesehen hat, wie man ihn fassen kann. Ach! welch Uebel ist der Krieg! Man ist hier allgemein gespannt, was Platen thun wird. Ich glaube, er wird vom hohen Pferd herab gräflich vornehm über mich verächtlichen Zwerg herabphrasen, wie auf Immermann „im Tagebuche eines Lesers", das ich ihm ohne Umstände, als von ihm herrührend, auf den Kopf zusprach. Es hilft ihm aber nichts, er hat geschimpft, und ich habe jedes derbe Wort vermieden, suaviter in modo, fortiter in re. —

Meine Freundin Frau von Varnhagen wage ich kaum in diesem Briefe voll Nöthen grüßen zu lassen. Jedoch, in dem Momente, wo ich ihren Namen ausspreche, werde ich heiter, wohlgestimmter, fast lachend munter — ja, grüßen Sie sie dennoch herzlich, recht lieb herzlich von mir. Sagen Sie ihr, daß ich ihr alles sagen lasse, was ich seit sechs Monath gedacht habe; was das aber ist, dies kann sie sich selbst denken. Leben Sie wohl und bleiben Sie freundgütig

Ihrem Freunde

H. Heine.

Meine Addresse ist: H. H., Dr. Jur. bey
Witwe Betty Heine, geb. v. Geldern,
Neuer Wall No. 28, Lit. D. in Hamburg.

Da so viele Namensgenossen hier ist, ist eine ausführliche Addresse so nöthig.

255. An JOHANN PETER LYSER.

Hamburg d. 6. Jan. 1830.

Wenn ich Ihren Brief so spät beantworte, so lags nicht an der Gesinnung, sondern an der Stimmung. Ich habe verdammt viel Unangenehmes und Unheimliches um die Ohren. Mein 3ter Theil ist jetzt erschienen; ich habe es Campen ausdrücklich auf die Seele gebunden, Ihnen solchen zu schicken, und ich denke, Sie haben ihn jetzt und diviniren selbst, wie viel Nöthen mir daraus erblühen. Ich merke wohl, man will mir an den Hals; wenigstens wird man mir am Zeuge viel flicken. Ergötzlich ist es, daß ein hiesiger junger Herr, Herr Gumpel, rasend herumläuft und sich für den Markese di Gumpelino ausgiebt und mir den Tod schwört. Ernster ist die Platensche Geschichte, und noch wegen anderer Feindschaften werden gewisse Leute ihre Federn spitzen —— Je nun! meine Bundesgenossen sollen es auch thun, und Sie ganz besonders, Sie sollen einen freyen humoristischen Aufsatz (keinen Brief) über den 3ten Theil der R. B. schreiben und ihn zum Abdruck in die Lesefrüchte an Campe schicken. Da man zumeist gegen meine Persönlichkeit zu Felde ziehen wird, so bedarf der persönliche Charakter, der sich in meinem Buche ausspricht, weit mehr als der poetische, künstlerische Charakter des Buches selbst eine Vertretung.

Ueber Ihre Ratkliffbilder habe ich Ihnen, lieber Lysèr, mehr zu sagen, als mir Zeit und Laune erlaubt. Mein höchstes, unbedingtes Lob für Nr. II (Maria im Bette) und Nr. IV (Szene am Schwarzenstein). Auch Nr. III lobe ich sehr, ja, ich weiß noch gar nicht, was ich daran auszusetzen hätte. Bey Nr. I mißfällt mir durchaus die Amme. Die Nebelbilder müssen immer wie mystische Schatten von Ratkliff und Maria vorkommen, Schatten, die ihnen ganz ähnlich sind, und dennoch durch etwas andres als durch das Licht entstehen, sich auch etwas anders gebährden — sonderbare, unabhängige Schatten, die nicht in direktem Widerspruch mit der Wirklichkeit sind und sich ihr, wo möglich, anschließen. No. V mißfällt mir ganz. No. VI gefällt mir nicht. Sie sehen,

wie sehr ich Sie achte —— ich sage Ihnen die Wahrheit. Nächstens mehr hierüber, lassen Sie sich durch den Tadel nicht irre machen —— ich bin in schlechter Laune — desto verdienter und bestimmter ist das Lob — eben weil ich in schlechter Laune bin und den höchsten Maßstab den Bildern anlege. Ich denke, ich darf es immer bey Ihnen, von dem ich, unter uns gesagt, sehr große Meinung habe. — Nächstens mehr hierüber. Leben Sie wohl und lassen Sie mir (durch Campes Addresse) recht bald viel von Ihnen hören —. Tadeln Sie mich nur, wo Sie können; wahrhaftig ich gebe Stoff genug dazu und versündige mich genug an Andren.

Ihr Freund

H. Heine

Adresse: Sr. Wohlgeboren Herrn
J. P. T. Lyser, Mahler,
in Celle.

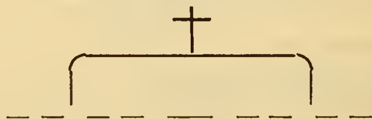
256. An FRIEDERIKE ROBERT.

Hamburg, den 15. Januar 1830.

Liebenswürdige und sehr Schöne! Sie schreiben mir nicht? Oder glauben Sie, ich wäre schon todt? Fürchten Sie etwa, daß in solchem Falle Ihr Brief in fremde Hände gerathen könnte, so addressiren Sie ihn: an H. H. Dr. abzugeben bey der Wittwe Heine, geborn. v. Geldern, auf dem Neuen Wall Nr. 28 Lit. D. in Hamburg; stürbe ich auch unterdessen, so werde ich doch auf jeden Fall meiner Mutter als Geist erscheinen und bey dieser Gelegenheit Ihren Brief in Empfang nehmen. Wie gern würde ich jetzt meinen Freunden in Berlin als Körper erscheinen, aber Privatkrankheit hält mich in diesem Augenblick hier fest. Ich bin wirklich krank und hab' dazu viel Verdrießlichkeiten um die Ohren. Dazu kommt noch der dritte Theil der „Reisebilder" und das schlechte Wetter und Zahnschmerz. — Heute schrieb ich, um mich in Gedanken soweit als möglich von hier zu entfernen, an meinen Bruder Max, der in der Türkey ist — der Glückliche, er hat nur mit der Pest zu kämpfen!

Auch Robert soll mir schreiben, und zwar sobald als möglich. Er soll mir seine Gedanken über das elfte Kapitel meines Buches nicht vorenthalten. Er soll bedenken, daß die Prügel abseiten des Platenschen Schönheits-Freundes, womit er im „Morgenblatt" bedroht worden, jetzt gewiß einen Ableiter gefunden. — Seine „Tochter Jephtas" wird jetzt hier einstudirt. An Varnhagen habe ich geschrieben und Brief für Moser eingelegt; von beyden keine Nachricht. Ist etwa Varnhagen verreist? — Leben Sie wohl und schreiben Sie mir, ehe ich todt bin; denn meine Feinde (es regnet hier an Schmähaufsätze über mein Buch) sind zwar uneinig, ob ich geköpft oder gespießt werden soll, aber in der Hauptsache sind sie sich einig, nemlich mich umzubringen.

[Hier folgt eine Federzeichnung: Ein Grabhügel mit Kreuz, darunter einige Striche.]



Die unteren Striche sollen Wasser bedeuten, und zwar Thränen-Wasser. Leben Sie wohl und wo möglich noch besser.

Ihr Freund
H. Heine.

257. An Detmold.

Lieber Detmold!

Wo stecken Sie in der Weld? Dieser Brief ist die Taube, die ich aus meiner Arche aufs Gradewohl entlasse, um mir Nachricht von Ihnen zu bringen. Aber ich kann [ihr] kein Oelblatt [mitgeben]*) von ihr erwarten; rund um mich her ist Krieg, wegen meines 3ten Theils der Reisebilder. Wollen Sie das Schwert für mich ziehn? Schreiben Sie mir bald, wo Sie sind, und ob Sie noch leben. — Seit ich Sie in Heidelberg sah, habe ich wunderliche fata erlebt. — Mein Bruder ist in der

*) „ihr" und „mitgeben" — durchgestrichen.

Türkey, wolbestallter Staabsarzt in Adrianopel, wo er den Russen Beine abschneidet und den Türken Hörner aufsetzt. — Meine Addresse ist Dr. H. H., abzugeben bey Wittwe Heine, geborne v. Geldern auf dem Neuen Wall No. 28, Lit. D. in Hamburg. — Leben Sie wohl und schreiben Sie mir gleich Ihre Addresse.

Ihr Freund

Hamburg d 15 Jan. 1830. H. Heine.

258. An KARL IMMERMANN.

Hamburg, den 3. Februar 1830.

Liebster Immermann!

Ihr „Tulifäntchen" liegt seit zehn Tagen auf meinem Tische (Ich glaube nicht, daß Sie dieses ungerne hören, obgleich Sie mich nicht besonders dazu berechtigt, es zu lesen), und ich würde Ihnen schon vor acht Tagen darüber geschrieben haben, wenn ich nicht so halb und halb Brief von Ihnen erwarten konnte oder erwarten wollte. Aber jetzt drängt mich Campe, Ihnen zu schreiben, ich sprach ihm gestern von der Freude, womit ich Ihr Gedicht gelesen, und daß ich nur einige Kleinigkeiten daran auszusetzen hätte. Dies, wollte er nun, sollte ich Ihnen schreiben, und in der That, lieber Immermann, ich habe zu sehr die innere Verpflichtung, Ihnen die Wahrheit zu sagen, als daß ich Ihnen etwas verschweigen dürfte, was Ihnen vielleicht mißfallen könnte. Ich will den bitteren Tadel vorausschicken: ich tadle an „Tulifäntchen" einige Longeurs und dann hie und da das Metrische. Beides ließe sich leicht verbessern, ersteres durch Streichen, das andre durch einige Wortversetzungen und Vertauschungen einiger Worte. Die metrischen Mängel bestehen nemlich darin, daß die Worte und die Versfüße immer zusammenklappen, welches bey vierfüßigen Trochäen immer unerträglich ist, nemlich wenn nicht just das Metrum sich selbst parodiren soll, welches im „Tulifäntchen" oft Ihre Absicht ist. Sie verstehen: ich meine, daß da, wo das Wort sich endet,

auch immer der Verfuß (—◡) sich bey Ihnen endigt. Wie leicht läßt sich dem meistens abhelfen, mit einer einzigen Partikelveränderung wird der metrischen Einförmigkeit einer ganzen Strophe abgeholfen. Wollen Sie nun das Gedicht, was Sie gewiß schnell genug geschrieben, nochmals in solcher Hinsicht durchsehen? Die zweyte Durchsicht wäre gewiß Gewinn. Oder wollen Sie, daß ich es für Sie in solcher Hinsicht durchgehe und Ihnen dann einige Veränderungen vorschlage, die Sie dann nach Wohlgefallen annehmen oder abweisen können? Haben Sie noch das Brouillon des Gedichts? Ich habe Campe ersucht, das Gedicht noch zur Ostermesse zu bringen (welches nicht seine Absicht zu seyn schien, da er es an Zimmermann gegeben, welcher dergleichen monathelang behält, und dem ich es, da er es nicht las, abnahm), und um jenem Wunsche zu entsprechen, verlangte Campe, daß ich Ihnen gleich schreibe. Ich erwarte daher umgehend Antwort von Ihnen. Lassen Sie sich nicht davon abhalten, im Fall Sie mir Ihre Meinung in Betreff meines letzten Buches noch vorenthalten möchten und deßhalb nicht schreiben. Ach, lieber Immermann, ich würde es Ihnen sogar nicht verdenken, wenn Sie jetzt nur die Schattenseite jenes Buches sähen und es Ihnen mißfiel. Dazu kommt noch das Schweineconzert der Angestochenen, die jetzt grunzen, quieken und quirren; das könnte einen leicht verwirren, wenn man nicht seiner Sache sicher wäre. Lieber, trauen Sie mir diesmal und meiner Ruhe. Vertrauen Sie diesmal nur meiner Einsicht, ich habe drey Monathe nachgedacht über das, was ich thun wollte, und ich that nur, was die eiserne Nothwendigkeit verlangte. Man klagt mich an der leidenschaftlichen Uebereilung. Gottlob! es heißt jetzt nicht mehr: der arme Heine, der arme Immermann — das Mitleiden war nicht zu ertragen. — Noch eins — ich will Sie bestechen — als ich in München zuerst hörte, daß der Graf Platen gegen Sie ein Pasquill schreibe, sagte ich zu Schenk (vielleicht auch zu Beer, ich weiß nicht mehr genau), daß ich ihn dafür züchtigen werde, selbst wenn er mich darin verschont. — Ich habe nie gegen Angriffe, die nur mich selbst betrafen, etwas

gethan, und wenn ich diesmal das Stärkste that, so geschah es, weil dieses oder gänzliches Schweigen nothwendig war. Doch ich bin froh, meine Freunde in Berlin (besonders Varnhagen, der besonnene Varnhagen), giebt mir Recht, und obgleich hier ein Nest platenscher Liebenden und alle Sottisen gegen mich von hier ausgehen, so hat mein Buch hier die enthousiastischsten Zustimmer, darunter auch ganz unbedingt, unser Freund Zimmermann. Doch ich verließ ein lieberes Thema, nemlich unser liebes „Tulifäntchen", den kleinen Helden, den epischen Colibri. Er ist durch und durch poetisch, besonders das vorletzte Capitel gehört zu den hängenden Blumengärten der Feendichtung. Einheit des Tones, Drolligkeit der Beywörter und Wortbeugungen überall, süße Drolligkeit und Anmuth überall durchlauernd. Es ist ein Epos, worin die Formen des Heldengedichtes zum Spaß angewendet werden und sich allerliebst mit den Elementen des Kindermärchens vermischen, die mit naivem Ernste darin laut werden.

[Schluß fehlt.]

259. An VARNHAGEN VON ENSE.

Hamburg, d. 4. Januar [verschrieben für: Februar] 1830.

Heute, lieben Freunde, habe ich Ihnen Wichtiges zu schreiben, das Wichtigste, was mich jetzt bewegt, nemlich, ich muß Ihnen für Ihren letzten Brief danken. Ihr Stillschweigen hatte mir schon viel Sorge gemacht, und ich fühlte, daß Ihr Schweigen mir mehr Gram machen könnte als das Schreien aller Feinde, die sich in diesem Augenblick gleichsam das Wort gegeben haben, gegen mich loszubrechen. Ich lasse mich freylich von solchen Feinden und ihrer Wuth nicht irre machen — eben so wenig wie ich mich bey der Güte und Großmuth meiner Freunde selbst täuschen will. Ja, lieber Varnhagen, ich fühle es tief, daß Sie aus Edelmuth mich jetzt nicht tadeln und nicht ebenfalls über mein letztes Buch den Stab brechen. Dafür danke ich; das will ich nie vergessen. Keiner fühlt es tiefer als ich selbst, daß ich mir durch das

Platensche Kapitel unsäglich geschadet, daß ich die Sache anders angreifen sollte, daß ich das Publikum, und zwar das bessere, verletzt — aber ich fühle zugleich, daß ich mit all meinem Talent nichts Besseres hervorbringen konnte, und daß ich dennoch — coute que coute — ein Exempel statuiren mußte. Der Nazionalservilismus und das Schlafmützenthum der Deutschen wird sich bey dieser Gelegenheit am glänzendsten offenbaren. Ich zweifle, ob es mir gelungen, das Wort Graf seines Zaubers zu entkleiden. Die Satisfakzionsfrage kommt schon aufs Tapet — Sie erinnern sich, daß ich von Anfang dran dachte — gleichviel ich hab' es in solcher Vorsorge so toll gemacht, daß dem Grafen mehr dran liegen müßte, von mir Satisfakzion zu bekommen, als mir von ihm. Die Macht der Verhältnisse soll diesmal ein Lustspiel werden. Dann wieder die Klage: ich hätte gethan, was in der deutschen Litteratur unerhört sey — als ob die Zeiten noch dieselben wären! Der Schiller-Göthesche Xenienkmapf war doch nur ein Kartoffelkrieg, es war die Kunstperiode, es galt den Schein des Lebens, die Kunst, nicht das Leben selbst — jetzt gilt es die höchsten Interessen des Lebens selbst, die Revoluzion tritt in die Literatur, und der Krieg wird ernster. Vielleicht bin ich außer Voß der einzige Repräsentant dieser Revoluzion in der Literatur — aber die Erscheinung war nothwendig in jeder Hinsicht. Ich glaube nicht, daß ich hier, wie bey meinen Liedchen, viel Nachfolger haben werde, denn der Deutsche ist von Natur servil, und die Sache des Volks ist nie die populäre Sache in Deutschland. Doch, hier läßt sich nichts vorausbestimmen — jeder thue das Seinige. Freylich glaubt jeder seine eigne Sache zu führen, während er doch nur das Allgemeine repräsentirt. — Ich sage das, weil ich in der Platenschen Geschichte auf keine Bürgerkrone Ansprüche machen will, ich sorgte zunächst für mich — aber die Ursachen dieser Sorge entstanden aus dem allgemeinen Zeitkampf. Als mich die Pfaffen in München zuerst angriffen und mir den Juden zuerst aufs Tapet brachten, lachte ich — ich hielt's für bloße Dummheit. Als ich aber System roch, als ich sah, wie das lächerliche Spukbild allmählig ein

berohliches*) Vampyr wurde, als ich die Absicht der Platenschen Satyre durchschaute, als ich durch Buchhändler von der Existenz ähnlicher Produkte hörte, die mit demselben Gift getränkt manuscriptlich herumkrochen — da gürtete ich meine Lende und schlug so scharf als möglich, so schnell als möglich. Robert, Gans, Michel Beer und andere haben immer, wenn sie wie ich angegriffen wurden, christlich geduldet, klug geschwiegen — ich bin ein Anderer, und das ist gut. Es ist gut, wenn die Schlechten den rechten Mann einmal finden, der rücksichtslos und schonungslos für sich und für andere Vergeltung übt. Genug davon. — Daß Sie und Fr. v. V. krank sind oder wenigstens leiden, hat mich sehr betrübt; ich bin ebenfalls in schlechter Gesundheit und weiß noch nicht, wann ich nach Berlin kommen kann. Für mein Buch wäre es vielleicht gut; hier in allen Klatschblättern wird mein guter Namen zerfetzt, in auswärtigen Blättern ist nicht minder Unholdes zu erwarten, und da wären manche Freunde in Berlin, wenn ich sie persönlich drum anginge, vielleicht willig, für meine Ehre etwas zu thun. Leider hängt die öffentliche Meinung mehr als man glaubt von den Journalen ab. Daß Sie etwas für mich thun wollen, ist mehr als ich erwarten konnte — ich weiß, daß es Ihnen auch bey bester Gesundheit sauer ankommen würde, in so trüber Sache zu schreiben. Gans hätte die heiligste Verpflichtung, für mich in's Feld zu rücken; ich bitte Sie, ihn dazu aufzufordern, nemlich in meinem Namen; sein Versprechen, mein Buch in den Jahrbüchern gleich recensiren zu lassen, soll er jetzt ernsthaft erfüllen, sonst schneide ich ihm die Ohren ab, und er soll — die größte Strafe — sich selbst nicht mehr hören können. Aber er muß alles bald thun. Auch ersuche ich ihn, die Herausgeber der Staatszeitung zu vermögen, von der Erscheinung meines Buches (qua Erscheinung) Notiz zu nehmen; die politische Tendenz desselben wird gewiß nicht mißfallen haben. Ich würde an Gans selbst schreiben, wenn ich seine Compromittirungstalente nicht kennte.

*) Schreibfehler für: bedrohlich.

Diese Tage erhielt ich ein Büchlein, betitelt: Erato von Franz Freyherrn von Gaudy; Glogau bey Heymann 1829, worin hübsche Lieder in meiner kurzen Manier, und der Vfr. hat sie mir dedicirt. Besonders hat er einige niederländische und altfranzösische Gemälde in dieser Manier sehr gut geschildert. Auf meinen Reisen fand ich, daß diese Manier noch mehr nachgeahmt wird als man glaubt, obgleich auch die gedruckten Spuren derselben in vielen Gedichtesammlungen sehr häufig sind. Madame votre épouse ist an all diesem Unheil schuld, da sie mir, als ich die ersten Proben dieser Manier lieferte, nicht gleich durch strenges Verbot das Handwerk legte, ja, da sie mich zur Ausbildung dieser Form ermunterte. Auch das Aufkommen dieser Gedichteart war eine nothwendige Erscheinung und vielleicht nützlich — obgleich sie sich nicht lang halten kann. — Frau von Varnhagen küsse ich die Hände, und ich kann Ihr versichern, daß die Angst, die mir ihre Krankheit vorigen Winter einflößte, noch nicht aus meinen Gliedern ist. Ich hoffe, Sie beide bald zu sehen. Auch Roberts lasse ich mich empfehlen. Madame Roberts letzter Brief hat mich mit Besorgniß erfüllt. Der Ton ist darin so fromm, gesangbuchfromm — Um Gottes Willen! Sie ist doch bey diesem glatten Wetter nicht gefallen und hat doch nicht sonstig an ihrer Schönheit Schaden genommen? Wüßte ich genau, daß sie gesonnen sey, sich dem lieben Gott in die Arme zu werfen, so würde ich schnell mit ihr zu brechen suchen; mein Renomee käme sonst schlecht weg. —

Von Ihrer Schwester werden Sie wohl ein bischen Brief erhalten haben; sie läßt Ihnen durch mich einen sehr langen Brief prophezeyen. Ihre Kinder sowie auch Dr. Assing befinden sich ganz wohl. — Und nun leben Sie wohl, und wenn es Zeit und Lust erlauben, schreiben Sie mir bald und viel; Ihre Briefe haben immer etwas, was mich stärkt und hebt und im Wollen befestigt. Ich bedarf solchen geistlichen Zuspruchs jetzt mehr als je. — Ich bin

mit Freundschaftsergebenheit

H. Heine.

260. An VARNHAGEN VON ENSE.

[Hamburg, den 27. Februar 1830.]

Lieben Freunde! In diesem schändlichen Ultrawinter, wo jeder honetter, lieberaler Mensch krank war, habe auch ich sehr gelitten; ich bin jetzt wieder auf die Besserung, nachdem ich vier Wochen lang mich von Blutigeln, spanischen Fliegen, Apothekern und bedauernden Freunden quälen lassen. Ich warf viel Blut, und da ich aus der Literaturgeschichte wußte, was dergleichen bey Versifexen zu bedeuten hat, so wurde ich ängstlich und habe mir aus Angst alle poetischen Gefühle und noch viel mehr alles Poetisiren streng untersagt. Mit der Poesie ist es also aus; hoffentlich aber werde ich deßhalb um so prosaisch länger leben. In jener kranken Zeit hat mir auch Ihr und Frau von Varnhagens letzter Brief recht wohlgethan; denn wenn auch meine Buchangelegenheiten, insofern wie sie zur Publikumsache werden, mich im Grunde wenig affiziren, so haben sie doch in Privatverhältnissen manches hervorgebracht, oder bringen's noch hervor, was mir viel crêve-coeur verursacht. Alle meine Verhältnisse verschieben sich aufs unleidlichste, und da noch nicht alle Folgen meines Buches zur Erscheinung gekommen, so kann ich vielleicht erst diesen Sommer meine eigne Stellung in der Welt begreifen. Nichts desto weniger bin ich die Ruhe selbst; ja, ich möchte jetzt einen Ausdruck auf mich anwenden, den ich einst für Sie, Herr von Varnhagen, erfunden habe: die Ruhe ist meine größte Leidenschaft. — Daher mögen Sie auch sicher seyn, daß ich gegen die Angriffe, die ich meines Buchs halber noch erwarte, nichts Oeffentliches schreiben werde. Verleumdet man und lügt man noch stärker, als ich es zu ertragen vermag, so lasse ich mir die Hände binden, damit ich nichts schreibe. Sollte Platen öffentlich wieder gegen mich etwas schreiben, so soll es von Ihnen abhängen, ob ich antworten werde, und was und wie. — Wenn der letzte Aufsatz im leipz. Conversaz-Blatt von Ihnen ist — was ich glaube, obgleich ich Ihren Styl darin ganz verändert finde — so war das rechte Hülfe in der Noth, da ein

vorhergehender Artikel in jenem Blatte überaus niederträchtig war (er ist in süddeutschen Blättern nachgedruckt) und auch hier meinen Gegnern viel Gaudium verursacht. Das Scharfrichterlob hat mir mehr Vergnügen gemacht, als hätte man mich für einen Shakespeare erklärt. Ach, es ist mir bey meinem letzten Buch nicht um Lob und Anerkennung für meine Poesie zu thun, sondern ich will nur wissen: ob es mir gelang, ein Exempel zu statuiren, und ob d e r Kopf herunter ist.

Haben Sie keine Spur, wer der Verfasser jenes Schmähartikels im Conversazions-Blatte ist? Nach inneren und äußeren Kennzeichen ist er derselbe, der jüngst im Globe einen Artikel über deutsche Literatur drucken lassen, worin ich ebenfalls gemein mißhandelt worden. Hier soll Gans aushelfen. Ich habe Ihnen durch einen Reisenden, der just nach Berlin reiste, sechs Exemplare meines Buchs zugeschickt (ich hoffe, daß Sie solche bereits erhalten), und ich bitte Sie, zwey Exemplare an Gans zu geben, damit er sie an seine Pariser Bekannten, nemlich den Literaten des Globe und der Revue française, schicke, und somit jeder feindseligen Machinazion von jeder Seite vorgebaut werde. Die übrigen 4 Exemplare stelle ich zu Ihrer Disposizion, lieber Varnhagen, und Sie können sie an solche Leute verschenken, von denen Sie glauben, daß sie für die Streitfrage des Buches günstig wirken können. Ich habe nöthig, dergleichen zu thun, da ich meinen eigenen Buchhändler in feindseligen Umtrieben ertappt. Daß im „Gesellschafter" ein Artikel erschien, der in der Hauptsache nicht schlimmer seyn konnte, hätte mich verdrießen können, wenn ich nicht zu viel Ekel dabey empfunden hätte. Voll Vertrauen auf den Menschenverstand meines Freundes Moser, mit dem ich immer gleich dachte, schickte ich ihm mein Buch, sobald es die Presse verließ, vertraue ihm meine Besorgnisse in Hinsicht der Platenschen Affaire, bitte ihn in dieser Hinsicht dem Buche Freunde zu werben, und sage ihm dabey, daß er seinen Freund Veit ersuchen soll, mir da Beystand zu leisten, da dieser junger Mensch in Berlin als blinder Enthousiast und Anbeter mir anhing — ach! er über-

lief mich so oft und verdarb mir so manche Stunde! Infolge dessen hat der junge Mensch seinen ganzen Scharfsinn aufgeboten, mich als einen Schurken (d. h. ein Mensch, der das Gute heuchelt) darzustellen und mein Buch als verrufen, dessen er in seiner guten Gesellschaft (gottlob! ich habe just zehn Invitazionen dieser guten Gesellschaft, die mir zu schlecht war, ausgeschlagen) nicht erwähnen dürfe. Eben so singt mein Freund Moser — wenn ich den noch Freund nennen kann, der in den Hauptdingen des Lebens nicht mit mir stimmt. Das sind Odiosa. Ich habe mir aber fest vorgenommen, solchen Freunden abzusagen und, was erklärte Feinde betrifft, keinem was zu vergeben, wenn ich sie in der Platenschen Sache in flagranti ertappe. — Von Immermann habe ich unterdessen mehrere Briefe erhalten, voll Uebereinstimmung; den ersten lege ich bey und erbitte mir ihn gelegentlich zurück.

Den 28. Februar 1830.

Ich hatte gestern meinen Brief schließen wollen, als ich Ihre Zusendung des „Conversazions-Blattes" erhielt und Frau v. Varnhagens Imperativ (Antwort!) mich bewog, die Absendung dieses Briefes aufzuschieben, um noch einige Zeilen hinzuzufügen — welches mir aber sauer wird, da mein armer Kopf im Zustand der ödesten Ermattung.

Für den „Conversazions-Blatt"-Artikel danke ich nochmals; Sie sind der einzige, der sich in dieser tristen Noth ganz praktisch meiner annimmt — ich habe alles, was ich dabey empfinde, in diesen Worten angedeutet. In den hiesigen „Lesefrüchten" ist jener Artikel, ohne mein Zuthun, gleich abgedruckt worden, und ich benutze ihn vielleicht noch außerdem, in einer Buchhändleranzeige verwebt, für die „Allgemeine Zeitung", wenn die den Abdruck gestattet. Mit Stägemann steh' ich gut, Lebret ist mein Glaubensgenosse in Buonaparte — nur auf Cottas kann ich mich nicht mehr verlassen. Madame ist mir feindlich, und sobald der Alte stirbt, brech' ich ihr den Hals! Diese Feindschaft verdank' ich meiner Vorliebe für Madame Robert. Ich bemerke diese Dinge

noch, für den Fall Sie etwa es bewerkstelligen könnten, daß ein Correspondenz-Artikel aus Berlin in die „Allgemeine Zeitung“ geschmuckelt werde, worin unter anderem hingesagt wird, was man in Berlin über den Platenstreit verschiedentlich spricht. Auf jeden Fall wünschte ich, lieber Herr von Varnhagen, daß Sie mir einen solchen Artikel für den „Hamburger Correspondenten“ schrieben, denn ich stehe ganz superbe mit dessen Redakteur, dem kleinen Runkel, der alles druckt, was ich will. Nur Sie können einen so delikaten Artikel schreiben, der um so schwerer, je kürzer er seyn muß, der in den vagsten Worten das Bestimmteste sagt. Es gilt dem Publikum weiß zu machen, es habe schon jetzt die Bedeutung jenes Streites begriffen, und lasse sich nicht irre machen von Intriguen, die es seinem eigenen Interesse entfremden möchten. Trotz aller Versuche vermochte ich nicht, mir selbst so einen Schutzartikel zu schmieden, mir fehlt jene diplomatische Farbendämpfung, jene zierliche Gewandtheit, die Ihnen so eigen ist. Sie könnten nun, wie Sie wollen, einen solchen Artikel (ich setze voraus, er macht Ihnen wenig Mühe) direkt an Runkel schicken oder auch an mich direkt, obgleich ersteres vielleicht paßlicher. — Zimmermann hat für den „Hamburger Correspondenten“ eine Beurtheilung meines Buches versprochen, und ich denke, Sie werden sie dort nächstens lesen. Hier gilt er schon für den Verfasser Ihres Aufsatzes — und er scheint diese Ehre nicht bestimmt ablehnen zu wollen.

Ich wiederhole, daß ich im ersten Momente Ihren Styl bey jenem Artikel nicht erkannt, nur bey näherer Betrachtung kamen mir die Feinheiten ganz wohl bekannt vor. Ich lese jetzt den vierten Band von Goethes und Schillers Briefwechsel, und wie gewöhnlich mache ich Stylbeobachtungen. Da finde ich wieder, daß Sie nur mit dem frühesten Goethe, mit dem Werther-Goethe, Aehnlichkeit im Styl haben; Ihnen fehlt ganz die spätere Kunstbehaglichkeit des großen Zeitablehnungsgenies, der sich selbst letzter Zweck ist. Er beherrscht seinen Stoff, Sie bezwingen ihn. Abründung, Helldunkel, Perspektive der Zwischensätze, mechanisches Unter-

malen der Gedanken, dergleichen kann man von Goethe lernen — nur nicht Männlichkeit. Es ist noch immer meine fixe Idee, daß mit der Endschaft der Kunstperiode auch das Goethenthum zu Ende geht; nur unsere ästhetisirende, philosophirende Kunstsinnzeit war dem Aufkommen Goethes günstig; eine Zeit der Begeisterung und der That kann ihn nicht brauchen. Aus jenem vierten Briefsammlungstheil sah ich klar, wie ingrimmig er die Revoluzion haßte, er hat in dieser Hinsicht ungünstig auf Schiller eingewirkt, den er vielleicht am Ende zum Mitaristokraten gemacht hätte. Vgl. seine Verhöhnung Posselts, Campes, des Bürgerdiploms, das Schiller aus Frankreich erhielt u. s. w.

Entschuldigen Sie mein wirres Schreiben, mein Kopf ist so matt; sonst würde ich auch vieles an Frau von Varnhagen sagen, an Frau von Varnhagen, die für die Wahrheit gekämpft, gelitten, gestritten und sogar gelogen hat. — Wie ergötzt mich jede Zeile, die sie schreibt!

Grüßen Sie mir Robert und seine Frau, der ich dieser Tage schreiben will. Ich lasse sie bitten, noch ehe sie Brief von mir erhält, mir nochmals einige Zeilen zu schreiben; ich will's ihr in besseren Zeiten schon gedenken. — Wie lang ich hier bleib, weiß ich nicht; was ich jetzt beginne, weiß ich auch nicht, kurz ich weiß gar nichts. Ich glaub' aber auch nicht, daß andere viel mehr wissen.

Leben Sie wohl, recht innig herzlich wohl, so gut es Ihnen nur möglich ist, und behalten Sie mich lieb und werth

Ihr

H. Heine.

261. An FRIEDRICH MERCKEL.

[Hamburg, den 7. Merz 1830.]

Ich kann Dich also nie mehr zu Hause treffen! Hast Du den fünften Theil von Goethes und Schillers Briefwechsel, so bitte ich Dich, ihn mir durch Ueberbringer zu schicken.

Guter Sonntagmorgen.

H. Heine.

262. An KARL IMMERMANN.

Trotz einer übergroßen Müdigkeit in Kopf und Gliedern schreibe ich Ihnen dennoch, lieber Immermann, um Ihnen ohne Zeitversäumniß einliegende Bildchen zu schicken, die mir eben der Maler Lyser endlich fertig gebracht. Was Ihnen daran mißfällt, sagen Sie, auch können Sie nach Belieben eins oder das andere verwerfen. Sie müssen auch selbst die Unter- oder Ueberschriften angeben, die der trübselige Campe (wir stehen gar nicht gar zu süperbe, und ich ertappe ihn auf fatale Ränke) vorderhand verfertigt hat. Das Manuskript hat seitdem und noch immer der Maler in Händen gehabt, so daß ich es nicht zum zweytenmale durchgehen konnte; es wird wohl nicht viel Zeit zu weiterer Besprechung übrig seyn, wenn das Gedicht gleich nach Ihrer Genehmigung der Zeichnungen in die Presse kommen soll. — Und wenn ich es genau bedenke, sind die metrischen Veränderungen, die Sie wohl vornehmen könnten, nicht von der Art, daß der Mangel derselben dem Gedichte in den Augen des großen Publikums schaden könnte; denn das große Publikum versteht gar nichts von Metrik und verlangt nur seine contrahirte Silbenzahl. Ueberhaupt sind ganz gute Verse im Deutschen eine Unmöglichkeit. An diese Bemerkung schließt sich meine Danksagung für die Gedichtesammlung — doch mißverstehen Sie mich nicht, ich bin voller Bewunderung für einen großen Theil derselben, in poetischer Hinsicht, ich staune ob Ihrer Produktivität überhaupt (ich mache gar keine Gedichte mehr), und nur an —◡—◡◡—◡ hab' ich allenfalls etwas auszusetzen. „Die Wiege des Königs von Rom“ ist süperbe; die letzten vier Zeilen hätte fortgewünscht. Die Elegien herrlich, auch die Vorsprüche bey jedem Abschnitt — doch wer kann eine Gedichtesammlung in solcher Einzelweise loben oder tadeln! Am liebsten wär's mir, ich könnte mündlich mit Ihnen schwatzen. Wird aber nicht so bald angehen. Meine Gesundheit ist zerrüttet, und ich muß wieder in die Ruhe des Landlebens und in dic Wellen des Meeres. Ich bleibe hier in der Nähe, bis ich wieder in Helgoland baden

kann. Sagen Sie an Herrn Schnaase, daß der Vogeljäger Vogt, der mit mir zuletzt auf Helgoland zurückblieb, sich bald nach meiner Abreise dort erschossen hat, und zwar aus Liebesmelancholie. Ich hatte ihm schon vorher abgemerkt, daß ihm das Leben zur Last war, da er am liebsten bey hoher See zum Vogelschießen ausfuhr, wo ich ihn dann nur aus Ambizion, um nicht ein Poltron zu scheinen, manchmal begleitet habe. Er schoß noch viele Vögel, manch hübschen Vogel, und den merkwürdigsten zuletzt. Dies alles schrieb mir mein Freund, der Apotheker, der mir auch Damengrüße spedirte — sagen Sie das an Schnaase.

Ich bin sehr lebensheiterer Stimmung und habe dem siechen Körper diesen Winter manchen Genuß abgetrotzt — eine Folge solchen Trotzes ist meine Müdigkeit in diesem Augenblick. An Platen denke ich wenig, obgleich ich oft genug an ihn erinnert werde. Man schimpft — und darauf war ich gefaßt. Doch regen sich schon einsichtsvolle unpartheyische Stimmen. Wenn Sie irgend eine tüchtige Feder für mein Buch gewinnen können, so unterlassen Sie es nicht; man kann für fremde Bücher mit mehr Eifer die Leute zum Verfechten anregen als für eigne Bücher. Es könnte noth thun; im Süden, höre ich, rüstet man sich. Was geht's mich an! Ich habe meine Schuldigkeit gethan.

Campe ist ein echter Buchhändler — es ist alles damit gesagt; es ist eine Sünde, wollte man generöse gegen ihn seyn. Sehen Sie sich vor.

Mit Menzel hab ich seit Jahr und Tag keine Berührung gehabt; habe ihm mein Buch nicht geschickt, da ich nichts Gutes von ihm erwarte. Haben Sie Nachricht von Beer? Ach, ich bitte Sie, legen Sie es ihm ans Herz, mich in München, besonders gegen Schenk, in der Platenschen Sache zu vertreten. Ich verliere nicht gern Freunde; obgleich ich mir jetzt immer für den kleinsten Freund, den ich verliere, gleich zwey große Freundinnen anschaffe. — Und nun, leben Sie wohl und schreiben mir bald. Die Zeichnungen können Sie direkt an Campe schicken; er versichert mir, Ihr Unmuth beruhe auf Mißverständniß. Ich hab ihm gehörig den Text gelesen

— Gestern Abend, bey einem Diner, habe ich sehr viel mit dem Theaterdirektor Schmidt über Sie gesprochen; er verehrt Sie sehr. Schreiben Sie nur immer ohne Rücksicht auf die Bühne, überlassen Sie das Bühnengerechtmachen einem Handwerksverständigen, und die Sachen werden besser gehen. So ließe sich der „Petrarcha“ sehr gut aufführen. Ein andermal mehr davon.

Ihr Freund

Hamburg, den 14. Merz 1830. H. Heine.

263. An FRIEDRICH MERCKEL.

[Hamburg, den 27. Merz 1830.]

Ich bitte Dich, lieber Merckel, mir den Tom Jones (und zwar den ersten und zweyten Theil) nochmals zu leihen und mir denselben, sowie auch die drey Bände des „Phantasus“, zu schicken.

H. Heine.

264. An FRIEDRICH MERCKEL.

[Hamburg, den 28. Merz 1830.]

Ich erbitte mir das Blatt des „Freymüthigen“ von Dir zurück. Anbey erhältst Du auch den zweyten und dritten Theil des „Phantasus“ retour — hab doch genug am ersten Theil. Ich bin am Packen.

Ton ami
H. Heine.

265. An JOHANN PETER LYSER.

[Wohl 1830.]

Gestern war ich bey dem guten Herrn Lotz, und Madame Lotz, die liebe Dame, machte mir die Freude und las mir Ihre Vertheidigung meiner Selbstrevanche vor, wobey der gute Lotz es an den essigsauersten Bemerkungen nicht fehlen ließ, so daß ich ganz zerknirscht von so viel Liebe, Güte und Wohlwollen dasaß, umsomehr, als Ihre schöne Braut von Corinth

eben anwesend war. Sie haben Ihre Sache recht schön gemacht, und ich bin ganz mit Ihnen einverstanden, daß es lächerlich von mir wäre, im Ernste zu sagen, ich sey ein großer Dichter. Ich bin Ihnen sehr dankbar für so viel Freundschaft. Lassen Sie sich doch einmal bey mir sehen.

Ihr

Heinrich Heine.

266. An VARNHAGEN VON ENSE.

Wandsbeck, den 5. April 1830.

Meine lieben Freunde — entschuldigen Sie zuerst die blasse Tinte und dann mein langes Stillschweigen. Ich würde Ihnen aber doch noch nicht schreiben, wenn ich nicht stachelnde Begier hätte, etwas von Ihnen zu erfahren, wie es Ihnen geht. Ich bin so isolirt, daß Sie in diesem Augenblick die einzigen pouvoirs intermédiataires zwischen dem bessern mir und der bessern Erscheinungswelt sind. Seit zehn Tagen wohne ich ganz allein in Wandsbeck, wo ich seitdem noch mit niemandem gesprochen, außer mit Thiers und dem lieben Gott — ich lese nemlich die Revoluzionsgeschichte des einen und die Bibel des anderen Verfassers. Das Bedürfniß der Einsamkeit wird mir nie fühlbarer als beym Anfang des Frühjahrs, wenn das Erwachen der Natur sich auch in den Gesichtern der Stadtphilister zeigt und unerträglich gemüthliche Grimassen darin hervorbringt. Wie viel nobler und einfacher gebärden sich die Bäume, die ruhig grün werden und bestimmt wissen, was sie wollen! — Auch ich weiß bestimmt, was ich will, aber es kommt nicht viel Grünes dabey heraus.

Indem ich die vorherige Seite, um zu wenden, mit ruhigem Sand bestreute, bemerkte ich, daß meine Handschrift mit Frau von Varnhagens Handschrift sehr große Aehnlichkeit bekommt. Im Grunde ist es auch Unnatur, wenn ich anders schreibe. Sind doch unsere Gedanken ähnlich wie ein Stern dem andern — besonders meine ich hier Sterne, die so recht viele Millionen Meilen weit von der Erde entfernt sind. Wenn ich nun sage, daß ein Brief von Frau von Varnhagen manch-

mal Aehnlichkeit mit der Milchstraße am Himmel hat, so liegt dabey auch eine heimliche Anspielung auf die Klagen der Astronomen, die ob des allzu leuchtenden Gewimmels in besagter Milchstraße nicht deutlich genug die einzelnen Sterne heraussehen und betrachten können, und sich die Augen verderben, wie ich, der ich einen Brief von Frau von Varnhagen in diesem Augenblick vor mir liegen habe. Gleichviel, schreiben Sie, Frau von Varnhagen, mir bald wieder einen jener himmlischen Briefe, woran ich mir die Augen verderbe und das Herz erquicke.

Ich will wieder Sand streuen und die dummen Gedanken dieses Blattes darunter begraben.

Während des vorigen Monaths, besonders seit dem Ende des Carnevals, ist es mir in Hamburg nur allzu gut ergangen. Ich habe kein Talent, recht leidend gar zu lange hinzukränkeln, und als ich, außer meinem körperlichen Unwohlseyn, auch mit geistigem Mißbehagen, welches größtentheils durch mein letztes Buch verursacht wurde, zu schaffen bekam, griff ich zu meinem gewöhnlichen Hausmittel, welches darin besteht, daß man nicht mehr zu Hause eingezogen lebt, und daß man dem kranken, verdrießlichen Leibe so viel Lebensfreuden als möglich abtrotzt. Nach solchem Leben pflegt aber mit der Ermüdung auch eine ernste Arbeitssehnsucht bey mir einzutreten, und die Leichtigkeit und Gleichgültigkeit, womit ich Hamburgs Fleischtöpfe und Fleischtöpfinnen, seine Theater- und Ballvergnügungen, seine guten und schlechten Gesellschaften verlassen habe, um mich in Einsamkeit und Studien zu vergraben, giebt mir die Ueberzeugung, daß ich doch anders bin — als die andern. Große Vorsätze wälzen sich in meinem Geiste, und ich hoffe, daß auch öffentlich dieses Jahr manches davon zur Erscheinung komme.

Ob man mir zu dergleichen Ausführungen genug äußere Ruhe lassen wird, das kann ich nicht wissen. Ich darf mich in Betreff der Platenschen Affaire keiner gänzlichen Sorglosigkeit hingeben. Obgleich ich das bisherige Stillschweigen des Helden zu meinem Vortheil deute, so ist ein allzu frühes Wähnen, alle Gefährdung sey vorüber, eben so feige,

wie jede Furcht vor Gefahr und jede Ueberschätzung derselben. Wir glauben nur gar zu gern, was wir wünschen, und wir glauben deßhalb so selten an Gefahr. Der wahre Muthige weiß solche Einflüsterungen seiner Wünsche abzuweisen, eben so wie der Feigling sich Ihnen gern hingiebt und, wenn er etwas Kühnes thun mußte, immer dabey heimlich glaubt, es werde ihm so hingehen. Dieses ist aber Frechheit; — hingegen der Muth täuscht sich nicht über die Folgen seiner Handlungen und erwartet die schlimmsten. Vielleicht erinnern Sie sich, Herr v. Varnhagen, daß Sie selbst dieses mahl gegen mich aussprachen, und Sie sehen, ich habe es nicht vergessen. —

Herr v. Rumohr, höre ich, ist in Berlin. Mein Argwohn in Betreff des Injurienaufsatzes, der im Brockhausschen Blatte stand, consolidirt sich gegen den Professor Ulrich in Hamburg, den Sie von Berlin aus kennen werden. Das ist sehr schlimm. In dieser Sache kann ich nicht verzeihen—höchstens die Exekuzion aufschieben — und doch erfordert der Krieg mit jenem Manne, der hier durch Familie und Verbindungen ziemlich fest steht, mancherley Opfer und die Folgen desselben sind bey aller Besonnenheit nicht voraus zu bestimmen. Er steht mit Platen in Briefwechsel und ich bin neugierig, wie viel Skandal er gegen mich aufgegabelt haben mag. Es ist möglich, daß Platen vor lauter Material nicht zum Schreiben kommen kann. Früh oder spät aber muß Ulrich eben so wie auch Rumohr ans Messer, sie stehen beyde schon auf der schrecklichen Liste — wenn nur mich selbst das Messer des Todes nicht dahinmäht. — Ich kann nicht umhin — und Sie werden mich nicht mißverstehen — einer Stelle Ihres letzten Briefes zu erwähnen, deren Erwähnung ich nicht mahl unterdrücken darf, um so mehr, da sie mir nicht aus dem Kopf will. Ihnen besonders deßhalb zu schreiben, hielt ich aber nicht für nöthig, und noch weniger für geziemend. Sie schrieben mir nemlich, daß Sie denselben Tag an Runkel einen Berliner Artikel für den „Correspondenten" geschickt, worin eine zweckmäßige Erwähnung der besprochenen Polemik. Nun möchte ich doch wissen, ob ich

dem kleinen Runkel unrecht thue, wenn ich ihm mißtraue — denn er versicherte mich, keinen solchen Artikel erhalten zu haben, und betheuert mir beständig seine Bereitwilligkeit zu jeder Dienstleistung, die in seinem Bereiche. Jenen Artikel erwartend — ich muß jetzt lachen — habe ich es immer noch aufgeschoben, einen Rezensionsartikel unter Gelehrte Sachen im Correspondenten abdrucken zu lassen. Das heitere Leben, das ich in der letzten Zeit führte, war schuld, daß ich dergleichen wenig bedachte. Jetzt bin ich sehr rassuré und will hier mit Muße überlegen, wie man durch solchen Gelehrte Sachen-Artikel und durch eine Buchhändleranzeige (auch diese ist noch aufgeschoben worden) allerley Praeservative gegen zu erwartende Verunglimpfungen vorausdruckt. Rathen Sie mir dabey.

Aus dem Süden habe ich keine Nachrichten. Dagegen weiß ich, daß man in Norddeutschland noch immer nicht erbaulich über mein Buch zu sprechen ist — aber allmählig frißt es sich durch. Wer hat im „Freymüthigen" den schönen Aufsatz über mich geschrieben? Ist er von Alexis? — Der hat mir Freude gemacht. Es ist viel, wie ich höre, über mein Buch geschrieben worden, und zwar zu dessen Gunsten, was durch allerley Machinazionen von Zeitungsredakteuren zurückgewiesen worden. So z. B. schrieben hier dergleichen: ein sehr geistreicher Mann, der Dr. Wienbarg (von ihm ist eine Anzeige der Börneschen Schriften im „Correspondenten"), und auch der Rektor Nöldeke in Haarburg, ein freyer Protestant. Ueberhaupt sehr viele freye Protestanten sind enthousiastisch für mich gestimmt, und ich sehe ein, daß ich mir unter dergleichen Leute sehr leicht eine Parthey machen könnte. Man kann nicht wissen, welcher Gegensatz durch Enthüllung jesuitischer Ränke im protestantischen Deutschland hervorgerufen wird, und da könnte es wohl geschehen, daß ich unter den evangelischsten Leuten einen Anhang bekäme. — So viel weiß ich, die Jesuiten glauben, daß sie die protestantischen Pietisten weit leichter gewinnen könnten, als die Denkgläubigen und Starrkirchlichen, und in diesem Wahne (denn sie irren sich wirklich) unterstützen und befördern sie den

Pietismus. Dessen habe ich mich in Bayern überzeugt. — Politisches will ich heute und vielleicht auch nächstens nicht schreiben. Ueber Frankreich denk' ich manches, um so mehr, da ich diese Tage im Thiers las: daß der jetzige König und die Familie Polignac die ersten gewesen sind, die aus Frankreich emigrirten. — Meine Addresse bleibt dieselbe; meine Mutter besorgt mir die Briefe hierher.

Leben Sie wohl, grüßen Sie mir Roberts und bleiben Sie freundschaftlich gewogen

Ihrem gehorsamen
H. Heine.

267. KARL IMMERMANN an MICHAEL BEER.

Düsseldorf, den 2. April 1830.

Heine's „Reisebilder" habe ich gesendet und wünsche Ihr Urtheil zu hören. Er hat sich neuerdings wieder mir genähert und mir mehrere Briefe geschrieben in seiner kindlich zutraulichen, drolligen Weise. Ihm scheint an Ihrem Wohlwollen viel zu liegen, er erwähnte Ihrer fast in jedem Briefe. Im letzten schrieb er mir, ich möchte Sie bitten, daß Sie ihn in der Platen'schen Sache gegen Herrn v. Schenk verträten, was ich denn hiemit thue. Seine Replik ist idealiter zwar schwer zu vertreten, doch verdient er, als eine wahrhaft productive Natur, daß man seinerseits thue, was man kann, um ihn zu halten. Und zweitens ist zu erwägen, daß Platen ihn persönlich auf die gemeinste Weise zuerst angefaßt hat.

268. MICHAEL BEER an KARL IMMERMANN.

Paris, den 11. April 1830.

Von Schenk habe ich seit längerer Zeit keine directen Nachrichten, und ich weiß nicht, wie er über Heine's Buch denkt. In der Correspondenz oder im mündlichen Gespräche will ich später gern den Anwalt desselben spielen, soweit es meine Ehrlichkeit zuläßt. Wenn Heine Sie wiederum befragt, ob Sie Antwort von mir erhalten, und auf welche Weise ich seiner erwähnte, so sagen Sie ihm, er sollte sich erinnern, wie oft er mir geasgt, daß ich die meisten Dinge mit Glacéhandschuhen anfaßte. Ich hätte mir diese Handschuhe bei Lecture seines Buches angezogen und wäre noch immer der alte Schwächling, der eine so derbe Kost wie seine Satyre nicht ohne Indigestion

vertragen könne. Mit einem Worte, es wäre mir etwas übel dabei geworden. Uebrigens grüße ich ihn aufs herzlichste, und meine persönliche Neigung für ihn sei noch immer die alte. Ich bitte, schreiben Sie ihm das.

269. An KARL IMMERMANN.

Aenderungs-Vorschläge zum „Tulifäntchen".

Erstes Buch.

Erstes Lied.

[Im Original sind die hier gesperrt gedruckten Worte unterstrichen und die Abänderungsbemerkungen öfter als Randbemerkungen geschrieben.]

Das Geschlecht der Tulifant
Blüht' einst hoch im Reich der Fante.
Zwanzig Schlösser, reiches Kornland u. s. w.

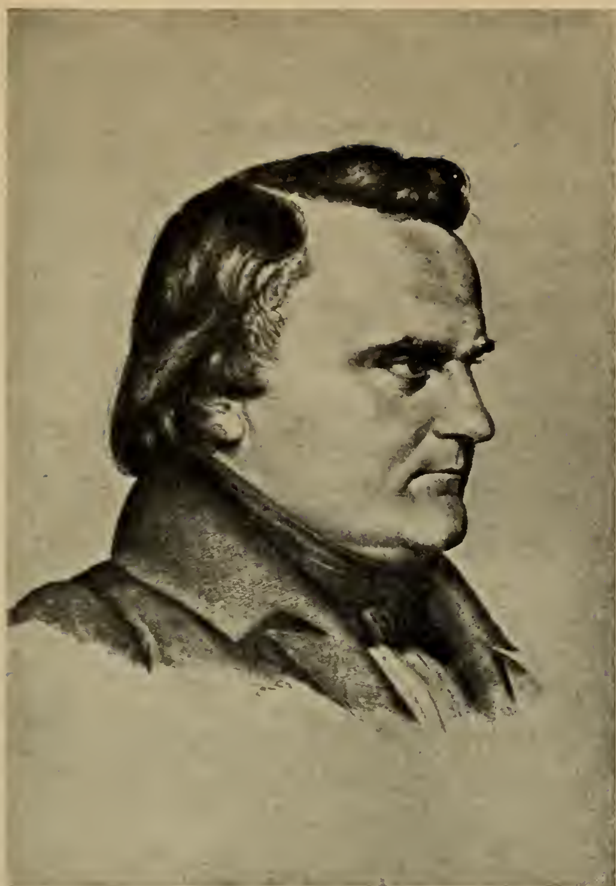
Die Endungen der Verse wollen mir nicht zusagen durch ihren Gleichklang. Ließe sich nicht etwa setzen:

Einst im Fantenreiche blühte
Das Geschlecht der Tulifant u. s. w.

Seht Ihr dort . . . .
. . . .
Jenes Mäuerchen, zwey Schuh hoch,
Und im Mäuerchen die Holzthür?

Das chen als lange Silbe, wenn zwey als kurz gebraucht wird, mißfällt mir. Da doch die Verse mit spondäischen Trochäen sich endigen, so könnten Sie in beiden Versen sehr gut Mäuerlein setzen. Die schweren Trochäen machen sich überhaupt im komischen Pathos sehr gut.

Eine Mauer ist die Mauer,
Und die Thür ist eine Thüre,
Und die Mau'r umgiebt, die Thür
Oeffnet den Kartoffelkeller.



Karl Zimmermann.

Den dritten Vers versteh ich nicht. Ist da nicht ein Schreibfehler?

Aber wie der Abend dunkelt,
Klappt' er zu das Buch und *rufte*: (?)

Zweytes Lied.

Christoph, Don Christofo
Soll er heißen; wie Sankt Christoph u. s. w.

Im ersten Vers ist ein Fuß zu wenig; soll's etwa Christophoro heißen?

Und Don Tulifant, entgegen
Gehend der Genossin . . . .
. . . .
Und er sprach zu ihr *bedeutend*:

Ich würde, auch schon wegen des Wortsinnes, *bedeutsam* setzen; es klänge mit der folgenden schweren Trochäusendigung gut zusammen.

Denn ich seh' des alten Hauses
– ⏑ | – ⏑ | – ⏑ | – ⏑ |
Junge Hoffnung winken glanzreich!

Denn ich seh', wie junge Hoffnung
Glanzreich winkt dem alten Haus!

schlag ich vor.

Der gleich folgende Vers:

Pflückt entzückt drauf zarte Schötlein

mißfällt meinem Ohre ebenfalls.

Drittes Lied.

Dieser *Däumerling* der Zweyte.

Däumling wäre doch besser und dürfte doch dem Metrum nicht aufgeopfert werden.

Nimmer baut des Hauses Ehre
— ◡ ◡
Solch chinesisch Teufelchen.
Nimmer kann zu Lehen tragen
So ein Würmchen Vatererbe!

Besser wäre wohl auch:

Solch ein Wurm das Vatererbe.

Ach, wie soll, spricht Donna Tulpe,
Hohes Wesen, das geschehn wohl?

Die Fee Libelle, die kleine, dürfte wohl nicht „hohes Wesen“ angeredet werden.

Rieben ängstlich sich die Augen.

? Etwa: „Und sie rieben sich die Augen.“ (Wär' auch episch einfacher.)

Viertes Lied.

Willst zu den Lilliputtern
Du wandern gehn, dein Schwert dort abzufuttern?

Letzterer Ausdruck mißfällt mir, riecht zu sehr nach der Reimnoth. Haben Sie keinen Reim auf: Lilliputten oder Lilliputanern? (Willst zu Lilliputanern? klänge, obschon schlecht, doch immer besser als „futtern“.) Das Ganze ist aber köstlich; drolliger Ernst.

Fünftes Lied.

Tulifant, der Vater, sitzet,
Rüstet's Schwert dem tapfern Söhnlein.

(Außer der Härte des „Rüstet's Schwert“ mißfällt mir auch der Ausdruck selbst.)

Edle Donna, nun beweiset
Muth, gleich der spartan'schen Mutter.
Denn es geht zum Scheiden jetzo,
Doch es geht in hohe Thatbahn!

Soll das „Doch“ nicht ebenfalls „Denn“ heißen?

Siebentes Lied.

Liebend mit Nixe kost' er.

Mit der Nixe soll wohl heißen. Ist ein Schreibfehler.

Feu'r vom Wirbel bis zur Zehe,
Trotzig rief er — — — — — — —

Könnte der erste Vers nicht verbessert werden?

Groß ist unser Reich, noch nicht
Schlossen sich des Landes Grenzen.

noch nicht?

Doch wie kam es, daß das Mannsvolk
Euch gewichen ist so kraftlos?
Sprach die kräftige Brünette u. s. w.

Ich wünschte ein anderes Wort für „kraftlos", damit an dem hübschen epischen Beywort die kräftige Brünette nichts verloren gehe.

Dort wächst eine Sorte Bäume,
Die vor Zeiten man aus Täuschung
Sucht' in dem galanten Sachsen.

Besser wär wohl „Irrthum".

Dieser Baumflock ist Regale.

Oder heißt es „Baumfleck"? Undeutlich geschrieben.

Am Ende des Lieds: Denn so hieß die Stadt, die große. Mir gefiele besser: die große Stadt.

Achtes Lied.

Weiblichen Kron-Würdenträgern.

Ich schlüge vor: „Reichskronwürdenträgerinnen".

Sich zurückzieht jetzt Brünette

(Allzu hart.)

Statt: Doch die Premierministrin
Lauschet durch des Zuges Falte.

würde ich setzen:

Aber die Premierministrin u. s. w.

◡ –

Premier als Jambus gebrauchend.

Unablässig flog die Wilde
Um die Fürstin, um *die Krone*, (um die goldne)
Spaniolreichsapfeldose,
Um den Scepter, *Hermelinflies*. (um die Krone)

Bey solchem Tausch der Worte gewänne der Vers und die Deutlichkeit; auch wär' es eine Art Steigerung.

Ich kann manche Verse, wie etwa:

„In der Linken den Reichsapfel",
„Der bemeldete Reichsapfel"

nicht ganz verwerfen, wenn ich das Prinzip des Zeitmaßes statuiren will, und ich muß wirklich gestehen, daß letzterer Vers dem Ohre nicht widersteht, indem das Aussprechen des Wortes „Reichsapfel", besonders da eine kurze Silbe vorherging, zwar viel Zeit braucht, aber diese Zeit durch die vorhergehenden vielen kurzen Silben erspart worden ist und somit das Zeitmaß richtig auskommt. Aber manchmal chokiren mich doch dergleichen Verse, z. B. (noch in achten Liede):

Denn dann fließen ihre Thränen
Einem schönen Ideale

– –

Von dem *goldenen Weltalter*.

Neuntes Lied.

Das geliebte, stets ersehnte,
Nie genug geleckte Fressen,

(etwas stark unedel.)

Das Erstechen der Fliege ist etwas zu breit beschrieben, auch könnte wegbleiben:

Opfer seiner Leidenschaften
Haucht der Wüthrich aus zum Hades
Seine Seele, lasterschmutzig.

(Paßt nicht zum Tone des Ganzen.)

Statt: Sprach die Premierministrin
Sprach jetzt die Premierministrin.

Auf den Fächer Tulifäntchen
Hebend, präsentirte knixend
Sie den Helden Grandiosen.

Könnten Sie den Vers nicht etwas ändern? Alles dran ist richtig, und doch gefällt er mir nicht.

Zweytes Buch.

Erstes Lied! Wunderschön! Dieses Metrum gelingt Ihnen unübertrefflich, besonders die Reime, auch die Beywörter, die Apposizionen, die Whims. Nur ein Wort mißfiel mir, nemlich „bekleiben".

Zweytes Lied.

Blut'ge Steine! Rother Rasen!
Einen Jüngling, bleich zum Tode,
Schwarzes Blut in gelben Locken,
Trug das rothe Bett von Rasen.

Das Beywort „schwarz" mißfällt mir hier, weil der „rothe Rasen" ja ebenfalls von Blut gefärbt ist. Ich schlüge vor, gar kein Farbbeywort bey Blut zu setzen.

. . . . denn sie gähnet
Ueber Gott selbst und den Himmel.

Ich schlüge vor:

. . . . denn sie gähnet
Ueber Gott sogar und Himmel.

Eine welthistor'sche Stimmritz'

Was ist das?

Heilen will ich Luft mit Blute

Es wäre einfacher und kindermärchenhafter, wenn er bloß sagt, daß er die Luft heilen will.

Bauer, Schäfer stehn im Schutze u. s. w.

Hier hätte ich weit lieber die epische Wiederholung, daß er den Bauer schützen will, daß er dem Schäfer helfen will u. s. w. Die Luft heilen, weil sie zerrissen worden, scheint mir etwas zu kühn. Die Luft reinigen, weil sie mit schmutzigem Athem vermischt worden, möchte etwas milder klingen.

Drittes Lied.

Rathet mir, von wem er's kaufte? (mir)
Von dem alten Tulifante,
Welcher damals Geld gebrauchte.

Schlüge vor: Geldes brauchte.

Macht's auf Ehre ganz charmant.

Dieser Vers (nachdem der Riese die letzte Tonne ausgesoffen) klingt mir etwas matt. Lassen Sie ihn lieber mit der Tonne die Nagelprobe machen.

Viertes Lied.

Einen tiefen Blick heut abend
Hab' ich in mein Herz geworfen,
Es geht gleichfalls bey mir los.

(Dieser Vers ist zu sehr schlagadodrisch.)

Noch drey Tage soll sie leben,
Nach drey Tagen soll sie dran!

Wär' nicht besser: sterben?

Fünftes Lied.

Was den Helden nur verdrossen?
Was den Muth ihm nur verdüstert?

Das mangelnde Hilfszeitwort ist gegen die epische Einfachheit, welche auch immer den gewöhnlicheren Bindungspartikeln vor den ungewöhnlicheren den Vorzug giebt, und so z. B. klänge besser:

Aber was verdroß den Helden?
Was hat ihm den Muth verdüstert?

Mir gilt's gleich, wenn Tulifantchen
Ewig sitzen bleibt im Walde,
Und am schwanken Binsenaste
Schwertlein, Schildelein der Rost zehrt.

Mir klänge besser: Schwertlein, Schildlein dort verrostet. Es versteht sich, daß das „dort" ein Flickwort ist und durch jedes beliebige ersetzt werden kann.

Sprang dein Schild? Zerbrach dein Schwert dir?
Lahmt dein unvergleichlich Kampfroß?

Ich würde das „dir" im ersten Vers fortfallen lassen, und im zweyten Vers würde ich dann statt „unvergleichlich" ein Beywort nehmen, dessen letzte Silbe kürzer als „lich" ist und somit das Zeitmaß besser auskomme und mit dem vorhergehenden Verse correspondire.

Schon drey Tage lagr' ich u. s. w.

. . . .

Schon drey Tage klopf' ich u. s. w.

. . . .

Schon drey Tage ordr' ich schlachtheiß
Meinen Gegner Schlagadodro
Mir herab auf Schwerteskampfstreich;
Sitzt er auf der Mau'r und kaut,
Der Vernagelte, an Tüpto —

Doch mein Lagern, doch mein Klopfen,
Doch mein wildes, zorn'ges Fodern
Ist vergebens, nicht bemerkt er's.
Seine Augen übersehn mich u. s. w.

Fast sollt' ich glauben, es sey hier ein Abschreibfehler; die unterstrichenen Verse müßten erst vor dem letzten Vers kommen, ungefähr so:

. . . .
Mir herab auf Schwerteskampfstreich.
Doch mein Lagern, doch mein Klopfen,
Doch mein wildes, zorn'ges Fodern
Ist vergebens, nicht bemerkt er's —
Denn derweilen auf der Mauer
Sitzt er hoch und kaut sein Tüpto;
Seine Augen übersehn mich u. s. w.

Seine großen Ohren hör'n nicht.
All mein Dringen, Zürnen, Schelten.

[Heines Vorschlag]:

Mit den großen Ohren hört er
Nicht mein Dringen, Zürnen, Schelten.

Aus ist meine Bahn. Der Stern fiel.

[Heines Vorschlag]:

Meine Bahn ist aus. Der Stern fiel.

Sprach's, und in dem Auge glänzt' ihm
Eine schwere, heiße Zähre.

Der Reim chokirt. Auch vier reine Trochäen!

Dieser Sir war seines Volkes,
Des maschinengrübeltiefen, u. s. w.

„Sir“ ist nicht zu statuiren. Schiller gebraucht es in „Maria Stuart“ aus Unwissenheit. „Dieser Sir“ kann man

gar nicht sagen. Statt „Sir“ müssen Sie „Gentleman“ setzen.

Jener Sir sprach denkend also u. s. w.

„Der Sir“ kommt nochmals vor.

In der Alten Angesicht
Glätteten die Runzeln sich.

Daß beide männliche Versendungen auch assoniren, tadle ich.

Und ein Streif von rothem Lichte
Zog' sich, wo die Fee geflogen,
Nach der göttlichen Erscheinung.

Deutlicher wäre:

. . . .
Zog sich nach, wo sie geflogen,
Diese göttliche Erscheinung.

Auch das Beywort „göttlich“ will mir bey einer Fee nicht munden.

Sechstes Lied.

. . . (Der Riese saß) . . .
Traurigkeit im finstern Auge
Ueber seine strenge Tugend,
Die ihn morden hieß, den Guten.

Ich würde bey einem Epos auch auf Zuhörer rechnen, nicht bloß auf Leser, die das Komma sehen, und des verständlicheren Klanges wegen würde ich die Apposizion nicht hinzusetzen, oder ich würde ungefähr sagen:

Die den Mord befahl, dem Guten.

Die Schilderung des Sturzes der Mauer finde ich doch zu sehr überladen.

Siebentes Lied.

. . . . ; das Gesicht
Glich, ein wenig abgeschmackt u. s. w.

Sir aus England

Die Leidträger aber sind
Dampfbedienter, Dampfmistreß.

„Mistreß" kann gewiß nur als Trochäus gebraucht werden, auch sagt man nicht „die Mistreß" sondern „die Lady"; ich würde vorschlagen:

Dampfbedienter und Dampflady.

Ach, mein Roß, mein liebes Rößlein! (Roß)!
Ach, mein vielgetreuer Schimmel!

Ich würde den kleinen Tulifanten nicht „Rößlein" klagen lassen. Dasselbe gilt nachher:

. . . . Ach, mein Rößlein,
Ach, mein Schimmel, lieb und brav!

Mir klänge besser:

. . . . Ach, mein Roß,
Ach, mein vielgetreuer Schimmel!

oder:

Ach, mein treuer Zuckladoro!
— daß wir durch keinen Sieg
Sieger werden des gemeinen
Loses aller Sterblichen.

Wegen des bald endigenden Gesanges wäre mir ein anderes Wort mit einer gültigeren langen Silbe viel lieber.

Drittes Buch.

Vorspruch.

(Die Welt)

Doch im Innern blieb sie, wie
Sie gewesen, Chaos blieb sie.

Unter deinem milden Scepter
Lebt sichs herrlich und vortrefflich.

Das „sichs“ ist zu hart, besser „man“.

Erstes Lied.

Ja, ihr kennt die Hand der Todten,
Kennt die Todt' im falt'gen Prunkkleid
Von verblichnem, gelbem Atlas.

„Die Todt'“ würde ich nicht sagen; das „e“ darf nicht wegfallen. Ist ja leicht zu ändern.

Zweytes Lied.

Aber ach! die Liebe gleicht
. . . .
Einer Blüthe, augenblicks
Aufgeknospet, blühnd, verwittert!

Statt der letzten Zeile würde ich setzen:

Aufgeknospet, duftend, blühend,
Und auch augenblicks verwitternd.

Versteht sich, statt des „duftenden“ Flickworts ist jedes andre ebenso gut, doch das Wort „verwittern“ drückt das plötzliche Verwelken nicht recht aus.

Drittes Lied.

Dein Gatte, der geschändet
Zum Himmel auf rachflehnd sein Antlitz wendet!

(zu hart)

Ich sehe, o ihr Götter,
Von welcher Farb' und Stimmung ist das Wetter.

„sehe, o i“ — ein raffinirter Hiatus!

Jetzt wisse, daß ein Zwang war
Die Heirath. Sie befahl, ich folgte dankbar.

Diese Reime mißfallen mir; zum Spaß gebe ich zwey Parallelverse, wovon ich nur die Reime empfehle:

Aus Etikettezwang zwar
Vermählt' ich mich — ich that, was meines Rangs war.

Viertes Lied.

Polizeysoldaten suchen,
Vetter Hinz schlägt Vetter Kunzen
Auf die Schulter u. s. w.

Ich wünsche diese Verse heraus, da im vorigen Lied die Rückberufung der Männer nur so beyläufig unbestimmt erwähnt ist, und daher die Männer hier nicht motivirt genug im Frauenstaat erscheinen.

Die Frau Premierministrin
Nimmt sehr aufgeregt, stark Cremor. (Zu hart.)
Menschenschicksal! Was ist Größe,
Die der Sterbliche sich anträumt?

Ich würde wenigstens vorschlagen:

Die ein Sterblicher sich anträumt

Die Verse: (Tulifäntchen)

Er saß eingekauert. Nacht war
Um ihn, Nacht in seiner Seele.
Ohne Trank und ohne Speise
Saß er, ohne süßen Schlummer,
Einsam, wach, verzweiflungsstarr.

Diese Verse sind nicht bloß zu matt, um des Helden Zustand im Käfig darzustellen, sondern sie sind auch überflüssig. Lassen Sie sie nur ganz weg. Das Schweigen des Helden, wenn er verhöhnt wird, tritt dann um so mächtiger hervor und macht Effekt. Wenn er allein ist nachher, hält er ja

doch einen Monolog, worin er seinen Zustand genug ausspricht. Es ist überdies weit epischer, wenn der Held seine Zustände, besonders die Gemüthszustände, in dem, was er spricht, andeutet, als wenn der Dichter solche mit seinen eigenen Worten referirt.

Fünftes Lied.

„Vorlocken" (gar die Sonne lockt vor) statt „hervorlocken" möcht' ich nicht billigen.

Aus den Seufzern . . . . .
Ballt sich der Luftfahrerinnen
Wunderlicher Zauberchor u. s. w.

N.B. Verwerflicher Vers, das „der" als lang zwischen „sich" und „Luft", die kurz gebraucht werden, ist nicht zu toleriren.

(Die langen Wolkenstreifen,)
Die ihr alle wohl am Himmel
Oft saht stehn so dumm und thöricht,
Daß sie euch zu sagen schienen u. s. w.

Besser wäre wohl aus begreiflichen Gründen:

Die ihr alle oft am Himmel
Stehen saht so dumm und thöricht u. s. w.

Seine Hölle predigen.

Wenn Sie der Hölle ein Beywort geben und „pred'gen" zweysilbig annehmen, schlösse sich die Periode viel besser.

Sechstes Lied.

Denn heut ist Johannisabend,
Wo der Gnom schlüpft aus dem Stollen,
Von der Kapp' und von dem Leder
Bürstet ab den Katzenglimmer,
Aus vom Klopfen ruht, vom Pochwerk,
Sitzend auf der Felsenkante.

Vorschlag:

Wo der Gnom aus seinem Stollen
Schlüpfet, und von Kapp' und Leder
Ab den Katzenglimmer bürstet,
Und, um auszuruhn vom Pochwerk,
Auf die Felsenkant' sich hinsetzt.

Das Wort „dahlen“ scheint mir in der Elfenfête nicht zierlich genug. Ich erinnere mich, daß Pandemchen es einst gebrauchte. Worte von putzig winziger Courtoisie wären hier an ihrer Stelle.

Kam geritten hoch am Himmel
Auf dem Wind, dem schnellen Rosse,
Jetzt die silberblühnde Wolke.

Ich würde „Roß“ statt „Rosse“ setzen.

Liebster, liebster Immermann! Diese Elfenwirthschaft ist meisterhaft, ich kann vor lauter Entzücken nicht auf die Füße sehen. Diese drollige Zartheit, dieser kleine Blüthenpunschtropfenrausch ist entzückend, und gar das pittoreske In-Ohnmacht-fallen des verliebten Elfchens! Letzteren Moment — der lieblich zarteste im ganzen Gedichte — hätten Sie noch etwas bestimmter hervorheben können. In den wichtigsten Zeilen haben Sie gar Buchstaben sparen wollen, z. B. die „Jüngst'“ statt die „Jüngste“, „schreind in Ohnmacht“ statt „schreiend“;

Dunkel wurden vor Entsetzen
Alle glühnde Excellenzen.
Die Cicaden machten Pause,
Zitternd sprangen durcheinander
Die Libellen von dem Thau; (?)
Doch die Jüngst', ein schönes Kind
Mit dem weichsten Herzen, fiel
Schreind in Ohnmacht. Rosalindchen
Hieß das Kind voll Sympathie.

Dunkel wurden vor Betrübniß
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Voll Bestürzung durcheinander
Rannten zagend die Libellen,
Doch die Jüngste fiel erbleichend
Und mit leisem Schrey in Ohnmacht.
Rosalindchen hieß das weiche
Schöne Kind voll Sympathie.

Indem Sie, ungefähr in nebenstehender Art, den Schrecken der Versammlung nicht zu stark schildern, wird das In-Ohnmacht-fallen der Kleinen desto hervorstechender. Dann müßten auch etwas gemildert werden die Verse:

Sprach's. Da drang in aller Brust
Trauer, Gram und wilder Schrecken.

Siebentes Lied.

Und aus Nacht zu sel'gem Schreck
Seine Wimpern öffnend, sah
Um sich, über sich, empor
Er in Fee-Libellens Augen,
Er in Rosalindens, süße,
Klare, himmeltrunkne Aeuglein.
. . . .
. . . . sah er
Um sich, über sich, empor
Nur in Fee Libellens Augen
Nur in Rosalindens . . . .
. . . .

Sich „zu" einem Palast verwandeln, statt „in"?

Wandsbeck, d. 25. April 1830.

Ich denke, lieber Immermann, Sie werden die Andeutungen, die ich auf die vorhergehenden Blätter gekritzelt, leicht begreifen und in keiner Hinsicht mißverstehen; da

Sie gewiß noch ein Brouillon des Gedichtes besitzen, werden Sie mit dessen Hilfe bestimmen können, was in Ihrem Manuskript etwa zu ändern wäre. Ich wollte mir und Ihnen das nochmalige Hin- und Herschicken desselben ersparen. Nachdem es mir Campe auf 14 Tage vertraut, will ich es ihm morgen wieder zurückstellen. Ich hätte Ihnen schon früher diese nebenstehenden Blätter geschickt, wenn es mir weniger Mühe gekostet hätte, ein Gedicht, dessen Lektüre mich poetisch bewegte und manchmal berauschte, auch zugleich mit nüchternen Metrikeraugen durchzuschnüffeln. Ich muß Ihnen jetzt noch stärker als vorher meinen Beyfall aussprechen, ja, ja, das Gedicht ist vorzüglich, voll echten Humors, bestimmte, überraschend bestimmte Gestaltungen enthaltend, und, wie ich jetzt glaube, auch metrisch gut genug. Wenigstens neben den metrischen Mängeln enthält es auch metrische Vortrefflichkeiten, die aus der Seele, dem Ursitz der Metrik, hervorgegangen sind, die kein Graf Platen mit all seinem Sitzfleisch (dem Aftersitz der Metrik) hervordrechseln könnte. Ueberhaupt möchte ich diesem letzteren seine metrischen Verdienste nicht allzuhoch anrechnen; aus Perfidie ließ ich sie gelten, der scheinbaren Gerechtigkeitsliebe wegen. Auch die Metrik hat ihre Ursprünglichkeiten, die nur aus wahrhaft poetischer Stimmung hervortreten, und die man nicht nachahmen kann. Sie, lieber Immermann, sündigen oft genug gegen die äußeren Regeln der Metrik, die man allenfalls auswendig lernen kann; selten aber gegen die innere Metrik, deren Norm der Schlag des Herzens. Besonders zeigt sich das in Ihren Cäsuren; diese, das geheime Athemholen der Muse, dessen kürzeres oder längeres Anhalten nur derjenige kennt, der in ihren Armen träumte — das ist Ihre metrische Force, wie sie sich besonders in Ihren Sonetten gegen Platen zeigt. Gott weiß, in welchen pedantischen Armen dieser sich die Metrik abklavirt, die er nur im Wiegen der Silben ergriffen hat. — Gestern schickte mir Campe das neueste Blatt des Kometen, worin von Herloßsohn (den ich gar nicht kenne) mein Buch vertreten wird. Ein toller Druckfehler, der mit rother Kreide



Heinrich Heine.
Von einem unbekannten Maler, zirka 1830.

in dem Blatt, das ich erhalten, — wahrscheinlich von dem Verfasser selbst — verbessert ist, injurirt Sie; das verdarb mir die halbe Lust. In einem ähnlichen Aufsatz des Freymüthigen glaube ich Härings Feder zu erkennen. Allmählig werden die Leute vernünftig, aber nur allmählig. — Campe reist Ende dieses Monaths nach Leipzig. Ich lebe isolirt auf dem Lande, unter französischen Revoluzionsmemoiren und großen Bäumen, die allmählig grün werden. —

Behalten Sie mich lieb,

Ihr Freund

H. Heine.

Addresse: bey Wittwe Heine, geb. v. Geldern.
Neuer Wall No. 28 Lit. D.
in Hamburg.

270. KARL IMMERMANN an MICHAEL BEER.

Düsseldorf, den 3. Mai 1830.

Heine schickt mir vier enggeschriebene Bogen über Tulifäntchen mit (meist metrischen) Bemerkungen, die größtentheils ungemein fein und wahr sind. Sie sollen noch benutzt werden. Dieser Beweis von Antheil hat mich natürlich sehr erfreut, und ich muß ihm daher schon, wie Sie begreifen, aus Pietät die Stange halten. Er nennt das Gedicht den epischen Kolibri und sagt mir viel Gutes darüber.

271. An FRIEDRICH MERCKEL.

Lieber Merckel!

Ein unvorhergesehenes Ereigniß (worüber wir mündlich sprechen wollen) nöthigt mich, persönlich (nemlich übermorgen) eine kleine Reise zu machen, von welcher ich erst nach vierzehn Tagen zurückkehre. Kannst Du mir bis dahin zehn Louisd'or leihen? Du erzeigst mir dadurch einen großen Gefallen und ersparst mir unbequeme Gänge und Opfer, die jenen Betrag weit übersteigen. Laß mir aber umgehend wissen, ob Du meinen Wunsch gewähren kannst und wann ich Dich morgen zu Hause treffe.

Dein Freund

Wandsbeck, den 4. Juny 1830. H. Heine.

272. An TH. v. KOBBE.

Tränke man in Deutschland so starken Thee wie in Holland, so würden Sie es nimmer wagen dürfen, den beykommenden Thee-Absud dem deutschen Publikum, welches Sie zum Thee einzuladen im Begriffe stehen, vorzusetzen, da darin wenig Theegeist, aber desto mehr Wasser enthalten ist. Nehmen Sie daher mit meinem guten Willen vorlieb.

H. H.

273. FRANZ FREIHERR VON GAUDY an HEINE.

Wie den Engländer der ihm verhaßte Marlborough s'en va-t'en guerre bis nach Smyrna hin verfolgte, so folgte auch Ihnen mein Büchlein bis an den Strand der Ostsee, nachdem es Sie vergeblich in München, Halle und Berlin aufgesucht hatte, unverdrossen nach. Ich hörte schon, Sie wären als moderne Sphinx nach Rom geeilt, um dem dort residierenden Oedipus das physikalische Räthsel aufzugeben: Wie es komme, daß der Farbenlehre zuwider, ein brauner a posteriori — diese Beweisführung liebt ja der König — applicirter Stock blaue und grüne Flecken verursachen könne. Da erhielt ich zuerst von den Herren Hoffmann und Campe Nachricht von Ihrem gegenwärtigen Aufenthaltsorte, und kurz darauf als einen Beweis, daß Niemand seinem Schicksal entgehen könne, Ihren freundlichen Brief, in welchem Sie mit bewunderungswürdiger Ergebung bonne mine à mauvais jeu machen. Noch einmal muß ich mich entschuldigen, daß ich, der gänzlich Unbekannte, der homo novus in der Dichterwelt, es wagte, Ihren Namen au frontispice meines dreifarbigen Ungeheuers zu setzen. (in Parenthese bemerke ich, daß die streichsüchtige Censur doch nicht das Bedenklichste, das Buch selber, gestrichen hat. Bildet es denn nicht gleichsam die napoleonische Cocarde? Das erste Drittheil roth, das zweite weiß, das dritte blau?) Ich weiß, pour revenir au fait, trotzdem, daß ich Soldat bin, aus dem preußischen Landrecht zu wohl, daß ein uneheliches Kind nur den Namen der Mutter führen solle — und dennoch habe ich dem meinigen den seines geistigen Erzeugers, Heinrich Heine, auf die Stirn geschrieben. Zu dieser Indiskretion bewog mich außer dem lebhaften Wunsche, Ihnen ein Zeichen meiner Ergebenheit zu geben, noch der, die Recensenten gleich an die rechte Schmiede zu führen und ihnen mein Vorbild unverhohlen zu nennen. Mit inniger Freude habe ich bemerkt, daß alle angebissen haben und mit der stets wiederkehrenden Floskel „In

Heinescher Manier" um sich warfen. Zu dieser höchst schlauen Entdeckung kommen gewöhnlich noch einige stumme Seufzer über das objective Unwesen der neueren Lyrik und die von Ihnen so benannte contemplative Prosa, und zum Schluß mußte Altvater Goethe herhalten. „Denn das Uebel, es kommt von oben." Wäre mein Büchlein nur nicht gar so klein, so müßte es aus den angeführten Ursachen und der zahllosen Druckfehler halber, die meine Erato zu einer Sammlung errata machen, jedem rechtschaffenen Bücherbeschauer eine wahre Herzstärkung, eine Badereise in nuce sein.

Sie fragen, ob Sie bald wieder etwas von mir lesen würden? An mir liegt es nicht, wenn es so bald nicht geschieht, aber meine Manuskripte warten nicht ab, bis sie gedruckt werden, um krebsgängerische Bewegungen zu machen, und kehren zu meinem Entsetzen regelmäßig wie die Schwalben zum alten Neste zurück. Die hiesigen Buchhändler sind nur Krämer, und ich bin außer aller literarischer Verbindung. Ich und alle Ihre hiesigen Freunde geben Ihnen die Frage zurück und hoffen auf baldige bejahende Antwort.

Ihre letzte Frage: Was ich von dem letzten Kapitel des dritten Theiles Ihrer Reisebilder urtheile? gehört zu den verfänglichsten. Von ihrer Beantwortung hängt ab, ob Sie mich ohne weiters zu der von Ihnen so angefeindeten Kaste des Adels werfen wollen, oder ob Sie mich, nachdem ich meinen Stammbaum, wie ein Holländer in Japan das Crucifix mit Füßen getreten hat, als seltene Ausnahme gelten lassen dürfen. Ich bin Aristokrat durch Geburt und durch Grundsätze, und daß es solche sind, sehen Sie aus meinem freien und unumwundenen Bekenntniß gegen einen Mann wie Sie, dessen Achtung ich dadurch nicht zu verscherzen glaube. Aber mehr als die Aristokratie des Standes gilt mir die des Geistes, und diese hat mich zu Ihnen gezogen und wird es immer thun, Sie mögen sich über den Stand äußern wie Sie wollen. Sie leben der Zukunft — ich der Vergangenheit, aber die Gegenwart lassen Sie uns gemeinschaftlich genießen. Wenn ich daher — und ich rede frei — die letzte Abtheilung nicht mit dem reinen Wohlgefallen wie die vorhergehenden alle gelesen habe, so rührt es nicht daher, daß ich die Partei eines Menschen wie Platen zu nehmen gedenke, der keinem Stande Ehre macht, sonder weil ich mich des Gefühles nicht erwehren kann, daß Sie einem so kläglichen Subjekte zuviel Aufmerksamkeit geschenkt haben dürften. Sie wollen Wahrheit, und ich gebe sie Ihnen unverschleiert.

Glauben Sie mir dagegen auch, Herr Doctor, daß dieses Gefühl der Hochachtung und Liebe für den Dichter keinen Eintrag thut, daß ich nichts sehnlicher wünsche, als Ihnen im Leben einst näher stehen zu

können, daß Sie mir durch Ihre Antwort einen sehr frohen Tag, deren ich nicht gerade überflüssig habe, bereiten und daß ich Ihrer stets als eines überaus werthen Freundes gedenken werde.

Der Ihrige

Glogau, 18. Mai 1830. Fr. Freiherr v. Gaudy.

274. An VARNHAGEN VON ENSE.

Wandsbeck, den 11. Juny 1830.

Obgleich ich Ihnen, lieber Herr v. Varnhagen, schon diese Tage geschrieben habe, so kann ich doch nicht umhin, das beykommende Büchlein und den Brief des Verfassers, den ich erst gestern erhielt, an Sie zu befördern. Das Büchlein besitze ich bereits seit sechs Monath, und obgleich ich die meisten Gedichte, schon in metrischer Hinsicht, besonders die holländischen Bilder, vortrefflich fand, so zögerte ich doch bis vor zwey Monath, ehe ich dem Verfasser antwortete — und ich glaube aus kleinlichem Unmuth gegen alles, was nach Noblesse riecht. So mußte eine liebe Freundin, ja eine Freundin, die ich so wie meine Seele liebe, sehr viel Murrsinn von mir ausstehen, bloß weil sie eine hannövrische Comtesse ist und zu [adlig fatalster Sippschaft gehört. Das ist Krankheit, und deren ich mich schämen muß. Denn z. B. jene Freundin (warum soll ich den Namen verschweigen — Tutscheff mit Frau und Schwägerin haben mich rührend liebevoll hier aufgesucht auf ihrem Wege nach Petersburg), jene Freundin tröstete mich in einem Kummer, den ich der plebejischsten Canaille verdanke (viel häuslicher Kummer bedrückt mich), und der Baron Gaudy beschämt mich durch einliegenden Brief, der das vorsichtig Verfänglichste offen beantwortet. Durch Zusendung desselben möchte ich Sie für Mann und Buch interessiren und Ihrem Ermessen unmittelbar anheimstellen, wie weit ersterer ein Interesse verdient. Haben Sie also mahl einen Schnitzel Zeit übrig, so widmen Sie ihn einer kurzen kritischen Besprechung dieses Buches, wie Sie es bey so manchem gemacht, den Sie nicht kannten vorher, z. B. bey mir. Freylich, diese Zuführung eines andern

lahmen Poeten mahnt mich an den gutmüthigen Heilkundigen in Tiecks „Cevennenkrieg", den der geheilte Pudel aus Dankbarkeit an den hülfsbedürftigen Spitz rekommandirt.

Frau v. Varnhagen grüße ich herzinnigst, so wie auch Roberts. Ich hoffe, diesen Winter in Berlin zuzubringen, wo ich den Vortheil habe, an meine Freunde denken zu können, während ich Ihnen persönlich ins Gesicht sehe. — Für die Notiz in der „Allgemeinen", die ich Ihnen beymesse, danke ich. Ich lasse sie im „Correspondenten" abdrucken. — Diesen Brief erhalten Sie vielleicht etwas spät, da er mit Buchhändlergelegenheit geht. Es soll nun in Deutschland nichts schnell gehen, und selbst die Begeisterung soll sich nur im langsamen Schneckengang bewegen. Es hat gewiß sein Gutes. Z. B. die französische Revoluzion wäre nicht zu Stande gekommen, wenn die correspondirenden Jakobinerklubs sich langsamer Buchhändlergelegenheiten bedient hätten, wie die deutschen Demagogen. Es lebe die Buchhändlergelegenheit! Sie ist eine langsame Sicherheitsanstalt, und durch diese erhalten Sie die freundschaftlichsten Grüße

Ihres

H. Heine.

Ich bin doch kein rechter Deutscher! es dauerte mir zu lange, als ich von dem Buchhändler erfuhr, daß er diesen Brief in der kurzen Zeit von zwey Monath über Leipzig nach Berlin befördern wollte. Ich schicke Ihnen daher diese Zeilen mit der Post, und das darin erwähnte Büchlein des Baron Gaudy nebst dessen Brief erhalten Sie durch einen Schnellpostreisenden, der gestern Abend von Hamburg nach Berlin abreiste. Obgleich ich keine Staatsgeheimnisse schreibe, so kann ich eigene Briefe doch nie mich überwinden, durch sogenannte Güte zu befördern. —

Das Wetter erlaubt mir erst Ende dieser Woche ins Bad zu reisen. Ich befinde mich öde gestimmt, kopfleidend und zu nichts aufgelegt. Ich habe ein wüst lieblos fatales Jahr verbracht! Möge meine Stimmung und Stellung sich bald ändern! Hätte ich nicht wichtige Pflichten, die mich fesseln, ich flöge davon! Ich fürchte nur, am Ende fallen mir noch gar

die Federn aus und ich vermag alsdann nicht mehr davon zu fliegen, selbst wenn ich mich dazu entschlösse.

Ihr armer Freund

Den 21. Juny 1830. H. Heine.

275. An VARNHAGEN VON ENSE.

Wandsbeck, den 16. Juny 1830.

Schönes Wetter erharrend, bereite ich mich wieder zu einer Badereise nach Helgoland, und diese Zeilen sollen dazu dienen, mir baldigst einige Nachrichten von Ihnen, lieben Freunde, zu erwerben; ich lebte die letzten Monathe so isolirt, daß ich um so dürstender wünsche, etwas von Ihren jetzigen Zuständen zu erfahren. Wenn Ihr Brief (die Addresse bleibt dieselbe) mich nicht mehr hier träfe, so würde er mir auf dem noch isolirteren Meerfelsen Helgoland nicht minder willkommen seyn. Für Ihren letzten Brief vom 16. April danke ich Ihnen, so wie auch für die Uebersendung des Zinzendorfs, der mir so unbequem entgegentrat, wie manche verdrießliche Personnage, die uns von einem besten Freund, mit dem triftigsten Recommandazionsschreiben, über den Hals geschickt wird. Ich kann den süßlich vermufften Betgrafen nun ein für allemal nicht ausstehen, und daß Sie ihn so gut equipirt haben, verdrießt mich noch am meisten. Er mischte sich in eine Gesellschafft besserer Gefreundeten, die auf meinem Sofa Platz genommen, nemlich die Helden des Evangeliums, des Thiers, der englischen Revoluzion, Memoiren und dergl. und da spielt er eine dämische Rolle. Warum sollen wir den Pietisten nicht die Schilderung ihrer Heroen selbst überlassen? Mögen die Kreuzluftvöglein zusehen, wie weit sie mit ihrem frommen Gepipe reichen, ob sie mit all ihrer Liebe, Demuth, Gläubigkeit eine gute Biographie hervorbringen können. Nicht einmal das Nothwendigste, nemlich den Schreibstyl, würden sie erschwingen, denn letzterer ist nicht ohne Vernunftübung entstehbar; Zinzendorf selbst würde nicht so gut schreiben können, wenn er nicht neben-

her ein bischen Filou gewesen wäre. Seine blinden Dûpes werden nimmermehr einen vernünftigen Styl schreiben können. — Ich ärgere mich, daß Sie Zeit und köstlichstes Darstellungstalent an das Unersprießliche verschwendet. Laßt die Todten ihre Todten begraben, und die Stillen ihre Stillen beschreiben. Ein gutschreibender Herrnhuter ist aber gewiß ein Heuchler; und in der That, die ganze Constituzion jener leidigen Sekte ist eine Beförderungsanstalt für Heucheley und Lüge. So weltdicht verschlossen gegen Lust und Freyheit konnte das Zinzendorfsche Gebäude nicht seyn, als daß nicht die äußeren Einflüsse der Umwelt alle erdenkliche Lügen darin erzeugen mußten.

Stylistisch habe ich wieder viel gelernt an Ihrem Buche, und die gleichzeitige Lektüre des 31. und 32. Bandes der neuen Ausgabe Goethes gab mir zu manchen Betrachtungen Anlaß. Daß Goethe sich darin, mehr als je, von dem bestimmten Artikel (der, die, das) entfernt, nemlich ihn fühlbarlichst ausläßt, daß er neue Formen des Unbestimmten ausprägt (der unbestimmte Artikel „ein" in ängstlicher Anwendung gehört dazu), daß er ferner eine konvenzionelle Gesellschaftssprache für die Deutschen begründet und somit manchem fühlbaren Mangel abhilft, dergleichen und mehr der Art trat mir entgegen und nahm meine Beobachtung in Anspruch. Das letztgenannte Streben finde ich auch bey Ihnen, lieber Varnhagen; doch allzu bestimmtes Wollen hält Sie von der vorher erwähnten Unbestimmtheitssucht wohlthätigst entfernt. (Ich habe diesen Morgen schon viel geschrieben, wo sich die Goethesche Superlativität beständig in meine Perioden drängte — so ansteckend ist eine Schreibgrimasse!)

Als Retourware kann ich Ihnen in sechs Wochen die zweyte Auflage des ersten Bandes der „Reisebilder" schicken. Die Veränderung, die ich drin vornahm, ist gewiß ein Zeugniß meiner inneren Demuth und meiner Liebe für das Bessere; ich habe nemlich unter den 88 Liedern der „Heimkehr" diejenigen ausgeschieden, die den Schwachen im Lande als anstößig erscheinen könnten, und ersetzte sie aufs tugendhafteste; die folgenden spanischen Romanzen und die grellen

Jamben unterdrückte ich ganz; in der „Harzreise" habe ich ebenfalls alles Allzuherbe ausgemerzt; und somit den gewonnenen Platz mit der zweyten Abtheilung der Seebilder gefüllt. Das Buch gewinnt dadurch an Symetrie und Präsentirbarkeit. Im zweyten Bande werde ich die mangelnden Seebilder und die „Berliner Briefe", die ich wegschmeiße, durch Darstellungen aus England, so Sie schon kennen, ersetzen. Im dritten Bande wird auch der Graf hinausgeschmissen, und somit, denke ich, werden die „Reisebilder" ein respektables Standwerk. Mein Genius bedroht mich freylich mit einem vierten Band — ich weiß noch nicht, ob ich mich in solch Schicksal christlich ergebe. — Die Notiz im „Correspondenten" über einen Platenschen Proceß habe ich selbst befördert, als ich hörte, daß ein Graf Fugger in Berlin die Plateniana in solcher Hinsicht betreibe. Die Noblesse hat Geld zusammengeschossen; weiß aber noch nicht, was sie damit anfangen soll. Es wäre mir erwünscht, wenn dergleichen Volk einmal in corpore gegen mich aufträte und die 13 Bühnendichter-Dummheit gegen mich losließe.

Leben Sie wohl, behalten Sie, Frau von Varnhagen, mich besonders lieb und theuer. Ich liebe Sie beyde sehr — habe aber nicht genug Papier, um zu sagen, wie.

H. Heine.

276. An LUDOLF WIENBARG.

[Helgoland, Juli oder August 1830.]

. . . . Sie wollen ein Journal herausgeben? Welche Verwegenheit! Ich schicke Ihnen meinen Dolch, um sich gegen Ueberfälle des Gesindels zu vertheidigen. Daß ich Muth habe, weiß ganz Helgoland, das mich in einer offenen Jolle im Sturme hier ankommen sah. Aber in Hamburg oder anderswo in Deutschland ein Journal herauszugeben, das übersteigt meine Courage . . . Bricht nun gar in Deutschland die Revoluzion aus, so bin ich nicht der letzte Kopf, der fällt.

277. An CHARLOTTE EMBDEN.

Helgoland, 28. July 1830.

Liebes Lottchen!

Obgleich eine freundschaftliche Corespondenz mir sehr sauer wird, und ich Dir gar nichts zu schreiben habe, als daß ich Dich liebe, so kann ich doch nicht umhin, Dir einige Zeilen in's Bad zu schicken. Ich habe Dir wirklich nichts anderes zu sagen, als daß ich Dich liebe, und zwar sehr stark. Ich denke sehr oft an Dich, täglich 25 Stunden lang, und mein größter Wunsch ist, daß die Reise Deine Gesundheit herstellen möge. Ehrlich gestanden fühl ich dabey aber immer die Angst, daß Dein Temperament Dich verleiten könnte, Deinen Zustand und den Zweck der Reise zu vergessen und Dich solchen Aufreitzungen hinzugeben, die Deine Gesundheit noch verschlimmern würden. Ich hoffe, Du bist gescheit genug, bei vorkommenden Anlässen an Dich selbst und Deine Kinder zu denken. Vermeide nur abendliche Gesellschaften, werde nur nie heftig, sey geduldig und so heiter wie möglich. Nur in solcher Stimmung wirkt das Bad. — Du siehst, ich gebe Dir gute Regeln — aber ehrlich gestanden, ich selbst, der in ähnlicher Lage bin, befolge leider keine davon. Ich kann mich der trüben Stimmung, die mich hier belastet, keineswegs erwehren, und lebe im gesellschaftlichen Leben, das mir nie gut thut, schwatze zu viel, esse zu viel, denke zu viel, habe viel Gesum und Geklopf um die Ohren und meine Kopfschmerzen sind in ihrer besten Blüthe. Ich bin jetzt 3 Wochen hier und bleib vielleicht noch 3 Wochen länger. Hamburger sind wenige hier, unter diesen die Schröder; wir speisen zusammen, kutschiren den ganzen Tag auf der Nordsee herum, und ich kann sie gut leiden — aber Dich liebe ich doch tausendmal mehr, ja millionenmal mehr. Ich umarme Dich und hoffe Dich bald wiederzusehen. Ich will den Herbst in Deiner Nähe zubringen; doch einige Arbeiten werden mir selten in die Stadt zu kommen erlauben. Was es dort besonders en famille neues giebt, weiß ich nicht, da meine Mutter nichts schreibt. Lebewohl, ich küsse Dich schriftlich und näch-

sten Monath küsse ich Dich mündlich. Antwort brauchst Du mir nicht zu schreiben. Nächste Woche schreibe ich nach Düsseldorf an Immermann, und ich werde noch einen Brief für Dich bey ihm einlegen. Du kannst daher bey Deiner Ankunft in Düsseldorf bey dem Regierungsrath Immermann fragen lassen, ob er nicht einen Brief für Dich hat. — Lebe wohl, süße Frau, und behalte mich lieb.

Dein getreuer Bruder

H. Heine.

278. An KARL IMMERMANN.

Helgoland, den 10. August 1830.

Lieber Immermann!

Täglich das Briefschreiben aufschiebend, muß ich mich jetzt in aller Eile zum Schreiben entschließen, da das Schiff, womit ich diese Zeilen befördere, in einigen Stunden absegeln will, und ich mich mit Schrecken erinnere, daß ich vor vier Wochen an meine Schwester nach Ems schrieb, bey Ihrer Reise durch Düsseldorf solle sie noch bey Ihnen einen Brief von mir vorfinden. Ich hoffe, daß Einlage nicht zu spät eintreffe, und bitte Sie, solche bey Vorfordern an meine Schwester zu übergeben. Ich kann nicht umhin, Ihnen zu bemerken, daß letztere, Frau von Embden, unsäglich von mir geliebt wird, daß ich ihr mit zärtlichen Gefühlen, wie sie bey Brüdern selten sind, zugethan bin, und daß ich jede Freundlichkeit, die Sie dem lieben Wesen Gelegenheit hätten zu erzeigen, weit inniger und dankbarlicher empfinden werde, als das, was mir selbst erzeigt wird. Die junge Dame ist leider sehr krank. — Mit meiner Gesundheit sieht es dies Jahr besser aus und ich bade hier zur Befestigung derselben.

Leider habe ich, außer der allgemeinen Weltgeschichte, noch so viel Privatgeschichten um die Ohren, daß ich die letzten Monathe fast in stupider Betäubung zugebracht. Hier sind die Weiber meine Plage. Ich glaube, wenn ich nach Nova-Zembla ginge, würde ich dort von Sängerinnen und Tänzerinnen gemartert werden. Von ersterer Sorte habe ich

die eine kaum abgefertigt, als mir die andere schon über den Hals kommt. Wie viel Privat-Bühnenkenntniß ich täglich erwerbe, davon haben Sie keine Idee, lieber Immermann. Ich fürchte, ich gehe am Ende unter die Bühnendichter und werde ein Comödienzettelmensch; freylich, mit dem großen Raupach würde ich um die Herrschaft über Hanswurstchen tüchtig kämpfen müssen —

Ich komme wegen Deyri,
Gieb, ungetreuer Vormund, Deyri mir!

Der Graf Platen hat mir doch noch viel Zeit gekostet, da man mir mit Processen drohte, und ich — der ich zur Exceptio veritatis entschlossen war — beständig schlagfertig mit Daten und Witzen Stand halten mußte. Dergleichen lang im Kopf halten müssen, ist anfangs verdrießlich und hernach ekelhaft. Jetzt erscheint mir das Ganze wie ein literarisches Märchen. — Ihr „Cölnischer Carneval" hat mir viel Unterhaltung gewährt, und ich staune über Ihre Meisterschaft in der Prosa und im epischen Entfalten. Ich will diesen Herbst ebenfalls mahl eine Novelle schreiben. Sollen wir gemeinschaftlich einige herausgeben? — Mit Vergnügen sehe ich dem Erscheinen Ihres „Tulifäntchen" entgegen. Als sie mir auftrugen, dafür zu sorgen, daß das Manuskript Ihnen zurückgeschickt werde, war Campe eben nach Leipzig gereist. Wie sich von selbst versteht, band ich es seinem Geschäftsführer auf die Seele, ihm Ihren Wunsch gleich zu melden; in meiner Gegenwart schrieb er deßhalb an Campe — und als dieser nach einigen Wochen zurückkam, wollte er anfänglich von Ihrer Ordre nichts wissen und gab er vor, das Manuskript zum Druck nach Nürnberg geschickt zu haben.

Ich merkte wohl, daß eine Nücke gegen Sie zu Grunde lag, Sie können sich meine Wuth denken; in meiner Gegenwart mußte sein erster Commis erklären, ihm wegen Zurücksendung des Manuskripts gleich geschrieben zu haben, ich sorgte, daß Campe jetzt gleich deßhalb nach Nürnberg schrieb; er versprach, wenn schon etwas gedruckt sey, auch wegen der kleinsten Aendrung, die Sie wünschten, Cartons drucken

zu lassen u. s. w. Ich hoffe, daß sich alles zu Ihrer Zufriedenheit gestaltet. Ihnen damals noch besonders deßhalb zu schreiben, verschmähte ich; theils weil ich mir einbilde, daß Ihr Vertrauen gegen mich zu groß ist, um mir auch nur die levissima culpa beyzumessen, theils auch weil ich die alten Klagen über Buchhändlermisere nicht wieder und wieder käuen wollte. Es ist mit diesem Volk nicht fertig zu werden, und da sie alle nichts taugen, so ist bey Veränderungen auch kein Segen. Indolenz und gemeinsames Interesse ist jetzt das Einzige, was mich an Campe bindet. Wenn ich mich je von ihm wende, so ist es aus Depit wegen seines Undanks. Genug davon.

Leben Sie wohl, schreiben Sie mir bald, per Addresse meiner Mutter, und bleiben Sie mir gut.

Ihr ergebener Freund

H. Heine.

279. An CHARLOTTE EMBDEN.

Liebe gute Schwester!

Ich hoffe, daß dieser Brief Dich noch trifft, und zwar in sehr verbesserter Gesundheit. Mit der meinigen geht es so ziemlich. Das Baden in der Nordsee ist immer das heilsamste Mittel für mein Uebel. Obgleich ich bis jetzt noch Unterhaltung genug auf Helgoland hier habe, so denke ich doch beständig an Dich. Mademoiselle Schröder ist wieder abgereist und eine andere Sängerin, die Siebert, ist dagegen angekommen und ich habe viel Singsang um die Ohren. Mit der Schröder habe ich mich täglich 3 mal gezankt und $1^1/_2$ mal versöhnt. Ich bleib noch 10 Tage hier und kehre dann nach Wandsbek (oder St. Georg) zurück an die Arbeit. Von Hamburg habe ich keine Nachrichten. Trifft Dich dieser Brief, wie ich hoffe, noch in Düsseldorff, so grüß mir Onkel und Tante recht herzlich. Schone Deine Gesundheit, laß Dich nicht aufreitzen und behalte mich lieb. — Ich hoffe Dich in 14 Tagen zu sehen. — Calipso ne pouvait se consoler du depart d'Ulysse.

In Ems muß es lebhaft gewesen seyn, und Du bist der französischen Revoluzion so zu sagen auf halben Wege entgegengereist.

Ich küsse Dich, Dein getreuer Bruder

H. Heine.

Helgoland — ich habe den Datum nicht im Kopf —

Adresse: An Frau von Embden, geb. Heine,
bey ihrer Durchreise in Düsseldorff gefälligst
abzugeben.

280. KARL IMMERMANN an HEINE.

Ich melde Ihnen, mein lieber Heine, etwas spät den Empfang der letzten Zeilen sammt Einlage, doch kann ich Ihnen sagen, daß letztere an Ihren Oheim abgegeben worden ist, der sie von mir verlangte. Ihre Schwester war bereits abgereist als der Brief anlangte. Mir hat die Weltgeschichte mit ihren französisch-belgisch-Aachensch-Braunschweig Lünerburgisch-Königlich Sächsisch-Kurheßisch-freie und Hansastadt Hamburgischen Revolutionen dermaßen Haupt und Brust zerstückt, daß ich geraume Zeit zu jeglicher auch der kleinsten Mittheilung unfähig war. Sehen Sie darin den Grund meines Schweigens, Erde und Himmel hatten sich mir im eigentlichsten Sinne verdunkelt, so sehr auch gerufen wurde, nun breche das wahre Licht an. — Nach und nach habe ich mich wieder gefunden und da alle Welt ihr Wesen treibt, so treibe ich denn auch das meinige munter für mich. Auguriren Sie aus meinen Worten keinen Aristocraten, ich bin nichts weniger als ein solcher; aber ich kann keinen Spektakel leiden; man hatte sich so hübsch eingerichtet, und trieb sacht seine Mühle, und nun sieht man wieder nichts vor sich als Kanonen und Bajonette, denn zum Kriege wirds kommen, trotz aller Friedensversicherungen, und unser gutes Deutschland wird wieder die schlechte Kneipe seyn, worin die Kirmeßgäste der Freiheit sich abprügeln.

Ich habe mich gefreut, Ihre Schwester hier zu begrüßen; leider blieb es bei der Kürze der Zeit nur beim Sehen. Auch schien sie von der Reise etwas unruhig und zerstreut. Sie schilderte Sie mir corpulent, worüber ich denn, da ich mich der Figur erinnerte, die ich einst mit den Augen des Leibes geschaut, höchlichst verwunderte. Es freut mich, daß Sie was Episches vorhaben (ich meine nämlich die projektirte Novelle). Es ist nach meiner Ansicht die einzige Dichtart der Zeit. Die ungeheuren Kontraste die ein jeder durchgemacht hat,

haben jene ruhig-betrachtende Stimmung hervorgebracht, welche die epische ist. — Ich habe auch manche kleinere Stoffe der Art im Kopfe, vor der Hand werde ich aber wohl nichts davon ausführen, da ich den Winter über an meinen Romanen fleißig seyn will.

Wie einen jedoch der Theaterteufel nicht verläßt, wenn er uns einmal packte —, das habe ich wieder erfahren. Ich habe ein dramatisches Gedicht in 2 Theilen, Alexis genannt, vollendet, welches den Kampf Peters des Großen mit der Alt Rußischen Parthei und die Katastrophe des in die Ränke der letzteren verwickelten Sohnes darstellt. Es geht scharf und gewaltig darin her und ich kann wohl sagen, daß ich mich darauf freue es Ihnen zu präsentiren. Ich bin mir bewußt, Alles recht von innen heraus dramatisch und charakteristisch verarbeitet zu haben. Freilich gründe ich auf diesen Umstand nicht die geringste theatralische Hoffnung. Es würde einiges Nachdenken und etwas Phantasie in der Auffassung dazu gehören, um dieses Gedicht verständlich zu reproducieren. Welche überspannte Anforderungen an unsere armseligen Bühnenhandwerker.

Die 2te Auflage der Reisebilder habe ich mit Lust gelesen. Es ist doch gut, daß einmal etwas Geniales ausnahmsweise sich vergreift. Geht das so fort, so können wir zuletzt noch gar ebenso beliebt werden wie Tromlitz und Weisflog. Es sind doch schöne Aussichten.

Daß Ihnen mein Karneval gefallen hat, ist mir lieb. Ich habe die Arbeit mit Sorgfalt und Ueberlegung gemacht wovon man freilich nichts sieht noch sehen kann. Vom Tulifäntchen lassen Sie sich auf mein Conto so viel Exemplare geben, wie Sie mögen. Ich habe Ihnen meinen besten Dank für Ihren Beistand schon früher gesagt und wiederhole denselben nochmals. Campe wird mir sehr verdächtig. Vor 8 Wochen schrieb ich ihm, schickte ihm die hier gemachten Zeichnungen zum Tulifäntchen und machte wegen der Ausgabe meiner Schriften meine Schlußpropositionen. Er hat mir nicht geantwortet. Ich werde nun in ein Paar Tagen ihn um categorisches Ja oder Nein bitten. Sein Schweigen hat mich schon gegen Andre, die was von mir haben wollen, in Verlegenheit gebracht.

Adieu, mein lieber Heine! Laßen Sie bald wieder etwas von sich hören. Aufrichtig

Ihr

Düßeldorff d. 6 October 30 Immermann

Adresse: Herrn Dr. juris H. Heine
Wohlgeboren
zu Hamburg

Abzugeben bei fr. Wittwe Heine. Neuer Wall No. 28 Littera D.

281. FRIEDERIKE (RAHEL) VARNHAGEN an HEINE.

Dinstag den 21. Septb 1830. 5 Uhr Nachmittag, Sonnentag, nach einer kleinen Ausfahrt, einem kleinen Diner, einem kleinen Nachmittagsschlaf.

Vielleicht zerstreut es Sie in dem jetzigen Leben, bringt Sie zu sehr hohen allgemeinen Betrachtungen, indem es Ihnen die Befriedigung unseres kleinen Herzens als das Wichtigste zeigt, wenn ich Ihnen sage, klage, erzähle, daß ich ein zerschlagenes Herz im Busen habe, weil ich heute meine Kinder den Caspers wieder abgeben mußte. Rein abgeben, als wenn es ihre wären; und ich liebe sie. Ich lebte endlich 8 Wochen von Morgens 7 bis 9 — und auch des Nachts mit 2-, 3-, 4mal nach ihnen sehen — Abends mit, für und nur durch sie. Ich machte ihnen Fleisch durch Pflege und ließ ihre Seelen wachsen; ihren Geist sich heben und regen. Den ganzen Tag hatten die 3, wovon Sie meine Aelteste, Elise, gewiß kennen, Prätensionen an mich, den halben war ich mit ihnen in Wald und Feld und Gärten. Nun ist's aus. Alles aus, und ich in Eifersucht allein; daß Andere haben, was ich besitzen sollte; und sie nicht genießen; aber verderben, und daß kein Despot, keine Armee, kein Gericht existirt, welches mir dies Gut zuspräche: und der liebe Gott wohl weiß, was mir gebührt; und ich leide. Sehr gut. Und ich soll wieder in Elend warten, bis ich denken muß: Er hätte Recht, sonst wär' es ärger gekommen. Es hilft mir nichts, aus der Zeit der verliebten Liebe zu seyn; ich leide doch. Und Sie mit; denn ich mag nicht: so sehr kann ich nicht schweigen; und Ihnen will ich gerade heute schreiben. Auch scheint es mir verstockt, ein Verrath und freundlos Benehmen, einen schweren schwarzen Klumpen Leid im Herzen zu tragen, es in Schmerzen überschwemmt zu fühlen und dies schriftlich zu verheimlichen, ganz zu übergehen und vom Tage oder anderm Ernst und Scherz zu sprechen. Wissen Sie, daß ich einen Todtschreck von dem Schneidergesellen wegen falscher Berichte eines erschrockenen Domestiken, der während des Tumults, wie Roller vom Galgen, zu mir stürzte, um mir die Stadt als occupirt vorzustottern — hatte, ein Tag, wo ich wegen Nervenaffects und Rheuma ein Schwefelbad mit all den Uebeln im Körper hatte; und nur aus Ungefähr nicht daran todt blieb; gleich nachher bekam ich den Brief, der mir Caspers Ankunft sur lendemain ankündigte! — Gemelkt fühlt' ich mein Herz. Unfähig meinen Körper. Seitdem hab' ich gelacht, geredet, gedacht, die Honneurs der Tage gemacht wie immer. Und bin durch nichts in all meinen Ansichten und Meinungen gestört. Hepp ist mir so wenig un-

vermuthet als alle andere Unzucht. Keine großen Trümeau, kein „Jungfernkranz", kein Elephant über Theaterbrücken, keine Wohlthätigkeitsliste, kein Vivat, keine Herablassung, keine gemischte Gesellschaft, kein neues Gesangbuch, kein bürgerlicher Stern, nichts, nichts, könnte mich je beschwichtigen. Die Pockenmaterie muß raus; Schminke hilft nichts, und wäre sie mit Hausanstreichspinseln aufgeklext! Nur Despoten können uns helfen, die Einsicht haben, oder: so gesagt, so geschehen! Unversehens habe ich Sie hier gegrüßt mit Allem, was ich jetzt über jetzt zu sagen weiß. Sie werden dies herrlich, elegisch, phantastisch, einschneidend, äußerst scherzhaft immer, gesangvoll, anreizend, oft hinreißend sagen; nächstens sagen. Aber der Text aus meinem alten beleidigten Herzen wird doch dabei der Ihrige bleiben müssen. Und auch hier wiederhole ich: Gott weiß das Alles; sieht, was uns fehlt; und schickt gewiß die trefflichen Despoten mit Bedacht aus weisem Grunde nicht. Dieser Grund ist Geschichte, und das mindeste Bischen Einsicht davon schon genug zu Geschichtserzählung. Unsre Krankengeschichte ist allein unsre Geschichte. Alle haben wir mitgefressen, und das muß wieder heraus. Kommen Sie bald; schreiben Sie noch früher; ich leide schrecklich an Ungewaschenes, was jetzt auch sonst Gescheitere und Gerathenere hervorlassen. Wie wenig wird echt gesehen und gedacht. Adieu. Gesundheit und heitere Tage. Friederike.

Es war eine Dissonanz, daß mir Caspers gestern etwas Angenehmes brachten. Ich mußte mich mit Ihrem Buche gestern freuen, umsomehr, als ich dachte, das Paket enthielt auch einen Brief. Schicken Sie mir einen recht argen, aus tiefstem Herzen, ganz nachlässig. Ludwig Roberts sind dann und wann krank, dann und wann bei mir. Sonst gut. Varnhagen schreibt selbst, er leidet mit und für mich mit. Bon soir, il fait trop obscur pour continuer, Adieu.

282. An FRIEDRICH MERCKEL.

Ich bitte Dich, lieber Merckel, mir auf ein paar Tage den letzten Theil des Don Quichotte, die Ilias erster Band und das neue Testament zu leihen; ich werde Dir solche nebst dem dritten Theil Fieldings, den ich noch von Dir habe, zusammen dieser Tage zurückschicken. — Ich wohne jetzt bey Dr. Kluth auf dem Neuenwalle.

Guten Morgen wünschend

H. Heine.

Hamburg, den 9. October 1830.

283. AN DEN SETZER der „Nachträge zu den Reisebildern". [Ein Stück abgeschnitten.]

Notiz für den Herrn Setzer.

[Wohl anfangs November 1830.]

Wenn Sie den für mich sehr verdrießlichen Mißstand beachten, der durch dieses Versehen stattfindet, welches S. 71 um so mehr der Fall ist, da*) nach dem Wort „Unsterblichkeit"**) kein Punkt, sondern ein Fragezeichen stehen sollte: so fühlen Sie wohl, daß eine Abhülfe Noth thut. Ist es ausführbar und rathsam, daß man vor jenen Worten in sämmtlichen Exemplaren ein [einflickte? Das ist freylich mühsam und man müßte Acht haben, daß dieses Zeichen ([) nicht an unrechte Stelle gesetzt werde. Ist es aber nicht statthaft, so bitte ich, am Ende des Buches, oder wo nur eine geziemende Lücke, die obigen Worte zu drucken. Ich habe noch allerley sinn-entstellende Errata gefunden, die mir aber nicht so fatal sind, als daß ich sie heute mitschicken sollte.

Freundlich grüßend
H. H.

284. An CARL HERLOSZSOHN.

Hamburg d. 16. Nov. 1830.

Längst schon, mein lieber Herloßsohn, hätte ich Ihnen von hier aus einen freundlichen Gruß nach Leipzig hinübergerufen — aber da hatte ich entweder für die guten Quarten zu danken, womit Sie mir letzthin in reisebildlicher Noth beysprangen, oder ich hatte Ihnen allerley Hübsches zu sagen, als ich „Hahn und Henne" las, und ich liebe nicht dergleichen persönlichen Anlässe &c. Später machte mir der Schauspieler Devrient Hoffnung, Sie hier zu sehen; doch das scheint sich auch verschlagen zu haben. Aber gestern Abend las ich im Kometen das Reformazionsgedicht, und ich dachte an Sie die halbe Nacht, und ich kann diesen Morgen nicht schnell

*) [da auch vor den Worten „Sie sind schlau" eigentlich ein Fragezeichen — durchgestrichen.]

**) [eigentlich ein Fragezeichen und — durchgestrichen.]

genug zur Feder greifen, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie recht sehr liebe, daß ich mir noch viel Freude von Ihrem braven Sinn und Talente verspreche und es mir eine tröstliche Beruhigung ist, solch wackeren Mitsprecher, wie Sie sind, in Deutschland zu wissen. Auch ich werde sprechen, noch sehr viel, ehe die Veilchen kommen, und vielleicht das Bedenklichste, wenigstens für mich das Bedenklichste. Der Deutsche merkt wohl das Bündniß der Clerisey mit der Aristokratie, aber wenn er auch wünscht, daß man die Wechsler und Taubenkrämer aus dem Tempel hinauspeitsche, so wird er doch verdammt ungehalten, wenn er sieht, daß man bey dieser Gelegenheit hie und da ein Heiligenbildchen verletzt — was doch so leicht geschieht, wenn die Peitsche groß ist und der Zorn noch größer. Vielleicht kommt Ihnen nächstens ein Buch von mir zu Gesicht, worin ich die Publikumsgefühle etwas unsanft streichle, ganz gegen den Strich, und Sie merken dann, was ich oben sagen wollte, und merken auch, daß es mir um die Gunst des Publikums nicht eigentlich zu thun ist. Wer ihm christliche Gesinnungen vorheuchelt und dabey ein bischen Talent hat, kann sich leicht in diese Gunst setzen; und wer [gar]*), wie ich, eine levis nota an seinem Christenthum hat, kann trotz allem Talente diese Gunst leicht verschütten. Aber es kommt die Zeit, wo der deutsche Michel einsehen wird, daß die Religionsinteressen ein Landesunglück sind, und daß es heilsam wäre, wenn sie samt und sonders im Indifferentismus ersöffen. Dann gäbe es keine katholischen und protestantischen Deutschländer mehr, sondern ein ganzes, großes, freyes Deutschland!

Leben Sie wohl! Stehen Sie mit Fr. Gleich in Freundschaftsverhältnissen, so grüßen Sie ihn von Ihrem gemeinschaftlichen

H. Heine.

Adresse: Sr. Wohlgeboren Herrn
Doktor Herloßsohn
in Leipzig.

Durch Buchhändlergelegenheit.

*) Durchgestrichen.

285. An VARNHAGEN VON ENSE.

Hamburg, den 19. November 1830.

Lieber Varnhagen!

Ich weiß kaum, wie ich es verantworten kann, daß ich Ihnen so lang nicht geschrieben, obgleich ich zwey Briefe unterdessen von Ihnen erhalten. Der erste, den ich zur Naturforscherzeit erhielt, erlabte mich ungemein, da nicht bloß Frau von Varnhagen, sondern auch Sie auf das menschlich weichste sich darin aussprachen; dies ist das höchste Zutrauen, und ich werde immer dafür dankbar seyn, indem ich Ihnen auch meinerseits kein verhülltes Herz zeigen will — Sie sollen es immer sehen mit allen Wunden, ja mit allen Flecken und unverklausulirt. Ich habe freylich schon erlebt, daß die Freunde nur die Wunden und die Flecken sahen und nicht die Glanzparthien, auf die ich sie nicht besonders aufmerksam machte, und deren Kenntniß ich bey ihnen voraussetzte. — Seit vorigen Frühling habe ich ihnen nicht geschrieben und habe Ihnen daher mit kurzen Worten nachzuberichten, wie es mir seitdem ergangen, äußerlich und innerlich, und wie es mir noch geht.

Wie es Vögel giebt, die irgend eine physische Revoluzion, etwa Gewitter, Ueberschwemmungen &c, vorausahnen, so giebt's Menschen, denen die sozialen Revoluzionen sich im Gemüthe voraus ankündigen, und denen es dabey lähmend, betäubend und seltsam stockend zu Muthe wird. So erkläre ich mir meinen diesjährigen Zustand bis zum Ende July. Ich befand mich frisch und gesund und konnte nichts treiben als Revoluzionsgeschichte, Tag und Nacht. Zwey Monath badete ich in Helgoland, und als die Nachricht der großen Woche dort anlangte, war's mir, als verstände sich das von selbst, als sey es nur eine Fortsetzung meiner Studien. Auf dem Continente erlebte ich die hiesigen Ereignisse, die einem minder starken Herzen wohl das Schönste verleiden konnten. Nichts desto weniger, gestört von allen Seiten, unternehme ich es, ein zeitbeförderndes Büchlein, aus schon alten Materialien, auf die Beine zu bringen; ich betitelte es „Nachträge zu den

Reisebildern", ich hab' es schon seit 14 Tage nach Leipzig, wo es nemlich gedruckt wird für Hoffmann & Campe, geschickt und denke, daß Sie es in 3 Wochen sehen. Sie werden sich nicht täuschen lassen durch meine politische Vorrede und Nachrede, worin ich glauben mache, daß das Buch ganz von früherem Datum sey. In der ersten Hälfte sind etwa drèy Bogen schon alt; in der zweyten Hälfte ist nur der Schlußaufsatz neu. Das Buch ist vorsätzlich so einseitig. Ich weiß sehr gut, daß die Revoluzion alle sozialen Interessen umfaßt, und Adel und Kirche nicht ihre einzigen Feinde sind. Aber ich habe, zur Faßlichkeit, die letzteren als die einzig verbündeten Feinde dargestellt, damit sich der Ankampf consolidire. Ich selbst hasse die aristocratie bourgeoise noch weit mehr. — Wenn mein Buch dazu beyträgt, in Deutschland, wo man stockreligiös ist, die Gefühle in Religionsmaterien zu emancipiren, so will ich mich freuen, und das Leid, das mir durch das Geschrey der Frommen bevorsteht, gern ertragen. Ach! trage ich doch noch schlimmere Dinge!

Seit 8 Tagen plagen mich Kopfschmerz und Aerger. Im Herzen fühl' ich mich sehr frey und frisch und denke noch Großes zu thun. Aber täglich verdüstert sich mehr und mehr meine äußere Lage, und die Studien, die mich so stark ergriffen, und obendrein die Weltereignisse haben mich meinen eigenen Angelegenheiten leider mehr entfremdet, als ich gegen mich selbst verantworten kann. Dazu kommt, daß ich manchmal wie mit Blindheit geschlagen war, mich von allen Seiten betrügen ließ und diese Tage mich auch wieder von meinen Buchhändler betrügen ließ, und zwar ganz auf dieselbe Weise wie vorig Jahr. Ich hab zu sehr Kopfschmerzen, und es ärgert mich zu sehr, sonst würde ich es Ihnen zur Ergötzung erzählen. Ich will Ihnen aber nächstens darüber schreiben, ich fürchte Hoffmann und Campe, oder vielmehr Julius Campe ist in sehr schlechten Umständen, und ich muß, wenn ich diesen Winter nicht verhungern will, mich in andere Buchhändlerverhältnisse stürzen. Da ist aber die größte Vorsicht nöthig, jener Mensch ist ein Filou, ist durch schlechte Spe-

culazionen seit einigen Jahren sehr demoralisirt, ist der schlimmsten Tücken fähig, und ich will solang als möglich bonne miene à mauvais jeu machen. Dies alles ist mein Oheim schuld, der mir vorig Jahr noch Holland und Brabant versprach, so daß ich in Geldsachen nicht difficil war und gern etwas sacrificirte, litterarischer Interessen wegen. Denn in Beförderung dieser letzteren giebt es keinen besseren Verleger als Julius Campe, und wenn es nur irgend möglich ist, behalte ich ihn auch deßhalb. Nun stehe ich aber sehr schlecht mit meinem Oheim Salomon Heine, man hat mir von dieser Seite wohl beyzukommen gewußt, und ich muß ihn, der wichtigen Gründe wegen, ganz derilinquiren. Ich sehe aber ein, daß ich in so schlimmer Lage auf neue Ressourcen, im Nothfall, bedacht seyn muß. Schulden habe ich, einige Bagatellen ausgenommen, jetzt gar keine, bin arbeitsfähiger als sonst. (Wie ich denn, was ich Ihnen nächstens ausführlicher berichte, ein neues Opus, ganz politischer Natur, begonnen.) Ach, eben indem ich mich in die Zeit und ihre Bedürfnisse versenke, vergesse ich mich selbst; am gefährlichsten ist mir noch jener brutale aristokratische Stolz, der in meinem Herzen wurzelt, und den ich noch nicht ausreuten konnte, und der mir so viel Verachtung gegen den Industrialismus einflüstert und zu den vornehmsten Schlechtigkeiten verleiten könnte, ja der mich vielleicht, durch allerley Degout und Depit, dahin bringt, das ganze unbequeme Leben mit all seinen plebejischen Nöthen zu verlassen. — Ihren materialistischen Arzt habe ich noch nicht gelesen; nächster Tage, wo dergleichen heterogene Lektüre nicht störsam in meine Arbeit einwirken kann, will ich ihn vornehmen. Von den Briefen des Verstorbenen habe ich jetzt mit Vergnügen den ersten Theil gelesen. Vorher las ich Ihre Recension, und wie ich mich denn immer blindlings auf Sie verlassen kann, habe ich in der Vorrede meines Buches jene Briefe auf eine Weise erwähnt, die gewiß zu ihrem Bekanntwerden am förderlichsten ist. Jetzt sehe ich, daß Sie recht haben, und ich bin mit meinem eigenen Lobe ganz einverstanden. Wer ist denn der Verstorbene? Mir können Sie es

sagen, der ich ebenfalls todt bin und nur noch durch das Essen und den täglichen Aerger mit der lebenden Welt zusammenhänge. Mein Buch wird Seiner todten Durchlaucht sehr gefallen, mein Demokratismus wird diesen Adligen wenig verletzen, da er nicht, wie die andern, auf seinem Stammbaum zu stehen braucht, um über die gewöhnlichen Köpfe hervorzuragen. Noch besser wird ihm das Religiöse im Buch gefallen. Er hat die Frömmler köstlich gegeißelt.

Leben Sie wohl, ich umarme Sie und unsere theure Rahel, an die ich so oft denke; ich bin die langen Abende immer zu Hause und wohne in großen, schönen, erinnerungssüchtigen Zimmern. Sie Varnhagen, der Sie in der Ferne meine Zustände besser überschauen können als ich selbst, bitte ich nachzusinnen, welche Ressourcen mir für den Nothfall offen stehen? Sie irren, wenn Sie glauben, daß ich, des Inhalts meiner Schriften wegen, sobald ich transagiren möchte, nicht die preußische Regierung für mich interessiren könnte. Nächstens mehr darüber; ich bitte Sie, denken Sie darüber nach.

Ihr ganz ergebener

H. Heine.

An Ihre recensirende Güte bin ich schon so gewöhnt, daß ich fast zu danken vergesse für die Kritik der 2. Auflage der R. B. Ich danke aber fühlend.

286. An DETMOLD.

Lieber Detmoldt!

Wie kann ich mein langes Stillschweigen gegen Sie verantworten? Ihr letzter Brief traf mich in einem Zustand der äußersten Bedrängniß; ich hatte meine Noth, nur den Kopf in die Höhe zu halten, und Winter und Frühling gingen dahin, ohne daß ich einem einzgen meiner Freunde schreiben konnte. Wozu Litaneyen, die nur betrüben konnten. Haben Sie mein Stillschweigen mißdeutet, so schmerzt es mich. Da ich Ihre Addresse nicht genau mehr im Kopf [habe], so will

ich Ihres letzten Schreibens nur so erwähnen, daß es nichts bedeutet, wenn dieser Brief auch in fremde Hände geriethe. Ich sage Ihnen daher in der Kürze, daß das, was Sie mir geschickt, fast ganz meinen Beyfall hatte, und daß ich Ihre bescheidene Anfrage für überflüssig hielt; die Hauptfragen im Leben muß man sich selbst beantworten — und beantwortet man sich wirklich selbst. Schicken Sie mir alles der Art, was Sie haben, was sich unterdessen gewiß noch vermehrt hat, und aus dem Gebrauch, den ich dann davon mache, mögen Sie am besten erkennen, in wie weit es mir mit meinem Beyfall Ernst ist.

Meine sicherste Addresse ist noch immer: Dr. H. H. bey Witwe Heine geb. v. Geldern, Neuer Wall Nr. 28, Lit. D. in Hamburg. — Was Sie mir schreiben oder schicken wollen, bitte ich bald zu schreiben oder zu schicken, denn in 14 Tagen verläßt ein neues Buch von mir die Presse, und ich ganz*) nicht ganz genau wissen, ob ich alsdann nicht den Reisebündel schnüren muß. Ich habe in dieser bedenklichen Zeit, wo das Einschläferungsmittel von oben herab angewandt werden soll, um später umso sicherer zu reagiren, habe ich es für meine Pflicht gehalten, das Unumwundenste auszusprechen.

Leben Sie wohl und schreiben Sie bald

Ihrem Freund

Hamburg, den 30. Nov. 1830. H. Heine.

Adresse: Sr. Wohlgeboren Herrn Advokaten Joh. Herm. Detmold, große Duvenstraße Nr. 358 in Hannover

287. An VARNHAGEN VON ENSE.

Hamburg, den 30. November 1830.

Lieber Varnhagen!

Ich muß meinem letzten Briefe noch einige Zeilen nachschicken, die Ihnen zwar nichts sonderlich Erfreuliches über

*) Verschrieben für: kanns.

meine äußeren Verhältnisse sagen können, die Ihnen aber jede Beunruhigung in Betreff derselben benehmen sollen. Ich wünschte nur, daß Sie die Sorgen kennen mögen, die mich in mißlichen Stunden beängstigen; Aerger, Aerger über eigene Unbeholfenheit, Fehlgriffe und Dummheit quält mich noch viel mehr, als die positive Noth. Sie haben keinen Begriff, wie sich alles Verdrießliche bey mir anhäuft, wie die naßkalten Besorgnisse sich mir ans Herz legen und alle Feuerblumen darin verlöschen machen! In dieser Stimmung habe ich dieser Tage noch einen Schluß zu meinem Buche geschrieben — denn mein Schuft von Verleger, der mein Buch in Sachsen drucken läßt und mir versichert hatte, es ginge dort alles durch die Censur, kommt plötzlich mit der Nachricht, daß es doch nicht ganz der Fall sey, und ich mußte noch einige Arien einlegen und noch ein Finale schreiben, um 20 Bogen zu füllen. — In der Aufgeregtheit der Zeit und des eigenen Schaffens konnte ich auf meinen eigenen Vortheil nicht wie sonst acht haben, und ich fürchte, ich werde noch mehr betrogen, als ich jetzt weiß. Das wird alles vorübergehen, ein neuer Frühling wird kommen, und damit ich ihn dann ganz genießen kann, ungestört, so mache ich jetzt die Frühlingslieder, die dazu gehören. 3 Dutzend habe ich in dieser schlimmen Zeit gemacht, auf Veranlassung eines hiesigen Musikers, der etwas Neues komponiren wollte (A. Methfessel). Ich hoffe, sie Ihnen Neujahr mittheilen zu können.

In den Briefen des Verstorbenen habe ich mich schon in den zweyten Band hineingelesen, es sind köstliche Dinge drin, die Sage von dem blinden Pfeifer Maurice Adair ist entzückend und sogar meisterhaft geschrieben. —

Können Sie mir die Addresse von Michel Beer in Paris nicht mittheilen? — Grüßen Sie mir recht herzlich die liebe Freundin, sowie auch Roberts. — Hier ist unlängst ein Gedicht gegen die Sontag erschienen, das bis auf diese Stunde für meine Arbeit gilt, meine Manier ist bis aufs absichtlichste nachgeahmt, man hat diese Täuschung aufs geflissentlichste verbreitet, und viele Menschen sind wüthend gegen mich — der ich stumm wie ein Fisch verharre. — Sie haben sich seit-

dem gegen die Autorschaft der verstorb. Br. verwahrt — ich habe herzlich gelacht über Ihre Noth. Aber ich bitte Sie, lachen Sie nicht über die meinige, sie ist bedenklicher, und ich bedarf der Vorsorge, und bald.

Ihr
H. Heine.

288. An WOLFGANG MENZEL.

Hamburg, den 9. December 1830.

Ew. Wohlgeboren

soll ich nun plötzlich schreiben, um die „Novellen" von A. Lewald, die Ihnen die Verlagshandlung schicken will, zu empfehlen; dieses ist der nächste Zweck dieser Zeilen. Ich wünsche, daß Ihnen das Buch gefalle, daß Sie bald Gelegenheit finden, es zu loben, denn es zeugt von großem Darstellungstalente, und ich habe dem Verfasser ein gutes Prognosticon gestellt. Er wird gewiß ein beliebter Novellenschreiber in Deutschland und zur Beförderung seiner baldigsten Anerkenntniß sollen Sie das Ihrige thun.

Und ist das alles, lieber Menzel, was ich Ihnen zu sagen? Aber Briefe wären doch nicht hinreichend zur Besprechung so mancher Dinge, die ich für Sie und gegen Sie auf dem Herzen habe. Ich will das alles aufsparen, bis ich Sie leiblich wieder fassen kann; denn alle meine Seufzer gehen nach Italien, und ich werde ihnen bald in Person nachfolgen, und dann verweile ich Ihretwegen einige Wochen in Stuttgart.

Ich gestehe Ihnen, Sie selbst und Ihr persönliches Treiben interessirt mich weit mehr als Ihr literarisches — ja der gedruckte Menzel wird mir manchmal sehr verleidet, und dann ist es gut, daß ich sehr vernünftig bin und billig und duldsam. Ich muß manchmal seufzen über Ihre Verblendung, Ihre Mißkenntniß der eigenen Interessen, Ihre genialen Widersprüche, es thut mir weh — doch bin ich heute sehr weich gestimmt, und ich will mich in diesem Zuge nicht weiter gehen lassen.

Nur eins muß ich erwähnen — Ihre letzte Behandlung

Immermanns: doch bedarf es bey Ihrem Scharfsinn keiner besonderen Auseinandersetzung, wie sehr Sie mich dadurch gekränkt. War das Ihre Absicht, so muß ich über Ihre Verblendung auch die Achsel zucken. Der Himmel weiß, wie wenig mich jede Unbill, die nur mich selbst trifft, verletzen kann. Ich gestatte Ihnen in dieser Hinsicht die freundschaftlichsten Experimente; — ich glaube, es wird Ihnen nicht so leicht gelingen, die Vorliebe, die ich nun mahl für Sie hege, abzutödten. Wenn Sie sich gar als Philister verkappen, um mir eins ins Moralische zu versetzen, so muß ich lachen. Ich meine hier Ihren Tadel des Persönlichen meiner Satire. Just Wolfgang Menzel weiß besser als jeder andere, daß Satire durchaus persönlich seyn muß. Und gar meine Hinrichtung Platens! wissen Sie doch sehr gut, daß ich mit den Haaren dazu gezwungen worden und ich nicht für meine Person, sondern für die Ideen, mit denen ich mich identifizirt, gegen den unflätigsten Geburtsdünkel das Schwert ergriffen. Ich hoffe, lieber Menzel, wir werden noch alt zusammen, und Sie werden sehen, wie wenig ich aus Eigensucht handle.

Wenn Sie mahl bey freundlicher Muße mir schreiben wollen, und zwar über ihre persönlichsten Zustände, so wird mich das sehr erfreuen. Ihre Briefe treffen mich sicher mit der Addresse: H. H. Dr. Jur. bey der Wittwe Heine, geb. v. Geldern, auf dem Neuenwalle Nr. 28 in Hamburg.

Leben Sie wohl, grüßen Sie mir Ihre Frau — ich möchte wohl gern ein Stündchen mit Ihnen schwatzen und lachen.

Ihr Freund

H. Heine.

289. An VARNHAGEN VON ENSE.

Hamburg, den 4. Januar 1831.

Ich gratulire zum neuen Jahre und wünsche Ihnen und Frau von Varnhagen die beste Gesundheit.

Ihren Brief nebst der Novelle (den Brief vom 29. Nov.) habe ich s. Z. erhalten, und den guten Rath, wenn auch contre coeur, befolgt. Ich habe mich mit meinem × in erneute

Freundschaft gesetzt, um wenigstens bey plötzlichen Schlägen einen Schutz zu haben. Doch betrachte ich dergleichen nur als äußerstes Nothmittel, und mein Streben geht dahin, mir à tout prix eine sichere Stellung zu erwerben; *ohne solche kann ich ja doch nichts leisten.* Gelingt es mir binnen kurzem nicht in Deutschland, so reise ich nach Paris; wo ich leider eine Rolle spielen müßte, wobey all mein künstlerisches poetisches Vermögen zu Grunde ginge, und wo der Bruch mit den heimischen Machthabern consomirt würde. Ich thue gar keine Schritte, nur von Ihnen erwarte ich unterdessen zu erfahren, ob in Berlin oder — Wien (!!!) nichts für mich zu erlangen ist. — Ich will nichts unversucht lassen und mich zum Aeußersten nur im äußersten Falle entschließen.

Wenn ich nur die Ruhe gewinne, die ich nöthig habe, um einige große Bücher, die mir quälend in der Seele liegen, an den Tag zu fördern.

Mein neues Buch soll heute von Harburg (wo es wegen Eisgang sechs Tage schon liegt) anlangen, und ich schicke es Ihnen mit nächster Fahrpost. Wahrscheinlich ist es schon in Berlin, und da können Sie es sich von Ihrer Buchhandlung unterdessen geben lassen, nach Bequemlichkeit aufschneiden und gegen eins von den Exemplaren, die Sie von mir erhalten sollen, hernach vertauschen. Das Buch ist stärker im Ausdruck als im Ausgedrückten, es ist nur agitatorisch , und ich brauche den Text nicht zu fürchten, wenn man mir was anhaben will. Nur fürchte ich, wird man sich hinter die Clerisey verstecken und das Buch im Namen der Religion zu verrufen suchen. Geschieht das — nun freylich, dann gebe ich die ganze Partitur der großen Oper.

Der Auftrag Ihres Briefes vom 28. December ist besorgt; Frau von Varnhagens liebreiche, unerschütterliche Freundschaft erquickt mir das Herz in diesem Nebelwetter. Grüßen Sie mir Roberts.

Ich bin heute sehr pressirt, sonst würde ich Ihnen heute mehr schreiben; nur das Wichtigste, was mich mehr, als ich auseinandersetzen kann, betrifft, will ich hier noch mit-

theilen, ja ich glaube, es ist die Hauptveranlassung meines heutigen Schreibens.

Sie wissen, es giebt hier vier Syndici; eines von diesen vier Staatsämtern ist seit einiger Zeit erledigt, und da können Sie wohl denken, daß sich viele melden zu dieser Stelle. Doch ist bis jetzt von Tag zu Tag die Wahl aufgeschoben worden, da unter den Candidaten keiner ist, der dem Senat angenehm, dessen Hauptaugenmerk dahin geht, jemand zu wählen, der einen populären Namen hätte und eine politische Feder zu führen wüßte (man fühlt schon das Bedürfniß nach Männern). Von mehreren Seiten ist man mich angegangen, mich zu melden, da ich Doctor juris bin und jede Stunde auch für einige Mark Bürger werden kann (das sind die einzigen Requisiten). Indessen weiß ich, daß man mich auf keinen Fall wählen würde, und daß es daher in jetziger Zeit mißlich wäre, wenn ich mich auf gut Glück meldete und dem Ridikül einer übergangenen Wahl anheimfiele. Schon droht mir, ohne mein Zuthun, dergleichen, und man spricht pro oder contra, welch Geschick mir bey meiner etwaigen Meldung bevorstünde. Da gilt nun ein schleuniges Einschreiten. Mehr noch, als ich auseinandersetzen kann, steht mein persönliches Ansehen hier auf dem Spiel. Man kann keine Gerüchte vernichten, sondern bloß ihnen eine andere Richtung geben, ja sogar manchmal eine heilsame. Dieses geschähe im vorliegenden Falle, wenn das hiesige Publikum aus auswärtigen Blättern erführe, daß man dem Gerüchte, als nenne man mich unter die Candidaten der erledigten Syndikusstelle, eine ungewöhnliche Wichtigkeit beylege, daß man meine Wahl als ein Begreifen der populären Bedürfnisse betrachte, oder dergleichen. — Sie verstehen mich. Und ich wünsche daher, daß Sie, sobald als möglich, in solchem Sinne einige Zeilen für die dortige Staatszeitung schrieben und Sorge trügen, daß die „Augsb. Allg. Zeitung" sie als preußische Correspondenz ebenfalls aufnehme. Ich weiß, ich mache Ihnen Mühe, aber ich kann nicht helfen, die Sache ist für meine Privatinteressen sehr wichtig. Ja, käme solche Correspondenz hier an, noch ehe eine Wahl geschehen, so könnte ich sehen,

ob ich gut thäte, mich zu melden. Auf jeden Fall wird erleichtert die Berichtigung aus dritter Hand, daß ich mich zu jener Stelle nicht eigentlich gemeldet. Herr Lehmann, ein ehemaliger Seïde von mir, ist der Hauptarbeiter der „Preuß. Staatszeitung", doch ist er zu sehr mit der Klatschliese Gans befreundet, als daß ich es wagen dürfte, mich an ihn direkt zu wenden. Da die Sache von der höchsten Delikatesse ist, so habe ich Sie nicht verschonen können. Mein Freund Rousseau ist Redakteur der Francfurter Oberpostamtzeitung, doch ist er ebenfalls eine Klatschliese, und da ich ihn als Schwächling kenne, so habe ich ihm längst alles Vertrauen entzogen. Die Redakzion der „Allg." ist mir ebenfalls genug befreundet, doch gehen die Sachen dort durch zu viele Hände — kurz, Sie, lieber Varnhagen, erhalten die Mühe aufgebürdet. Sie können auch am besten und zweckmäßigsten jenen Artikel abfassen, der den Eindruck machen muß, daß meine Wahl eine gebührende ist, eine wichtige und für das Publikum angenehme. — Soll etwa angedeutet werden, daß es ein Verlust sey, daß ich dadurch für Preußen, meine Heimath, verloren gehe?

Moser ist Berliner Correspondent für den „Hamburger Unpart. Correspondenten".

Hier behauptet man, Cotta sey bankrott; das wäre sehr traurig.

In mehreren Blättern steht, ich sey Verfasser der „Prima Donna", einer Satire gegen die Sontag. Es ist, wie sich versteht, zu gringfügig, daß ich diesem Geschwätze öffentlich widerspräche. Ich hoffe nicht, daß man in Berlin mir den Wisch zuschreibt. — Diesen Monath will ich ein Heft Frühlingslieder herausgeben. — Ihre Novelle ist von mehreren Damen mit Antheil gelesen worden. Ich finde mich nicht mehr so davon angezogen wie vor zehn Jahren, obgleich ich jetzt die Behandlung besser zu schätzen weiß. Stoffartige Behandlung, in der Weise der italienischen Novellisten, bringt immer, wie auch in Ihrer Novelle, einen eignen Reitz hervor. Es ist vielleicht die schwerste Form; für Sie vielleicht die geeignetste. Memoiren sollten Sie schreiben! Leben Sie wohl,

erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, die mir täglich im Werthe steigt, je mehr Freunde ich aufgeben muß. Ich bin ganz isolirt — und Fremde, die herkommen, besonders aus Paris, erzählen, es hieße, ich stände an der Spitze der deutschen Liberalen. Mein Buch wird den Irrthum noch befördern. Frau v. Varnhagen küsse ich die Hand.

H. H.

290. An VARNHAGEN VON ENSE.

Hamburg, den 6. Januar 1831.

Lieber Varnhagen!

Meinem gestrigen Briefe muß ich durchaus noch einige Notizen nachschicken.

Man nennt jetzt den bekannten Juristen Blume, Professor zu Halle, als den Candidaten zum hiesigen Syndikat, den man gewiß wählen werde. — Im Fall der Artikel, den ich gestern besprach, von Ihnen als nützlich erachtet würde, dürfte diese Notiz damit in Verbindung gesetzt werden. — Im Fall Sie jenen Artikel für mißlich hielten und ihn noch nicht abgefaßt, mögen Sie ihn ganz unterlassen. Aufs diskreteste müßte er befördert werden, vielleicht wär's gut, wenn er zuerst in die „Allg. Ztg." einliefe. — Viele meinen, daß man mich nur aus Ironie zu jener Stelle als wahlwürdig bezeichne.—Blume, der Jünger Hugos, ein Hauptheld der mikroskopisch untersuchenden historischen Juristenschule, wird durch Sieveking und dessen Parthey poussirt. — Mein Buch erhalten Sie Ende dieser Woche. — Ich gebe eine Streitschrift gegen den Adel heraus, wovon nur die Vorrede von mir seyn wird. Haben Sie etwas dazu zu geben? Zwölf Tage bleibt dazu Zeit. — Leben Sie wohl. (Ich schreib halb im Dunkeln.) Lieben Gruß an Frau v. Varnhagen. Ich bin ganz

Ihr ergebener

H. Heine.

291. An WILHELM HÄRING (Willibald Alexis).

Hamburg, den 17. Januar 1831.

So geht's, lieber Häring; man will ausführlich lange Briefe schreiben und schiebt's auf von Tag zu Tag in Erwartung einer allerbesten Stunde, und da geschieht's, daß man plötzlich etwas mitzutheilen hat, und man muß in der schlechtesten Stunde den kurzgefaßtesten Brief hinkratzen. So geht's mir heute. Einer meiner Freunde, A. Lewald, ersucht mich, Ihnen beykommende Novelle zu schicken, die im zweyten Theil seiner Novellensammlung erscheinen wird. Er wünscht, sie im „Freymüthigen" abgedruckt zu sehen, und dieser Abdruck müßte unverzüglich stattfinden. Ich denke, diese Novelle wird Ihnen gefallen und das große Erzählungstalent des Verfassers erkennen lassen. Er weiß zu erzählen und die Figuren zur Anschauung zu bringen, und ich habe ihm das Prognostikon gestellt, daß er einst in seinem Fache zu den beliebtesten Schriftstellern gehören wird. Ich habe ihn eben durch seine Arbeiten erst kennen lernen, und das günstige Vorurtheil, das ich hege, ist daher keine Partheylichkeit. Ich wünsche, lieber Häring, daß Sie den ersten Band von Lewalds Novellen, der jüngst erschienen, lesen möchten, und wenn Sie im „Freymüthigen" eine wirksame Recension liefern wollten, wär's mir sehr angenehm, da ich selbst bis am Halse in Politik stecke und nichts Aesthetisches schreiben kann. Und doch verdient das Buch eine rasche Empfehlung, wenn solche auch nur das Eine bezweckte, daß der Verfasser einsähe, wie nur die Novelle und nicht das Theater, woran er seine Kräfte vergeudet, für sein Talent geeignet ist.

Ich schreibe in großer Eile und kann Ihnen, lieber Häring, nur flüchtige Grüße zuwerfen. Mein jüngstes Buch macht hier viel Glück und überall Lerm — vielleicht singe ich bald: Timpe, Timpe, mach dich auf die Strümpfe! Leben Sie wohl, grüßen Sie mir Robert und alle Freundlichgesinnten. — Ich muß schließen.

Ihr Freund

H. Heine.

292. An HARTWIG HESSE.

(Extrait de la Doctrine de St. Simon.)

„Saint Simon fut, dites vous, un quêteur importun, un emprunteur insatiable! rabattons un peu de l'exageration de ces mots, qui cadrent mal avec l'exiguité Des ressources, que ces quêtes et ces enprunts procurèrent à St. Simon, ressources d'ailleurs presqu'entièrement employées par lui pour l'accomplissement de de (sic) sa mission, tandis qu'il continuait de vivre dans le dénuement et les privations. Mais mendier n'est-il pas le lot necessaire de ces êtres vraiment divins, qui, entierement absorbés dans la vaste pensée qui les domine, sont incapables d'appliquer un seul instant leur prévoyance à leurs besoins personnels? Le dernier degré de leur sublime devouement, n'est-il pas cette vertu même qui leur donne le courage d'aller mendier, auprès la richesse insouciante ou hautaine, les moyens de soutenir une existence dont eux seul connoissent tout le prix pour l'humanité?"

Indem ich Ihnen, lieber Herr [Hesse], das gestern erwähnte Buch schicke, kann ich nicht umhin, eine Abschrift der längst besprochenen Stelle meines neuen Evangeliums beyzufügen — die Zukunft mag Ihnen beweisen, daß letzterer Ausdruck mein tiefster Ernst ist, die Zukunft wird Ihnen zeigen, wie groß die Interessen waren, die mich bewegen, Sie jetzt zur schleunigsten Hülfleistung aufzufordern, und zwar nicht autant d'argent que vous pouvez, sondern die für Sie gringfügigste Summe, die Sie selber bestimmen mögen, von Ihnen zu erbitten. — Ich bitte. — Ich kann mir durchaus nicht vorstellen, daß ein außerordentlicher Mann, wie Sie sind, das außerordentliche Selbstbewußtseyn, das mich in diesem Augenblick wie religiöser Stolz beseelt, nicht begreifen sollte! — Ich bitte. — In dem finished feinen, witzig noblen [2 Worte durchgestr.] regt sich jetzt ein Gefühl, wie Lächeln des Herzens. — Ich bitte um zwey Zeilen Antwort. —

Ihr Schutzempfolener

H. Heine.

H[amburg], d. 10. Febr. 1831.

[Die Adresse ist ausgeschnitten. Nur „Esqr" blieb erhalten.]

293. An Madame HELBERT.

Ich mache mir heute gern das Vergnügen, bey Ihnen um 3 Uhr zu essen. Daß Sie bey diesem Geschäfte nicht in den Fall kommen werden, meinen Geist anzubeten, dafür werde ich schon sorgen. Ich hoffe Sie in Ihrer hübschen Frisur zu sehen — wahrhaftig, die kleidet Sie süperbe, die ist so witzig, phantastisch und aimabel. — Ich aber bin nur

Ihr ergebener

d. 14. Febr. 1831. H. Heine.

Ihrer Wohl[geboren]
Madame [Helbert
geb. Schnabel
Hamburg]

[ ] abgerissen von der Adreßseite und mit Bleistift ergänzt.

294. An VARNHAGEN VON ENSE.

Hamburg, den 1. April 1831.

Lieber Varnhagen!

Ich will Ihnen nur sagen, daß ich lebe, zwar just nicht zu meinem Vergnügen, wie Frau von Varnhagen es gewiß wünscht, aber ich lebe dennoch. In dieser tollen Zeit ist es schwerer als je, Briefe zu schreiben, wenn man nicht just Bestimmtes [zu] sagen, melden, erbitten oder anzubieten hat. Des Weltallgemeinen ist zu viel, um es brieflich zu besprechen, das persönlich Wichtige ist wieder zu gringfügig in Vergleichung der großen Dinge, die täglich ohne unser Zuthun passiren. Werden die Dinge von selbst gehen, ohne Zuthun der Einzelnen? Das ist die große Frage, die ich heute bejahe, morgen wieder verneine, und von welcher Selbstbeantwortung immer meine besondere Thätigkeit influenzirt, ja ganz bestimmt wird.

Als ich nach dem letzten July bemerkte, wie der Liberalismus plötzlich so viel Mannschaft gewann, ja wie die ältesten Schweitzer des alten Regime plötzlich ihre rothen Röcke zer-

schnitten, um Jakobinermützen davon zu machen, hatte ich nicht üble Neigung, mich zurückzuziehen und Kunstnovellen zu schreiben. Als die Sache aber lauer wurde, und Schreckensnachrichten, wenn auch falsche, aus Polen anlangten und die Schreier der Freyheit ihre Stimmen dämpften, schrieb ich eine Einleitung zu einer Adelschrift, die Sie in 14 Tagen erhalten, und worin ich mich, bewegt von der Zeitnoth, vielleicht vergallopirt, und — Sie werden der absichtlichen Unvorsichtigkeiten genug drin finden, und diese, so wie auch den angstschnellen schlechten Styl, billigst entschuldigen. Unterdessen schrieb ich noch Tolleres, welches ich in den Ofen warf, als es sich wieder erfreulicher gestaltete — Und jetzt? Jetzt glaube ich an neue Rückschritte, bin voller schlechten Prophezeyungen — und träume jede Nacht, ich packe meinen Koffer und reise nach Paris, um frische Luft zu schöpfen, ganz den heiligen Gefühlen meiner neuen Religion mich hinzugeben, und vielleicht als Priester derselben die letzten Weihen zu empfangen. — Für Ihre freundliche Beantwortung meines letzten Buches meinen nachträglichen Dank. Auch für das Conversazions-Blatt. Ueber den Salondemagogen haben andre noch mehr gelacht als ich. Der Witz ist gewiß richtig, aber er kann mir mahl den Kopf kosten.

Hier lebe ich noch immer in trübster Bedrängniß. Mit dem besten Willen sehe ich wohl ein, kann ich die Weisheit der Regierungen nicht für mich benutzen, und es bleibt mir nichts übrig, als mich vor ihren Thorheiten zu sichern. — In München geht es schlecht, wie ich höre. Hätte mein Freund Schenk mich nicht den Jesuiten sakrifizirt, so würde ich ihm jetzt von großen Nutzen seyn können, ohne daß meine Prinzipien darunter zu leiden brauchten. Treulosigkeit und Wortbruch haben mich aber von dieser Seite so sehr irritirt, daß ich die deutschen Polignacs jetzt selbst hängen könnte. — Gegen Preußen bin ich ebenfalls bitter gestimmt, aber nur wegen der allgemeinen Lüge, deren Hauptstadt Berlin. Die liberalen Tartüffe dort ekeln mich an. Viel Indignazion wuchert in mir. — Genug davon. — Sie brauchen auf Briefe an mich nicht meinen Namen zu setzen, sondern nur die

Addresse meiner Mutter, die Ihre zierliche Hansdchrift kennt und mir die Briefe unerbrochen zukommen lassen wird. — Leben Sie wohl und bitten Sie Frau v. V., mir zu schreiben. Roberts grüße ich. So wie auch Gans gelegentlich. Der Fürst Pückler hat mir nicht geschrieben, das ist mir leid, sehr leid. Wie geht's ihm? —

Mit voller Seele

Ihr ergebener

H. Heine.

295. An H. FORST.

Ich wünsche, daß Ihnen dieses Blatt mein Bild recht freundlich in Erinnerung bringe, wenn Sie dies Büchlein durchstöbern. Bleiben Sie mir gut gesinnt. Ich werde, lieber Forst, noch recht oft mit Vergnügen an Sie zurückdenken. Gott erhalte Ihnen Ihre gute Laune und gute Gesundheit.

Ihr Freund

H. Heine,

Hamburg d 2. April 1831. Dr. jur.

296. An AUGUST LEWALD.

[Frankfurt, 1831.]

. . . Sie glauben nicht, wie man mich hier verehrt! Als ich Mittags nach Hause kam, fand ich meinen Tisch ganz mit Visitenkarten bedeckt . . .

Nachträge und Berichtigungen.

Zu Seite 42, Zeile 1 ff. Die Briefe an Josef Lehmann wurden während der Drucklegung dieses Bandes von dem Sohne des Adressaten, Herrn Verlagsbuchhändler Felix Lehmann in Berlin, zur Verfügung gestellt, wodurch sie in ihren authentischen Fassungen mitgeteilt werden konnten. — Der Nachlaß Gubitz' muß, wie sein Urenkel, Herr Günter Hadank in Berlin versichert, als verschollen angesehen werden.

Zu Seite 66, Zeile 14 ff. Die von Henri Julia in der „Deutschen Revue" publizierten Briefe Heines befinden sich, laut freundlicher Mitteilung Ernst Elsters, nicht in dem Meyerschen Archive.

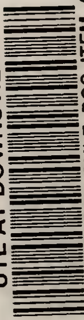
Seite 59, Zeile 18 von oben lies „Campes" statt „Campe".
" 77, " 3 " unten " „Lewald" " „Lewad".
" 237, " 12 " " " „das" " „daß".
" 309, " 5 " " " „schneebedekten" statt „schneebedeckten".

Gelegentlich (u. a. Seite 306, Zeile 19 von oben, Seite 311, Zeile 1, Seite 326, Zeile 2) lies „bey" statt „bei"; Seite 303, Zeile 11 von oben lies „seyn" statt „sein"; Seite 246, Zeile 12 von unten und Seite 388, Zeile 16 von oben lies „freylich" statt „freilich".

Seite 356, Zeile 4 von unten fehlt nach „wohl" ein Beistrich.
" 477, " 23 " oben lies „Trazien" statt „Trazim".

Dieses Werk wurde für den Verlag Georg Müller in München in der Roßberg'schen Buchdruckerei in Leipzig gedruckt und bei Hübel & Denck in Leipzig gebunden. Einhundertfünfzig Exemplare wurden auf holländisches Bütten abgezogen.

0


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 05 13 04 003 0